

Alexandre Dumas.



Der Secretair der Marquise  
Du Defsand

**Der Secretair  
der  
Marquise Du-Deffand  
(Marie von Charmrond.)**

---

von  
**Alexander Dumas**

---

Aus dem Französischen übersetzt  
von  
August Schrader Band 1 und 2  
Dr. E. Susemihl. Band 3 bis 7.

---

Leipzig, 1856.  
Verlag von Christian Ernst Kollmann..  
Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

## **Inhaltsverzeichnis**

### **Der Secretair der Marquise Du-Deffand (Marie von Charmrond.)**

Erster Band

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Siebzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Zweiter Band

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Siebenzehntes Kapitel.  
Achtzehntes Kapitel.  
Neunzehntes Kapitel.  
Zwanzigstes Kapitel.  
Einundzwanzigstes Kapitel.  
Zweiundzwanzigstes Kapitel.  
Dreiundzwanzigstes Kapitel.  
Vierundzwanzigstes Kapitel.

Dritter Band

Erstes Kapitel.  
Zweites Kapitel.  
Drittes Kapitel.  
Viertes Kapitel.  
Fünftes Kapitel.  
Sechstes Kapitel.  
Siebentes Kapitel.  
Achstes Kapitel.  
Neuntes Kapitel.  
Zehntes Kapitel.  
Elftes Kapitel.  
Zwölftes Kapitel.  
Dreizehntes Kapitel.  
Vierzehntes Kapitel.  
Fünfzehntes Kapitel.  
Sechzehntes Kapitel.

Vierter Band

Erstes Kapitel.  
Zweites Kapitel.  
Drittes Kapitel.  
Viertes Kapitel.  
Fünftes Kapitel.  
Sechstes Kapitel.  
Siebentes Kapitel.  
Achstes Kapitel.  
Neuntes Kapitel.  
Zehntes Kapitel.  
Elftes Kapitel.  
Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.  
Vierzehntes Kapitel.  
Fünfzehntes Kapitel.  
Fünfter Band  
Erstes Kapitel.  
Zweites Kapitel.  
Drittes Kapitel.  
Viertes Kapitel.  
Fünftes Kapitel.  
Sechstes Kapitel.  
Siebentes Kapitel.  
Achstes Kapitel.  
Neuntes Kapitel.  
Zehntes Kapitel.  
Elftes Kapitel.  
Zwölftes Kapitel.  
Dreizehntes Kapitel.  
Vierzehntes Kapitel.  
Fünfzehntes Kapitel.  
Sechster Band  
Erstes Kapitel.  
Zweites Kapitel.  
Drittes Kapitel.  
Viertes Kapitel.  
Fünftes Kapitel.  
Sechstes Kapitel.  
Siebentes Kapitel.  
Achstes Kapitel.  
Neuntes Kapitel.  
Zehntes Kapitel.  
Elftes Kapitel.  
Zwölftes Kapitel.  
Dreizehntes Kapitel.  
Vierzehntes Kapitel.  
Fünfzehntes Kapitel.  
Sechzehntes Kapitel.  
Siebenter Band  
Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.  
Drittes Kapitel.  
Viertes Kapitel.  
Fünftes Kapitel.  
Sechstes Kapitel.  
Siebentes Kapitel.  
Achstes Kapitel.  
Neuntes Kapitel.  
Zehntes Kapitel.  
Elftes Kapitel.  
Zwölftes Kapitel.  
Dreizehntes Kapitel.  
Vierzehntes Kapitel.  
Fünfzehntes Kapitel.

## Erster Band

### Erstes Kapitel.

**E**in Brief von Herrn Walpole, den ich gestern erhielt, hat mich die ganze Nacht träumen gemacht, denn ich bin wie Lafontaine's Haase in seinem Lager, ich träume in dem meinigen viel, wenn ich nicht darin schlafen kann.

Da es seit fast einem Jahrhunderte mehre sehr bekannte Walpole's in der Welt giebt, so ist es billig, daß ich hier darthue, wer der meinige ist. Er ist weder Robert Walpole, erster Graf von Oxford, Minister des Königs Georg I., noch Horaz Wolpole, der Bruder des genannten, Gesandter in Frankreich bei den Generalstaaten; er ist Horaz Walpole, der Neffe des Letztern und dritter Sohn des Ministers, Schloßherr von Strawberry-Hill, mein bester Freund und eifrigster Correspondent.

Walpole gab mir, ein wenig barsch vielleicht, nach seiner Gewohnheit, ein Mittel, einen Hauptfeind zu bekämpfen, die Langweile nämlich, die mich trotz aller meiner Gegenanstrengungen verfolgt und verzehrt. Er hat mich veranlaßt, Erinnerungen aus meinem Leben zu schreiben; er sagt mir, daß ich viel gesehen habe, und daß ich mir folglich viel in das Gedächtniß zurückrufen könne. Das ist wahr, aber ich langweile mich bereits dergestalt über meine traurige Person, daß ich mich ohne Zweifel noch mehr langweilen werde, wenn ich von mir spreche. Ich habe indeß ein Hilfsmittel, das ich gewiß anwenden werde, und dies besteht darin, mich mehr mit Andern, als mit mir selbst zu beschäftigen.

Ich werde dabei das christliche Gesetz von der Liebe zu dem Nächsten in Anwendung bringen, und mich bemühen, diesen armen Nächsten, den ich stets außerordentlich seltsam gefunden und der mir so oft Gutes erzeugt hat, so wenig als möglich zu verleumden.

Sprechen wir also, da es einmal geschehen muß, von dem Nächsten. Alle Nächsten sind unter sich verschieden. Der Nächste meiner Jugend hatte eine andere Gestalt als der von heute, er besaß einen anderen Geist, andere Ideen; und dennoch muß ich bekennen, daß es mir nicht schien, als ob er seit dieser Zeit gewonnen hätte. Ich im Gegentheile habe so viel verloren! Sollte ich die Einzige sein, der Unrecht geschehen wäre?

Eine arme Blinde wie ich ist recht sehr zu beklagen; sie muß sich auf Andere verlassen, hat zu Niemandem Vertrauen, und muß fürchten, daß man sie beständig hintergeht. Wird der boshafte kleine Secretair, den, ich dictire, Alles niederschreiben, was ich ihm sage? Die jungen Mädchen sind verschmitzt, und sicher im hohen Grade, daß es fähig ist, mich an die Nachwelt, wenn es eine solche für mich giebt, eine Menge Grobheiten richten und unterschreiben zu lassen, während der wahre Namen derer, die sie geschrieben, unbekannt bleibt. Was ist da zu thun? Ich bin überzeugt, daß es lacht, während es diese Zeilen, die Frucht meiner üblen Laune, schreibt. Leider lacht man so gern mit zwanzig Jahren! Ich werde nie mehr lachen können, die ich einst so gern gelacht habe.

Einst! Welch ein häßliches Wort! Und wie oft sprechen wir es in unserm Leben aus. Es ist der

Ausdruck des Bedauerns, der Begleiter der Erinnerung; es ist das Wort der Vergangenheit, jener Hälfte unsers Daseins, welche täglich die andere verschlingt, bis sie völlig aufgezehrt ist.

»Einst! Einst war ich jung, einst war ich schön, gefeiert und begehrt, sagt das Alter.

»Einst war ich reich und mächtig, einst hatte ich Höflinge und Freunde! sagt der betrogene Ehrgeiz.

»Einst war ich geliebt! sagt die entfliehende Liebe.

»Einst war ich im Schlamme, ich verkaufte meine Zeit und meine Mühen; jetzt verkaufe ich mein Gewissen und kaufe das Anderer,« sagt der Emporkömmling.

Ich könnte diesen »Einst« noch manche hinzufügen, aber ich muß nun auf das meinige kommen, was in diesem Augenblicke das nothwendigste ist; es schließt sie alle in sich, ausgenommen, daß ich nie etwas verkauft und sehr wenig gekauft habe, aus Mangel an den zu Einkäufen nöthigen Mitteln. Es ist ganz gewiß, daß ich sehr viel Dinge weiß, und daß mein »Einst« ein weit umfassendes ist. Ich habe den Hof gesehen, ohne Theil daran genommen zu haben, befinde mich also in der glücklichen Lage, ihn unpartheiisch zu beurtheilen. Ich habe in der Stadt die Leute gesehen, die man anerkennt. Vor allen Dingen aber habe ich besser als irgend Jemand die Gesellschaft von Schwätzern und den Kern der Schöngeister kennen gelernt, welche dieses Jahrhundert leiten und es, meiner Meinung nach, seinem Verderben entgegenführen. Jene Philosophen, die eine Schule bilden wollen, und selbst darthun, daß sie Nichts wissen. Ich habe sehr wenig von ihnen gehalten, Lies ist ein Grund, um sie gern zu sehen, und ich verspreche meinem verehrten Leser, sie getreu zu schildern. Sie sind in einen sehr ernsthaften Mantel gekleidet, dessen reicher Stoff aber nichts destoweniger schillert wie ein Katzenauge in der Sonne; je nachdem das Licht ihn trifft oder ihm entzogen wird, ist er von verschiedener Farbe. Ich werde Ihnen das Unterfutter zeigen, es ist das Sonderbarste dabei. Wie viel Lumpen hangen unter dieser glänzenden Hülle!

Es steht demnach entschieden fest, daß ich mein Leben schreibe, daß ich dreiundsiebzig Jahre zurückgehen werde. Fürchten Sie nicht, daß ich schon fasele, ich habe nichts destoweniger ein gutes und umfassendes Gedächtniß; ich erinnere mich der geringsten Einzelheiten, und jetzt, da ich begonnen habe, glaube ich Herrn Walpole beipflichten zu müssen, ich werde eine große Wonne an den Erinnerungen finden.

Der Verlust meiner Augen hat mich in dem Besitze einiger Illusionen gelassen, in meiner ewigen Nacht sehe ich die Schattengestalten meiner Jugend noch eben so klar, als ich sie »einst« gesehen. Da stoße ich schon an das verhängnißvolle Wort! Kümmern wir uns nicht mehr darum, es wird noch sehr oft vorkommen.

Meine Freunde sind für mich nicht alt, bin ich auch für sie sehr alt; und dies muß wohl sein, denn ich bin für mich selbst erschrecklich alt, nach Art Mascarille's. Ich lebe schon lange Zeit, und sie werden dessen, daß ich noch lebe, ohne Zweifel überdrüssig sein.

Sehen wir nun zunächst, wer mein Secretair ist. Voltaire hat mich gelehrt, daß man stets die Personen in Scene setzen muß.

Gewöhnlich dictire ich Viard, meinem alten und treuen Kammerdiener. Er schreibt meine Briefe; aber bei Abfassung dieser Memoiren werde ich mich seiner nicht bedienen, denn er würde eine Menge Betrachtungen über alle die Masken anstellen, die er gekannt hat, Betrachtungen, denen ich vielleicht Recht geben würde. Es giebt deren, die er begünstigt, dann wieder andere, die ihm mißfallen, und ich will meine Unabhängigkeit wahren, ich will frei von



jedem Einflusse sein. Mademoiselle de Saint-Benant macht mir in dieser Beziehung keine Sorgen. Sagen wir kurz, wer sie ist.

Sie ist ein sehr liebliches, geistreiches und graziöses Kind, eine meiner Verwandten, die man mir aus der Provinz geschickt hat, damit sie bei mir bleiben und leicht einen Mann finden solle. Wir werden ihr suchen helfen. Sie ist erst seit vierzehn Tagen hier, und so lange lehrt ich sie das Hebräische.

— Erröthen Sie nicht bei diesen Complimenten, mein schönes Fräulein, bedenken Sie, daß ich rede, und beeinträchtigen Sie mir meine Gedanken nicht.

— Ich erröthe nicht, Madame, vorausgesetzt, daß man sich nicht zu schämen braucht, wenn man keine andere Mitgift besitzt als die Eigenschaften, die Sie so freundlich waren anzudeuten. Was den Mann anbetrifft, so wird er sich schon finden, wenn es Gott, und vorzüglich wenn es mir gefällt. Da ich einmal zu dem Leser rede, erlaube ich mir hinzuzufügen, daß ich ihm oft Dinge sagen werde, die mir die Frau Marquise nicht dictiren wird; ich werde ein wenig ihre Memoiren nebenbei schreiben; es entgehen ihr viel kleine Ereignisse, und sie selbst ist mit ihrer Blindheit ein so bemerkenswerthes Ereigniß! Sie verdient, daß man in Bezug auf sie dasselbe thut, was sie für andere thut.

Ich unterbreche mich, denn Madame spricht:

— Sind Sie hier, mein Kind?

— Ja, Madame!

— Dann fahren Sie fort, und spielen Sie nicht mehr mit Toutou. (Ich werde Ihnen sagen wer Toutou ist.)

— Ich fahre fort, denn Madame dictirt.

Da Sie jetzt meinen Secretair kennen, so beginnen wir:

Ueber meine Kindheit werde ich schnell hinweggehen, dieses Alter hat nur für die Mütter und für die Ammen Interesse. Aber das Bekenntniß muß ich mir wohl erlauben, daß ich am 1. August 1697 geboren ward, also unter dem großen Könige, drei Jahre nach Voltaire, und ein Jahr nach Richelieu — daß man mich Marie von Chamrond nennt, und daß mein Vater, der Graf von Vichy Chamrond (und nicht Chamrond, wie viele meiner Zeitgenossen schrieben) ein guter Edelmann in Burgund war, wo es viel sehr gute Edelleute gab. Auf seinem Gute Chamrond, wo man viel des Adels empfing und sich sehr gut amüsirte, behauptete er unter den Besten der Provinz seinen Rang. Dies hat sich seitdem sehr geändert.

Meine Mutter, eine gute und liebenswürdige Frau, hatte nur einen Fehler, und dieser bestand in ihrer Schwachheit, ein Fehler, der ihr selbst und andern schrecklich war. Er vernichtete vortreffliche Eigenschaften, er machte sie unfähig Gutes zu thun, obgleich man einige Neigung dazu hatte, und autorisierte das Böse geschehen zu lassen, worüber man seufzte, weil man nicht die Kraft hatte, es zu verhindern.

Durch meine Mutter war ich mit den Choiseuls verwandt, und dieser Umstand bewirkte eine innige Freundschaft mit dem Minister und seiner so vollendeten Gattin, wovon zu sprechen ich noch oft Gelegenheit haben werde.

Ich hatte eine Schwester und zwei Brüder; einer von ihnen war älter, der andere war jünger als ich. Meine Schwester war die älteste. Ich bin mit ihr wenig in meinem Leben in Berührung gekommen, da wir nicht zu einander paßten.

Meine ersten Jahre verlebte ich in Chamrond. Ich ward verzogen, denn ich war ein sehr

hübsches Kind, und man fand mich geistreich.

Ich erinnere mich alles dessen nicht sehr genau mehr; ich war nur wenig bei meinen Eltern. Man ließ uns auf den großen Wiesen spielen, wo wir nach Gefallen laufen und springen konnten, während mein Vater ein Anhänger der Freiheit und der Bewegungen jener Zeit war. Diese grünen und blühenden Wiesen von Chamrond sind eine jener Luftspiegelungen von einst, die mich am meisten verfolgen. Ich habe viel andere Auen gesehen, ich habe so manchen Duft eingeathmet — ich habe sie leider vergessen, wie man Alles vergißt. Aber jetzt, wo sich eine ewige Nacht um mich verbreitet hat, finde ich sie in meiner Erinnerung noch eben so frisch, eben so reizend, als in den Tagen der Unschuld, wo die Zukunft sich so lang und so süß eröffnet. Diese Zukunft hat eins, ihrer Versprechen gehalten, aber dies ist das grausamste für mich! Die erste Erziehung meiner Brüder und meiner Schwester war ungenügend, trotz der beiden Abbe's und einer Art von Gouvernante, die man ihnen gab. Mich bestimmte man für ein Kloster, in das ich sobald als möglich eintreten sollte, da man wünschte, daß ich mich der Religion widmen möge.

Mein Vater kannte einige heilige Seelen unter den Frömmern in Paris, obgleich er selbst nichts weniger als fromm war und es ihm sauer ankam, sich den nöthigen Erfordernissen zu unterwerfen.

Er ging mitunter nach Versailles, um dort seine Aufwartung zu machen; er stieg in die Carossen Seiner Majestät, wie dies sein Recht war, und kam nach Chamrond zurück, das meine Mutter niemals verließ.

Wir hatten eine Tante, die wie ich Fräulein von Chamrond hieß, eins der interessantesten Mädchen, die ich je kennen gelernt habe.

Sie hat sich nicht verheirathet, zunächst weil sie nicht viel Männer finden konnte, und dann, weil sie wenig danach gesucht hat.

Man wollte eine Stiftsdame aus ihr machen; aber sie widersetzte sich dem, denn sie zog es vor, frei zu bleiben und ihren Bruder nicht zu verlassen, für den sie eine Art Leidenschaft hegte.

Fräulein von Chamrond war bucklig, auffallend bucklig, aber sie hatte ein liebliches Köpfchen und die schönsten Augen in der Provinz. Sie war unendlich geistreich, und schrieb fast eben so gut als Frau von Sevigné, was auch Herr Walpole, der enthusiastische Verehrer von der, die er unsere Frau von Livry nennt, davon sagen möge. Wenn er zu ihrer Zeit gelebt hätte, so weiß ich nicht, was von der göttlichen Marquise noch hinzugekommen wäre, aber er würde diese so gepriesene Tugend gewiß angegriffen haben.

Meine Tante war nun zwar nicht Frau von Sevigné, aber sie hatte sie gekannt und unterhielt eine ziemlich unausgesetzte Verbindung mit Bussy-Rabutin, dessen ich mich noch sehr deutlich erinnere. Beide waren aus unserer Provinz.

Frau von Sevigné war in dem Jahre meiner Geburt gestorben, aber ihr Cousin überlebte sie.

Ich sehe ihn von hier aus. Er hatte sich in seinem Alter noch einen stolzen Gang, einen zurückgeworfenen Schnurrbart, einen groben Ton und die Manieren eines spanischen Kapitäns bewahrt, welche der Jugend Anlaß zum Lachen gaben. Dessen ungeachtet galt er viel bei den bejahrten Leuten; er hatte Erinnerungen von mehr als einer Art, er erzählte sie gut, und seine Unterhaltung war eine sehr angenehme, wenn man die Uebertreibung in seinen Redensarten und die gute Meinung, die er von sich selbst hegte, davon wegnahm.

Seine Tochter, Frau von La Riviere, hatte tausend sehr bekannte Abenteuer. Man klagt ihn an,

daß er in sie verliebt und eifersüchtig gewesen sei.

Ich weiß nicht, ob dies wahr ist, und meine Tante glaubt durchaus nicht daran; sie duldet nicht, daß man in ihrer Gegenwart davon spricht. Außer ihrer Freundschaft und ihrer geistigen Beziehung zu Herrn von Rabutin, hat meine Tante noch einen Grund, um auf diese Familie Etwas zu halten.

»... Um *bucklig* zu sein, bleibt man nichts destoweniger doch *Frau*.«

Seit achtzehn Jahren hegte sie eine romantische Leidenschaft zu einem schönen Grafen von Toulangeon, den Cousin Bussy's. Eine solche Leidenschaft findet man nur in den Büchern, sie hat fast immer einen traurigen Ausgang.

Sie sahen sich oft, da sie Nachbarn und Verbündete waren. Herr von Toulangeon war ebenfalls noch sehr jung, er vergaß über dem schönen Gesichte, dem feinen Geiste und dem sanften Charakter meiner Tante den Buckel. Er verliebte sich in sie, und wollte sie heirathen.

Aber Fräulein von Chamrond war kein gewöhnliches Mädchen, sie besaß die übertriebenen Ideen einer frommen und zärtlichen Seele, die an Exaltation grenzten. Sie weigerte sich hartnäckig, obgleich beide sich darüber ein Wenig grämten.

Vergebens bat er sie, vergebens ließ er sie durch seine Verwandten und Freunde bitten — sie blieb unbeugsam.

— Ein Mädchen wie ich, sagte sie, verheirathet sich nicht, um in ihrem Geschlechte eine bejammernswerthe Gebrechlichkeit fortzusetzen, um ein Gegenstand der Lächerlichkeit zu werden, und diese Lächerlichkeit auch auf den Mann zurückfallen zu lassen, dessen Namen sie trägt. Je theurer er ihr ist, je weniger darf sie ihn, einen solchen Makel aufbürden. Es ist wahr, ich liebe Herrn von Toulangeon, und ich bin die unglücklichste Person von der Welt, daß ich ihm diesen Schmerz aussprechen muß. Um so schlimmer für mich, wenn mein Herz thöricht fühlt, es wird dafür bluten müssen.

— Aber, mein Fräulein, antwortet man ihr, diese schöne Widersetzlichkeit wird Einen wie den Andern der Verzweiflung preisgeben.

— Gewiß, wir werden verzweifeln; aber nur für kurze Zeit. Er wird für das, was er verliert, Besseres finden und sich trösten. Ich, ich werde ihn immer lieben, und diese Liebe wird genügen, mich glücklich zu machen. Ich werde mich mit ihm beschäftigen, werde das Glück genießen, dessen er sich erfreut, und dies wird mir viel mehr sein, als ob ich es selbst besäße.

— Sehen Sie denn nicht, daß er Sie anbetet, mein Fräulein, und daß Sie Nichts wagen, wenn Sie ihn erhören?

— Ich sehe, daß er nicht gemacht ist, um über seine Frau zu erröthen, und daß es leicht dahin kommen wird, mich nicht mehr zu lieben, oder darüber zu leiden, daß er mich weniger liebt. Sprechen Sie nicht mehr davon.

Da meine Tante keine Frau werden konnte, ward sie ein Engel, dessen Leben Andern gehörte; sie weihte sich dem Glücke Aller.

Sie liebte uns und behandelte uns besser als unsere Mutter, so gut diese auch war. Sie sorgte für die Armen, indem sie ihnen von ihrem Vermögen gab; sie besuchte die Kranken, betete zu Gott, ohne Ostentation, und nie hat es wohl eine duldsamere Frömmigkeit gegeben, als die ihrige. Ihre Beziehungen zu dem Grafen von Toulangeon blieben gleich freundschaftlich und wohlwollend.

Sie wohnte seiner Verheirathung bei und besuchte sehr oft die Gräfin und ihre Kinder, ohne je

die Gefühle zu verbergen, die sie bewahrte.

Das ganze Land verehrte sie wie eine Heilige. Sie war um so bescheidener dafür.

Als ich das sechste Jahr vollendet hatte, führte mich diese gute Tante nach Paris in das Kloster Madeleine du Traisnel, wo man sagte, daß ich aufgenommen werden solle, um zu prüfen, wozu ich berufen sei. Fräulein von Chamrond war nicht der Ansicht, daß man mich einsperrte, aber mein Vater wollte es durchaus, und das beste Mittel, ihn von seinem Willen zurückzubringen war, sich ihm vor der Hand zu fügen. Ich folgte also der über mich geschlossenen Bestimmung, bis es mir gestattet sein würde, eine andere nach meinem Gefallen zu suchen.

---

## Zweites Kapitel.

Als ich mit Fräulein von Chamrond nach Paris kam, begrüßten wir zunächst unsere Verwandten bei Hofe. Dies übte einen großen Eindruck auf mich aus. Wir sahen die Herzogin von Luynes, die Choiseuls und noch viel Andere, die eine ganze Litanej machten, um die ich mich nicht mehr kümmern konnte.

Die Pracht und die Gewohnheiten von Versailles blendeten mich; ich glaubte mich durch eine gute Fee, die meine Tante war, in eine unbekannte Welt versetzt, wo ich nur Prinzen und Prinzessinnen, die einen schöner als die andern, mit Gold und Diamanten bedeckt, sah, und alle schienen geneigt zu sein, mich mit Wohlthaten zu überschütten.

Ich bildete mir nun sehr häufig Chimären in meinem Kopfe. Diese werde ich Herrn Walpole nach meinem Tode lesen lassen, ihn, der mich stets anklagte, daß ich mit sechzehn Jahren romantisch gewesen sei, er würde sie als ein sehr schlagendes Argument benutzen, und ich werde mich hüten, ihn damit zu versehen.

Ich war in meiner Kindheit, nicht in meiner Jugend, wirklich romantisch, die Regentschaft gab dazu gute Anleitung, denn um diese Zeit ereignete sich Alles thatsächlich und nicht in Träumen; aber bis zu meinem Austritte aus dem Kloster waren dies Romane aller Gattungen in meiner Einbildung. Zuerst waren es Feenmärchen, dann wunderbare fromme Geschichten, und endlich Liebesgeschichten, ehe ich einmal wußte, so zu sagen, daß die Liebe existirte.

Ich muß hinzufügen, daß diese Zeit der Träume und Chimären die glücklichste meines Lebens war. Später habe ich nur zu viel Dinge gesehen, und zu viel Reelles, um gegen die Menschen nicht einen Widerwillen zu empfinden. Wenn ich sage die Menschen, so verstehe ich darunter eine Art, Männer und Frauen, denn wir sind Einer nicht mehr werth als der Andere. Ich gehöre jetzt keinem Geschlechte mehr an, und urtheile völlig unpartheiisch.

Was hätte ich, außer einer kleinen Zahl geliebter Freunde in dieser großen Menge mir gleichgültiger Geschöpfe, auf dieser Welt zu schonen, die ich nicht einmal mehr sehen kann?

Wir verwendeten vierzehn Tage zu unsern Ausflügen.

Man zeigte mir den König Ludwig wie er durch die Gallerie zur Messe ging. Ich sehe ihn noch: er war noch nicht gebeugt, wie er von jener Zeit an erschien, er trug sein Haupt erhoben, und war sehr einfach gekleidet. Seine Blicke richteten sich auf mich.

Damals war ich schön, man weiß es, und sehr geputzt. Dies fiel ihm ohne Zweifel auf. Er fragte nach meinem Namen, und man sagte ihm denselben. Er grüßte durch ein kaum merkliches Zeichen, auf das mich meine Tante durch eine tiefe Verbeugung danken ließ. Dann ging er vorüber.

Ich sah auch die Prinzen und Prinzessinnen, deren ich mich nicht mehr erinnere; auch Frau von Maintenon, die ich nie vergessen werde.

Ihr Blick durchbohrte mich wie ein Degenstoß und machte mich erstarren. Ich ward ihr durch die Luynes vorgestellt. Sie empfing mich gut, aber mit jener gefühllosen, kalten Frömmerei, die umsonst ihres Gleichen sucht.

Ich habe immer gewünscht, fromm zu werden, aber nicht auf diese Weise. Diese Leute sind nach Berechnung und System fromm, sie lieben Gott mit ganzem Geiste, aber nicht mit ganzem

Herzen, und deshalb sind sie für mich besondere Wesen, die ich mit den andern nicht in gleiche Gattung bringe. Ich bin deren vielen in meinem Leben begegnet, aber keinem von dieser Allgewalt.

Frau von Maintenon war eine Person, die man als eine Ausnahme betrachten muß; man würde ihr nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, da man sie nicht lieben kann. Vom Gesichtspunkte des Egoismus aus, hatte sie eben so große und ausgedehnte Pläne als der erste Politiker Europa's; während vieler Jahre leitete sie das Königreich zwar nicht auf eine untadelhafte, aber auf eine gleiche, feste Weise, und dies ist seltener als man wohl glauben möchte. Die Leute, die sich ein Ziel stecken, und von der Erreichung desselben nicht ablassen, sind nicht so gewöhnlich, als daß man an ihnen vorüber gehen könnte, ohne sie im Gedächtnisse zu behalten.

Nachdem die Besuche und Spaziergänge abgemacht, übergab mich meine Tante den Händen der Klosterfrauen. Sie sagte mir schluchzend Lebewohl und verließ kummervoll die Straße Charonne.

Sie hatte um die Erlaubniß nachgesucht, zwei Tage in einem Zimmer des Klosters verbleiben zu dürfen, um mich zu gewöhnen, wie sie sagte. Dies hatte sie nicht nöthig, denn ich fand mich sogleich in meine neue Lage.

Das Ordenshaus war reizend; es galt für ein streng nach der Ordensregel eingerichtetes. Von den Zeiten der Regentschaft an ward es erst übel berüchtigt, woran Herr von Argenson die Schuld trug. Voltaire hat Recht.

»Dieser gute Regent, der Alles verwöhnte in Frankreich,« denn er verwöhnte selbst das Kloster Madeleine du Traisnel!

Die Frau Aebtissin, eine vortreffliche Person, und zwei oder drei Nonnen, von denen die Schwester Engel-Marie ein Wunder von Schönheit war, wurden meine Freundinnen. Die Äbtissin wollte, daß ich in ihrem Zimmer schlief; dies machte die Mißgunst meiner Freundinnen rege, die mich Alle um dieses Glück beneideten.

Man pflegte und verzärtelte mich, man überfütterte mich mit Naschwerk, ohne der feinen Mahlzeiten und der Leckereien von Geflügel und Wildpret zu gedenken, deren sich die Nonnen nicht gern berauben. Man muß ihnen diese unschuldigen Vergnügungen hingehen lassen, um sie zu verhindern, andere zu suchen.

Ich fand diese Lebensordnung sehr angenehm. Meine weißen Kleider gefielen mir; aber so waren auch die der Nonnen, vorzüglich ihre Chorröcke, ganz vortrefflich.

Der Garten war mit den schönsten Blumen und Früchten angefüllt. Man ließ mich eine reichliche Erndte machen. In dem Sprechzimmer wurden täglich Gesellschaften abgehalten, zu denen eine Menge Damen und Herren kamen.

Die Frau Aebtissin war sehr liebenswürdig in ihrer Unterhaltung. Sie nahm Besuche in ihrem besondern Sprechzimmer an, ohne Gitter, und zwar zu allen Stunden, selbst des Abends. Die Pensionärinnen hatten keinen Zutritt zu diesem Zimmer, es sei denn, daß sie besonders dazu geladen waren. Dieser Gunst erfreuten sie sich nie vor dem sechzehnten oder siebzehnten Lebensjahre.

Das Sprechzimmer der Nonnen bot den gewöhnlichen Anblick der in den Klöstern üblichen. Es war durch ein Gitter in zwei Hälften getheilt, hinter dem sich die Nonnen und die ihrer Sorge anvertrauten Kinder befanden. Zuweilen ward uns erlaubt, die Grenzen des Gitters zu

überschreiten; aber unsern Lehrerinnen niemals.

Auf der andern Seite sahen sich Damen in Toilette, junge lebhaftere Männer, Militairs, Abbés und große Herren. Financier's traf man wenig, sie nahmen nicht Theil an dieser ausgezeichneten Gesellschaft. Alles schwatzte und kokettirte wie in dem königlichen Palaste zu Trianon. Man lachte laut auf, man erzählte Anekdoten, man las Verse. Das Gitter war durchaus nicht lästig, man überging es, wenn nicht in der That, so doch im Sinne, und ich habe einige Male zu dem Marquis La Fare sagen hören:

— Seit der Hof fromm geworden ist, schwatzt man nirgends mehr, als in den Sprechzimmern der Klöster.

In den Winkeln flüsterte man, das Gesicht in dem Schiebfensterchen. Dies waren stets junge Nonnen und junge Damen, mitunter auch junge Herren. Sie liefen einem Schatten nach, wenn sie die Beute nicht haben konnten.

Außerdem aß man Zuckerwerk und Orangenkuchen, wegen deren das Kloster eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. Ueberall herrschte Fröhlichkeit und gute Laune; nirgends sah man eine Thräne, gewährte man Kummer. War ja einmal eine Unruhe vorhanden, so ward sie durch den Schleier und die Clausur verheimlicht. Dieses mit weltlichen Zerstreungen geschmückte zurückgezogene Leben floß wie ein Bach zwischen zwei blumigen Ufern dahin; die Dornen verbargen sich, und der Duft allein stieg empor.

Ich möchte eine Nonne sein, und zwanzig Jahre zählen. In diesem Alter bildet sich in der Seele und in dem Dasein eine Mischung von Lebensschwierigkeiten und Klosterzänkereien, die, wenn man Beide wie die Oberfläche eines Korbes betrachtet, einen ungemeinen Reiz gewähren. Später ändern sich die Ansichten; das Gleichgewicht verliert sich, der Ueberdruß wird stärker, die Frömmigkeit läßt nach und formt sich nach der Gewohnheit; man murmelt Gebete her, dreht den Rosenkranz zwischen den Fingern und geräth nicht mehr in Entzückung: man sorgt für den Beichtvater, stickt ihm Bilderchen und bereitet ihm Leckereien, aber man geht nicht allein mehr in die große Kastanien-Allee, stundenlang niederzuknieen und zu beten; man geht nicht mehr in die Kapelle, um mehr unter den Heiligen des Paradieses, als unter den Menschen zu leben. Die Alten gehen noch in das Sprechzimmer, aber sie bringen das ruhige, sorgenlose Gewissen nicht mit, jene verschlossene Freuden und himmlische Hoffnungen, die süßer sind als die Wirklichkeit. Sie fragen mehr nach den politischen Neuigkeiten und nach den Ministern, als nach der neuen Mode und niedlichen Hofintriguen. Die alten Nonnen mit einem Worte sind zweimal alt, während die jungen auch zweimal jung sind, in ihrer wahren Jugend nämlich und in der Jugend der Träume und Illusionen, die sie sich außer ihren Mauern machen. Sie sehen nur die schöne Seite der Dinge, und haben keine Ahnung von dem Kummer in dieser Freiheit, die sie in den bösen Tagen beneiden.

Von der harten Lebensweise, von den Fasten, von den gräßlichen Strafen und den in pace, aus denen die Philosophen Schreckbilder machen, habe ich keine Spur gesehen.

Die Nonne, von Diderot, ist ein abgeschmackter Roman unserer Zeit. In dem Mittelalter vielleicht, als die Unduldsamkeit ihr Scepter noch schwang, mag man sich wohl Uebertreibungen dieser Art zu Schulden haben kommen lassen; aber seit wenigstens einem Jahrhunderte sind die Klöster, ich bürge dafür, rein von solchen Gräueltthaten. Man kann mir glauben, denn ich bin leider nicht fromm geworden, ich habe es stets gewünscht, ohne zum Zwecke zu gelangen.

Meine Schwester Engel-Marie ist die willfährigste, die heiterste und die duldsamste der Frauen, wie sie die schönste unter ihnen ist.

Denken Sie sich einen blühenden Frühling, der tausend berauschende Wohlgerüche um sich verbreitet, einen Sonnenstrahl, der die Orte erheitert, wo sie wandelt, wie die Schäferin von Lafontaine.

Sie besitzt eine Eleganz in ihrem Gange und in ihren Bewegungen, wie ich sie bis jetzt noch bei keiner Person gesehen habe. Dieses Mädchen stammt aus Poitou und nennt sich Fräulein de la Jouselière. Sie hat sich dem Kloster gewidmet, um einem Bruder, den sie hatte, ein kleines Vermögen ungeschmälert zu lassen, und den man im Dienste emporbringen wollte, denn er zeigte große Anlagen dazu,

Sie liebte diesen Bruder mit großer Zärtlichkeit. Nichts war bewundernswürdiger als sie zu hören, wenn sie von ihm sprach. Als man ihr das Bedauern darüber äußerte, sie in ihrem Alter, ein Muster von Schönheit in dieser Abtei eingesargt zu sehen, antwortete sie lächelnd, wobei sich ihre Perlenzähne zeigten:

— Was nennen Sie eingesargt? Ich bin durchaus nicht eingesargt, ich fühle vollkommen, daß ich am Leben bin. Ich habe es wie unsere Patronin Magdalene gemacht, ich habe mir den besten Theil erwählt. Mein Bruder hat bereits eine schöne Stufe erstiegen, er schreitet vorwärts und wird seinen Weg schon machen. Nennen Sie das ein Opfer, daß ich es habe bis zu dem Glücke bringen können, ihm zu helfen? Wenn Sie dies nicht begreifen, so kommt es daher, daß Sie die Liebe zweier Waisen für einander nicht kennen. Wir besitzen nichts als unsere gegenseitige Liebe, und ich habe den guten Gott als den Dritten in unsern zärtlichen Bund gezogen. Ich glaube, daß er in diesem Bunde nichts verderben wird.

Leider verlor das arme Mädchen diesen Bruder bei Danain. Mit Ruhm bedeckt, sank er auf einem Haufen von Feinden nieder, die seine Hand getödtet hatte.

Der Marschall Villars ließ ihn in einer Fahne begraben, die er erobert hatte, und bewilligte ihm eine besondere Erwähnung.

Engel-Marie ward nun ganz gottesfürchtig, am Fuße des Altars beweinte sie ohne Unterlaß den verlorenen Helden. Sie überlebte ihn nicht lange. Ich war bis zu ihren letzten Augenblicken bei ihr, ich habe sie sehr bedauert.

Wir waren zwar sehr glücklich in dem Kloster, aber wir waren auch sehr unwissend. Man lehrte uns Nichts. Richtig lesen und schreiben, sehr oberflächliche Kenntnisse in der Geschichte, die vier Species im Rechnen, einige Stickerarbeiten und sehr viel Paternoster — das war Alles.

Dieser Unterricht war durchaus nicht geeignet, um uns zu Gelehrten und Schöngeistern zu machen.

Was mich anbetrifft, so fand ich den Müßiggang damals sehr süß, jetzt finde ich ihn sehr bitter, denn ich habe tausendmal die Unzulänglichkeit dieser Erziehung gefühlt.

Die Männer haben mit Unrecht einen großen Vorzug vor uns. Man macht sich über uns lustig, wenn wir bis zu einer gewissen Ueberlegenheit gelangen; man verachtet uns, wenn wir in den gewöhnlichen Reihen bleiben, und nimmt uns die Mittel emporzukommen.

Wenn die Frauen, selbst diejenigen, die man anführend nennt, oft mittelmäßig gewesen sind, so kommt dies daher, daß sie ihren Muth und ihre Kraft zur Besiegung der Hindernisse angewendet haben, die ihren Pfad bedeckten. Ich habe deren tausend überall gefunden, und finde deren heute noch bei den einfachsten Dingen. Ein alter Mann wird nicht so von der Langweile geplagt, wie ich.

Es macht mir kein Vergnügen, Ihnen alle Vorfälle meines Pensions -Lebens zu erzählen. Sie



sind wenig interessant, mit Ausnahme eines einzigen, den ich Ihnen morgen erzählen werde, nicht etwa, weil er meine Person betrifft, oder vielleicht aus eben diesem Grunde. Es ist das erste Auftreten einer Person, von der ich später zu reden haben werde, und zwar in andern Ausdrücken. Dies beweist uns wieder einmal, daß man an den Anordnungen Gottes nichts ändern muß, denn wir können nicht so gut handeln, als er.

Meine Schwester Engel-Marie hatte in ihrer Zelle ein Jesuskind von Wachs, umgeben von einer Blumenfolie und spanisch gekleidet, ein niedliches Ding nach der alten Mode.

Eine meiner Genossinnen und ich, wir hatten entdeckt, daß dieses Bild, vor dem die Schwester, und nicht minder die übrigen Nonnen, eine lebhaftere Verehrung zeigte, nichts als eine Puppe war, welche die Königin Anna von Oesterreich vorstellte, als sie Ludwig XIII. zu heirathen im Begriffe stand.

Man hatte sie geschickt, um einen Begriff von diesen spanischen Kleidern zu geben, und um zu wissen, ob man sie für die Damen bei der Heirath des Königs adoptiren sollte.

Dieses Bild war von einem Manne in Sevilla gefertigt, der ein besonderes Glück in solchen Arbeiten hatte. Der Kardinal Richelieu hatte es einer seiner Verwandten, einer Priorin des Klosters von Traisnel geschenkt, und diese hatte auf der Stelle ein Christkind daraus gemacht, indem sie der Puppe ein Kreuz in die Hand gab.

Diese Geschichte war auf ein altes, vergilbtes Blatt Papier geschrieben, das wir sorgfältig verborgen in der Muschelgrotte fanden, in der das Christkind aufgestellt war. Die kleinen Mädchen durchstöberten jeden Winkel.

Wir machten nun unsern Fund bekannt, ohne uns um die verletzten Gläubigen weiter zu kümmern. Man zankte uns aus, und man hatte Unrecht, denn wir konnten noch nicht schlecht handeln.

Ich erzähle diesen Vorfall, weil er einen großen Einfluß auf die übrige Zeit meines Aufenthaltes im Kloster ausübte, selbst auf die übrige Zeit meines Lebens. Gebe Gott, daß dieser Einfluß nicht sehr groß auf mein ewiges Heil sein möge. Dies werde ich wahrscheinlich bald erfahren.

---

### Drittes Kapitel.

Die Liebe, von der ich bis dahin keine Ahnung gehabt, sollte bald in den heiligen Mauern eine Rolle spielen, damit ich sie in ihrer ganzen Gewalt und Romantik kennen lernte. Zwei Fräuleins von Roquelaure wurden dem Kloster übergeben. Die eine war um vier bis fünf Jahre älter als ich, die andere stand mit mir in gleichem Alter. Ich muß bekennen, daß die Schönheit der älteren, und vorzüglich ihre Lebendigkeit, die oft an Trotz und Uebermuth grenzte, mich mit einer gewissen Achtung und dem Wunsche erfüllte, eine Freundin der Roquelaure zu werden. Diese aber hielt sich stets allein und zeigte durchaus keine Neigung, in ein näheres Freundschaftsverhältniß mit irgend einer ihrer Genossinnen zu treten.

Anfangs hielt ich die junge Dame für stolz, da sie der mächtigen und reichen Familie Roquelaure angehörte, später aber entdeckte ich (sie war nämlich ein Gegenstand meiner besonderen Aufmerksamkeit geworden), daß ein Geheimniß der Grund ihrer Absonderung war.

Beide Schwestern hatten ihre Gouvernanten mit in das Kloster gebracht, zwei bejahrte Frauen mit strengen Gesichtern, die ihren Zöglingen wie Schatten überall folgten. Man sah sie in der Kapelle, in dem Klostergarten während der Spaziergänge und in dem Sprechzimmer, wo sie mit wahren Argusblicken die Mädchen überwachten.

Jeder Anderen entging diese Art specielle Polizei, da sie von den Gouvernanten mit großer Vorsicht ausgeübt wurde, man erkannte in ihnen nur die sorgsamsten und aufmerksamsten Dienerinnen, die selbst von der Superiorin gelitten wurden. Mir aber war dieses Verhältniß der Roquelaure, für die selbst die Clausur nicht streng genug zu sein schien, ein Gegenstand des Forschens geworden.

Nicht selten erschien eine glänzende Karosse, um die beiden Fräuleins abzuholen. Unter Begleitung der Gouvernanten stiegen sie in den Wagen, der wiederum in der Begleitung von drei bis vier glänzenden Dienern davonfuhr. Ebenso kehrten die Pensionärinnen nach fünf oder sechs Stunden zurück.

— Wohin fahren diese jungen Mädchen? fragte ich mich. Was kann der Zweck ihres Aufenthaltes in dem Kloster sein, wenn sie durch diese häufigen Besuche stets zu der Welt in Beziehung bleiben? Und warum isoliren sie sich von ihren Mitschülerinnen?

Man erinnert sich, daß ich nicht aus Neigung in das Kloster gegangen war, sondern nur um dem Befehle meines Vaters zu gehorchen. Der Gedanke war daher sehr natürlich, daß die beiden Fräuleins von Roquelaure ein gleiches Schicksal haben könnten. Dies war abermals ein Umstand, der meine Neugierde reizte, und zwar um so mehr, als es mir in den Sinn kam, dasselbe zu thun, was sie thun würden, um sich der ihnen gewaltsam aufgedrängten Bestimmung zu entziehen.

Ein Zufall setzte mich von dem Ziele ihrer Besuche in Kenntniß. Ich befand mich bei der Superiorin, die nicht nachließ, mir ihre besondere Aufmerksamkeit zu schenken; es schien, als ob die gute Frau den Entschluß nach und nach in mir feststellen wollte, das fromme Klosterleben zu meinem Berufe zu wählen. Sie kannte ohne Zweifel die Absicht meines Vaters, aber auch meine Abneigung, dieser Absicht zu entsprechen. Ich ward demnach oft zu frommen Gesprächen in ihr Zimmer geladen.

Bei einer solchen Gelegenheit also wurden unsere Betrachtungen durch den Eintritt des Fräuleins von Roquelaure, dem älteren nämlich, unterbrochen.

Die Superiorin empfing sie mit großer Güte und Milde.

Das stolze Fräulein von Roquelaure verneigte sich und küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand.

— Was bringen Sie mir, mein liebes Kind? fragte die Superiorin.

— Einen Brief von Frau von La Vieuville. Hier ist er.

— Wer brachte ihn? fragte zwar die Superiorin sehr freundlich, und weder der Ton ihrer Stimme noch irgend ein Gesichtsausdruck verrieth einen Argwohn; mir aber, die ich scharf beobachtete, entging es nicht, daß in der Frage selbst eine Art Inquisition lag, zu der die würdige Klosterfrau Auftrag erhalten haben mußte.

Auf Fräulein von Roquelaure brachte diese Frage nicht den geringsten Eindruck hervor. Als ob sie ganz natürlich wäre, antwortete sie:

— Ein Diener der Freundin meiner Mutter, der Frau von La Vieuville.

Die Superiorin war zufrieden.

Sie öffnete und las den Brief. Dann sagte sie:

— Frau von La Vieuville sucht um die Erlaubniß für Sie nach, diesen Mittag bei ihr zu speisen, da eine Verwandte Ihrer Mutter gegenwärtig in Paris ist. Ich habe keinen Grund, Ihnen diese Erlaubniß zu verweigern. Theilen Sie es Ihrer Schwester mit.

— Meine Schwester zieht es vor, bei der Prozession zu bleiben, die heute stattfinden soll.

— Ihre Schwester ist ein gutes, frommes Kind!

— Ich würde ihrem Beispiele folgen, wenn ich in dieser Einladung nicht einen Befehl meiner Mutter erblickte. Frau La Vieuville vertritt ihre Stelle in Paris.

— Darum folgen Sie der Einladung. Ich erwarte Sie um die gewohnte Zeit zurück.

— Ich kenne meine Pflicht! sagte Fräulein von Roquelaure, indem sie ehrfurchtsvoll die Hand der Superiorin küßte.

Dann entfernte sie sich.

Ich war erstaunt über das demüthige Betragen des jungen Mädchens, das sich sonst so stolz zeigte. Mein mir angeborner Scharfsinn, vielleicht auch ein Instinkt, über den ich damals nicht recht im Klaren war, sagte mir, die Roquelaure ist eine sehr kluge Person, sie verfolgt durch ihre scheinbare Demuth einen wichtigen Plan.

Diese Scene brachte die Wirkung auf mich hervor, daß ich vor dem Fräulein eine gewisse Ehrfurcht hegte, denn es erschien mir wie das unschuldige Opfer irgend einer Intrigue. Dadurch gewann die ganze Sache an Romantik, die meine leicht entzündbare Phantasie bis zu den äußersten Grenzen trieb. Ich bedauerte, daß ich dem armen schönen Kinde nicht nützlich sein konnte.

Kurz vor der Mittagstafel traf ich die jüngere Roquelaure in der großen, düstern Kastanienallee des Klostergartens. Die Gouvernante, die sie stets begleitete, saß auf einer Steinbank und war eingeschlafen. Die ihrer Aufsicht Anvertraute ging auf und ab und las in einem Buche.

Als ich mich ihr näherte, grüßte sie mit einem Lächeln, das deutlich ihre Neigung verrieth, mit mir Bekanntschaft zu machen. Nichts kam mir erwünschter, und ich beschloß, die Gelegenheit zu benutzen und meinen längst gehegten Wunsch zu befriedigen. Ein Gespräch war bald

angeknüpft. Es bewegte sich zunächst um die Prozession, die zur Vesperzeit aus der Kapelle durch die weiten Gänge des Gartens stattfinden sollte. Die Vorbereitungen dazu waren schon getroffen.

— In dem Garten findet die Prozession statt? fragte verwundert die Roquelaure, ein allerliebstes rothwangiges Mädchen.

— Wo anders? entgegnete ich. Wir dürfen die Mauern unter keiner Bedingung überschreiten. Selbst unsere Andachtsübungen bleiben den Augen der Welt verborgen. Die Altäre, bei denen die Prozession Halt macht, sind an den verborgensten Orten des Gartens errichtet.

— Ich habe noch keiner Prozession beigewohnt.

— Sie ist höchst poetisch, vorzüglich unter dem stillen, majestätischen Blätterdome dieser Kastanien.

Die Roquelaure sah mich verwundert an.

— Mir ist eine Prozession feierlicher, als ein Gottesdienst in der Kirche, fuhr ich fort. In der stillen Abgeschiedenheit liegt für mich ein Reiz, den ich nicht beschreiben kann. Sie sollen die mit Kränzen geschmückten Steinaltäre sehen — überhangen von schweren Zweigen — —

— Wo sind diese Altäre?

— Ich will sie Ihnen zeigen. Folgen Sie mir!

— Aber Meine Gouvernante —

Wir sahen nach der guten Frau zurück. Ihr Kopf war auf die Lehne der Bank gesunken, sie lag in einem festen Schlafe.

— Ich möchte sie nicht gern wecken, sagte die Roquelaure, denn sie klagt über heftigen Kopfschmerz.

— Nun, meinte ich, so lassen wir sie bis zu unserer Rückkehr schlafen. Ich denke, fügte ich hinzu, daß wir einen Weg unternehmen, den wir später vollkommen rechtfertigen können.

Meine neue Freundin lächelte mir Beifall zu.

— Ich glaube es! flüsterte sie.

— Wollen wir gehen?

— Ja!

— So folgen Sie mir.

— Aber wir kehren rasch zurück.

— Ehe die Gouvernante erwacht, sagte ich mit einem leichten Anfluge von Ironie.

Hand in Hand gingen wir nun rasch durch die schattigen Alleen. Ich führte meine Begleiterin zu einem Altare, der in dem entferntesten Theile des Gartens dicht an der hohen Klostermauer stand. Dieser Altar hatte für mich in der That etwas Ehrwürdiges, denn er war mit Moos bewachsen und lag in einem dämmernden Haine. Das Madonnenbild in der Nische desselben hatte man mit Bändern, Flittergold und Kränzen geschmückt. Zur Seite rieselte eine Quelle, deren melancholisches Murmeln den stillen, schattigen Hain mit einem steten Geräusche erfüllte. Als wir uns näherten, sang eine Nachtigall in den Wipfeln der hohen Bäume, die schweigend wie ein majestätisches Dach sich über uns wölbten. Der Boden war mit frischen Blumen bestreut, die einen lieblichen Duft verbreiteten. Außer uns zeigte sich nirgends ein menschliches Wesen. Am Fuße des Altars blieben wir stehen. Ich muß bekennen, daß ich das Erstaunen theilte, das sich meiner Begleiterin bemächtigte.

— Von diesem Altare herab, flüsterte ich, ertheilt der Priester den Segen. Dann beginnt der Gesang, der hier wie in den Hallen einer Kirche klingt.

— Was ist das? fragte Plötzlich die Roquelaure.

Wir lauschten. Ein Geräusch ließ sich vernehmen, das auf der Mauer über dem Altare verursacht wurde. Meine Begleiterin, sichtlich erschreckt, wollte entfliehen; ich hielt sie bei der Hand zurück. Was konnte uns in dem Klostergarten begegnen? Mein Muth wuchs mit der Neugierde, die sich meiner bemächtigte. Da die Baumzweige dicht auf der Mauer lagen, konnten wir den Gegenstand nicht sehen, von dem das Rauschen ausging. Soviel aber ließ sich unterscheiden, daß er sich auf dem Rande hin und her bewegte, denn es fielen Steine und Erdbrocken an verschiedenen Stellen herab. Anfangs war ich der Meinung, ein Thier machte dort oben, in einer fast schwindelnden Höhe, seine Sprünge, aber schon nach einer Minute ward ich eines Besseren belehrt, denn ich sah die Beine eines Mannes, welche hervorragende Steine zu Stützpunkten suchten.

— Die Strickleiter, Jean! rief eine Stimme.

Es ward eine Strickleiter herabgelassen.

— Hast Du sie befestigt? hörte ich fragen.

— Ja, Sie können sich ihrer ohne Furcht bedienen, mein Prinz.

— Gut, so bleibe oben!

— Suchen Sie den Altar zu erreichen! rief die Stimme aus den Zweigen herab. Ich irre nicht, er muß sich an dieser Stelle der Mauer befinden!

Das Wort »Prinz« durchzuckte mich wie ein elektrischer Schlag. Ein Prinz stieg mit Gefahr seines Lebens über die hohe Klostermauer! Was konnte ihn dazu veranlassen? Ich sah fragend meine Begleiterin an. Ihre Gesichtsfarbe hatte sich verändert, sie war glühend roth geworden. Konnte ich noch zweifeln, daß der Besuch ihr galt? Aber sie war noch so jung, und hatte schon eine geheime Liebschaft! Ich suchte sie durch einen freundlichen Händedruck zu beruhigen, denn sie zitterte am ganzen Körper und war unvermögend, einen Schritt zu thun. Aber auch ich zitterte vor Freude über dieses Abenteuer, denn es war das erste, das mir begegnete. Was hätte ich darum gegeben, wenn ein junger hübscher Prinz meinewegen die gefährliche Reise über die Mauer gemacht hätte. Seine Liebe mußte wahrlich keine geringe sein. Bei diesen Gedanken empfand ich etwas, das dem Neide ähnlich war. Sie sehen, daß ich meine Schwächen nicht verberge, daß ich sie vielmehr frei eingestehe.

— Wollen wir uns entfernen? fragte ich ein wenig boshaft.

— Nein, nein! flüsterte sie.

— Kennen Sie den kühnen Mann?

— Ja.

— Wer ist er denn?

— Der Prinz von Leon.

Ich erinnerte mich, von seiner Familie gehört zu haben. In dem Augenblicke, als ich eine Frage an meine neue Freundin, die durch diesen Besuch meine Vertraute geworden war, richten wollte, sank der Prinz mit Blitzesschnelle auf den Altar herab. Ich glaubte, er müßte den Hals brechen, und stieß einen lauten Schreckensschrei aus. Meine Freundin fiel zitternd zu Boden. Unser Schrecken war vergebens gewesen, denn der Prinz stand wohl erhalten auf der mit einem weißen Tuche bedeckten Platte des Altars. Als er uns erblickte, sprang er herab und lief zu uns.

— Wo ist Ihre Schwester. Cecile? rief er aus.

Cecile konnte nicht gleich antworten, denn der Schrecken hatte ihr fast die Besinnung geraubt.

— Sie ist bei Frau von La Vieuville, gab ich statt ihrer zur Antwort.

Jetzt erzitterte der verwegene Prinz.

— Bei Frau von La Vieuville? fragte er bestürzt.

— Ja. Vor einer halben Stunde ist sie zu ihr gefahren.

— Mein Gott! Das trifft sich schlecht. Und wann wird sie zurückkehren?

— Gegen Abend, antwortete Cecile, die sich wieder erholt hatte.

Ich begriff, daß der Besuch der älteren Roquelaure galt. Der Prinz war ein schöner junger Mann von einigen zwanzig Jahren, und seine Liebe zu dem jungen Mädchen schien mir vollkommen gerechtfertigt,

— Haben Sie Schaden gelitten? fragte Cecile den Prinzen, der rath- und trostlos vor uns stand.

— Nein, Cecile! Der dumme Teufel hatte die Strickleiter nicht genug befestigt. Ach, das ist nichts, das macht mir wenig Kummer — aber wie fange ich es an, daß ich Ihre Schwester spreche? Ich muß sie sprechen!

Diese Worte rief der Prinz im Ausdrucke der Verzweiflung. Er schien meine Anwesenheit, obgleich ich mit ihm schon gesprochen hatte, entweder nicht zu bemerken, oder nicht zu fürchten.

— Bedenken Sie, wo Sie sind! sagte ängstlich Cecile.

— Legen Sie sich keinen Zwang an, mein Herr! warf ich rasch ein. Sie haben nichts von mir zu fürchten, vielmehr Alles zu hoffen. Kann ich Ihnen nützlich sein, so zählen Sie auf mich.

Cecile drückte mir dankbar die Hand.

— Sind wir hier vor Ueberraschung sicher? fragte der Prinz.

— Wenn die Gouvernante nicht erwacht und uns aufsucht, ja!

— Die Gouvernante! rief Cecile erschreckt. Sie darf uns nicht sehen.

— Gut, so weichen wir ihr aus. Folgen Sie mir! Ich führte den Prinzen und meine Freundin in ein dichtes Bosket, von dem ich wußte, daß es wenig betreten ward, da es in dem dunkelsten Winkel des Gartens lag. Hier angekommen, wollte ich mich entfernen; Cecile bat mich, zu bleiben.

— Nachdem Sie so viel wissen, meinte sie, können Sie Alles erfahren. Auf Ihre Verschwiegenheit glaube ich rechnen zu dürfen.

Ich wiederholte, daß man in jeder Beziehung auf mich zählen könne.

— Ach, Cecile, sagte der Prinz im Ausdrucke des höchsten Schmerzes, antworten Sie mir offen auf meine Fragen, ich beschwöre Sie, verhehlen Sie mir nichts, denn das Glück meines Lebens hängt davon ab. Man sagte mir, Ihre Schwester selbst hätte den Entschluß gefaßt, in daß Kloster zu gehen, sie sei nicht davon abzubringen gewesen, ihr Leben der Kirche zu weihen. Ich kann es nicht glauben, da ich weiß, daß sie mich aufrichtig liebt. Ist wirklich eine Veränderung mit ihr vorgegangen?

— Nein, Prinz, sagte das junge Mädchen eifrig, meine Schwester liebt Sie noch, und erst diesen Morgen noch hat sie mir zugeschworen, daß sie Ihnen treu bleiben würde, es möge kosten, was es wolle. Man hat sie zu dem Klosterleben gezwungen, das ihr in tiefster Seele zuwider ist.

— Wie abscheulich!

— Meine arme Schwester leidet viel. Unsere Verwandte tragen die Schuld daran.

— Aber sie haben es bewirkt, daß wir uns kennen lernen mußten. Der Plan unserer Verbindung ist ja ein Werk Ihrer Verwandten.'

— Aber sie haben diesen Plan geändert.

— Aus welchem Grunde?

— Aus Geiz. Ihre Verwandte, Prinz, haben eine bedeutende Mitgift gefordert.

— Ich will nichts, nichts, ich will das Mädchen, das ich liebe!

— Der Bruch zwischen Ihrer und unserer Familie ist ein vollständiger, das frühere Verhältniß wird kaum wieder herzustellen sein.

— Und darunter sollen wir leiden? Cecile, Ihre Schwester liebt mich noch? rief der Prinz.

— Ich kann versichern, mehr als je. Unsere Besuche bei Frau von La Vieuville, der intimen Freundin unserer Mutter, haben keinen anderen Zweck, als meine arme Schwester von der Liebe zu Ihnen zurückzubringen. Man läßt uns von Gouvernanten streng bewachen, und diese müssen an Frau von La Vieuville Bericht erstatten. Nur wenn der Wagen dieser Frau uns abholt, und wenn sie die Superiorin in einem Briefe darum ersucht hat, dürfen wir das Kloster verlassen. Man behandelt uns wie Gefangene.

Der Prinz hatte einen Augenblick nachgedacht,

— Ich werde diesen Plan vereiteln! sagte er dann entschlossen. Geben Sie mir Gelegenheit, daß ich meine Braut sprechen kann.

Das junge Mädchen sah mich fragend an.

— Können Sie morgen denselben Weg machen, den Sie heute gemacht haben? fragte ich den jungen Mann.

— Und wenn die Mauer bis in die Wolken reichte! rief er aus.

— So ist es leicht, Ihrem Wunsche zu genügen. Morgen ist ein Fast- und Betttag, die Nonnen werden sich in ihren Zellen aufhalten. Wenn Sie um Mittag in diesem Bosket sind, kann Fräulein von Roquelaure ihre Schwester zu Ihnen führen.

— Und Sie begleiten uns! sagte Cecile.

Nachdem wir unsere Verabredungen getroffen, entfernte sich der Prinz. Wir sahen ihn mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit die Mauer ersteigen, wobei ihm der alte Steinaltar gute Dienste leistete. Nun eilten wir nach der Bank zurück. Die Gouvernante schlief noch so fest, daß wir sie wecken mußten. Denselben Abend, auf einer Promenade durch den Garten, lernte ich Cecile's Schwester näher kennen. Sie begrüßte mich, obgleich sie älter war als ich, mit großer Herzlichkeit und nannte mich ihre Freundin. Ich mußte feierlich ein tiefes Schweigen geloben. Die ganze Nacht träumte mir von Liebesscenen und Entführung.

---

## Viertes Kapitel.

Am nächsten Tage fanden wir uns um die verabredete Stunde in dem Bosket ein. Der Prinz wartete bereits. Kaum bemerkte er uns, als er sich auf die Kniee warf und Thränen vergoß, indem er seine Blicke und seine Hände zum Himmel emporhob.

— Mademoiselle! Mademoiselle! rief er aus.

— Ach, mein Prinz! entgegnete die Roquelaure, indem sie ihre Augen mit der Hand bedeckte, wie eine Iphigenia auf Aulis.

— So kann es nicht gehen; man wird uns nicht trennen, und wir werden nicht das Opfer unserer Verwandten und ihres Geizes werden.

— Sie werden davon zurückkommen, warf ich ein.

— Nein, Mademoiselle, nein, sie werden nicht davon zurückkommen. Sie kennen sie wenig. Sie werden Fräulein von Roquelaure im Kloster vergehen lassen — und ich werde darüber sterben, das ist sicher!

— Und doch sind sie es, die diese Heirath erdacht haben; sie haben es bewirkt, daß wir uns kennen und lieben gelernt. Erst fanden sie unsere Verbindung passend, und nun zerreißen sie sie. Ach, mein Gott, was soll daraus werden?

— Mademoiselle, lassen wir uns nicht betrügen.

— Mein Herr, was rathen Sie mir?

— Mademoiselle, es bleibt uns nur eins zu thun.

— Aber was, mein Prinz? Ich verstehe Sie nicht, ich will Sie nicht verstehen.

Sie stützte sich auf meine Schulter, indem sie vermied, ihren Alcindor anzusehen, dessen Auge der Zorn weit aufgerissen hatte, was nicht eben verführerisch aussah.

— Mademoiselle, ich kann Ihnen nicht genug wiederholen: es bleibt uns nur ein Ausweg, ein einziger. Haben Sie den Muth, ihn zu betreten, und es geht Alles gut. Erlauben Sie mir, Sie von hier zu entführen, Sie mit mir zu nehmen und Sie zum Altare zu geleiten.

Sie stieß einen Schrei aus und verbarg ihren Kopf mehr als je hinter meinem Rücken.

Ich bemerkte indeß, daß sie nicht mehr weinte, und daß sie aufmerksam zuhörte.

— Ja, fuhr er fort, wir werden uns verheirathen, und so aufgebracht sie auch sein mögen, sie werden sich besänftigen. Ja, wir werden so fest verbunden sein, daß man uns nicht trennen kann, und so machen wir uns unabhängig von ihren Launen.

— Mein Herr!

— Mademoiselle, ich beschwöre Sie, lassen Sie sich erweichen!

Der Form wegen ließ sie sich lange bitten; endlich entriß er ihr die Einwilligung, die zu ertheilen sie sicherlich vor Begierde brannte.

Es handelte sich nun darum, wie man am zweckmäßigsten zu Werke ginge.

Er forderte drei Tage um Alles vorzubereiten, und schwor ihr, daß sie dann für das ganze Leben glücklich sein würden.

Man ließ auch mich schwören, daß ich schweigen wolle. Wir schworen Alle. Ich glaube, daß sie mich wer weiß wohin gewünscht hätten; aber sie bedurften einer dritten Person, und ich



erschreckte sie weniger als die Gouvernante.

Dies war das letzte Mal, und ich habe nie erfahren, auf welche Weise sie in der Folge ihre Correspondence unterhalten.

Von diesem Augenblicke an forderte man von mir nichts mehr, als zu schweigen, und ich schwieg getreulich. Dies war nöthig,

Wie man weiß, gingen die Fräulein von Roquelaure nur aus, um Frau von La Vieuville zu besuchen, die vertraute Freundin der Herzogin von Roquelaure. Mochten sie zusammen oder getrennt gehen, ihre Gouvernanten begleiteten sie. Herr de Leon war davon unterrichtet.

Er ließ eine Karosse von derselben Form und mit derselben Ausschmückung anfertigen, als die der Frau von La Vieuville; er kleidete drei Lakaien in ihre Livree, machte einen Brief dieser Freundin nach, den er mit ihrem Wappen siegelte, und schickte diese ganze Equipage an einem schönen Maimorgen nach dem Kloster, wo sie nach Fräulein von Roquelaure der ältern fragen sollte. Diese war genau unterrichtet, sie trug den Brief zu der Superiorin, und erhielt ohne Schwierigkeit die gewöhnliche Erlaubniß.

Ich sah meine Genossin fortgehen, und dabei fand ich in ihr so etwas von einem Eroberer, das mich in Erstaunen setzte; ich konnte es mir damals nicht erklären, aber ich begriff es nachher.

Fräulein und Gouvernante stiegen in die Karosse, die an der Biegung der ersten Straße hielt.

Der Prinz von Leon wartete. Er ließ den Schlag öffnen, und sprang zu seiner Schönen, die sich beeilte ihm Platz zu machen, während die Gouvernante verblüfft sitzen blieb.

Der Kutscher schwang die Peitsche. Man fuhr ab, und Madame Paulier, die Gouvernante, begann aus Leibeskräften zu schreien. Der Liebhaber ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen, er bemächtigte sich ihrer Hände, und mit Hilfe der Schülerin steckte er der Schreienden ein Schnupftuch in den Mund. Fräulein Roquelaure suchte ihr in dieser Zeit begreiflich zu machen, daß es in ihrem Interesse sei, ihnen zu dienen.

Sie reisten direct nach Brüyères, dem Landhause des Herzogs von Lorges, unweit Mesnilmontant. Der Herzog und der Graf von Rieux, beide intime Freunde des Prinzen von Leon, erwarteten sie hier.

Man hatte einen bretanischen abgesetzten Priester, ein sehr schlechtes Subject, herbeigeholt, der sie, obgleich er dies war, in Gegenwart der beiden großen Herren nicht weniger verheirathete. Nach der Trauung führte man sie in ein Zimmer, wo das Bett und die Toilette vorbereitet waren. Man ließ die Vermählten zwei oder drei Stunden allein, dann setzte man sich zu Tische, und nahm fröhlich ein Mal ein, ausgenommen die Gouvernante, deren Augen nicht trocken wurden, und die sich verloren sah.

Die Braut war die fröhlichste Person von der Welt. Sie sang, sprach tolles Zeug, pries begeistert ihr Glück, schwor, daß sie sich jetzt, wo sie eine Fürstin von Leon sei, nicht mehr leiten lassen wolle, und daß sie es denen schon begreiflich machen würde, die daran zweifelten

Dann bestiegen sie die Karosse wieder, die sie nach dem Kloster Madeleine du Traisnel zurückbrachte.

Die Frau Fürstin ging geraden Wegs zu der Superiorin. Stolz den Kopf erhoben und gefolgt von der Gouvernante, die sich kaum noch aufrecht erhalten konnte, trat sie ein. Indem sie die Thür öffnete, sagte sie ohne Umstände:

— Madame, ich habe Ihnen mitzutheilen, daß ich verheirathet bin, und daß ich nicht mehr hierher zurückkehre.

— Jesus Maria! Was sagen Sie da? Verheiratet? Das ist unmöglich!

— Es ist gewiß! Fragen Sie nur Madame Paulier, die weint und Alles gesehen hat.

— Es ist leider nur zu wahr!

Die Gouvernante bestätigte es durch ihr Schluchzen, und die gute Frau schrie im Vereine mit der Priorin so laut, daß sie das ganze Kloster zusammenriefen — Nonnen und Pensionärinnen stimmten in das Geschrei mit ein.

Frau von Leon ging ruhig auf und ab, sie rieb sich die Hände und sah uns eine nach der andern an.

— Nun, warum schreien Sie denn? Wozu soll das führen? Ich bin verheirathet, ich weiß es, und damit abgemacht! Lassen Sie mich gehen, ich will an meine Mutter schreiben, ihr die That gestehen und sie um Verzeihung bitten, wenn sie mir nämlich verzeihen will.

Stolz und entzückt entfernte sie sich. Sie schrieb ihren Brief, während die Gouvernante an die Herzogin schrieb, und ihr die Gewaltthätigkeiten meldete, die sie hatte ertragen müssen, ihre Verzweiflung, ihre Rechtfertigung und die ganze Geschichte von der falschen Frau von La Vieuville.

Die Herzogin wollte schier vor Zorn bersten. Im ersten Augenblicke klagte sie ihre Freundin an und bereitete ihr eine schreckliche Scene, von der diese nichts verstand. Sie hatte Mühe ihr begreiflich zu machen, daß sie keinen Verrath begangen habe, und daß sie von der ganzen Sache nichts wisse.

Frau von Roquelaure war wie eine Löwin, sie wußte nicht, was sie beginnen sollte. Sie wandte ihren Zorn gegen Herrn von Leon, der sie seit dem Bruche so gut amüsirt hatte, daß er von ihr das Versprechen einer ewigen Freundschaft erhalten. Sie sah ganz einfach, daß er sich über ihre Artigkeit lustig machte, und hätte ihn mit eigenen Händen zerrissen. Was ihre Tochter anbetraf, so sollte er verhindert werden, sie zu sehen; man wußte nicht, wie weit sie in ihrem Zorne gehen würde. Die Lieder von der Brüyères konnte sie nicht verzeihen.

— Sie hat gesungen, die Unverschämte, als sie vor Scham hätte sterben müssen.

— Ah bah! antwortete ihre Tochter mit ungezwungener Miene, ich habe mich ganz allein verheirathet; hätte ich dies nicht gethan, so würde mich meine Frau Mutter Zeitlebens eine Jungfer bleiben lassen.

Herr und Frau von Rohan schrien wie enragirte Pfauen, als ob man ihnen ein blutjunges Mädchen genommen hätte. Man hat nie so viel schreien gehört, als bei dieser Angelegenheit, es war wie eine Epidemie. Die beiden Familien beklagten sich mit einander um die Wette und machten wahre Wunder von Ansuchen. Wenn die Einen Frau von Soubise hatten, so hatten die Andern Frau von Roquelaure, eine alte Erinnerung des Königs, nicht weniger gebieterisch, obgleich weniger mächtig.

Sie lief nach Marly, sprengte alle Thüren, die der Frau von Maintenon mit inbegriffen, und forderte von Ludwig XIV., indem sie sich ihm zu Füßen warf, Gerechtigkeit gegen Herrn de Leon.

Der König hob sie auf und suchte sie zu beruhigen; aber da er seinen Zweck nicht erreichen konnte, und sie beharrlich blieb, sagte er zu ihr:

— Wissen Sie, Madame, wie weit Ihre Bitte geht? Sie fordern nichts weniger als den Kopf des Prinzen von Leon.

— Ich will seinen Kopf, ich will Alles, was ich von ihm haben kann, ich will, daß er meine

Tochter nicht behalte!

Der König versprach ihr endlich volle Gerechtigkeit.

Man kann ermessen, daß unsere Verliebten den Ton herabstimmten: die Furcht bemächtigte sich ihrer. Die Roquelaure vergoß unendlich viel Thränen und zitterte für ihren Gatten. Ihr Vater schrie lauter als die Herzogin, sie gingen so weit, daß sie die Schande ihrer Tochter vor die Oeffentlichkeit, und den Prinzen von Leon auf das Schaffot bringen wollten.

Der König wollte weder das Eine noch das Andere, er ließ mit ihnen unter der Hand reden. Ihre Verwandten und Freunde traten dazwischen und schlugen ein Arrangement vor. Aber die Leons wollten einen größeren Vortheil von ihrer Stellung ziehen. Sie kümmerten sich wenig um ihren Sohn, ein kleines Exil für ihn schien ihnen angenehmer, als diese Heirath; so entledigten sie sich seiner auf eine anständige Weise.

Dies führte zu unendlichen Unterhandlungen. Der König, getrieben durch Frau von Soubise, die ganz im Interesse ihres Neffen handelte, that, was er noch nie in seinem Leben gethan hatte, er trat mit seiner Autorität dazwischen, befahl, daß man sie sofort verheirathete, damit die Sache zu Ende käme. Alle Partheien mußten gehorchen.

Die Roquelaure ward nicht außer Acht gelassen, Tag und Nacht ward sie von fünf oder sechs Nonnen bewacht, damit sie nicht entfliehen konnte.

Die beiden mürrischen Familien, bereit sich eine auf die andere zu stürzen, kamen nach dem Kloster. Man las für sie die Messe, verheirathete sie, gab ihnen als eigenthümliches Vermögen fünfzehntausend Livres Renten, packte sie sorgfältig in eine Karosse, und sagte ihnen:

— Geht wohin Ihr wollt, Ihr habt Nichts mehr von uns zu erwarten.

Sie gingen auf das Land, wo sich dieser Affe und diese Aeffin zu Romanhelden träumten, und sich gegenseitig anbeteten wie Cyrus und Mondane. Dieses Haus wurde nun, was alle Welt seit der Zeit gesehen hat, eine wahre Merkwürdigkeit, ein Haus von Zigeunern. Sie begannen damit, von dem Herzoge von Lorges die Brüyères zu kaufen, diese Wiege ihres Glücks, und dabei sagten sie ihm, daß sie das Kaufgeld vielleicht seinen Enkeln zahlen würden.

— So lange unsere Verwandte ihre Börse festhalten, werden wir karg leben, und so lange sie leben, halten sie ihre Börse fest.

Der Herzog von Lorges begnügte sich damit, er trat ihnen die Brüyères ab, die sie verschönerten, und wo sie nun girrten wie Turteltauben. Das Seltene dabei war, daß die Fürstin stets häßlicher wurde, und selbst einen Buckel bekam; sie bedurften ihres ganzen Geistesreichthums, um sich nicht lächerlich zu machen. Man stattete ihnen häufig Besuche ab, und die Brüyères wurde nie leer von der höchsten und besten Gesellschaft. Sie setzten sich kühn auf einen Fuß der Zärtlichkeit und Treue, den man genehmigte.

— Mein Liebster! Meine Liebste!

Dies ward zum Sprichwort, und keiner spöttelte darüber.

Ungeachtet dieser fortwährenden Anbetung zankten sie sich vom Morgen bis zum Abend wacker herum. Sie waren nie einig, und sie sagten sich die beißendsten Dinge, stets von »mein Liebster« und »meine Liebste« begleitet.

Es war zum Lachen unter Thränen; sie selbst lachten, wenn so etwas vorbei war.

Ihre fünfzehntausend Livres waren ein Tropfen Wasser in den Fluß, gegossen. Sie verschwendeten noch sechsmal so viel, denn sie ließen sich nichts abgehen und empfingen gastlich das ganze Land.

Nach den Schulden kamen die Auswege, und nach diesen das Quasi-Elend.

Herr und Frau von Rohan, ihre Verwandte, lebten fast eben so lange als sie, und weigerten sich hartnäckig, ihnen etwas zu geben. Don Juan konnte nicht schöner mit seinen Schuldnern verfahren sein, als Herr und Frau von Leon mit den ihrigen. Mascarille und Scapin hatten nie mehr Ausflüchte gebraucht, um Credit zu erlangen.

Ich habe mehren solcher Scenen beigewohnt, sie gewährten wahrlich ein großes Vergnügen.

— Mein liebster, mein bester Fürst, sagte meine Gespielin, da ist der Wagenfabrikant, der durchaus die Halb-Chaise mitnehmen will, die Sie im vorigen Jahre von ihm gekauft haben. Ich weiß nicht, wie ich ihn beruhigen soll, und doch muß es geschehen. Wir kennen doch nicht zu Fuß nach Versailles gehen. Gestehen Sie, daß Ihr Herr Vater und Ihre Frau Mutter sehr unangenehme Leute sind — sie behalten Ihr Vermögen zurück, und setzen Sie in eine solche Verlegenheit.

— Meine Liebste, ich denke, die Ihrigen sind nicht um ein Haar besser; wissen Sie wohl, daß mich der Haushofmeister mit seinen Rechnungen schon seit dem Morgen verfolgt? Er schwört, daß er unserer Gesellschaft diesen Abend kein Souper giebt, wenn er nicht Zahlung erhält. Das wäre hübsch! Was denken Sie davon?

— Wir müssen diesen verwünschten Wagenfabrikanten zufrieden stellen!

— Wir müssen zu Abend essen, Madame, ohne zu gedenken, daß mich Ihre Putzmacherin Tag und Nacht plagt.

— O, Tag und Nacht! wiederholte sie mit einem Lächeln, dem die Albernheit nicht fehlte.

— Sie ist seit gestern Morgen drei Uhr hier.

— Ich hoffe, Sie haben sie nicht gesehen!

— Das wäre schön! Aber das Abendessen?

— Aber der Wagen?

— Schicken Sie mir den rebellischen Wagenfabrikanten.

— Schicken Sie mir den Haushofmeister und den Koch. Dies war eine äußerst komische Kreuz- und Quer-Jagd. Der Fürst unterhielt den Wagenfabrikanten, verblüffte ihn durch Phrasen, und endigte damit, daß er ihm wie eine große Gunst die Erlaubniß ertheilte, einen alten Reisewagen und drei zweirädrige Karren mitzunehmen, die sich in der Remise befanden.

Mit der Bezahlung der Dienstleute ging es nicht besser.

— Nun, werden wir zu Abend essen? fragte er, als er sie sah.

— Ohne Zweifel!

— Ist es indiscret zu fragen, was wir essen?

— Nein. Wir haben ein Kalb gekauft.

— Ein ganzes Kalb?

— Ja.

— Und was wollen Sie damit machen, um Gotteswillen?

— Man wird es diesen Abend und morgen essen, mein Liebster; man wird es ganz, bis auf das Fell, bis auf den Schwanz verzehren, und zwar mit einer Sauce, daß man sich die Finger danach leckt.

Und nun machte sie ihm einen possierlichen und dabei sehr vollständigen Küchenzettel von den verschiedenen Arten, wie das Kalb zubereitet und gegessen werden sollte. Es konnte nichts

Sinnreicheres und Komischerisches geben. Ich hielt mir vor Lachen die Seiten. Der Fürst schäumte vor Wuth.

— Aber, meine Liebste, ist denn dieses Kalb wenigstens bezahlt?

— Mein schöner Fürst, ich, habe mein Möglichstes gethan, antwortete sie schmollend, wie gewöhnlich. Ich habe den Haushofmeister drei von Ihren alten Perrücken, einen flachen Ring und den Sammetrock gegeben, den Sie einst beschmutzt haben. Nicht wahr, das ist ein köstlicher Handel?

Und dabei erfolgte eine wahre Fluth von »mein Liebster« und andern Eigenschaftswörtern, und der Buckel der Fürstin lachte mit, denn dieser Buckel war intelligent. Ich weiß nicht, woher dies kam.

Dieser Buckel war abwechselnd traurig und fröhlich, komisch, witzig und verzweifelt, man konnte sich nicht darin täuschen.

Man erkannte die Laune der Fürstin, wenn man sie von hinten sah: sie hatte unglaubliche Abhandlungen und Theorien darauf.

Kaum hatte man diese Klippe überwunden, so zeigten sich tausend andere. Der Hof wimmelte von schreienden und heulenden Gläubigern. Die Fürstin, der Fürst und alle ihre Leute, die sie liebten, versuchten einer nach dem andern die Schreier durch Versprechungen und Drohungen zu beruhigen, und so ging das täglich bis Abends sechs Uhr. Sobald der Hammer aus die Glocke schlug, verschwanden die Gläubiger, ohne daß man nöthig hatte, sie hinauszwerfen. Sie waren so abgerichtet, denn sie wußten, daß sie der großen und gewählten Gesellschaft Platz machen mußten, die um diese Zeit kam.

— Ach, mein Gott, Theuerste, sagte Plötzlich der Prinz, es ist hundekalt, und wir haben kein Holz, Wie soll man sich erwärmen?

— Ich habe mich darauf vorgesehen, antwortete der freche Buckel. Machen Sie sich keine Sorge.

Und in der That, als wir in den Speisesaal traten, sahen wir eine herrliche Flamme, die nicht einen Augenblick aufhörte zu lodern. Trotzdem aber würde man vor Kälte gezittert haben., hätten nicht das pünktlich aufgetragene Kalb und die Weine des Herrn d'Argensons, den man aus vollen Bechern trank, Wärme geschaffen.

Nach dem Essen war ich so neugierig, dieses Räthsel zu sondiren. Ich öffnete die Thür des Ofens, und fand darin — eine Lampe.

So existirte dieses Haus fast dreißig Jahre. Während der ganzen Fastenzeit lebte man hier von bretagnescher Butter. Fand sich zufällig ein guter Bissen ein, so nahm ihn Herr von Leon, ohne ihn zu verstecken. Aber er hatte fast täglich zwanzig Personen zu Tische, und stets unerwartete Gäste. Die Tafel und die Gerichte waren elastisch.

Nach dem Tode ihrer Eltern bezahlten sie Alles. Der Fürst starb zuerst. Die Fürstin erhielt mit der Fürstin von Pons, ihrer Schwester, die reiche Erbschaft der Roquelaure's.

Sie ward von dieser Zeit an so geizig, daß sie am Abende vor ihrem Tode ihre Todtenbahre verkaufte. So kann man sich ändern!

---

## Fünftes Kapitel.

Ich habe gesagt, daß die Geschichte von dem aus Wachs geformten Jesuskinde einen großen Einfluß auf die übrige Zeit meines Lebens ausübte; es ist sonderbar genug, daß es verdient, mitgetheilt zu werden, wie dies zuring. Wir hatten das Unglück, in einem philosophischen Jahrhunderte geboren zu werden, das Alles erklären will, und in dem die Kinder philosophirend zur Welt kommen. Es ist gleichsam eine über die Glaubenslehre verhängte Epidemie, um sie alle, eine nach der andern, zu vernichten, und Gott weiß, welch ein Resultat für unsere Nachkommen daraus hervorgehen wird.

Da ich von den Nachkommen spreche, will ich gleich bemerken, daß ich die meinigen in dem Vorzimmer habe, sie machen einen Lärm, der die Siebenschläfer auferwecken könnte. Ich weiß nicht, was sie glauben, aber sie zwingen mich, ihre Anwesenheit bei mir außer Zweifel zu setzen.

Dieses kleine Volk ist für eine arme Blinde, der nur die Ohren zur Entschädigung bleiben, sehr lästig.

Diese Disposition in der Gegenwart und die Ungewißheit in der Zukunft sind sehr treffend durch die Worte gezeichnet, die man Ludwig XV. beilegt:

— Mein Nachfolger wird sich herauswinden, wie er kann, und dies wird bei ihm eben so lange dauern, als bei mir.

Der Präsident Henault, der den seligen König sehr gut gekannt, hat stets behauptet, daß dies nicht wahr sei, und daß Ludwig XV. dieser schlechten Gesinnung unfähig gewesen. Was mich anbetrifft, so weiß ich es nicht; aber das steht fest, daß überall eingerissen, aber nirgends um uns her wieder aufgebaut wird. Ich gestehe, daß dies für die Nachdenkenden sehr traurig ist. Ich habe stets zu meinen Freunden, den Philosophen, gesagt:

— Wenn Ihr uns darthut, daß wir unvernünftig sind, daß wir es stets gewesen, indem wir an die Religion geglaubt, und Gebräuche unserer Väter bewahrt haben, so gebt uns wenigstens statt dessen etwas Anderes. Man kann so nicht reinen Tisch machen, ohne einen Brocken des Trostes zu lassen.

— Madame, die Menschen *müssen* dessen nicht bedürfen, sie müssen durch die Kraft ihrer Intelligenz Alles verstehen, Alles zergliedern, indem sie sich auf die Natur allein und auf die Güte des Schöpfers beziehen, ohne sich von jenem Krame abgeschmackter Ideen, denen man den Namen Religion und Gesetz beilegt, hindern zu lassen. Wir stehen im Begriffe, den Wald von Vorurtheilen zu zerstören.

— Deshalb also macht Ihr so viel läppisches Zeug! antwortete ich ihnen.

Man ist mir dieser Antwort wegen viel zu Leibe gegangen, da man viel in den Gesellschaften und bei den Soupers davon sprach.

Doch, ich komme auf die Wachspuppe zurück. Nachdem ich also viel darüber gelacht und mich über die Schwester Engel-Marie, über ihre ex voto und ihre Gebete vor der Modepuppe lustig gemacht, folgte die Ueberlegung. An einem schönen Abende kam ich auf den Gedanken, daß alle Bilder, alle Götzen sehr zu beachten seien, und daß, wenn man ihrem Ursprunge nachforscht, vielleicht auf dem Grunde von allen dem ein verkapptes Heidenthum verborgen wäre.

Von hier aus bis zum Zweifel war nur ein Schritt. Indem ich mit den Symbolen anknüpfte, kam ich zu der Wahrheit, und ich fragte mich, ob diese Dogmen, diese Mysterien, diese ganze katholische Religion wohl etwas Anderes als eine Allegorie sei, als eine Nothwendigkeit, die man den Leidenschaften der Massen wie einen Zaum anlegt; die gut sei, diejenigen zu bestrafen, die nicht darüber hinaus denken, die der Teufel erschreckt, und die sich bei dem kleinsten Fehltritte von seiner großen Gabel aufgespießt und in den Ofen geworfen sehen, wo er sie nicht mehr noch weniger umwendet, wie einen Eierkuchen in der Pfanne.

Mit Hilfe einer Freundin, des Fräuleins von Beaumont, des nachdenkendsten Mädchens, das sich finden läßt, kamen diese Gedanken in meinem jungen Hirne zur Reife.

Wir stritten uns stundenlang über diese Fragen, die wir nicht verstanden, und aus eben diesem Grunde erklärten wir sie einstimmig für unzulässig. Hieraus entstanden für uns ernste Unannehmlichkeiten.

Anstatt uns an das zu halten, was Man uns gelehrt, machten wir es verächtlich. Die armen Schwestern, die uns nichts Anderes als die Liebe zu Gott und zu seinen Geboten lehren konnten, verloren ihre Zeit, und bildeten nur zwei Ungläubige heran, zwei starke Geister, wie man heute sagen würde, und dies geschah zu Ende der Regierung Ludwigs XIV., zu einer Zeit, wo die Frömmigkeit in großem Ansehen stand. Urtheilen Sie!

Man ward es Anfangs nicht gleich gewahr. Wir folgten den andern Schwestern zur Kirche, wir waren äußerlich wie sie; wir behielten unsere Entschlüsse und unsere innern Revolutionen für uns bis zu dem Augenblicke der Vorfeier, ich weiß nicht welchen hohen Festes, wo man uns die Hälfte des Tages beten, den Rest desselben nachdenken, dann fasten und schließlich bei einem noch oben darein außergewöhnlichen Beichtvater beichten lassen wollte.

Uns fehlte die Geduld, bis zum Schlusse auszuharren, und eines Morgens weigerte ich mich geradezu in die Kapelle zu gehen, indem ich zu der Schwester Engel-Marie sagte, daß es der Mummerei nun genug sei, und daß die Beaumont und ich sie nicht mehr mitmachen wollten.

— Barmherziger Gott! rief die gute Schwester. Was sagt dieses kleine Mädchen? Was denkt es? Mummerei!

— Ja, Mummerei, und Sie werden sich bald davon überzeugen, wenn Sie mich anhören wollen.

Und nun entwickelte ich meine Grundsätze, meine Ideen und meine Theologie, die, ich gestehe es, nicht viel gewöhnlichen Sinn hatte. Ich erschuf neue Dinge, verwarf das, was sie anbetete, enthüllte das, was wir mit großem Aufwande unserer unvernünftigen Schlüsse und mit Hilfe jener über das Dogma unklaren Bücher, die man unklug in unsere Hände gegeben und die nur dazu dienen, uns zu verwirren, ausgearbeitet hatten.

Die Schwester fiel der Länge nach nieder; dann holte sie Andere herbei, die mich hören sollten; aber noch ehe ich zu Ende kam, entflohen sie, indem sie das Zeichen des Kreuzes machten. Eine Stunde später wußte es die Aebtissin. Sie ließ mich kommen, und vor ihr sagte ich meinen Rosenkranz mit derselben Sicherheit her.

— Unglückliche! rief sie aus. Was wird Frau von Chamrond sagen, wenn sie vernimmt, daß ihre Nichte gottlos geworden ist? Sie wird vor Kummer sterben!

Diese Worte kitzelten mir das Herz. Ich liebte meine Tante, ich that Alles zu dem Zwecke, ihr zu gefallen, und ihre Glückwünschungsbriefe waren für mich das non plus ultra des Ruhms. Die Frau Aebtissin wußte es wohl, und sie glaubte einen tödtlichen Streich auf meine Zweifel zu

führen, indem sie mir zeigte, in wie hohem Grade meine Tante sie mißbilligen würde.

Aber es handelte sich hier um meinen Stolz, oder vielmehr um die Eitelkeit der Denkerin, und deshalb konnte ich ihr nicht nachgeben. Ich wagte es, ihr auf eine Weist zu antworten, daß die hochwürdige Frau ihr Gesicht verschleierte.

— Gehen Sie in Ihr Zimmer, Mademoiselle, und bleiben Sie dort! Sie besitzen einen gefährlichen Geist, und deshalb können wir den Umgang mit ihren Genossinnen nicht dulden, die Sie ohne Zweifel verderben werden. Wir untersagen Ihnen besonders den Umgang mit Fräulein von Beaumont, die Sie bereits überredet haben. Sie können der Einen oder der Andern nur schaden. Gehen Sie, ich werde Sie dem Gebete der Gemeinde empfehlen lassen, Sie bedürfen dessen im hohen Grade.

Von da an datirt sich meine Meinungs-Veränderung, die ich stets beklagt habe, und die ich mein ganzes Leben lang beklagen werde, denn, auch zugestanden, daß ich im Irrthume wäre, ist es nicht ein großes Glück, Eichenblätter für Gold zu nehmen?

Man überwachte mich in meiner kleinen Zelle, in der ich keine andere Gesellschaft als die Engel-Mariens hatte, die mir nicht zürnte, sondern mich beklagte.

Sie war eine zärtliche, duldsame Schwester; sie erblickte in der Religion einen Trost, eine Zuflucht; sie sah darin das einzige Glück, das sie in ihrem Kloster geträumt hatte; sie sah darin die Zukunft des Lebens, und dachte nicht an das ewige Braten auf dem Roste, das die Ungläubigen bedrohete. Diese eine Seele war nicht im Stande, auch nur einen flüchtigen Blick auf die Hölle zu werfen. Sie liebte Gott zu sehr, als daß sie ihn für unversöhnlich halten konnte.

Die andern Schwestern sprachen zu mir von dem Teufel, von seinen Hörnern und von seiner Gabel; sie bekreuzigten sich mit zitternder Hand, als sie mir die Strafen, die meiner warteten, angekündigt hatten.

Engel-Marie sagte mit ihrer sanften Stimme:

— Denken Sie daran, meine liebe Kleine, daß der gute Gott Sie nicht lieben wird, daß Sie ihn nicht sehen werden, und daß es Ihnen verboten sein wird, ihn zu lieben!

Für sie war dies eine wahre Pein.

So blieb ich acht Tage bei Wasser und Brot eingeschlossen, und nichts erschütterte meinen hartnäckigen Widerstand. Unser Director, ein sehr beschränkter Mann, glaubte mir Briefe schreiben zu müssen, um mich zu überzeugen. Er verbrauchte dazu viel Papier und viel unnützes und dummes Geschwätz; dies war nicht die wahre Religion. Ich dagegen empfand in dem Streiten über jede Kleinigkeit ein großes Vergnügen. Die Beaumont hatte weniger Muth, sie fügte sich. Das gute Mädchen war eine Gutschmeckerin, das trockene Brot überzeugte sie.

Ich besitze zwar noch Briefe vom Vater Menillon, aber ich lese sie nicht mehr, sie erscheinen mir zu fade und albern. Die Briefe, die mir meine Tante geschrieben, rührten mich. Sie sprachen zu meinem Herzen wie Angel-Marie, und mein Herz fühlte sich versucht, darauf zu hören. Er aber bekämpfte mit aller Kraft meinen Geist, und dieser war so hartnäckig, so eitel, daß er glaubte, sich tapfer halten zu müssen.

Ich war eine Philosophin eigener Art, von der man ihm gesagt, daß ich die Leute jener Zeit durchschaue, und daß ich es ihnen in der Dummheit zuvorthun wolle.

Meine Tante fand die Sache so ernst, daß sie eigens die Reise nach Paris machte, um diese Grundsätze und Bestrebungen in mir auszurotten. Ich hörte sie achtungsvoll und zärtlich an, aber ich gab ihr fest und entschieden zur Antwort:



— Ich kann nichts dabei thun, es hängt nicht von mir ab, zu glauben oder zu zweifeln. Verzeihen Sie mir, meine gute Tante; lieben Sie mich, trotz allem — ich kann nicht anders!

Das theure Wesen weinte heiße Thränen, es bekreuzte sich und wiederholte mir, daß ich verloren sei und daß ich selbst meine Seele der Hölle verschriebe.

— Leider, fügte sie hinzu, werde ich bald sterben, und ich muß Sie auf immer verlassen. Wir werden uns unter jenen ewigen Schatten nicht wiedersehen, wo man so wohl und so glücklich zusammen ist, wo man an Gott mit einer unauslöschlichen Liebe hängt. Ach, mein Kind, mit welchem Schmerze verlasse ich diese Welt!

Fräulein von Chamrond täuschte sich in mir und darin, daß sie mich bei meiner Schwachheit antasten konnte. Sie hielt mich dem Urtheilen zugänglicher als der Liebe, und dem war nicht so. Mein Geist war fest entschlossen, nicht nachzugeben, aber mein Herz war leichter zu verleiten, und von dem Augenblicke, wo er Widerstand leistete, war die Eroberung unmöglich.

Sie verstand dies nicht, und sie suchte sich eine Hilfe, die nach ihrer Meinung Alles besiegen mußte.

Eines Tages kam sie in das Sprechzimmer, und mit ihr erschien ein sehr angenehmer, geschmeidiger und einschmeichelnder Prälat, ein Mann von großem Verdienste und unbestreitbaren Kenntnissen, dessen Rednertalent sich bei dem kürzlich erfolgten Tode des Königs auf eine glänzende Weise offenbart hatte — es war Massillon.

Meine Familie hatte ihn auf seiner Pfarre in Clermont gekannt, und meine Tante war dergestalt für ihn eingenommen, daß sie ihn für das Werk meiner Bekehrung interessirte und ihn in das Kloster brachte, um meine Seele wiederzufischen, wie die Beaumont, die eine Heuchlerin geworden war, sagte.

Ich war verblendet von diesem Besuche.

Massillon war der religiöse Held des Tages. In den Klöstern und bei den Frommen sprach man nur von ihm. Seine glänzende Leichenrede auf Ludwig XIV. begründete seinen Ruf, und mehr noch eine Thatsache, die man sich überall erzählte, obgleich sie nicht wahr war; ich werde sie dessenungeachtet mittheilen, weil sie eins der schönsten und ergreifendsten Bilder ist, die ich kenne, zugleich aber auch ein vortrefflicher Gegenstand des Nachdenkens für die christliche und ungläubige Philosophie.

Man behauptet nämlich, daß Massillon an das Sterbebett Ludwigs XIV. gerufen sei, als Frau von Maintenon es bereits verlassen und seine gewöhnlichen Geistlichen nach den Obliegenheiten ihres Amtes und der hergebrachten Etikette ihm die Sacramente ertheilt hatten.

Beiläufig bemerke ich, daß der schöne Kardinal von Rohan, Bischof von Straßburg, der sehr bekannte, wenn auch nicht anerkannte Sohn Seiner Majestät Ludwig XIV. und der Frau von Soubise, seiner ewigen Maitresse, damals Grohalmosenier von Frankreich war.

Der Kardinal leistete also seinem Vater Beistand; er dachte dabei weniger an den Verlust seines Königs und an die Streitigkeiten desselben mit dem Erzbischof von Paris, die er sich bemühte beizulegen; der Sterbende war vielmehr sein Pfarrkind, er hatte das Recht, ihn bis an das Ende zu begleiten, und wagte, was die Kabale durchaus nicht wollte.

Kurz, Massillon ward, wie man sagte, von dem Königs selbst herbeigerufen. Er gab ihm seinen letzten Rath, ermutigte ihn mit seiner kräftigen Stimme zu dem letzten und schrecklichen Gange bis zu dem Augenblicke, wo der erste Arzt, nachdem er noch einmal den Puls seines Kranken untersucht, die Grabesworte sprach:

— Der König ist todt!

Die ganze Umgebung sank unwillkührlich auf die Knie nieder.

Massillon allein stand auf der Estrade, er breitete die Hand aus über das erhabene Haupt, das seit so langer Zeit die Welt regiert und Alles seinen Launen gebeugt hatte, und indem er die Blicke zu dem Himmel erhob, sagte er:

— Gott allein ist groß, meine Herren!

Ich habe nie ein herrlicheres und erhabeneres Citat gehört, als dieses, und nun in einer solchen Situation!

»Se non e vero i ben trovato,« sagen die Italiener.

Mit denselben Worten begann Massillon seine so berühmte Rede, aber so bemerkenswerth sie hier auch immer sein mögen, es läßt sich mit dem nicht vergleichen, daß man sie liest.

Die Gelegenheit macht Alles.

---

## Sechstes Kapitel.

Mit der Zuversicht eines Mannes, der seiner selbst gewiß ist, hörte Massillon meine Raisonnemems an, ohne mich zu unterbrechen. Er legte mir einige Fragen vor, auf die ich als gelehrter Doctor antwortete, wobei mich fast die Lust anwandelte — Gott verzeihe es mir! — den Bischof witzigen zu wollen, und als eine wahrhaft Tolle schmeichelte ich mir, daß mir dies gelingen würde.

Ruhig lächelnd legte er mir durch eine Handbewegung Schweigen auf, dann sagte er:

— Genug, mein Fräulein, genug für heute! Ich weiß nun, was Sie denken, und in unserer ersten Unterhaltung werde ich Sie zu überführen suchen, wozu ich den lebhaften Wunsch in mir verspüre. Fräulein von Chamrond ist meine gute Freundin, und schon ihretwegen möchte ich Sie dahin bringen, daß Sie mich verstehen. Was die Aenderung meiner Ansicht und meines Glaubens anbetrifft, so erlauben Sie mir, nichts damit vorzunehmen. Ich glaube, weil ich liebe, und dies ist die beste und gediegenste aller Glaubenslehren. Gott ist der Herr meines Herzens und meines Geistes. Wenn es mir gelingt, Sie bis zu demselben Anschauungspunkte zu führen, so werden Sie es mir in dieser und in jener Welt danken.

Der gute Bischof sprach sehr wahr; aber ich habe nie jenen Punkt erreichen können, und ich kann es auch jetzt noch nicht, trotz meines hohen Alters, trotz meines Verstandes, trotz meines Willens, und selbst meines Herzens. Der rebellische Geist, der in der Schule der Zweifler dieses Jahrhunderts genährt ist, will sich nicht beugen. Ich mag beginnen, was ich will — nichts zähmt ihn. Massillon hatte keinen größern Erfolg, als ich. Er kam indeß mehr als zehnmal hintereinander; endlich leistete er darauf Verzicht, zwar mit Schmerz und Güte, aber er leistete Verzicht.

— Mein Fräulein, sagte er mir, Gott hat Sie erschaffen, damit Sie ein Engel werden sollten; ich weiß nicht, welcher böse Geist aus Ihnen einen Dämon gemacht hat.

Das Wort war hart, aber in dem Lächeln, von dem es begleitet ward, lag so viel Zauber, so viel Nachsicht, daß man ihm nicht grollen konnte.

— Gott ist groß, fügte er hinzu, er vermag Alles, ich werde für Sie zu ihm beten. Vielleicht werden meine unwürdigen Gebete unerhört bleiben, aber die Güte Gottes ist größer als meine Unwürdigkeit. Hoffen wir!

Er verließ mich. Wie meine arme Tante ihren Träumen, so mußten meine Eltern ihren Plänen mit mir entsagen. Wie konnte man ein junges Mädchen, das die Gebräuche und die Glaubenslehren des Klosters von sich stieß, der Religion widmen! Es blieb ihnen nichts, als mir einen Mann zu suchen, oder mich wieder zu sich zu nehmen und nach Art der Engländer eine Tante aus mir zu machen, das heißt eine Erzieherin der Kinder meines Bruders. Ich fühlte dazu durchaus keinen Beruf in mir. Ich erklärte laut, daß ich die erste passende Aussicht ergreifen, daß ich sie mir selbst eröffnen würde, und daß ich nicht daran dächte, die heilige Katharina zu putzen. Meine Mutter und mein Vater antworteten mir, daß ich mit dem Manne auch eine Aussteuer zu suchen hätte. Ich entgegnete, daß ein gebildetes Mädchen wie ich des Geldes nicht bedürfe.

— Ein großes Vermögen macht Sie gebildet, Fräulein von Chamrond! antwortete mein Vater.

Verschmähen Sie das Geld, wenn Sie können — ich kenne keinen Mann, der nicht darnach fragt.

Die Herzogin von Luynes, meine Tante, ließ mich um jene Zeit oft zu sich kommen; sie unternähme es, sagte sie, mich zu verheirathen, und ich ließ sie gewähren. In ihrem Saale fand man mich schön: man rühmte mich; es umschwärmten mich einige Liebhaber, aber keiner war reich genug, um meinen Mangel an Vermögen zu übersehen, oder fähig, ihn zu ersetzen. Ich seufzte, aber ich verlor den Muth nicht.

Sie bat mich einmal, mit ihr nach Dampierre zu gehen und dort einige Wochen bei ihr zu bleiben. Da ich siebzehn Jahre alt war, besuchte ich die Schule nicht mehr, und man erlaubte mir um so mehr die Einladung anzunehmen, als meine darüber entzückte Mutter mir nach Kräften beizustehen suchte. Ich reiste mit der Herzogin ab; eine war entzückt über die andere. Wir waren ohne alle Begleitung, denn wir wollten in Familie sein, wie sie mir gesagt hatte, um von der Welt auszuruhen.

— Wir werden nur einen Secretair des Herrn de Luynes haben, in den wir uns verlieben. Dieser Secretair besitzt Geist, er wird seinen Weg machen.

— Da Sie so von ihm reden, Madame, werden Sie ihn mir doch nicht zum Manne vorschlagen? fragte ich lachend.

— Sie werden überall Männer sehen, antwortete sie mit einem verachtenden Achselzucken; dieser hier ist ein Mensch von Nichts, der natürliche Sohn irgend eines Jemandes; wird er es wagen, auch nur daran zu denken?

Hier endete diese Unterredung. Ich beschäftigte mich nicht mit dem Secretair, ich sah ihn auch den ganzen Tag nicht, nachdem wir in Dampierre angekommen waren; aber Abends beim Souper, als Herr de Luynes eintrat, bemerkte ich hinter ihm einen der schönsten jungen Männer von der Welt. Haltung, Gestalt und Eleganz waren von der Art, wie man sie nur bei Hofe und unter den vornehmen Herren findet. Ich hielt ihn wenigstens für einen Herzog oder für einen Pair.

— Fräulein von Chamrond, sagte die Herzogin, ich halte das Versprechen, das ich Ihnen gegeben habe; wir werden allein sein, Herr de Luynes, Sie und Herr Larnage, der Secretair, von dem ich Ihnen gesagt habe.

Ich konnte ein unwillkürliches Gefühl der Ueberraschung nicht zurückhalten, und machte eine tiefere Verbeugung, als sie einem Secretair zukam. Er verbeugte sich wie vor der Nichte der Frau von Luynes, nämlich sehr achtungsvoll; aber mir schien, daß er mich nicht eben so achtungsvoll ansah. Die jungen Mädchen verstehen bewunderungswürdig die Abstufungen dieser Art. Er war sehr aufgeräumt, der Herzog und die Herzogin billigten es. Er sprach mit Geist und Takt, was ihm sehr gut stand, und über alle Dinge. Seine Unterhaltung war in der That ein Feuerwerk: er wußte Alles, er hatte Alles gesehen, Alles gelesen, und obgleich er noch sehr jung war, besaß er dennoch die Gelehrsamkeit eines Benedictiners. Ich hörte ihm mit Vergnügen zu; wenn ich mitunter schüchtern ein Wort zu äußern wagte, so verfehlte er nicht, es aufzunehmen. Ich gestand aufrichtig meine Unwissenheit ein, und gab zu, daß man mich nichts gelehrt hatte, und daß ich große Lust habe zu lernen.

— Nichts ist leichter als das, mein Fräulein; ich bin überzeugt, daß Sie nur zu fragen brauchen. Mit einer Intelligenz wie der Ihrigen kann man schnell Alles verstehen und behalten.

— Aber Sie, Herr Larnage, sagte mein Onkel, der Sie Alles wissen, könnten sie wenigstens in dem Nöthigsten unterweisen. Sie sind hier für einige Zeit beisammen, benützen Sie diese Zeit

und arbeiten Sie. Wollen Sie es?

— Ich stehe Fräulein von Chamrond zu Diensten, und sie wird mir eine große Ehre erzeigen, wenn sie mir erlaubt, daß ich ihr Unterricht ertheile. Welch eine Schülerin werde ich da haben!

— Ach, ich verlange nichts Besseres! antwortete ich verwirrt.

Frau von Luynes sagte nichts; sie leitete selbst das Gespräch auf einen andern Gegenstand, so daß ich die Ansicht gewann, sie fürchte eine Annäherung zwischen mir und diesem jungen Manne; wie ward ich überrascht, als sie mir nach Tische sagte:

— Erlernen Sie nicht Alles, mein liebes Kind, Sie würden unerträglich werden; ich habe mehrere pedantische Frauen gekannt, mit denen es unmöglich war zu leben. Sie wissen genug, ich versichere Sie! Zu viel Kenntnisse erschrecken die Ehemänner.

Ich war nicht dieser Ansicht, ich dachte sogar das Gegentheil, und sprach es der Herzogin aus. Herr de Luynes stimmte mir glücklicherweise bei. Man stritt viel. Es ward endlich beschlossen, daß Herr Larnage am folgenden Tage beginnen solle mich oberflächlich in einigen Wissenschaften zu unterweisen, und daß wir oft während meines Aufenthaltes in Dampierre Stunden abhielten, unbeschadet derer in Paris, wo wir fortfahren würden.

Ich erwähne hier dieser Einzelheiten aus einem Grunde, den Sie nicht leicht ahnen werden. Dieses Abenteuer meiner Jugend ist der erste Keim zu der »Neuen Heloise« gewesen. Ich erzählte es einst in Gegenwart Rousseau's. Es interessirte allgemein, nur er allein äußerte sich nicht darüber. Aber am folgenden Tage kam er zu mir und dankte mir.

— Sie haben mir eine Idee gegeben, nach der ich längst suchte, fügte er hinzu. Sie werden es sehen.

Als das Buch vollendet war, brachte er es mir. Er fragte mich, ob es mich nicht freue, das Muster der Julie geliefert zu haben.

Ich versprach ihm zu antworten, wenn ich das Buch gelesen haben würde. Leider kam mir diese Julie sehr langweilig vor, und ich hoffte, daß ich ihr nicht ähnlich sei. Und dieser Saint-Preux! Mein Larnage war doch etwas Anderes! Was Herrn Du-Deffand anbetrifft, so hatte er nichts gemein mit dem so guten und philosophischen Ehemanne. Es ist wahr, Rousseau hat ihn nicht gekannt.

Doch verfolgen wir die Geschichte der wahren Julie, die durchaus nicht, die der Heloise ist. Hegen Sie diese schlechte Meinung nicht von ihr.

Herr Larnage hatte eine eben so reizende als achtungsvolle Art und Weise zu unterrichten. Ich fand einen so großen Gefallen daran, daß ich den ganzen Tag mit Schreiben und Lesen hinbrachte, entweder mit oder ohne meinen Lehrer. Morgens erwachte ich mit der Freude über das, was ich vernehmen würde. Es war wirklich eine Vergnügungs-Parthie. Ich grübelte nicht, ich berührte nur oberflächlich. Endlich erlernte ich die Orthographie, die mir meine Nonnen kaum gezeigt hatten. Frau von Luynes hatte ihre Stellung geändert, sie interessirte sich für meine Fortschritte. Herr von Luynes lachte darüber, und Larnage nahm diese Situation sehr ernst. Was ich empfand, weiß ich nicht.

Eines Abends sprachen wir über Astronomie. Während wir Alle in dem Parke spazieren gingen, lehrte uns der junge Professor die Sterne kennen. Die Herzogin beklagte sich über Kälte, der Herzog hatte uns verlassen, um mit einem Prediger und einem Edelmann aus der Nachbarschaft l'Hombre zu spielen. Ich blieb mit Larnage allein zurück, um einen Planeten, ich weiß nicht mehr welchen, aufgehen zu sehen. Die Nacht war köstlich, die Blumen dufteten

Weihrauch — es war eine jener wunderbaren Stunden, die Luft zum Leben, das Bedürfniß zu lieben, und den Drang es zu sagen erwecken.

Das Tête-à-Tête ward gefährlich. Frau von Luynes war zu fromm und zu sehr Herzogin, um dies vorauszusetzen. Die Andern dachten nicht daran.

Die Augen nach dem Himmel gerichtet, gingen wir weiter. Nach und nach kam das Gespräch auf Empfindung und Träumerei. Ich erstickte, das heißt mein Herz und meine siebzehn Jahre erstickten in meiner Brust, und Larnage war nicht viel ruhiger als ich. Wir sprachen nicht mehr, wir fühlten nur noch.

— Mein Fräulein, sagte er plötzlich — und seine Stimme war so bewegt, daß sie mich zittern machte — mein Fräulein...

— Mein Herr... antwortete ich wie eine Person, die vor Schrecken aus dem Schlafe erwacht

— Sie sind gut, Sie besitzen einen großen Geist, Sie sind jung, Sie werden mich verstehen... Sie werden sich nicht lustig über mich machen.

— Dessen seien Sie gewiß, antwortete ich ihm.

— Ach, ich kenne Sie ja, und darum will ich reden! Was würden Sie von einem jungen Manne denken, der sich weder einer hohen Geburt noch eines Vermögens rühmen kann, der aber die Kühnheit besitzt, ein Fräulein zu lieben, ihr zu gefallen strebt und später ihre Hand zu erlangen hofft, wenn er sie nämlich verdient, und wenn sie überhaupt Jemand zu verdienen fähig ist. Was würden Sie von ihm denken?

— Wenn dieser Mann Verdienste besitzt, antwortete ich, so würde ich denken, daß sein Streben ein edles, lobenswerthes ist; besitzt er keine Verdienste, so würde ich es für eine Unbescheidenheit halten.

— Und könnten Sie diesen Mann lieben, mein Fräulein? Konnten Sie ihn in dem ermuthigen, was Sie ein edles Streben nennen? O sagen Sie es mir!

Ich verstand ihn nur zu gut, und mein Herz klopfte dabei ein wenig; aber ich empfand auch zugleich die Schamhaftigkeit und die Freude über das erste empfangene Geständniß. Ich wollte weder die Eine noch die Andere gelten lassen. Ich liebte noch nicht ganz. Ich war gerührt und kokett, aber auch neugierig. Ich gewann in meinen eigenen Augen an Wichtigkeit, als ich erfuhr, daß ich geliebt ward; es machte mich größer. Ich trat aus der Kindheit heraus, und dies war weit feierlicher, als das Ablegen des Kinderkleides. Dies lag mir indeß an jenem Tage wenig noch am Herzen.

— Mein Fräulein, fuhr er in fieberhafter Ungeduld fort, Sie antworten mir nicht. Verstehen Sie mich auch?

— Ich habe Ihnen geantwortet, mein Herr.

— Ja, für einen Andern; aber für mich bitte ich um Antwort. Sehen Sie denn nicht, daß ich leide?

— Mein Herr, ich will nicht, daß Sie leiden.

— Ach, mein Fräulein, wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe!

Ich fühlte eine Regung unschuldiger Einfalt, ihn toll zu machen, und ich war wirklich unschuldig und redlichen Herzens. Indem ich ihn ansah, antwortete ich:

— Mein Gott! Es hängt nur von Ihnen ab, mein Herr, es mich zu lehren.

---

## Siebentes Kapitel.

Larnage wandte sich um wie ein Mann, der nicht weiß, was er glauben soll. Er wagte eine Liebe nicht vorauszusetzen, die außer dem Bereiche seiner Hoffnungen, wenn nicht selbst seiner Anmaßung lag. Er stammelte einige Worte, indem er hoffte, daß ich meinen Ausspruch wiederholen und vielleicht noch ein wenig weiter gehen würde. Aber ich schwieg, und nur mein Blick richtete sich fragend auf ihn.

— Nun, mein Fräulein? begann er wieder, als er sah, daß wir so nicht bis zum letzten Gericht bleiben konnten.

— Nun, mein Herr, ich warte.

— Sie warten, mein Fräulein, und auf was?

— Auf das, was Sie mir sagen wollten.

— Ach, mein Fräulein, Sie lieben mich nicht!

— Dies brauche ich nicht zu wissen, mein Herr, es handelt sich um Ihre Person.

— Sie treiben mich zur Verzweiflung, mein Fräulein; ich weiß nicht, was ich denken soll; mein Kopf ist ein Chaos; die Hoffnung ist unerträglich vermessen, und die Furcht... ist der Tod.

Ich war jung, ich war natürlich, ich war unschuldig; aber ich besaß eine unbezähmbare Neugierde und einen entwickelten Instinct, das schwöre ich Ihnen. Ich suchte zu begreifen und wollte wissen.

Die Ausrufungen und Klagen des Herrn Larnage befriedigten mich nicht. Ich wartete begierig, ohne dieses Gefühl des jungen Mädchens zu ahnen.

Er täuschte sich darüber.

— Im Namen des Himmels, erlauben Sie mir zu reden? rief er in einer so heftigen Aufregung, daß sie mir unerklärlich erschien.

— Seit einer Stunde schon fordere ich es von Ihnen, mein Herr!

— Mein Fräulein, ich liebe Sie! wiederholte er in der größten Verwirrung.

— Sie haben es bereits gesagt — und nun?

— Nun möchte ich um Ihre Hand anhalten; aber wenn Sie mich nicht ermuthigen, werde ich dazu nicht fähig sein.

Ich ward verlegen, und schwieg.

— Ich wage viel, ich bin sehr kühn, nicht wahr? Ach. Fräulein, die Liebe macht Alles möglich! Außerdem bin ich auch nicht so aller Mittel und jeder Protection baar, wie Sie wohl glauben mögen. Um Sie davon zu überzeugen, werde ich Ihnen, auf Ihr Wort, das Geheimniß meiner Geburt anvertrauen; ich wage zu hoffen, daß Sie es nicht verrathen.

— Ich, mein Herr? O, zählen Sie auf mich!

— Mein Herkommen ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, denn meine Beschützer haben den Herrn Herzog und die Frau Herzogin davon unterrichtet; eine Freundin meiner Mutter hat mich der Güte derselben anvertraut, aber sie wissen den Namen meiner Eltern nicht, und Sie sollen ihn erfahren, mein Fräulein. Ich lege meine ganze Zukunft in Ihre Hände.

— Nehmen Sie die Versicherung, mein Herr, daß ich sehr verschwiegen bin.

Ich verging fast vor Neugierde, und zitterte, daß man uns stören würde. Glücklicherweise waren mein Onkel und meine Tante mit ihrem Spiele beschäftigt und glaubten, wir trieben Astronomie.

— Ich bin der Sohn eines Fräuleins von guter Herkunft; sie ward in Saint-Cyr erzogen und war arm, schön, gut und liebenswürdig. Ach, wenn Sie doch meine Mutter kennen lernten!

— Lebt sie noch?

— Sie lebt, sie ist fast eben so jung, als ich. Ich versichere Sie, man hält sie für meine Schwester, wenn wir mit einander ausgehen. Sie hat die Ehre, eine nahe Verwandte des Herrn Grafen von Feriol zu sein, des Gesandten Seiner Majestät in Constantinopel.

— Und Ihr Vater, mein Herr?

— Ach! Mein Vater?

Seine Stirn verfinsterte sich, er senkte die Blicke und stockte einige Augenblicke.

— Mein Vater! Ich will ihn nicht anklagen, aber er hat meine arme Mutter grausam hintergangen. Er hat ihre Jugend und ihr Vertrauen gemißbraucht, und dann hat er sie und mich verlassen. Das ist abscheulich, mein Fräulein! Ich möchte ihn verwünschen, aber ich kann es nicht, die Natur spricht, und mein Herz ist zerrissen. Ich hoffe noch immer, daß mein Vater später...

— Zu Ihrer Mutter zurückkehren wird, nicht wahr?

— Ja, er wird zurückkehren, er wird sein Unrecht einsehen und uns die Hand reichen. Auf ihn baue ich die Pläne meines Glücks,

— Ist er denn vermögend?

— Er war es und wird es noch sein. Seine Geburt, seine Fähigkeiten... um mit einem Worte Alles zu sagen, er ist der Herzog von Maine.

— Der Herzog von Maine! wiederholte ich erstaunt.

— Er selbst! Jetzt begreifen Sie wohl meine Hoffnungen, entschuldigen vielleicht meine Kühnheit, und...

— Aber mein Herr, sagte ich rasch, Sie sind der Enkel Ludwigs XIV.

— Ja, mein Fräulein! antwortete Larnage, indem er stolz das Haupt emporhob. Und ich werde mich dieser Ehre würdig zeigen.

Ich fühlte, daß sich meiner eine Art Bestürzung bei dieser Eröffnung bemächtigte. Meine Familie hatte eine übertriebene Bewunderung des seligen Königs in mir genährt, meine Nonnen hatten sie bis zur Anbetung ausgebildet — es war kein Wunder, wenn mir Larnage wie der Sohn Jupiters erschien. Mir kam es wie ein Traum vor, wie eine jener Opernherrlichkeiten, wenn man die Halbgötter aus den Wolken herabsteigen sieht. Ich fand in ihm eine andere Persönlichkeit, als ich, Marie von Chamrond, war. Es schien mir, als ob er mir eine große Ehre erzeugte, und ich stand auf dem Punkte, mich vor ihm zu verbeugen. Aber der arme Bastard, der an eine untergeordnete Stellung und an Demüthigungen gewöhnt war, errieth diesen Eindruck nicht, er deutete vielmehr mein Schweigen zu seinem Nachtheile, und indem er sich rasch von mir abwandte, sagte er:

— Ach, mein Fräulein, ich fühle es wohl, ich bin verloren! Sie werden ferner nicht geneigt sein, mich zu hören oder zu sehen.

Ich war in dem Sinne, den er nicht voraussah, schon sehr weit vorgeschritten. Ich fand die Stellung einer Schwiegertochter Ludwigs XIV. für ein Mädchen ohne Mitgift sehr annehmbar,



vorzüglich wenn der Ehemann einem Larnage gleicht. Indem ich den Mund öffnete, um ihm einige Worte der Hoffnung zu sagen, rief uns Frau von Luynes zurück. Demnach, mußte ich mich mit einem Blicke begnügen; er aber flüsterte mir in das Ohr:

— Mein Fräulein, erlauben Sie, daß ich Sie morgen sehe?

Der gute Bursch wußte nicht, was er sagte. Sahen wir uns nicht täglich, und stets allein? Die Verliebten haben immer unvernünftig geredet, und ich bin der Ansicht, daß sie in diesem Jahrhunderte der Vernünftelheit noch unvernünftiger reden. Da sie gezwungen sind zu vernünfteln, so müssen sie langweilige Personen werden, und die jungen Frauen von heute machen sich sehr verdient, wenn sie sie anhören. Ich möchte dazu nicht verdammt sein.,

Mag dem sein wie ihm wolle, ich komme auf meine erste Liebe zurück, auf die Liebe, die man nicht vergißt, selbst wenn man sich nicht mehr darüber grämt. Ich war wie betäubt, ich sprach und hörte nicht mehr, ich konnte nur denken. Der Herzog und die Herzogin von Luynes scherzten darüber. Man fragte mich, ob ich in den Sternen schwärmte. Ich antwortete eine Dummheit, von der ich nichts mehr weiß. Nachts fehlte mir der Schlaf, ich stand mit dem Morgenrothe auf, um durch den Park zu irren. Mir lagen zwei Dämonen in den Ohren: der Ehrgeiz und die Liebe. Ich hörte Beide, und war durchaus nicht abgeneigt, beiden Glauben zu schenken. Mein guter oder böser Stern sandte mir den Herrn von Luynes, der kam, um mit mir zu plaudern. Er war erstaunt, mich so früh schon im Freien zu sehen. Ich brannte vor Begierde, mancherlei zu erfahren, und da ich geschickter war als mein Onkel, so hoffte ich, ihn zum Reden zu bringen, ohne daß er mich erriethe. Nun begann ich ihn auszufragen.

Ich hatte ein sehr einfaches Mittel, um zu dem Hauptpunkte zu gelangen. Man beschäftigte sich viel mit den Kindern, welche die Gräfin von Verrue, seine Schwester, von dem Herzoge von Savoyen gehabt hatte, und stritt sich über ihren Stand. Herr von Luynes, der im Punkte der Ehre sehr streng war, hatte der Gräfin lange gezürnt; aber er verzieh ihr, und wollte nun die Pflichten eines Bruders gegen sie erfüllen, indem er ganz genau zu wissen verlangte, welche Stellung man ihr und seinen Neffen anweisen werde.

So lenkte ich nun das Gespräch auf diesen Gegenstand, der ihm am Herzen lag. Er ließ sich eifrig darauf ein, und wir kamen rasch auf das Geschick der Bastarde zu sprechen. Die Ansicht meines Onkels war folgende:

— Der selige König hat seine Bastarde behandelt, wie man sie nie behandelt. Der Herzog von Savoyen kündigt die Absicht an, ihm nachzuahmen, das ist allerdings gut, aber man findet es nirgends so. In England, in Deutschland, in Spanien, mit einem Worte überall, sind die Bastarde des Königs und der Prinzen nichts, sie gelangen nie zu großer Bedeutung.

— Aber, mein Herr, unterbrach ich ihn, denn alles dies genügte meiner Neugierde nicht, mein Herr, wie ist es mit den Bastarden der Bastarde?

— Meiner Treu! rief er verwirrt. Wer zum Teufel hat je daran gedacht! Die Bastarde der Bastarde — das bedeutet sehr wenig.

— Aber wie wäre es, mein Herr, wenn der Herzog von Maine und der Graf von Toulouse Bastarde hätten — wären sie nichts?

— Zunächst ist der Herzog von Maine und der Graf von Toulouse dessen nicht fähig, sie sind vollkommene Edelleute, und noch keiner hat sie dessen bisher angeklagt; aber wenn auch ein jeder von ihnen eben so viel hatte als der selige König, so würde dies in der persönlichen Lage nichts ändern. Die Bastarde der Bastarde! Es giebt genug solcher Väter, nur zu viel für die Sorge,

die sie uns bereiten, zu viel für die ewigen Streitigkeiten, die sie unter uns erregen. Der verstorbene König hat ein großes Unrecht begangen, indem er uns Verlegenheiten dieser Art vermachte. Der Regent hat durch die Vernichtung seines Testamentes noch nicht genug gethan; die Stücke, die uns bleiben, sind für die Monarchie Plagen.

— Aber die Kinder des Herzogs von Maine sind die Enkel Ludwigs XIV.

— Ohne Zweifel, wenn sie nämlich in legitimer Ehe geboren sind; außerdem zählen sie nicht, und werden niemals zählen.

Der Ehrgeiz war durch diese Gewißheit schon getödtet, es blieb nur noch die Liebe. Sie war noch nicht geboren, und der Tod ihres Bruders mußte sie jedenfalls im Wachsen hindern. Als ich Herrn von Luynes verließ, war ich mehr als jemals mit meinen Gedanken beschäftigt, und unentschlossener als ich es bisher gewesen. Aber ich hatte auch eine Illusion weniger: das Phantom des großen Königs war unter den Worten meines Onkels zusammengesunken.

Larnage kam, um mir Unterricht zu ertheilen, er war bleich und zitterte. Anfangs zeigte er sich verwirrt, nach und nach aber ward er lebhafter, und gewann endlich seine Beredsamkeit wieder. Indem er mich einen Auszug aus der Geschichte machen ließ, erzählte er auf eine so glänzende Weise das Leben Julius Cäsar's, seine Erfolge und seine Siege, daß man sah, er hoffte, wie er, die Welt zu erobern, sie mir anzutragen, und sie zu meinen Füßen niederzulegen. Meiner Eitelkeit ward dadurch ein wenig geschmeichelt.

So blieben wir einen Monat in Dampierre, einen Monat, in dem ich alle Phasen der unschuldigen Liebe durchlief, und mehr Wahrheiten des Herzens hörte, als in meinem ganzen Leben.

Larnage war wahnsinnig, betrunken von seiner Leidenschaft. Er schrieb mir glühendere und natürlichere Briefe, als die sind, welche Saint-Preux geschrieben hat. Ich antwortete zwar nicht wie Julie, aber ich antwortete. Es waren Briefe von einem kleinen Mädchen; mein Liebhaber war meine Puppe. Ich habe sie nach vielen Jahren wieder gelesen, und habe mich über mich selbst sehr lustig gemacht: diese schönen Liebschaften dauerten, diesmal nämlich, nur sehr kurze Zeit.

Später verließen wir Dampierre. Larnage war der Verzweiflung nahe, er konnte sich nicht trösten. Die Correspondence ward mittels meiner Kammerfrau fortgesetzt. Der junge Mann kam selbst in das Sprechzimmer, wo wir unter dem Deckmantel der Wissenschaft und der Literatur durch das Gitter mit einander plauderten.

Diese geheimnißvollen Zusammenkünfte verursachten mir mehr Gemüthsbewegung als in Dampierre; ich weiß nicht, was noch daraus geworden wäre, um so mehr, als er seine Mutter zu Hilfe rief, und diese liebenswürdige Frau mich noch mehr verführte, als er. Sie war, wie man bereits weiß, eine nahe Verwandte der Feriols und nannte sich Frau von Creance, Durch sie habe ich Pont-de-Veyle und seine Familie kennen gelernt. Wie sich Alles verkettete!

Meine Mutter starb indessen Ich ging nach Burgund, und sah Larnage nicht mehr. Unsere Geschichte ist aber noch nicht aus, man wird ihn noch oft wiederfinden, und zwar in seltsamen Verhältnissen. Er hörte nicht auf an mich zu schreiben, und hat nur mit seinem Tode aufgehört. Armer Larnage! Er war ein guter, ein edler Mensch. Seit gestern, wo ich angefangen habe von ihm zu sprechen, bedaure ich ihn herzlich.

— Madame hat aufgehört zu dictiren, und ich bin nicht böse darüber, denn es ist sechs Uhr Morgens; aber für sie, die nicht sieht, giebt es weder Tage noch Nächte. Das war also ihre erste Liebe! Ich habe große Lust, das, was man gelesen hat, mit einer kleinen Scene

zusammenzustellen, welche diesen Morgen in meiner Gegenwart stattfand, sie bildet eine vortreffliche Parallele.

Madame spricht von einem Herrn von Pont-de-Veyle, und Niemand weiß, daß er mit dem Präsidenten Henault und dem Herrn von Fremont der treueste ihrer Liebhaber war. Sie verhehlt es nicht, und man verhehlt überhaupt Nichts vor mir. Unter dem Vorwande, daß ich keine Mitgift besitze und daß ich mich wahrscheinlich nie verheirathen werde, erzählt man mir Alles, was ich von meinem Manne lernen, und selbst das, was ich von ihm nicht lernen müsse. Ich trage kein Bedenken, es zu wiederholen.

Herr von Pont-de-Veyle ist der Bruder des Herrn d'Argental, beide sind Neffen des Grafen von Feriol, des Gesandten, also die Söhne seines Bruders; sie waren die beständigsten Gesellschafter der Madame Du-Deffand. Herr von Pont-de-Veyle kommt noch alle Tage, ausgenommen diejenigen, wo er im Begriffe ist zu sterben, was er gewiß bald vollenden wird, denn er kann nicht lange mehr widerstehen.

Er saß gestern am Kamine. Die Frau Marquise saß in ihrem großen Stuhle und klapperte mit ihren Stöcken. Ich beobachtete sie Beide. Da begann Madame:

— Pont-de-Veyle, ich glaube, so lange wir Freunde sind, hat sich nie eine Wolke in unserer Liaison gezeigt?

— Nein, Madame!

— Dies kommt wohl daher, weil Einer den Andern nicht weniger liebt?

— Das kann wohl sein, Madame.

Sie sagten dies so kalt, als ob sie von dem Kaiser von China sprächen. Ich war darüber erstarrt. Das also war in diesen beiden Herzen von einer sechzigjährigen Neigung geblieben!

Es ist wahr, daß diese beiden Herzen allein beinahe einhundertsechzig Jahre zählen.

---

## Achtes Kapitel.

Ich hatte also Paris, Larnage, Frau von Luynes und Frau von Creance verlassen, und lebte in meinem väterlichen Hause. Ich hatte tiefe Trauer angelegt und weinte um meine Mutter, mehr weil die Andern sie beweinten, als aus eigenem Schmerze, denn ich erinnerte mich ihrer kaum noch, ich war ja seit so vielen Jahren von ihr getrennt gewesen. Ich wußte, daß sie gut war, daß sie mich liebte, daß sie mich selbst verzog, und daß die Andern mich nicht verzogen, aber bei mir war der Geist stets die vorherrschende Eigenschaft gewesen; meine Mutter sprach weniger zu meinem Geiste als meine Tante, und ich zog ihr aus diesem Grunde meine Tante vor. So lebte ich eingezogen und sehr traurig in Chamrond. Ich dachte oft an Larnage, der mir ganze Bände schrieb, bedauerte Paris, hegte den Wunsch, mich zu verheirathen, um dieser physischen und moralischen Unbeweglichkeit zu entgehen, und entdeckte nirgends einen Heirathscandidaten, der Luft zu mir, oder zu dem ich Lust gehabt hätte. Es ist eine alberne Idee, das Glück in die Führung und in den Willen eines Andern zu setzen, aber dennoch ist das Leben der Frauen kein anderes Ding. Verdammt zu einer steten Abhängigkeit, unterwerfen sie sich unwillkürlich dem Schicksale, das man ihnen auferlegt, sie tragen die Folgen desselben, und wenn diese Folgen sie erdrücken, so schreibt man ihnen noch die Schuld zu. Die Gerechtigkeit der Welt ist nun einmal so, alle mögliche Philosophie wird sie nicht besser machen; ich selbst habe viel gelitten, um mich zu fügen.

Dieses Landleben, bei dem mein Geist so wenig Nahrung fand, ward mir täglich unerträglicher. Ich würde den Teufel geheirathet haben, wenn er als Edelmann verkleidet gekommen wäre, und mir ein leidliches Leben zugesichert hätte. Leider stellten sich nur Teufel ohne einen Heller Geld ein, und das Elend ist mir stets schrecklich gewesen. Auf die Erinnerung an Larnage gab ich viel, ich sah ihn schon als den vom Souverain anerkannten Enkel, vom Souverain in der Thai, wenn auch nicht nach dem Rechte — denn nach meiner Politik konnte es nicht fehlen, daß der Herzog von Maine den Herzog von Orleans überwog, und ihn unter die Regentschaft stellte. Der arme Sire schrieb mir jede Woche seine Hoffnungen, er bauete prächtige Schlösser, deren Zweck natürlich ich war. Seine Liebe zu mir war so heiß, daß ich mich an ihrem Widerscheine erwärmte, und daß es mir mitunter vorkam, als liebe ich ihn. Dann schwärmte ich in köstlichen Entzückungen unter den großen Bäumen des Parks, und ich sah meinen Geliebten in seiner Glorie. Ich vergötterte ihn, wie es junge Mädchen von achtzehn Jahren zu thun pflegen, ehe sie aus eigener Erfahrung wissen, daß es keinen andern Gott als den dort oben giert, und daß alle andern Contrebande sind.

So verflossen die Wochen, dann die Monate, dann die Jahre. Mein Muth begann zu sinken, und die Zeit kam mir sehr lang vor. Zwanzigmal sah ich täglich in den Spiegel, um mich zu überzeugen, daß ich noch nicht alterte, und daß ich immer noch schon sei. Ich gab mich endlosen Lectüren hin, und ging sehr oft zur Beichte, aber leider nicht aus Frömmigkeit, sondern um dem Beichtvater meine Gedankensünden zu erzählen, da ich ihm keine anderen erzählen konnte, obgleich ich große Lust dazu hatte. Ich wandte alle nur erdenklichen Mittel an, die Langweile ward immer größer. Meine Tante selbst war zu ohnmächtig, sie zu beschwören, ihre Zärtlichkeit scheiterte an dieser Klippe.

Sie nahm mich mit zu Herrn von Toulangeon, bei dem eine Zusammenkunft des Adels

stattfand. Wir sollten dort einen Monat bleiben. Sie hoffte mich zu zerstreuen, meine Ideen zu ändern, und vielleicht auch auf den Festen jenen bis jetzt unauffindbaren Mann zu finden. Ich reiste ab, ohne Vergnügen zu empfinden, ich dachte nicht einmal an meinen Putz, der, ich bekenne es, sehr einfach war, und wäre meine Tante nicht gewesen, so hätte ich die Reise in der Nachtmütze und mit leerem Koffer angetreten. Glücklicherweise hatte die gute Fee Vorsorge getragen; sie hatte mir von Dijon zwei vollständige Anzüge kommen lassen, einen für den Morgen, einen für den Ball, die, mit einigen aufgeputzten Schmucksachen meiner Mutter, eine anständige Garderobe bildeten. Ich verlangte nicht einmal so viel.

Am ersten Tage sah ich nichts in dieser mir fast unbekanntem Menge, ich zeichnete nichts aus, und hörte nur die gewöhnlichen Complimente, ohne mich darum zu kümmern. Unter der Zahl der Gäste befand sich der Abbé de Saint Croix, ein römischer Prälat, Kammerherr des Papstes, ein geistreicher, feiner und unendlich liebenswürdiger Mann. Er lebte in Italien und war nur auf einige Monate nach Burgund gekommen, wo er Verwandte hatte. Der Zufall brachte uns einander näher, er griff mich mit Worten an, und nahm sich vor, mich zum Reden zu bringen. Ich hielt ihn würdig mich zu vernehmen, und erzählte ihm meine Chimären, fast ohne mich dessen zu versehen, und einzig und allein, weil er mich dazu trieb. Durch seine Fragen ermuthigt, ging ich in meiner Vertraulichkeit sehr weit: ich gestand ihm mein Verhältniß zu Larnage, denn ich hatte nur dies zu gestehen; ich gestand unsere Hoffnungen, unsere thörichten Träume, er lächelte, sah mich an, und nach einer Pause sagte er:

— Ich will Sie verheirathen!

— Sie wollen mich verheirathen?

— Ja, mein Fräulein, und wenn Sie vernünftig sind, so nehmen Sie den Mann an, den ich Ihnen bestimme. Sie erreichen bald das zwanzigste Jahr, das schönste Alter! Später steigt man auf der schlechten Seite des Berges hinab, dies ist der Augenblick, wo man still stehen muß — denken Sie es nicht?

— Mein Herr, ich habe Ihnen meine Gedanken vielleicht nur zu deutlich zu erkennen gegeben.

— Welche Thorheit! Halten Sie mich für einen Abbé vom Hofe? Hören Sie meinen Vorschlag: Was würden Sie zu einem Edelmann aus sehr altem Geschlechte sagen, dessen Ahnen in den Jahrbüchern von Burgund verzeichnet stehen, selbst unter den Herzögen, der Colonel eines Dragoner-Regiments und Marquis ist, und mir die Ehre erweist, mich seinen Cousin zu nennen?

— Der letzte Grund ist ohne Zweifel der beste. Sie haben mir die guten Eigenschaften genannt, kommen wir auch zu den Fehlern.

— Er besitzt ohne Zweifel Fehler, denn keiner von uns ist frei davon; aber er besitzt deren nur wenig. So wird er zum Beispiel Lieutenant-General der Orleanisten sein, eine Charge, die seine Familie seit 1666 besitzt.

— Ach, mein Herr, Sie jagen mir eine erschreckliche Furcht ein! Ihr Bräutigam muß ja eine Art von Ungeheuer sein, daß Sie so lange zögern, es mir zu sagen.

— Ich muß bekennen, daß er nicht schön ist, aber er hat...

— Eine edele Gestalt und Verdienste. Gehen wir weiter — ich kenne diese Ausflüchte.

— Er besitzt die Anmaßung nicht, je in die Academie-Francaise aufgenommen zu werden.

— Ich noch weniger, das schwöre ich Ihnen!

— Man behauptet, daß er langweilig ist.

— Ah, das ist schon wichtiger!

— Daß er einen schwachen Charakter hat, und leicht zu leiten ist.

— Um so schlimmer! So mögen wir Beide thun und lassen, was wir wollen, wir werden den Dummköpfen zu reden geben.

— Wenn man ihnen kein Futter giebt, so nehmen sie es sich. Es ist besser, wenn man freiwillig und mit Anstand giebt.

— Sie wissen auf Alles zu antworten. Aber werden Sie auch auf mein Unglück zu antworten wissen, wenn ich darüber Rechenschaft von Ihnen fordere?

— Sie werden nicht unglücklich sein.

— Warum denn?

— Weil Sie zu viel Geist besitzen. Mit einem Geiste, wie der Ihrige ist, nimmt man das Leben stets von der guten Seite, das Uebrige laßt man den Dummen.

— Die es nicht aufheben, mein Herr, Verleumden Sie die Dummen in Bezug auf das Glück nicht, sie kennen es besser, als irgend Jemand.

— Wollen Sie meine Cousine werden?

— Hängt es von mir ab?

— Durchaus nur von Ihnen. Ihre Familie wird keine Schwierigkeiten machen. Ihr Herr Vater ist sehr willfährig, sagt man; und Ihre Vormünder von mütterlicher Seite — wer sind sie?

— Meine Großmutter und Herr Boutillier von Chavigny, mein Onkel.

— Ich werde mit ihnen reden; aber ich verhehle es nicht, daß Sie mir mehr Besorgniß einflößen, als alle Uebrigen zusammen.

— Ich bin wirklich sehr schwer zu verführen. Aber ich werde ja sehen.

— Bald?

— Bevor ich dieses Haus verlasse, das verspreche ich Ihnen, mein Herr!

— Das ist zu lange. Ich kann Ihnen nicht mehr als drei Tage bewilligen. Ich muß nach Rom zurückkehren, und zuvor möchte ich die Angelegenheit beendet haben. Denn ich bin es, der Sie verheirathet.

— So weit sind wir noch nicht!

— Wir werden dahin kommen!

— Kann ich den Namen Ihres Auserkorenen wissen?

— Nur dann erst, wenn Sie mir Ihre Antwort ertheilt haben werden.

Ich mußte mich fügen. Wir verplauderten den Nest des Abends, aber von der Heirath war nicht mehr die Rede. Nichtsdestoweniger dachte ich immer daran, ich schwieg gegen meinen Willen, und der gleichgültigen Dinge kamen nur wenig über meine Lippen, da sie meinem Herzen so fern lagen. Meine Blicke schweiften durch das Zimmer, und zufällig richteten sie sich nach einem sehr dunkelen Winkel, in dem sich drei Männer befanden, die ich nicht kannte. Zwei von ihnen waren mir gleichgültig; der dritte war zwar nicht bemerkenswerther, aber er erregte dennoch meine ganze Aufmerksamkeit. Er war erst am Morgen angekommen, und ich hatte ihn noch nicht gesehen.

Dieser Mann schien ungefähr dreißig Jahre alt zu sein, hatte eine gewöhnliche Leibesgestalt, ein gewöhnliches Gesicht, ein gewöhnliches Benehmen, mit einem Worte, in jeder Beziehung ein gewöhnliches Aussehen, das mich wie ein Blitzstrahl berührte.

— Der dort ist Dein künftiger Mann! flüsterte mir eine unerklärliche Ahnung zu. Ganz gewiß, er ist es.

Ich zeigte ihn dem Abbé von Sainte-Croix; er lächelte über meinen Scharfsinn.

— Nun, sagte er, da Sie es errathen haben, will ich es Ihnen nicht verbergen — er ist wirklich mein Cousin. Wie finden Sie ihn?

— Noch finde ich ihn gar nicht, mein Herr, es wird mir unmöglich sein, mir eine Meinung von ihm zu bilden, und ich wollte, daß er überhaupt Niemandem eine Meinung einflößt.

— Das ist eine vortreffliche Eigenschaft. Wenn das Ansehen nichts verspricht, hat man nichts zu halten, und Alles, was man giebt, wird höher angeschlagen, als es werth ist.

— Wie nennt sich dieser Bewerber? Sagen Sie es mir nicht, so werde ich es in fünf Minuten wissen, wenn ich will.

— Er ist der Marquis Du-Deffand.

Ich begnügte mich damit, und gab dem Gespräche eine andere Wendung. Man trennte sich. Ich dachte die ganze Nacht darüber nach und erwog den Vorschlag nach allen Seiten. Ich dachte mir diesen Mann schon als meinen Gatten, diesen Mann, der nichts zu sein schien, der so wenig geschaffen war, um etwas zu werden, weder als Mensch, noch als Gatte.

Neben diesem häßlichen Phantome erschien mir Larnage, der so schöne, reizende, feurige, zärtliche Larnage. Aber Larnage war der vergessene Sohn eines Prinzen, der ewige Secretair des Herzogs von Luynes, ohne Aussicht auf eine bessere Anstellung. Konnte dieser Larnage, der weder Vermögen besaß, noch hoffen durfte, je eins zu erwerben, konnte er ein Fräulein von Chamrond heirathen? War jener dort ein Ehemann? Ohne Zweifel nein! Da Herr Du-Deffand jedes nothwendige Verdienst besaß, so fehlte ihm nichts dazu.

Die drei Tage verflossen unter Beobachtungen, es ward kein Wort gesprochen. Der Abbé zog Herrn Du-Deffand zwei oder dreimal in unser Gespräch. Ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und hinzufügen, daß er uns wenig lästig war, weil er nicht viel sprach. Zu der Gewißheit war ich wenigstens gelangt, daß er mir durch seine Reden nie Ungelegenheiten bereiten würde, und dies war schon eine Beruhigung,

Was soll ich Ihnen noch mehr sagen? Die drei Tage verflossen. Es war mir langweilig, Mädchen zu sein, es war mir langweilig, ewig den Namen meines Vaters zu tragen. Diese Langweile war meine tödlichste Feindin, und ich glaubte, daß ich mich mit einem Ehemanne weniger langweilen würde. So gab ich denn meine Zustimmung, und erlaubte dem Abbé von Sainte-Croix, Herrn Du-Deffand in der Eigenschaft als Bewerber um meine Hand mir vorzustellen.

Ich erzählte meiner Tante diese Geschichte. Man schrieb an meinen Vater, an meine Vormünder, und nach kaum einem Monate war Alles fertig, Alles entschieden.

Diejenigen, die mich kennen, wissen recht gut, daß ich nie von meinem Manne spreche, und daß ich ihn betreffende Unterhaltungen nie geduldet habe; es wird ihnen nicht ungewöhnlich erscheinen, wenn ich mich bei den Einzelheiten meiner Verheirathung aufhalte. Gewisse Handlungen, gewisse Gedanken müssen sich vor den Augen Aller verbergen. Was auch immerhin ein Ehemann Unrechtes gethan hat, wozu wäre es gut, es zu veröffentlichen? Und mag er sich immerhin gut betragen haben, es geht Niemanden an. Die Geheimnisse des Innern müssen nach meiner Ansicht, fromm bewahrt werden. Man darf sich daher nicht wundern, wenn in diesen Memoiren von Herrn Du-Deffand selten die Rede ist. Ich kündige es Ihnen, mein lieber

Leser, im Voraus an, daß wir uns nur wenig mit ihm beschäftigen werden, zumal da er so schnell aus meinem Leben entschwunden ist, in dem er einen höchst unbedeutenden Platz einnahm.

Meine Heirath fand am 2. August 1718 auf Chamrond statt, im dritten Jahre der Regentschaft, also in der günstigsten Zeit, um die Welt, wie sie damals war, zu sehen und zu beurtheilen. Es war ausgemacht, daß wir sofort nach Paris abreisen sollten, und dieser Plan ward auch ausgeführt, als die Hochzeitsfestlichkeiten zu Ende waren. Ein großer Seufzer der Erleichterung entquoll meiner Brust, als ich Burgund verließ. Ich glaubte den Himmel auf dieser glücklichen Reise geöffnet zu sehen. Dieser Himmel sollte sich aber nur zu bald wieder schließen. Ich hatte nicht Zeit, ihn zu betreten.

---



## Neuntes Kapitel.

Herr Du-Deffand wollte während der Reise den Liebhaber spielen, und Gott weiß, wie er sich dabei benommen hat. Ungeduldig über hundert ungeschickte Streiche, die er am Tage begangen hatte, fragte ich ihn eines Abends in einem ziemlich hochmüthigen Tone, wie er seine Demonstrationen und seine Schwüre nenne, und was uns Beiden damit genützt sei?

— Es geschieht aus Liebe, und die Liebe führt uns zum Glücke, wenn Sie wollen.

— Ah, also aus Liebe! Ich bin sehr erfreut, dies zu vernehmen. Es ist unnütz, mir Vorsicht anzuempfehlen, denn ich bin zu gut darin bewandert, um mich täuschen zu lassen.

Uebrigens wußte ich wohl, daß die Liebe Larnage's dieser nicht ähnlich war, und daß Herr Du-Deffand auf seine, nur ihm eigene Weise liebte. Die Frauen haben in ihrem Herzen stets einen geheimen Winkel, in dem sie das vergraben, was sie nur sich selbst gestehen, und noch kein Philosoph hat die Nase in diesen Winkel gesteckt, so ehr sie sich dessen auch rühmen. Wessen rühmen sich die Philosophen nicht!

Wir kamen in Paris an. Wir wohnten so lange bei einem Verwandten meines Mannes, bis über unsere Lage entschieden sein würde. Wir wußten noch nicht genau, wo wir uns fest niederlassen sollten. Ich hatte große Vorliebe für Paris; aber wir mußten wissen, ob wir hier standesgemäß leben konnten. Unser erster Besuch war der bei der Herzogin von Luynes, und die erste Person, die uns begegnete, als wir den Fuß in das Hotel setzten, war Larnage, der, ein Portefeuille in der Hand, ausgehen wollte. Er grüßte achtungsvoll, aber er ward bleich wie ein Leinentuch. Ich ward noch bleicher und bewegter als er. Herr Du-Deffand fragte mich nach dem Grunde meiner Verwirrung. Ich antwortete ihm, daß mir die Hitze lästig sei, und beeilte mich, zu meiner Tante hinaufzugehen. Sie empfing mich sehr zuvorkommend, erfreute Herrn Du-Deffand durch tausend Artigkeiten und behielt uns, trotz meiner Weigerung, zum Souper.

Eben dies hatte ich gefürchtet. Ich sollte mit jenem Unglücklichen zusammentreffen, dem ich bei meiner Verheiratung einen sehr aufrichtigen Brief geschrieben, und ihm untersagt hatte, mir zu antworten. Er hatte sich streng darnach gerichtet, ich wußte nicht, womit ich mich rechtfertigen sollte. Der arme Junge war gehorsam gewesen und hatte dabei viel gelitten, mir war dies nicht unbekannt geblieben. An jenem Tage erschien er wie ein Gekreuzigter bei Tische, er wagte kaum, die Augen aufzuschlagen. Herr und Frau von Luynes, die keine Ahnung von unserm Verhältnisse hatten, scherzten über seine Schülerin und über die Zurückhaltung, die er gegen sie beobachtete. Er setzte sich durch eine thörichte Antwort in Verlegenheit, die man nicht begriff — ich aber begriff sie nur zu gut.

Mir war, als ob dieses Souper nie zu Ende kommen würde. Bei dieser Gelegenheit aber hatte ich ein unvermuthetes Zusammentreffen, das einen großen Einfluß auf mein Leben ausübte: das nämlich mit Herrn von Feriol, dem alten Gesandten des Königs in Konstantinopel, und mit seiner Schwägerin, Fräulein Guerin von Tencin, Schwester des Cardinals und der berühmten Stiftsdame, die wir noch oft wiederfinden werden. Frau von Feriol gewann mich sogleich lieb, sie lud mich zum Besuche ein, und ließ mich nicht eher, bis ich ihr versprochen hatte, zu kommen.

Frau von Feriol hatte einen General-Einnehmer der Finanzen zum Manne, der später Rath und

Parlamentspräsident zu Metz ward. Seine Frau kümmerte sich wenig um ihn, sie unterhielt ganz öffentlich ein Verhältniß mit dem Marschall von Uxelles, der sie liebte, so lange sie jung war, und sie später ihre Reize beweinen ließ. In jener Zeit blieb sie sich noch immer gleich; ich fand sie alt, weil ich erst zwanzig Jahre zählte, aber sie war wirklich schön, und konnte einem Podagrasten sehr wohl gefallen. Sie lud mich auf den folgenden Tag zu einer Art von Fest ein, welche Einladung anzunehmen ich nicht unterließ, da es für mich gegeben wurde.

Frau von Feriol hatte einen wunderlichen, phantastischen, capriciösen Charakter. Sie konnte sich darüber nicht zufrieden geben, daß sie alter wurde, und Alles, was sie umgab, bereitete ihr deshalb Kummer. Jedes harte Wort, jeder launige Augenblick des Marschalls fiel auf Unglückliche zurück, die sie mit ihren Thränen bestrafte.

Sie hatte zwei Söhne: Pont-de-Veyle und d'Argental, zwei Gefährten meines ganzen Lebens, die am Morgen desselben erschienen und sich nur im Tode erst von mir trennen wollten — der Tod scheint uns alle drei vergessen zu haben. Pont-de-Veyle steht mit mir in gleichem Alter, d'Argental ist um drei Jahre jünger, und wir leben noch. Mein Gott, das ist erschrecklich!

Das Haus der Feriols war um jene Zeit das angenehmste von Paris. Die Feriols besaßen Geist, und empfingen große und gute Gesellschaft. Wir gingen zum Mittagsessen dorthin, und waren Gäste für den ganzen Tag. Unter anderen Gästen fanden wir auch den Lord Bolingbroke vor, den in Ungnade gefallenen Minister von England, und die Marquise von Villette, mit der, er bereits seit einem Jahre lebte, und in die er sichtlich verliebt war.

Wir fanden dort auch Fräulein von Delaunay, die vertraute Kammerfrau der Frau Herzogin von Maine, mit der ich sofort ein Freundschaftsbündniß schloß. Außerdem fanden wir auch die Frau Marquise von Parabère, die damals in der höchsten Gunst bei dem Herrn Regenten stand; sie kam mir eifrig entgegen, und ich stieß sie nicht zurück. Frau von Parabère war die Verführung in Person; sie war eine von jenen Zauberinnen, Venen man nicht widerstehen kann, so gern man es auch möchte, und die sich wider Willen jedes Herzens bemächtigen.

Endlich fanden wir auch noch ein außergewöhnliches und anbetungswürdiges Geschöpf, eine Türkin, die Herr von Feriol mit nach Frankreich gebracht hatte. Sie gefiel mir bei dem ersten Begegnen, und ward später meine Freundin. Man nannte sie Fräulein Aissé. Der Gesandte hatte sie als ein ganz kleines Mädchen gekauft, um sie erziehen zu lassen; er hatte ihr die Ehre zudedacht, seine Maitresse zu werden, sobald sie das Alter dazu erlangt hätte. Für das Land, dem er sie entnommen, war dies ganz einfach. Aissé entschlüpfte ihm mit vielem Glücke und großer Geschicklichkeit. Sie blieb nur seine Tochter, und was die Welt auch für Thorheiten reden mochte — Herr von Feriol küßte ihr nicht einmal die Fingerspitzen.

Alle diese Personen, die ich soeben genannt, waren meine intimen Freunde, und alle haben ein eigenthümliches Leben gehabt. Ich will es Ihnen erzählen, nämlich im Laufe dieser Memoiren. Ich gedenke eine Gallerie aufzustellen, in der man die Geschichte meines Jahrhunderts und der Gesellschaft, die ich besuchte, finden kann. Ich bin nicht Willens, mich dabei streng an Regeln zu halten, ich will im Gegentheile meine Portraits nach der Phantasie zeichnen, ich will jene Gestalten wieder aus der Erde holen, die seit langer Zeit verschwunden sind, je nachdem sie sich in meiner Einbildung oder in meinem Gedächtnisse zeigen. Wahr und genau zu sein ist die einzige Art und Weise, sie zu beleben, und ich werde auf das Eine wie auch auf das Andere halten.

Frau von Feriol hatte ihre Besitzung von Pont-de-Veyle in Burgund, aber sie besuchte es selten. Sie gebrauchte die Nachbarschaft, wenn es eine Nachbarschaft gab, als Vorwand, um

mich zu feiern und mich so zu empfangen. Erfreut, daß ich mich in einer solchen Umgebung befand, daß ich sprechen und geistreiche Leute sprechen hören und das Gehörte meinem Gedächtnisse einprägen konnte, ließ ich es geschehen. Da ich sehr unwissend, sehr neugierig und begierig war, Alles zu wissen und zu erlernen, konnte ich keine bessere Schule haben ich fühlte mich in der Sphäre, die ich geträumt hatte, die meinem Geschmacke entsprach, und es schien mir selbst während einiger Stunden, daß ich Herrn Du-Deffand liebte, um ihm dafür zu danken, daß er mich hierher geführt hatte.

An jenem Abende sah ich Voltaire zum ersten Male, der kam, um seinen Oedipus zu geben. Er hatte sein Jahr in der Bastille wegen seiner »j' ai vu« bereits überstanden, und war noch in Zorn und Wuth. Dieses Katzengesicht frappirte mich anfangs, Frau von Parabère gerieth darüber in Lachen bis zu Thränen, und als er ein Epigramm wagte, hob sie ihren kleinen Finger (den ich noch sehe) um ihm zu drohen.

Eine andere Person, berühmt in einem anderen Sinne, kam ebenfalls zu dem Souper: es war Frau von Tencin, die Schwester der Frau von Feriol, eine durch ihren Geist, durch ihre Intriguen und durch die Stellung berühmte Person, die sie zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Welt einnahm. Um jene Zeit zählte sie vielleicht sechs und dreißig Jahre; sie war schön und frisch wie eine zwanzigjährige Frau; ihre Augen funkelten; ihren Mund umspielte ein zugleich sanftes und liebliches Lächeln; sie wollte gut sein, und gab sich viel Mühe es zu scheinen, ohne daß es ihr gelang. Man ließ sich nicht tauschen, sie wußte dies, und begriff es mehr als nöthig. Trotzdem ließ sie sich nicht entmuthigen, sie blieb stets im grellsten Widerspruche.

Mehr als einmal während jenes Abends zankte sie sich mit Voltaire herum, und nichts war sonderbarer als diese Streitereien; sie liebten sich nicht, sie fürchteten sich, oder vielmehr sie beobachteten sich, warfen sich scharfe Blicke zu und zügelten die Geschosse, damit sie später um so sicherer träfen — es war ein köstliches Schauspiel. Ich werde Ihnen auch von der Gräfin Alexandrine von Tencin erzählen, wie von den Andern; nur Geduld, es kommt ein Jeder zu seiner Zeit an die Reihe.

Ach, welche schönen Tage waren diese Tage der Jugend! Wie gern erinnere ich mich ihrer! Welche Freuden, welche Triumphhe! Welche Liebschaften! Und welche Leute, welche Geister befanden sich in meiner Umgebung! Ach, wie beeilte man sich, zu leben! Jene Heuchelei, welche die letzten Jahre Ludwigs XIV. auferlegten, jene Maske, die man gewaltsam dem Gesichte aufdrang, lastete auf aller Welt. Man beeilte sich, sie abzulegen, und warf sie weit von sich. Nichts vermag einen Begriff von dem Zustande jener Gesellschaft zu geben, nichts, selbst das nicht, was wir an Ausschweifungen des Hofes und der Stadt unter dem seligen Könige gesehen haben.

Das Beispiel des Regenten drang in alle Klassen. Für eine junge Person wie ich, war dies eine gefährliche Schule. Die goldenen Grundsätze, die ich von meiner Tante und von meinen Nonnen empfangen, gingen natürlich darüber verloren. Da die Religion sie nicht unterstützen konnte, flogen sie schnell davon. Ich muß dies bekennen, denn außerdem könnte ich das Uebrige meines Lebens nicht erklären.

Ich bin nie richtig erkannt gewesen. Stets hat man meinen Schwachheiten Gründe untergeschoben, die sie nicht hatten. Es giebt keinen meiner Zeitgenossen, der mich nicht für leidenschaftlich oder kokett gehalten: ich war keins von beiden, ich langweilte mich. Ich habe geliebt, um mich zu zerstreuen, ich habe die Liebe Anderer angenommen, weil ich nichts zu thun hatte, ich habe meine Liebhaber gewechselt, weil ich mich mit ihnen langweilte, und weil ich

hoffte, daß mich ein anderer weniger langweilen würde. Diese alte Feindin zu tödten, ist mir nicht gelungen, sie ist in meinem Alter noch Siegerin, nachdem sie die zertrümmert hat, die ich ihr entgegenstellte und die sie zu erdrücken versuchten. Sie wird mich zu Grabe bringen, ich weiche ihr jetzt. Sie verfolgt mich, sie begleitet mich, wohin ich gehe; sie sitzt bei Tische an meiner Seite, sie gießt selbst in mein Trinkglas den Ekel oder die Müdigkeit, um mich anzufüllen oder mich unter ihrer eisernen Ruthe zurückzuhalten. Sie ist stets zwischen mir und denen, die sich mir nahen; sie schläft auf meinem Bette während der kurzen Augenblicke meines Schlummers. Bis hierher sind ihr meine Erinnerungen entkommen, gebe der Himmel, daß sie ihr nie zum Opfer fallen.

---

## Zehntes Kapitel.

Am Morgen des Festes war ich kaum erwacht, als man mir Frau von Parabère ankündigte. Sie öffnete ohne Umstände meine Thür und überraschte mich in dem kleinen Zimmer, das ich bewohnte, und, weil ich mich dessen bereits schämte, schnell mit einem anständigen Hause vertauschen wollte. Der Tag, den ich bei Frau von Feriol zugebracht, hatte meinen Entschluß festgestellt, und ich dachte nicht mehr daran, Paris zu verlassen; ich fühlte, daß ich anderswo künftig nicht leben könne, und daß mein Platz in Paris sei.

Unsere Verwandte, eine gute und fromme Frau, die keinen Besuch empfing, floh in den tiefsten Theil ihres Gartens, als sie vernahm, daß die Maitresse des Regenten unter ihrem Dache sei. Mein Mann ließ sie hart an und nannte sie eine übertrieben sittsame Person; sie aber antwortete ihm, daß alles Weihwasser des Kirchspiels den Platz nicht rein waschen könne, den diese Unreine betreten habe.

Während dieser Zeit empfing ich die Marquise, die, ungeachtet der frühen Morgenstunde und einer ganzen im Palais-Royal bei einer jener Orgien verbrachten Nacht, welche die Herzogin von Berry hundert Jahre in fünfundzwanzig verleben ließen, völlig schön und frisch war.

Frau von Parabère war aus Stahl und Eisen gemacht.

Obgleich sie klein, zart und dem Anscheine nach delicat war, so besaß sie in Wirklichkeit die Gesundheit eines Musketärs. In ihren schönen schwarzen Augen lag noch mehr, als in ihren Versprechungen, die ohnehin schon sehr herausfordernd waren. Wegen ihres bräunlichen Teint und ihrer wie Ebenholz schwarzen Haare hatte der königliche Geliebte ihr den Beinamen »der kleine Rabe« gegeben. Sie lachte über diesen Spottnamen, den sie oft unter ihre Morgenbillets setzte.

— Ah, meine Schöne, sagte sie beim Eintreten, ohne auf meine Entschuldigungen zu hören, ich weiß Alles, was Sie mir über Ihr Zimmer und über Ihre Toilette sagen wollen; dies hat unter uns nichts zu bedeuten. Sie gefallen mir unendlich, ich bin seit gestern rein närrisch über Sie, und habe die ganze Nacht dem Regenten und der Herzogin von Berry von Ihnen erzählt. Es ist beschlossen, daß ich Sie zu ihnen führe.

— Aber Madame...

— Wollen Sie nicht?

— Nicht ich, wohl aber...

— Herr Du-Deffand! unterbrach sie mich. Kann Herr Du-Deffand etwas wollen? Ich habe ihn nur eine Viertelstunde lang gesprochen, aber es genügt mir, um zu wissen, was man von ihm erwarten kann. Denken Sie weiter nicht darüber nach, Ihre königlichen Hoheiten erwarten Sie, und ich werde Sie an einem der nächsten Tage vorstellen. Aber es handelt sich in diesem Augenblicke nicht darum allein — ich komme, um Sie zu entführen.

— Mich, Madame?

— Sie, ja! Und zwar ohne Ihren Mann. Sie werden mit mir zu Mittag essen.

— Das ist unmöglich!

— Unmöglich! Ah, dieses Wort aus der Provinz kennt man hier nicht! Wie kann eine so geistreiche Person als Sie sind es nur gebrauchen? Unmöglich! Kleiden Sie sich schnell an und

gehen Sie mit mir. Dieses Haus riecht nach Klosterluft, die mir Vapeurs verursacht. Wann werden Sie es gänzlich verlassen?

Auf diese Fluth von Worten fand ich keine Antwort. Aber wie konnte ich Herrn Du-Deffand in der Wohnung zurücklassen und allein zu dem Abenteuer gehen? Ich vertheidigte mich, soviel ich konnte, aber Frau von Parabère lachte und zuckte die Achseln bei meinen Gründen. Sie öffnete meine Koffer und Schiebladen, holte meine Kleider und Schmucksachen hervor, legte die, die ich gebrauchen sollte, auf die eine, und die, welche ich nicht gebrauchen sollte, auf die andere Seite. Und alles dies führte sie lachend und singend aus, sie drehte sich im Zimmer herum, verspottete mich, küßte mich auf beide Wangen, machte sich über meine Cousine lustig, über ihr Haus, ihre Möbel, ihre Livree, mit einem Worte über Alles, was mich umgab, selbst ohne meinen Mann davon auszunehmen.

Als sie damit fertig war, rief sie meine Kammerfrau.

— Was wollen Sie von ihr? fragte ich.

— Warten Sie nur, Sie werden es sehen, antwortete sie.

Die Kammerfrau trat ein.

— Wie heißen Sie? fragte Frau von Parabère.

— Paulat, Madame! antwortete die Kammerfrau mit einer tiefen Verbeugung.

— Gut. Mademoiselle Paulat. Dort liegen Kleidungsstücke und andere Dinge, die Ihnen die Frau Markise schenkt. Danken Sie ihr dafür, und halten Sie sie gut. Nun gehen Sie. meine Freundin; man wird Sie rufen, um ihre Herrin anzukleiden.

Mein Erstaunen läßt sich denken. So verfügte sie über meine Garderobe, über meine in Dijon gekauften Hochzeitsgeschenke, auf die ich so stolz war! Und dabei fragte sie nicht, ob ich auch die Mittel habe, mir andere anzuschaffen.

Ich stand auf dem Punkte, ärgerlich zu werden.

Frau von Parabère bemerkte es. Sie ließ mich nicht zu Worte kommen.

— Meine liebe Kleine, sagte sie. Sie müssen sich bilden und kleiden wie alle Welt. Sie müssen die Provinz vergessen und sich umgestalten. Eine Frau von Ihrem Alter und von Ihrer Schönheit kann solchen Flitter nicht tragen als der ist, von dem ich Sie so eben befreit habe. Bedauern Sie die Dinge nicht, kaufen Sie sich andere. Und wenn Sie das Geld beunruhigt, so ertheile ich Ihnen die Versicherung, daß es Ihnen nicht fehlen wird.

Sie umarmte mich, und liebte mich auf eine Weise, daß meine schlechte Laune sofort verschwand.

Nun mußte ich ihr versprechen, daß ich mit ihr zu Tische gehen und den Tag in ihrer Gesellschaft verbringen wollte.

— Wir werden Voltaire sehen, sagte sie.

— Voltaire?

— Ja. Ich freue mich, ihn zu mir kommen zu lassen und ihn zu zwingen, mir die Aufwartung zu machen — ihn, der so viel gegen den Regenten geschrieben und gesprochen hat. Ich liebe solche Contraste und suche sie auf. Ich liebe überhaupt Alles, was seltsam ist. So finde ich das Leben sehr angenehm. O, die strengen Moralisten mögen immerhin reden, ich werde nie glauben, daß wir auf der Erde sind, um unglücklich zu sein!

Leicht und lebendig wie ein Vogel ging sie über diese Sentenz hinweg.

Ich war halb entzückt, halb verwirrt, denn ich wußte nun, wie ich es anzufangen hatte, um mir ein hofmäßiges Ansehen zu geben, und nicht einer Person zu gleichen, welche die Provinz vergessen machen will.

Ich setzte in mich selbst Mißtrauen, überredete mich, daß ich lächerlich sei, und bekam Furcht vor Reflexionen und Epigrammen.

Für ein Nichts wäre ich nach Burgund zurückgekehrt; glücklicherweise rettete mich mein Spiegel.

Während ich mit meiner Toilette beschäftigt war, kündigte man mir einen Besuch anderer Art, aber nichts destoweniger eben so angenehmen an. Ich konnte ihn nicht mehr abweisen, und wenn es geschehen, würde ich mich darüber geärgert haben.

Frau von Staal erschien, das heißt Mademoiselle Delaunay, denn sie war damals noch nicht verheiratet.

Das Zusammentreffen war ein sonderbares.

Der Herzog von Orleans und der Herzog von Maine waren geschworene Feinde, sie waren es gewesen, so lange sie lebten. Seit der Regentschaft war ihre Feindschaft in einen unauslöschlichen Haß ausgeartet. So befand ich mich nun zwischen den beiden feindlichen Lagern, und dies war eine schwierige Situation, ich kann es versichern.

Mademoiselle Delaunay wiederholte mir genau dasselbe, was ich so eben von Frau von Parabère vernommen hatte.

— Sie müssen nach Sceaux kommen. Ich habe seit gestern an Sie gedacht, Sie sind ganz vortrefflich geschaffen, um der Frau Herzogin zu gefallen und ihre Favoriten zu werden. Die Herzogin wird Sie leidenschaftlich lieben, und Sie werden Alle entthronen.

— Glauben Sie, Mademoiselle, daß Ihre Hoheit geruhen werden, mich zu empfangen?

— Mit offenen Armen, mit der größten Freude, ich verbürge es! Man amüsirt sich in Sceaux vortrefflich: man spielt Komödie, man giebt reizende Feste. Ueberdies liebt die Prinzessin geistreiche Feste, und Sie besitzen so viel Geist, daß Sie sich ihrer Gunst versichert halten dürfen.

— Ach, Mademoiselle, ich bin eine dumme Person, seit gestern habe ich mich doppelt davon überzeugt.

— Wie?

— Glauben Sie mir, ich werde meinen Platz in dem Palaste nicht behaupten können, wo unaufhörlich so viel Schöngeister glänzen.

— O nein! ich glaube vielmehr, daß Sie unter den ersten glänzen werden. Ich kehre sogleich zurück und melde Sie an.

— Mademoiselle!

— Sie werden ohne Zweifel bald eine Einladung erhalten.

— Nein, nein!

— Madame wird sich eine so seltene Gelegenheit nicht entgehen lassen, Geist und Schönheit vereint zu finden.

Nach Sceaux und nach dem Palais-Royal!

Die Soupers des Herzogs von Orleans, und die Komödien der Herzogin von Maine!

Das war viel für eine Debütantin, so viel, daß mir der Kopf ein wenig schwindelte. Ich war

einen Augenblick verblendet, und ging gerade zu meinem Manne, um ihm seine Ausschließung anzudeuten und die Freiheit, die ich ihm gewährte. Er sah mich, mit großen, runden Augen an, die reden wollten, und doch nichts sagten. Der Wille fehlte Herrn Du-Deffand nie, aber die Ausführung fiel ihm schwer.

— Ich werde im Vorbeigehen bei Frau von Luynes vorsprechen, mein Herr, und es wird mich freuen, wenn Sie dorthin kommen wollen. Dann lasse ich Sie bei Ihrer Frau Cousine, der ohne Zweifel die Ehre Ihrer Gesellschaft sehr angenehm sein wird. Sie hat mehrere fromme Personen zu Tische, deren ich nicht würdig bin, und die sich gewiß an Ihrer Unterhaltung erbauen werden.

Herr Du-Deffand blieb einige Augenblicke unbeweglich an seinem Platze. Ich weiß nicht, was er dachte, und ob er überhaupt dachte. Dann verbeugte er sich, und ging.

Um die bestimmte Stunde fand ich ihn wartend in meinem Salon.

Er versuchte den Oedipus zu lesen, von dem er nicht viel verstand. Er ist niemals über die Sphynx und den Minotaur in's Klare gekommen, diese beiden Worte sind in seinem Kopfe unerklärbar geblieben, und Nichts war sonderbarer als die Verhandlungen, die zwischen ihm und einem Pedanten, einem fleißigen Tischgenossen seiner Verwandten, über diesen Punkt stattfanden. Sie kamen nie zu einer Verständigung, und endigten damit, daß sie sich auf die höflichste Weise von der Welt schimpften.

Dies war in der That ein köstlicher Spaß, Ich blieb dabei neutral, weil ich fürchtete ihn zu unterbrechen.

Als wir bei Frau von Luynes eintraten, wo sich immer und zu jeder Stunde eine große Gesellschaft befand, ward ich ein wenig bewegt: Larnage konnte sich ja in irgend einem Winkel befinden.

Und so war es wirklich.

Nachdem der erste Andrang vorüber war, näherte er sich mir. Ich empfing ihn erröthend, und nahm neben ihm Platz. Wie ein einfältiges Geschöpf fragte ich ihn mit zitternder Stimme um Nachrichten von seiner Mutter.

Er verneigte sich, um mir zu danken, dann sagte er rasch:

— Sind Sie glücklich, Madame?

— Ohne Zweifel, mein Herr. Warum soll man es nicht sein?

— Ach, Madame, Sie haben wenig Vertrauen zu mir gehabt, und eben so wenig Geduld mit mir,

— Mein Herr!

— Ich würde für Sie das Glück erreicht haben, wenn Sie es gewollt hätten.

— Das Glück, mein Herr, läuft leider sehr schnell, und Sie gehen, wie mir scheint, sehr langsam, denn ich finde Sie an demselben Platze wieder.

— Madame, Sie sind sehr grausam...

— Ich rede die Wahrheit.

— Aber Sie machen mir meine Ohnmacht und mein Unglück zum Vorwurf.

— Mein Herr, ich vertheidige mich.

— Mit solchen Waffen!

— Und habe ich Ihnen etwas versprochen?

— Mein Gott!



— Ich erlaube mir, meine Frage zu wiederholen.

— Sie haben mir nichts versprochen.

— Nun?

— Aber Sie haben mich angehört...

— Was ist das?

— Sie haben mir die Hoffnung gelassen...

— Und Sie?

— Ich habe gehofft.

— Was werden Sie jetzt beginnen? fragte ich.

Larnage erröthete. Dann flüsterte er:

— Ich werde nicht mehr hoffen, aber ich werde ewig lieben.

Indem Larnage so zu mir sprach, fand ich ihn besonders schön.

Frau von Luynes, die Herrn Du-Deffand zum Reden gebracht hatte, näherte sich mir, und forderte mich auf, sie in ihr Kabinet zu begleiten, wo sie mir etwas zu sagen hätte.

Ich ward der Unterhaltung, die mir Vergnügen gewährte, entrissen. Uebel gelaunt, verließ ich meinen Platz.

Die Physiognomie meiner Tante kündigte eine Moral an, ich kannte sie schon seit langer Zeit; aber ich war weit entfernt, das zu erwarten, was mir bevorstand.

— Meine Nichte, sagte sie, ohne mir Zeit zu gönnen, mich niederzusetzen, Ihr Mann hat mir von Ihnen Dinge erzählt, die mich mit Erstaunen erfüllen.

— Was hat er Ihnen erzählt, Madame?

— Er behauptet, daß Sie im Begriffe sind, allein zu Frau von Parabère zu gehen...

— Das behauptet er?

— Zu dieser Schmach des Adels, fuhr meine Tante fort, zu dieser Frau, die Niemand mehr grüßt, wenn man ihr begegnet.

— Das ist wahr. Madame! antwortete ich, ohne mein Erstaunen zu äußern.

— Ist es möglich? fragte Frau von Luynes, als ob sie glaubte, ihren Ohren nicht trauen zu dürfen.

— Ich wiederhole es! fügte ich hinzu, indem ich mir vornahm, meinen Herrn Gemahl seine Schwatzhaftigkeit theuer bezahlen zu lassen.

Die Herzogin war über meine Kühnheit bestürzt.

— Haben sie keine Entschuldigung? fragte sie stammelnd und in einem Tone, der verrieth, daß sie selbst auf eine ersonnene Entschuldigung gezählt hatte.

— Keine!

Diese Freiheit und dieses fast unglaubliche Geständniß raubten ihr die Sprache. Sie sah mich erbleichend, an und rang nach Fassung. Als ich in meinem Schweigen verharrte, sagte sie entsetzt und trostlos:

— Sie haben es eingestanden!

Mehr vermochte sie nicht auszusprechen.

Frau von Luynes war sehr streng; ihre Verbindungen, ihre Gewohnheiten und ihre Familienbeziehungen fesselten sie an den alten Hof, und veranlaßten sie, die Scheinsittsamkeit

beizubehalten, jenes Vermächtniß des großen Königs, das wir uns freudig beeilten zu beseitigen wie sein Testament.

Man begreift wohl, daß das Leben des Palais-Royal von einer so ängstlichen Frau wie meine Tante sehr streng getadelt ward, und daß sie es für Pflicht hielt, eine junge Verwandte davon zurückzuhalten.

Dieses Pflichtgefühl gab ihr die Sprache wieder.

— Madame, begann sie, Sie haben noch keine Erfahrung, und sehen den Abgrund nicht, an dessen Rande Ihr Fuß steht. Ich kann es nicht über mich gewinnen, Sie, ungeachtet Ihres Benehmens, ohne Warnung Ihre gefährliche Bahn gehen zu lassen. Es bedarf nur noch eines Schrittes, und Sie sind untergegangen.

Sie hatte Recht; heute weiß ich es, aber damals theilte ich ihre Ansicht nicht.

— Aber wo ist denn das Böse, Madame, von dem Sie sprechen? fragte ich, ohne mich aus der Fassung bringen zu lassen.

— Ich habe Ihnen Frau von Parabère bezeichnet.

— Nun?

— Hören Sie meine Warnung nicht, so wird man Sie bald in gleiche Kategorie mit ihr stellen. Man wird von Ihnen sprechen, wie von ihr. Man wird Sie verachten, wie Frau von Parabère — man wird an Ihnen vorübergehen, ohne Sie zu grüßen. Ich denke, das sind Dinge, die man berücksichtigen muß. Und nun vergessen Sie nicht, daß Sie meine Verwandte sind, daß ich ein Recht habe, von Ihnen Gehorsam zu fordern. Ihre Schande fällt auf mein Haus zurück.

Diese Worte trieben mir ein wenig das Blut nach dem Kopfe. Ich beschloß, mich dafür auf der Stelle zu rächen.

— Madame, sagte ich, ist Frau von Parabère nicht von einem eben so guten Hause, als Frau von Verrue, und begeht, sie andere Dinge, als jene begangen hat? Ich habe die Ehre gehabt, Ihre Frau Schwägerin an Ihrer Tafel und auf Ihrem Schlosse von Dampierre anzutreffen, und ich glaubte nicht fehl zu gehen, wenn ich den Weg verfolge, auf den Sie selbst gehen.

Ich wußte, welch einen Schlag ich führte, denn die Herzogin konnte eine Anspielung auf die alte Intrigue der Gräfin von Verrue mit dem Könige von Sardinien nicht leiden. Sie Und ihr Mann hatten diese Dame nur mit großem Leidwesen, und so zu sagen wider ihren Willen empfangen. Sie sahen sie so wenig als möglich, und seufzten darüber; aber sie sahen sie, und dies war ein schweres Kreuz für sie.

Der Pfeil hatte also gut getroffen.

— Das wagen Sie mir zu sagen? rief sie aus.

— Sie zwingen mich dazu, Madame. Außerdem ist es meine Ansicht, und Sie wissen...

— Ich weiß, daß Sie eine verderbte Natur sind...

— Madame!

— Schweigen Sie!

Nach diesem Befehle veränderte sich plötzlich die Miene meiner Tante; sie schien zu bedenken, daß jede Bekämpfung meiner Ansichten vergebens war. Sie erhob sich kalt, als ob ich ihr lästig sei, und indem sie mir die Thür wies, sagte sie befehlend:

— So gehen Sie denn, Madame, da Sie es wollen. Aber wenn Sie Ihren Namen entehren, so zählen Sie nicht auf mich, daß ich Sie unterstütze. Ich habe meine Pflicht erfüllt — ich werde nie

mehr mit Ihnen darüber sprechen!



## Elfte Kapitel.

Entzückt über meinen Sieg, ging ich also zur Frau von Parabère. Es war dies wirklich eine Schilderhebung: ich leistete in derselben Zeit meinem Manne und meiner Tante Widerstand, und diese Tante war noch obendrein die Herzogin von Luynes! Nach diesem ersten Auftreten versprach ich viel. Jetzt, wo ich die Dinge aus der Ferne und mit Verstand betrachte, gestehe ich ein, daß ich Unrecht hatte. Aber dies war nicht gänzlich meine Schuld: der Geist meiner Zeit, die Revolutionsgedanken, die heute so hervorstechend geworden sind, begannen aufzutauchen und rissen mich mit fort. Man hatte damals schon wenig Achtung vor den Eltern und den Pflichten; in einem andern Jahrhunderte seufzte man mit Recht darüber.

Frau von Parabère empfing mich mit offenen Armen.

— Ich erwartete Sie nicht mehr, meine Königin! rief sie aus. Wer hat Sie zurückgehalten?

— Nun, wer die Frauen zurückhält — der Mann!

— Ah, wie thöricht sind Sie gewesen, sich einen Mann zu nehmen! Wie bedauere ich, daß ich Sie nicht früher gekannt habe, ich würde Ihr Leben anders geordnet haben!

— Hätte ich, wie meine Tante Fräulein von Chamrond, eine alte Jungfer bleiben sollen?

— Sie hätten sich Gräfin Marie von Chamrond nennen und ein Stiftsfräulein wie die Gräfin Alexandrine von Tencin werden müssen.

— Ach, das ist wahr! antwortete ich seufzend. Warum haben meine Verwandte nicht daran gedacht?

— Ein Stiftsfräulein ist das Muster von Glück auf der Erde. Ein Stiftsfräulein ist frei, überall gut placirt, es hat den Bestand einer verheiratheten Frau, aber es hat keine Pflichten und keinen Mann; dagegen aber hat es ein Einkommen, das ihm erlaubt zu leben und die Hilfe Anderer anzunehmen; es hat die Unabhängigkeit einer Wittwe, ohne die Erinnerungen derselben, ein wenig Familienverbindung, einen unbestreitbaren Rang, den man Niemandem verdankt — und dabei Nachsichtigkeit, selbst Straflosigkeit. Witz und Spott können sie nicht treffen, weil sie an ihrem Stande nichts ändern. Für alle diese Vortheile haben sie die Mühe, ein Kreuz zu tragen, das ihnen ansteht, schwarze oder graue Kleider, die man so prächtig machen kann, wie man es nur immer wünscht — einen kleinen, kaum merklichen Schleier, und Frauenputz aller Art. Gestehen Sie, meine Beste, daß dies eine große Wohlthat ist. Ach, wenn ich nicht die Marquise von Parabère wäre, würde ich sicherlich die Gräfin Marie von Vieuville sein.

— Eins ist so gut wie das Andere

— Und dies verdanke ich meiner eigenen Wahl. Man muß mich nehmen, wie ich mich gebe. Ich werde mich für Niemanden verändern, ich habe es laut ausgesprochen. Ich bin jung, hübsch, frei, reich, ich besitze den Geist meines Alters und meiner Herkunft, ich amüsire mich, ich will mich amüsiren, und zwar so lange als möglich, ich will immer froh leben, und werfe die Sorgen zur Thür hinaus. Wer würde es mir danken, wenn ich es anders machte?

— Ohne Zweifel Niemand, wenn nicht der alte Hof...

— Ich ziehe es vor, mit ihm zu zerfallen, denn er langweilt mich, und auf diese Weise habe ich mich seiner entledigt.

— Der Regent liebt Sie herzlich, und Sie lieben ihn ohne Zweifel in demselben Grade wieder,

dies tröstet und vertritt das Uebrige. Uebrigens setze ich voraus, daß Alles so ist, fügte ich verwirrt hinzu, denn ich schämte mich ein wenig, so unterrichtet zu erscheinen und der Erinnerung an Larnage eine so ausschließliche Herrschaft über mich eingeräumt zu haben.

Frau von Parabère sah mich lächelnd an, indem sie leicht die Achseln zuckte.

— Philipp! Ja, er liebt mich wohl... auf seine Weise, und ich liebe ihn eben so... auf meine Weise. Kennen Sie den Regenten?

— Ich habe nicht die Ehre gehabt, ihm vorgestellt zu werden.

— Ich werde Sie in den königlichen Palast führen, und werde Sie auch der Herzogin von Berry vorstellen. Sie werden diese Fürstin sehen und mir Ihre Meinung darüber sagen.

Bei diesem Vorschlage fühlte ich ein Schamgefühl aufsteigen, aber ich wagte es, aus Furcht vor Spott, nicht zu zeigen

— Ich hoffe, der Regent wird heute nicht zu Ihnen kommen!

— Wer weiß? Ich hoffe im Gegentheil, daß er kommen wird. Zu einem andern Zwecke habe ich Voltaire nicht eingeladen. Ich bin entzückt, sie zusammenzubringen. Dieser kleine Arouet rast inwendig, er hat einen tollen Geist. Der gute Philipp würde dieser Schlange gegenüber in Zorn gerathen, wenn er die Kraft dazu hätte; aber er verzeiht ihm im Voraus Alles, was er thun wird, wie er ihm das, was er bereits gethan, verziehen hat, wie er ihm überhaupt in seiner Gutherzigkeit sein ganzes Leben verzeiht. Ach, dies ist ein unterhaltendes Schauspiel, Sie werden sehen!

— Ist es denn passend, daß mich der Regent bei Ihnen findet? Wird es ihn nicht beleidigen?

— Halten Sie denn den Regenten für einen Ludwig XIV.? Er ist stets entzückt, wenn er eine hübsche Frau sieht, und in ihrer Nähe kümmert er sich wenig um ihren Rang.

Diese leichtsinnige Existenz, diese Unterhaltung, die nichts achtete, und diese Freiheit, die nicht einmal sich selbst einige Rücksicht auferlegte, bildete mit dem Leben in der Provinz und den gemessenen Worten meiner Tante und meiner Nonnen einen argen Contrast. Noch nahm ich kein Aergerniß daran, noch war ich nicht verletzt, aber ich war bis zur Bestürzung erstaunt. Frau von Parabère bemerkte es, sie umarmte mich mit einer wahren Ausgelassenheit und sagte in einem Tone, aus dem unwillkürlich ihre Empfindlichkeit hervorleuchtete:

— Ich verstehe Sie, meine Königin, ich bin eben so gewesen. Dies geht vorüber. Man ist viel glücklicher, wenn man kein anderes Geräusch hört, als das des Vergnügens.

In diesem Augenblicke ward Voltaire angemeldet; er trat ein, ohne verwirrt oder linkisch zu erscheinen.

Voltaire war damals ein drolliger junger Mann; es erinnern sich seiner nicht viel Leute mehr, denn wir sind aus jener Zeit nur wenige noch vorhanden. Er war eben so lang und mager als jetzt; sein Gesicht, nahe daran Falten zu bekommen, war dasselbe; sein Mund ward stets von einem Lächeln umschwebt, das schneidend und glänzend war wie eine Klinge; sein Auge blitzte. Er hatte eine bleiche, gallichte Gesichtsfarbe, und seine Miene war angenehm, wenn man ihn nicht reizte. Es bedurfte aber einer langen Gewöhnung an seinen Geist, wenn man sicher sein wollte, daß man von ihm nicht verspottet würde.

Man hielt ihn den Großen gegenüber für einen Schmeichler und Speichellecker, während seine ganze Person nur ein Epigramm war. An jenem Tage habe ich ihn kennen und schätzen gelernt; er bemerkte es, und wußte es mir Dank, er hat sich oft darüber ausgesprochen.

— Mein lieber Dichter, sagte die Marquise, Sie werden mit der Frau Marquise Du-Deffand,

der ich Sie vorzustellen mir erlaube, das Mittagsmal einnehmen. Sie kommt aus der Provinz, um uns zu zeigen, daß man dort mehr Geist besitzt, als in Paris.

Voltaire prüfte mich, und warf einen jener Blicke auf mich, welche die ganze Person einzusaugen scheinen. Nach dem Gesagten wußte er, wer ich war, was ich galt, und er bedurfte keiner Auskunft weiter.

— Herr von Voltaire, haben Sie uns nicht einige Verse vorzulesen?

— Verse! Madame, ich sollte Verse machen und sie hierherbringen! Man hat für mich so viel gemacht, daß ich ausruhen kann.

— Das ist Groll, mein Herr!

— Groll? Nein, Madame, es ist Gerechtigkeit. Ich erinnere mich!

— Verlohnt es sich der Mühe, daß man für ein wenig Bastille gegen einen guten Fürsten so aufgebracht ist, dem Gott vergessen hat Galle zu geben?

— Ich bin gegen Niemanden aufgebracht, Madame, und gegen den Herrn Regenten noch weniger, als gegen irgend eine andere Person, denn er ist sehr gütig gegen mich gesinnt; aber ich werde seine Güte nicht vergessen, es ist meine Absicht, sie täglich zu verdienen, und darum lese ich meine Verse nicht, wenn ich das Unglück hätte, Verse zu machen. Ich denke, daß dies keine Majestätsbeleidigung ist

Die Marquise begann zu lachen. Man lachte damals sehr viel.

— Ich weiß nicht, warum Sie sich über Ihre Verse beklagen, Messire Arouet; sie haben stets einen guten Erfolg gehabt, und der Regent hat mit beiden Händen ihren Oedipus beklatscht, trotz der Anfeindungen, Auslegungen und Verleumdungen.

— Weil der Regent mehr Geist besitzt, als seine und meine Feinde, weil er die Menschen nach ihrem Werthe, und die Sachen wie sie sind, beurtheilt.

— Und vorzüglich weil er gut, sehr gut ist! fügte sie mit Intention hinzu.

— Was soll das heißen, Madame? Glauben Sie vielleicht, daß diese Güte sich auf mich verirrt hat, daß ich sie nicht verdiente, und daß ich schuldig war?

— Ich habe gesehen, mein bester Herr! Ich habe gesehen!

— Parbleu, Madame, auch ich habe gesehen! Ich habe vor allen Dingen die vier Mauern der Bastille, die häßliche Nase des Kerkermeisters und den flammenden Blick des Herrn Gouverneurs gesehen. Diese Dinge noch einmal zu sehen, habe ich keine Lust.

— Bekennen Sie aufrichtig: sollten Sie deshalb nicht diese Visionen gehabt haben, um sie in ihrer Kritik als ungereimte Erscheinungen zu bezeichnen?

— In Wahrheit, Madame, das Gedicht »Ich habe gesehen« ist nicht von mir, ich werde es bis zum Ueberdrusse wiederholen, ich werde es vor Gott und den Menschen verneinen; und da Sie mich einmal dazu drängen, so muß ich Ihnen sagen, daß ich es, wenn ich mich mit der Satyre befasse, auf eine andere Weise angreife.

— Nun, wie würden Sie es angreifen? fragte Frau von Parabère, indem sie sich auf dem Sopha wälzte wie eine durch Sahne angelockte Katze.

— Erlauben Sie, Madame, dies für mich zu behalten; denn wenn irgend Etwas in Versen oder in Prosa erschiene, in dem sich dieselben Gedanken fänden, so würde man es mir zuschreiben, und ich habe an meinen Sünden genug, ohne die Anderer zu büßen.

Man kündigte das Mittagsessen an, das sehr gut war. Die Marquise war eine Feinschmeckerin,

wie alle Leute von Geist. Sie eröffnete mir diesen Tempel, der mir bis dahin verschlossen gewesen, und ich war ihr dafür sehr verpflichtet.

Voltaire vergaß sein Gefängniß, und ward liebenswürdig. Er machte uns Complimente über den guten Ton, spottete über alle Welt, stichelte auf alle Lächerlichkeiten, und lästerte vorzüglich auf die Gräfin von Tencin, die er nicht leiden konnte. Sie behauptete nämlich, daß er sie sehr geliebt, und daß sie diese Liebe zurückgewiesen habe. Dies verzieh er ihr nicht. Ich zweifle daran. Voltaire hat die Frauen nie geliebt: er hat eine gelehrte und eitele Empfindung für Madame Düchatelet gehegt, welche sich dessen nur rühmte, indem sie seinen Geist hervorhob. Ich möchte indessen nicht beschwören, daß ihn auch irdischere Bande gefesselt haben. Zu ihrer Zeit werde ich die Liebschaften erzählen, von denen ich Zeuge gewesen bin, und man wird sehen, wieviel sich in den Sternen und in den Wolken zugetragen hat.

Als wir die Tafel verließen, fanden wir in dem Salon einen Herrn von mittlerem Wuchse, mit leutseligem Gesichte, vollkommen gutem Genehmen, einer großen Noblesse in seiner Haltung und mit einer geistreichen und zugleich guten Physiognomie.

Frau von Parabère, die mich bei der Hand führte, folgte ihrer Gewohnheit, indem sie mich bei seinem Anblicke losließ und zu ihm eilte.

— Ach, mein Herr, Sie sind schon da? sagte sie, indem sie sich leicht vor ihm verneigte. Sie sind liebenswürdiger, als Sie versprochen haben.

— Und das wünschten Sie vielleicht nicht! fügte der Fürst hinzu.

— Welche Thorheit! ich bin allein mit der jungen Freundin, von der ich Ihnen bereits gesagt habe, und mit Herrn von Voltaire.

— Der Niemand ist, mein gnädigster Herr, fügte dieser hinzu, indem er sich tief verneigte.

— Frau Marquise Du-Deffand, gnädigster Herr, fuhr das übermüthige Geschöpf fort, indem es mich zu dem Fürsten zog, eine liebenswürdige Frau, für die ich Ihre Güte erbitte. Ihr Mann ist im Dienste, es ist unmöglich, daß er nicht irgend eine Bitte an Sie zu richten hatte, die Sie ihm gnädigst bewilligen werden.

— Madame hat mir nur ihre Befehle zu ertheilen, und ich beeile mich zu gehorchen! antwortete der Fürst mit einem jener Blicke, welche die Frauen errathen und eine ganze Unterhaltung ausmachen.

Ich konnte nichts weiter finden als eine einfältige Verbeugung, einen jener Pfauen- oder Truthahn- Knixe, die Zeichen der Verlegenheit oder des Dünkels.

Der Fürst täuschte sich nicht darüber, er ließ mir Zeit mich zu fassen, und wandte sich lächelnd zu Voltaire, indem er sagte:

— Ach, Sie, Herr Prophet, Herr Raisonneur! Ich habe diesen Morgen an Sie gedacht.

— An mich, gnädigster Herr? Ich habe große Furcht. Liegt nicht etwas Bastille auf dem Grunde dieses Gedankens?

— Sie haben les Phillpiques nicht gemacht, Herr von Voltaire, Sie sind dessen unfähig, fuhr der Regent in bewegtem Tone fort.

— Hat man gewagt, mich dessen anzuklagen, gnädigster Herr? rief der beleidigte Dichter.

— Nein, nein, mein Herr! Der Verfasser verbirgt sich nicht, er ist La Grange Chancel, ein alter Page der Prinzessin von Conti, Haushofmeister bei meiner Mutter, der durch unser Haus ernährt und erzogen ist. Und dieser Mann beschuldigt mich, daß ich ein Blutschänder, ein Giftmischer, und Gott weiß was Alles sei.

Als Frau von Parabère sah, daß eine schmerzliche Bewegung in ihm aufstieg, wollte sie seine Hand ergreifen. Sie wußte, wie tief diese Wunde war, seit der Herzog von Orleans jene Verse kannte; er sagte Allen davon, die sich ihm näherten.

Der Fürst entzog sich ihr sanft.

— Beruhigen Sie sich, Madame, ich werde mich nicht mehr damit beschäftigen. Diesen Morgen habe ich Justiz geübt.

— Wie, gnädiger Herr! La Orange...

— Ich hoffe, Sie werden ihn rädern lassen? sagte rasch die Marquise.

— Nein, Madame, ich habe ihn kommen lassen und habe ihn gefragt, ob er alle Abscheulichkeiten dächte, die er geschrieben. Er hat mir mit Ja geantwortet.

— Um so besser! denn wäre es anders, so hätte ich Ihnen gerathen, ihn hängen zu lassen.

— Ich habe ihn einpacken und nach der Insel Saint-Marguerite schicken lassen, wo er nicht lange bleiben soll, da er nur mich beleidigt hat. In Bezug auf Sie, Herr von Voltaire, ist meine Gesinnung besser, als Sie glauben. Sie können zu meinem Schatzmeister gehen, der Ihnen eine Summe einhändigen wird, die dem Oedipus hilft, einen andern Erfolg erwarten.

— Ach, gnädigster Herr, wie dankbar bin ich Ihnen! Sorgen Sie stets so für meine Nahrung, aber beschäftigen Sie sich ferner nicht mehr mit meiner Wohnung.

Der Regent wollte antworten, als die Thür geöffnet ward, und ein Laquais den Grafen von Horn anmeldete. Das Gesicht des Fürsten zog sich augenblicklich zusammen, und Frau von Parabère ward feuerroth. Voltaire lächelte wie immer; aber er vermied es irgend eine Person anzusehen, sein Lächeln sagte genug.

---



## Zwölftes Kapitel.

Der junge Mann, der nun eintrat, war auffallend schön und auffallend geputzt; in seiner ganzen Person lag eine ungewöhnliche Distinction, die sich durchaus nicht verkennen ließ. Der Ausdruck seiner großen verschleierte Augen war eine rührende Melancholie, eine verhängnißvolle Traurigkeit, die einen unwiderstehlichen Zauber ausübte. Mit einem kaum merklichen Stolze, der sich unter einer tiefen Achtung verbarg, grüßte er zunächst den Regenten, dann Frau von Parabère affectirt ceremoniell; dann mich, und zuletzt Voltaire. So unerfahren und neu ich auch war, so errieth ich dennoch ein Geheimnis, und einen Zwang; ein Jeder, so schien mir, und vorzüglich der Herzog von Orleans, war unangenehm berührt.

— Ich glaubte, Sie seien abwesend, Herr Graf, sagte er endlich im Tone eines Gebieters, der fragt und tadelt.

— Ich bin in der That nach Deutschland verreist gewesen, gnädiger Herr; aber ich bin zurückgekehrt.

— Ihre Familie hat Sie erwartet, mein Herr; Ihre Mutter hat schriftlich »Madame« gebeten, Sie reisen zu lassen, und wir hatten uns verbindlich gemacht, Sie dem Prinzen, Ihrem Bruder, zurückzusenden.

— Verzeihung, mein gnädigster Herr, in diesen Worten waltet ein kleiner Irrthum ob; die Dinge sind nicht ganz auf diese Weise von Statten gegangen, und deshalb bin ich zurückgekehrt.

— Was heißt das, mein Herr? unterbrach ihn der Regent mit stolzer Hoheit. So hätte ich eine Lüge gesagt?

— Der Himmel behüte mich, so etwas zu denken, gnädigster Herr! Ich will nur sagen, daß man Sie getäuscht hat. Nicht meine Mutter hat um meine Zurückberufung geschrieben, sondern es sind von hier aus falsche Berichte an meine Familie gegangen, die sie über mein Betragen beunruhigt haben. Ich habe mich darüber erklärt, habe die Schriftstücke gesehen und die Verleumdung vernichtet. Sicher, daß man mich in meinen Plänen und Vergnügungen ferner nicht stören wird, bin ich zurückgekehrt.

— Ich wünsche es, mein Herr; aber ich fordere Sie auf, daß Sie sich Madame nicht vorstellen; die Mißachtung ihrer Gefälligkeiten und ihrer Vermittelung wird ihr sicherlich nicht gefallen, und Sie würden übel empfangen werden.

— Ich komme soeben von Ihrer Königlichen Hoheit; meine erhabene Cousine hat mich mit gewohnter Güte empfangen. Sie hat mir Anfangs ein wenig gezürnt, später aber verziehen, indem sie mich von unserm lieben Deutschland und von unsern Verwandten zu reden aufforderte.

Der Regent biß sich in die Lippen.

Der junge Mann spielte den Vorsichtigen.

Die Marquise brachte das Gespräch auf einen andern Gegenstand und zog Voltaire mit hinein, der sich bei Seite hielt, und mit seinem bekannten Teufel von Lächeln beobachtete. Er ließ sich bitten, denn Arouet war in seiner Jugend, wie ich bereits gesagt, kein Hofmann. Er hatte es gern, daß die Großen zu ihm kamen, und er ging ihnen nur entgegen, um über ihre Allmacht zu spotten. Es lag in ihm etwas von einem Regierungsunzufriedenen und von einem rebellischen

Bürger. Damals war er noch nicht der Bastard-Edelmann, den wir seit jener Zeit gesehen haben. Frau von Parabère verlor die Geduld darüber und hielt sich an mich.

— Sehen Sie doch, gnädigster Herr, welche schonen Augen und Haare diese kleine Frau aus der Provinz besitzt. Sie könnte uns wahrlich um so mehr eifersüchtig machen, da sie nicht stolz darauf ist und es scheint, als ob Gott sie ebenso bescheiden und schön erschaffen hat, als Frau von Brancas häßlich ist.

Der Regent war zu artig, um mich nach einer solchen Aufforderung nicht anzusehen; er wandte den Kopf nach mir. Sein Auge sagte mir mehr, als Frau von Parabère vielleicht dachte. Ich senkte die Blicke zu Boden.

— Madame, begann der Fürst, werden Sie nicht in das Palais-Royal kommen? Es wird mich freuen, Sie recht oft dort zu sehen.

Ich verstand die Kunst nicht, zu sprechen, ohne etwas zu sagen, zu versprechen, ohne zu versichern. Ich ward roth und antwortete nicht. Die Marquise übernahm die Antwort.

— Morgen, mein gnädigster Herr, morgen werde ich sie bei Frau von Berry und bei Ihrer Königlichen Hoheit einführen; aber wir haben einen Ehemann aus Burgund, der das Wachen nicht liebt und es gern hat, wenn seine Frau ihm in allen Dingen nachahmt. Dieser Ehemann sieht in Ihnen nichts Anderes, als den Antichrist, den Teufel mit Horn und Gabel, und da wir noch jung sind, fürchten wir diese ehrwürdigen Personen, wir wagen nicht...

Der Regent horchte mit halb gesenktem Kopfe und als ob er einen Entschluß faßte.

— Herr Du-Deffand ist ohne Zweifel ein guter Soldat, Madame? Er hat gedient, ich weiß es — wird er eine vertrauliche Sendung übernehmen?

Ich ward roth bis unter die Augen. Da ich nicht dumm war, begriff ich den ganzen Umfang dieser Frage. Es widerstand mir, darauf zu antworten. Die Entfernung meines Mannes beunruhigte mein Gewissen. Ich fühlte, daß er mir eine Stütze, wenn auch eine schwache war, und daß ich, indem ich an seiner Entfernung mitwirkte, mir das einzige Mittel raubte, den mich umgebenden Verführungen zu widerstehen. Der Vorschlag des Fürsten erschreckte mich.

Die mit aller weiblicher Schlaueit ausgerüstete Frau von Parabère bemerkte es; sie trat dazwischen, ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen.

— Nein, nein, gnädigster Herr, was denken Sie? Es ist noch zu früh, um zwei Neuvermählte zu trennen, um diese junge Frau ihres Schützers zu berauben.

— Ja wohl, warf Voltaire ein, man lasse ihnen wenigstens Zeit, sich kennen zu lernen, damit sie sich verabscheuen können, indem sie erfahren warum.

Der Graf von Horn schwieg und sah die Marquise an, als der Regent ihn außer Acht ließ. Der Einzige, der sich von uns Allen nicht beengt fühlte, war sicherlich der Dichter; er lachte über Andere und betrachtete »den kleinen Raben« wie ein Schauspiel, um die Aufmerksamkeit von unserm kleinen Cirkel abzulenken und nach einem andern Orte zu übertragen, er erforschte den Hof und die Stadt, und fand Tugenden, die nicht existirten, Laster, die niemals bekannt gewesen, in der Absicht, ihren königlichen Liebhaber anderswo zu zerstreuen, der diesen Abend sehr geneigt zum Denken erschien.

— Sie kennen die Zänkereien der Frau von Pleneuf und der Frau von Prie, nicht wahr, gnädigster Herr?

— Ich habe davon gehört. Von Prie will seinen Gesandtschaftsposten nicht mehr, er, ist eben so unentschieden, als seine Frau selbst, die eine sehr hübsche Person ist.

— Wer zweifelt daran? Ich finde sie reizend und geistreich.

— Sie ist kaum achtzehn Jahre alt — nicht wahr, Marquise?

— Ich weiß es nicht genau, aber nach ihrem Gesichte zu urtheilen, muß sie noch jünger sein.

— Sie haben heute einen Tag der Gerechtigkeit, und es ist an Ihnen...

— Seien Sie eben so gerecht, als ich, sagte sie leise zu dem Fürsten, und indem sie sich mit einer liebenswürdigen Einfältigkeit ihm näherte. Zürnen Sie diesem armen Grafen von Horn nicht, der es auf keine Weise verdient.

Der Regent biß sich in die Lippen.

— Er! Er ist ein Mensch ohne Treu und Glauben, ohne Ehre, ein Leichtsinniger, ein Spieler!

Sie begann zu lachen, und entließ durch einen Wink den Grafen. Voltaire befand sich bereits in einem andern Saale und betrachtete ein Gemälde. Wir drei blieben allein.

— Philipp, sagte sie, stets noch lachend, sehen Sie mich an, wenn Sie können, und wiederholen Sie Ihre Vorwürfe.

— Ja, ich werde sie wiederholen, er ist ein Leichtsinniger, ein Spieler.

— Und Sie?

— Nun, ich besuche die Spielhäuser nicht, ich laufe auch nicht...

— Nein, weil Sie Alles zu Hause haben. Bekennen Sie offen, Sie zürnen diesem jungen Manne nicht wegen seines Betragens, um das Sie sich wenig kümmern, sondern weil Sie voraussetzen, daß er in mich verliebt ist.

— Sehe ich denn aus wie ein Eifersüchtiger? Ah, meine liebe Marquise, müßte ich mir einmal diese Mühe nehmen, anstatt das Königreich zu regieren, ich würde kaum im Stande sein, Ihre Liebhaber im Zaume zu halten.

— Spotten Sie, so viel Ihnen beliebt, wenn Sie mich nur anhören. Dieser junge Mann liebt mich, es ist wahr.

— Wirklich?

— Ja, er liebt mich, und es giebt deren noch mehr. Warum beunruhigen Sie sich darüber?

— Ich beunruhige mich nicht.

— Ach, gnädigster Herr, dies ist eben nicht schmeichelhaft für mich. Nehmen Sie sich in Acht!

— Madame, ich lasse Ihrer Tugend Gerechtigkeit widerfahren.

Wir waren zu drei; ich hatte große Lust, aufzustehen, denn meine Lage war nicht haltbar. Ich machte eine Bewegung — die Marquise hielt mich zurück, sie wollte ohne Zweifel einen Zeugen haben.

— Mein gnädigster Herr, fuhr sie beharrlich fort, und zwar mit einer gewissen Bewegung, Sie hassen den Grafen von Horn — gestehen Sie es ein?

— Madame, ich hasse nur die Feinde des Königs, ich habe nie die meinigen hassen können. Was meine Nebenbuhler anbetrifft, wenn ich deren habe, so verachte ich sie, oder ich vergesse sie. Ich begreife nicht, warum Sie sich so eifrig dieses Fremden annehmen? Er ist ein Vogel auf der Straße, unwürdig, daß wir uns Beide mit ihm beschäftigen. Mein Haß würde eine unverhoffte Ehre für ihn sein. Ich bitte, reden wir von andern Dingen, es ist schon zu viel. Rufen Sie Voltaire, Ihren Protégé, Sie stehen im Begriffe, Madame Du-Deffand glauben zu machen, daß ich Sie wie ein junger gascognischer Edelmann anbete, und daß ich aus Eifersucht meinen

eigenen Schatten fürchte — dies hieße mich sonderbar beurtheilen, bekennen Sie es!

Die verschmitzte Marquise hatte ihren Zweck mit einer Kühnheit erreicht, die ich nicht voraussetzen gewagt hatte. Ich verstand damals nichts davon, später aber ward mir diese so geschickt angelegte Scene klar, deren Zweck der gute Fürst nicht ahnte. Er blieb noch einige Augenblicke, indem er mit Voltaire und selbst mit dem Grafen von Horn sprach, und zwar mit Letzterem auf eine Weise, als ob nichts vorgefallen wäre. Der Herzog von Orleans war gut, er besaß viel Geist, er führte eine anziehende Unterhaltung, er wußte selbst sehr viel, und wäre er ein schlichter Privatmann gewesen, es hätte wenig seines Gleichen gegeben. Ich war entzückt über ihn. Er verließ uns, indem er einem Jeden, selbst dem Grafen von Horn, eine Artigkeit sagte. Die Marquise begleitete ihn bis in das Vorzimmer, nicht um der Etikette zu genügen, sondern vertraut, den Arm auf seine Schulter gelehnt; sie legte sich durchaus keinen Zwang auf. Auch Voltaire und der Graf entfernten sich bald.

— Wo essen Sie zu Abend? fragte mich die Marquise.

— Zu Hause, mit meinem Manne.

— Wahrhaftig! Bleiben Sie hier. Ich werde meine Thür verschließen, und wir plaudern zusammen.

---

## Dreizehntes Kapitel.

Frau von Parabère lachte viel, ich habe es bereits gesagt; sie schien sehr lebhaft und ausgelassen zu sein, sie scherzte über die ernstesten Ereignisse, und dennoch fand ich, daß in dieser Fröhlichkeit etwas Gezwungenes, etwas Schmerzliches lag, wenn ich mich so ausdrücken darf. Sie schien gewaltsam eine Maske vor ihrem Gesichte zu tragen.

Wie fast jeden Abend, so sollte sie auch heute in dem Palais-Royal soupiren. aber aus einer Art Eigensinn leistete sie darauf Verzicht, um bei mir zu bleiben. Ich bemerkte die Veränderung ihrer Laune und fragte sie um den Grund.

— Ah, ah! entgegnete sie, einen Grund! Warum soll ich einen Grund haben? Warum soll ich mir darüber Sorgen machen? Ich habe meine Laune geändert, ohne es zu bemerken, und wenn ich Ihnen den Grund davon sagte, so würden Sie mir nicht glauben. Sprechen wir von andern Dingen, sprechen wir von Ihnen, erzählen Sie mir von Ihren ersten Jahren, von Ihrer Heirath! Sagen Sie mir, ob Sie einen galanten Mann haben, oder ob Sie uns eine Tugend voll Scheinheiligkeit und Frömmigkeit bringen. Das wäre Schade, wahrhaftig, mit einem so hübschen Gesichte wäre es Schade!

Ich hatte durchaus keine Lust, etwas zu erzählen. Obgleich Frau von Parabère mir ungemein gefiel, so machte sie mich dennoch bestürzt, ich war für so etwas nicht geschaffen. Der Antwort auf ihre Frage wich ich dadurch aus, daß ich auf Herrn Du-Deffand und auf die Art, wie unsere Verbindung entstanden, zurückkam. Sie spottete über meine Gutmüthigkeit, wie sie es nannte, und über meinen Entschluß, ihm durchaus treu bleiben zu wollen.

— Aber, Madame, wie kann ich meinen Mann täuschen...

— Man täuscht ihn nicht, meine Liebe, man amüsirt sich. Haben Sie ihn heute getäuscht? Und doch sind Sie hier ohne seine Erlaubniß.

Der Beweisgrund war ein scheinbarer, ich fand keine Antwort darauf. Aber ich war immer noch schüchtern auf diesem Wege, ich ging erschreckt weiter, denn ich fürchtete mich zu verirren und zu verlieren. Aber ich war auch neugierig, und wollte Kenntnisse sammeln; deshalb fragte ich viel. Der Marquise kam nichts gelegener, als daß sie antworten konnte. Wir plauderten wie zwei gute Freundinnen, und ich begann mich zu unterrichten, ich begann vorzüglich Vergnügen an diesem Unterrichte zu finden. Da trat ein Diener ein, und meldete einen Boten des Regenten an.

— Ach, sagte die Marquise mit einem Anfluge von Laune, was will er denn noch von mir? Ich hatte ihn schon vergessen.

Der Bote war ein Page, ein sehr hübscher Page, der Chevalier von Ravannes, eben so schlau als kühn, wie es seine Obliegenheiten erforderten. Er grüßte uns cavaliennäßig, und überreichte ein Billet, das Frau von Parabère mit ihren Fingerspitzen in Empfang nahm. Indem sie las, erröthete sie und biß sich in die Lippen.

— Wie, bin ich nicht Herrin meiner Zeit? Kann ich denn nicht zu Hause mit einer guten Freundin allein bleiben, ohne daß man nach mir schickt, weil das Souper in meiner Abwesenheit ein trauriges ist? Muß ich denn für Zerstreung sorgen? Ich werde nicht kommen, Herr von Ravannes, sagen Sie dies Sr. Hoheit.

— Madame, Ihre Hoheit erwartet Sie!

— Nun, so mag sie mich erwarten.

— Man erwartet Sie, ebenso auch die Frau Marquise Du-Deffand. Ich bin beauftragt, Sie ganz besonders einzuladen.

— Mich? rief ich erschreckt.

— Ja, Madame! gab er mit einem sehr einnehmenden Lächeln zur Antwort.

— Wie, Madame Du-Deffand? Dann muß ich sie führen, dann muß ich sehen, wie sie diesen Abend zum ersten Male bei einem Souper im Palais-Royal auftritt. Ach, die kleine Frau, die sich vor Allem fürchtet, die uns für der Hölle entflozene Kinder hält! Das ist etwas anderes! Das kommt mir recht! Ich werde gehen — wir werden gehen! Ich werde mich unendlich amüsiren!

— Ich kann die Einladung nicht annehmen, Madame, antwortete ich bewegt.

— Nicht annehmen? Das wäre eine schöne Thorheit! Schlägt man dem Regenten etwas ab?

— Madame, ich habe den Befehl, Sie zu entführen. Ich war dem Weinen nahe.

— Unmöglich! Ich kann durchaus nicht! fuhr ich fort.

— Madame, ich habe den Befehl, nicht ohne Sie fortzugehen.

— Aber Herr Du-Deffand?

— Ich soll ihn, nachdem ich hier meinen Auftrag vollzogen habe, benachrichtigen. Mein gnädigster Herr hat daran gedacht, er denkt an Alles.

— Herr Du-Deffand wird in Zorn gerathen, er wird mir niemals verzeihen!

— Wird er es wagen, gegen den Herzog von Orleans in Zorn zu gerathen?

— Ach, daß ich Unglückliche hierher gekommen bin! Ich hätte auf meinen Mann, auf meine Tante hören sollen. Man hat es mir wohl gesagt, daß ich weiter gehen würde, als ich möchte.'

— Auf Ehre, Chevalier, sie ist bewunderungswürdig. Ich wette, daß sie weinen wird.

Ich hatte große Luft dazu, aber nie fand ich mich mehr daran verhindert. Ravannes und die Marquise brachen in ein lautes Gelächter über mich aus. Dies brachte mich wirklich in Zorn. Es gab indeß noch eine Stimme, die mir ein Ja zuflüsterte. Ich ward durch Furcht, durch einen Rest von Vorurtheil zurückgehalten, außerdem hatte ich große Luft mich zu amüsiren, mehr aber noch große Lust das kennen zu lernen, was mich so heftig erschreckte. Ich machte noch einen letzten und schüchternen Einwand.

— Kann ich denn in einem solchen Anzuge gehen?

— Ihr Anzug ist gut, wenn wir ihm noch einige Schmucksachen hinzufügen, und dies ist das Werk eines Augenblicks. Sie werden dann schön, und noch schöner sein, als die andern. Sie fangen an, auf bessere Gedanken zu kommen.

— Nein, nein, Madame, ich will nicht, ich kann nicht!

— Herr von Ravannes, gehen Sie und benachrichtigen Sie Herrn Du-Deffand. Hören Sie nicht auf diese weinende Schöne. Während der Zeit bereiten wir uns vor. Ehe eine Stunde verflossen, wird man bei Tafel sein.

— Madame... mein Herr, unternehmen Sie Nichts! Begreifen Sie denn nicht, daß ich erst Morgen früh nach Hause kommen würde? Und wie wird man mich empfangen!

Das Lachen verdoppelte sich. Ich lachte nicht mit.

— Sie hat Furcht vor der Ruthe. Das ist köstlich! Schade, daß sie einen Mann hat, man würde sie sonst als eine Mündel des Königs einschreiben lassen, und alle Chamronds der Welt würden

darüber ihr Latein vergessen. Gehen Sie, Ravannes, gehen Sie schnell! Um die Schwierigkeit zu beseitigen, werden wir sie morgen durch eine Korporalschaft der Wache nach Hause geleiten lassen, durch das respectabelste Corps Europa's — dann wird man sie gut empfangen.

Der Page entfernte sich. Halb freiwillig, halb gezwungen folgte ich Frau von Parabère in das Toilettenzimmer. Sie rief ihre Frauen, die mich wie eine Puppe putzten und coiffirten, ohne daß ich eine Hand anzulegen brauchte. Die Marquise kreiste um mich herum, sie ordnete an und gab Befehle. Ich ließ Alles mit mir geschehen, und mußte bald über mich lächeln, denn ich fand, daß ich schön war. Dies war mehr als die Hälfte des zurückgelegten Wegs.

Der kleine Rabe dachte bei sich, Niemand hat mehr Geschmack. Ich sah, daß sie sich plötzlich umwandelte, die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen setzte mich immer mehr in Erstaunen. Aber ihr Lachen war verschwunden, seit sie sich nicht mehr mit mir beschäftigt; ihr Gesicht hatte einen so ernstesten Ausdruck, wie ich ihn früher nicht bemerkt.

— Man zwingt mich, diese Nacht zu kommen, sie sollen mir dafür zahlen! Ich werde Niemanden verschonen, und wir werden dann sehen, wie sie mir meine Freiheit danken.

— So sind Sie schlecht?

— Ich bin wüthend. Es ist mir unerträglich, daß man mich stört, und daß mein Liebhaber mir gegenüber den Fürsten spielt. Ich bin dieses Joches müde.

— Warum brechen Sie es nicht?

— Es brechen! Das ist leicht gesagt; aber was soll ich dann beginnen?

— Es giebt noch so viel Dinge!

— Es giebt keine. Mein liebes Kind, merken Sie sich das, ich habe heute meinen Tag der Wahrheit, und ich theile Ihnen jetzt eine Wahrheit mit: es giebt eine gewisse Existenz, die nothwendig wird, wenn man sie erkannt hat. Man verwünscht sie, man beklagt sie, man rast, man will sie aufgeben; aber man kommt unwillkührlich darauf zurück, man kann eine andere nicht mehr beginnen, alles Uebrige wird zum Ekel, und hieraus entsteht das unmögliche Glück, weil man es nirgends finden kann. Diese Existenz nun ist die meinige, und sie wird die Ihrige werden, zweifeln Sie nicht daran. Lassen wir uns dadurch aber nicht behindern, mit Seiner Hoheit zu Nacht zu essen, und uns zu beeilen, denn man erwartet uns.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Wir betraten den königlichen Palast. Ich konnte mir über die Vorgänge noch keine Rechenschaft ablegen. Ich ward mit fortgezogen ohne zu wissen wohin, und ohne zu überlegen; ich war mehr als zur Hälfte zufrieden und suchte meine Unruhe zu verscheuchen. Gern hätte ich gesagt, wie eine Person aus dem Alterthume:

»Morgen kommen die ernstesten Angelegenheiten.«

Wir stiegen eine kleine Treppe hinan, denn wir gingen zu einem vertrauten Souper. Die Zimmer, die wir betraten, waren durch die Gänge nur wenig erhellt, aber die Marquise kannte sie genau. Ein roth gekleideter Knabe ging vor uns her. Weiterhin fanden wir Kammerdiener, dann Huissiers, und endlich die geöffneten Thüren eines Saales. Ich fühlte, daß ich mich in einer duftenden Atmosphäre befand, in dem Scheine von tausend Kerzen, wo reizende Frauen und elegante Männer plauderten und nach Herzenslust lachten. Ich war geblendet, betäubt, und hörte nicht, daß mich Frau von Parabère dem Regenten vorstellte, den ich Anfangs nicht grüßte, weil ich weder hörte noch sah. Als ich mich ein wenig erholt, unterschied ich den Fürsten, der mir die Hand leichte; ich bemerkte zwei oder drei Schönheiten, die mich prüfend ansahen, und hörte die Marquise, welche nach den Namen der Gäste fragte.

— Wen haben wir diesen Abend, gnädigster Herr?

— Frau von Sabran, Frau von Phalaris, Frau, von Lussan, Frau von Pleneuf; Nocé, Richelieu, Lafare, Simiane, Lauzün... und ich weiß nicht, wen noch.

— Wie, der alte Herzog von Lauzün?

— Setzt Sie das in Erstaunen? Ich war noch erstaunter darüber, denn ich verzeihe ihm das schöne Stück Arbeit nicht, das er mir im Luxembourg gemacht hat; aber er hat mich mit jener Unverschämtheit gebeten, bei mir soupiren zu dürfen, die Sie kennen, und ich habe nicht gewagt, ihn abzuweisen.

— Wird man aus dem Luxembourg kommen?

Der Fürst zuckte mit den Achseln.

— Sprechen Sie nicht davon, diese thörichte Liebe entführt uns ihn — sie will mit ihm allein bleiben; es ist ein wahrer Scandal!

— Ich werde ihm morgen Madame Du-Deffand vorstellen; ich werde es sehen.

Die Herzogin von Berry, die Tochter des Herzogs von Orleans, von der die Rede war, bewohnte den Luxembourg. Sie war in den Herrn von Riom, den Neffen des Herzogs von Lauzün, verliebt. Dieser, ein Mann von mehr als achtzig Jahren, einst der Geliebte von Mademoiselle, hatte seit einigen Jahren erst eine reizende Person geheirathet, die Tochter des Herzogs von Lorges, Schwester der Herzogin von Saint-Simon; er hielt seine Gattin in Passy eingesperrt, und machte sie unglücklich bis zum Sterben. Dies geschah aus einer sehr ungegründeten Eifersucht. Trotzdem aber suchte er sich Maitressen, rühmte sich, solche zu haben, lief den hübschen Frauen nach, und besuchte übel berüchtigte Orte.

Da sein Neffe der Frau von Berry gefiel, gab sie ihm die besten Nachschlage über die Art und Weise sich zu betragen, und brachte die Enkelin Ludwigs XIV. dahin, daß sie heimlich einen Edelmann aus Gascogne Heirathete, wie er selbst einst die Enkelin Heinrichs IV. geheirathet



hatte. Dies sind zwei sehr hervorragende Thaten in dem Leben eines Mannes.

Lauzün, der übrig bleibende, hatte ein gewöhnliches Gesicht mit einem impertinenten Ausdrucke, und eine kleine von Stolz und Eigendünkel aufgeblähte Gestalt; er besaß viel Geist, eine Sicherheit, die nichts Wanken machte, große Ruhmredigkeit, eine Meinung von sich selbst, die an Verehrung grenzte — mit einem Worte, er war eine jener Persönlichkeiten, aus der man in jugendlicher Verirrung und Hitze einen Geliebten, aber nie einen Freund machen kann. Dies ist nur ein schwacher Umriß von jener außergewöhnlichen Ruine; später wird man ihn besser kennen lernen.

Frau von Parabère näherte sich den Frauen, die sie erwarteten; ich folgte ihr. Frau von Sabran hatte zuerst die Gewogenheit des Regenten mit ihr getheilt; sie hatte ihren Platz der Frau von Phalaris eingeräumt, und erschien jetzt in dem königlichen Palaste nur als Gast.

Die Herzogin von Phalaris, deren Mann der Papst zum Herzoge gemacht hatte — diese Erhebung hatte weiter keine Folgen, man schlug seinen Rang eben nicht hoch an — war eine große, dicke Blondine mit weißer Haut, schmachtenden Augen und einem... zweideutigen Betragen. (Mein kleiner Secretair braucht dieses Wort nicht zu verstehen.)

(Anmerkung des kleinen Secretairs: Er versteht es ganz gut!)

Frau von Phalaris besaß durchaus keine Grazie, aber sie wußte diesen Fehler durch einen andern, für den Regenten äußerst werthvollen zu ersetzen: dies geht uns nichts an.

Die Marquise, die sie nicht leiden konnte, hatte den Entschluß gefaßt, sie zu verspotten; sie begann, sie mit Complimenten über ihre Toilette zu überhäufen, die, beiläufig gesagt, einen sehr schlechten Geschmack verrieth. Sie bestand nur aus Bijouterien, Goldstoff, Perlen, Diamanten und Halsbändern. Das Kleid ließ fast ihre ganze Brust sehen. Auch als ihre Rivalin sagte sie der Frau Sabran, wie heimlich, aber so, daß es alle verstehen konnten:

— Diese gute Herzogin weiß wohl nicht, daß die Männer nur das betrachten, was man ihnen verbirgt.

— Madame, antwortete Frau von Phalaris beleidigt, indem sie auf das einfache Costüm der Marquise anspielte, Sie tragen ein reizendes Hauskleid, es sitzt Ihnen zum Entzücken; aber Sie sehen aus, als ob Sie eben aus dem Bette gestiegen wären.

— Ich mache es nicht wie Sie, Madame; man möchte schwören, daß Sie sich seit gestern Abend nicht schlafen gelegt hätten.

— Dies begegnet wohl mitunter den schönen Frauen unserer Zeit? fragte unschuldig der Herzog von Lauzün. In meiner Jugend gestand man solche Dinge nicht ein, und keiner von uns rühmte sich eines solchen Sieges, unbeschadet des Reversino und des Landsknechts.

— Andere Zeiten, andere Sitten, Herr Herzog. Sie würden heute sicherlich ein ähnliches Glück zur Schau stellen, wenn es Ihnen begegnete.

— Verzeihung, Madame, ich bin nicht der Regent, ich bin, Gott sei Dank, noch weniger als der Graf von Horn, und nicht mehr als der Marquis...

Zum Glück für Frau von Parabère unterbrach die Ankündigung des Souper diese Litanei, denn der boshafte Greis war aller Scham baar, und man konnte ihm gegenüber nie das letzte Wort behalten.

Man ging in den Speisesaal. Welch ein Wunder von Eleganz und Reichthum! Man ließ mich zwischen Herrn von Lauzün und dem Regenten Platz nehmen. Zur Rechten des Letztern saß Frau von Parabère, neben dieser der Herzog von Richelieu.

— Gnädigster Herr, rief unbesonnen Herr von Nocé, werden wir den Kardinal nicht sehen?

— Er erwartet die Erlaubniß der Frau von Parabère, die ihn verbannt hat, wie ich voraussetze. Doch nein, da ist er ja! Setze Dich zu Tische, Abbé, und erzähle uns Neuigkeiten. Wenn Du keine weißt — wer soll uns welche mittheilen?

— Ich weiß nur zu viel, mein gnädigster Herr. Die gewisste ist, daß ich alt werde und das Gedächtniß verliere.

— Was Haft Du vergessen?

— Mein Souper von gestern.

— So warft Du wohl sehr krank?

— Man setzt Abends, wenn ich arbeite, eine Suppe und ein Geflügel neben mich; geschähe dies nicht, so würde ich oft nüchtern schlafen gehen. Gestern um zehn Uhr bekam ich Hunger, ich fragte nach meinem Souper — meine Leute versicherten, daß ich es gegessen habe, und dennoch...

— Sie müssen es gegessen haben! unterbrach man ihn von allen Seiten.

— Die Geschichte durchläuft ganz Paris, sagte mir Lauzün in's Ohr; sein Haushofmeister hatte ihn vernachlässigt, und man hat für ihn diese Fabel erfunden. Der große Minister glaubt sie!

— Hast Du Deine Officianten nicht getödtet? fuhr der Fürst fort.

— Da hätte man viel zu tödten, von dieser Sorte ist stets vorhanden! Mein gnädigster Herr verlangt Neuigkeiten? Gut, ich habe einige wissenswerthe: zunächst die lauten Klagen der Polizei gegen die Frau Marquise von Parabère.

— Gegen mich?

— Ja, Madame! Sie allein geben uns mehr zu thun, als alle Unterthanen des Königs zusammengenommen.

— Wie?

— Die Rapporte sind voll von Ihnen. Ueberall hört man von Opfern Ihrer Augen, die sich tödten oder vor Verzweiflung sterben. Wir wissen nicht, was wir davon denken sollen.

— Es giebt Leute, die nicht davon sterben, sagte die Gräfin von Lüssan.

— Haben Sie die Güte, Madame, diese Leute aufzunehmen; Sie üben eine Großmuth, die ich Ihnen Dank weiß! antwortete Frau, von Parabère.

— Ah, wenn man einer solchen Kleinigkeit wegen stürbe, rief der Marquis Lasare, so würde keiner von uns Hier sein.

— Wie, eines Korbes wegen?

— Ich erkläre, daß ich nie einen Korb erhalten habe! lief läppisch Herr von Richelieu.

— Und ich erkläre, daß ich nie einen gegeben habe! Ueber diese Unschuld der Frau von Phalaris brachen alle Gäste in ein lautes Lachen aus.

— Mein Gott! Diese Frau wäre mitunter geistreich, wenn sie nicht so dumm wäre, flüsterte die Marquise ganz leise ihrem Nachbar zu.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

— Marquise, Sie hegen diesen Abend eine köstliche Verachtung unser Aller, sagte Frau von Sabran.

— Ich verachte niemals meine Freunde, Madame, und Sie wissen eben so gut als ich, wie Sie es zu verstehen haben.

— Wir haben es bewiesen! fügte der Herzog von Richelieu hinzu.

— Ich habe es Ihnen gut gemacht?

— O gewiß!

— Ich hoffe, es künftig noch besser zu machen.

— Dies wird sehr liebenswürdig sein.

— Heute, zum Beispiel, bin ich sehr gut disponirt.

— Was geben Sie uns?

— Man würde schwören, ich sei eine testirende Tante, und Sie theilten meine Hinterlassenschaft.

— Ich bin neugierig, dieses Testament zu sehen, sagte der Fürst.

— Wird es Ihnen Vergnügen machen, gnädigster Herr? Nichts ist leichter.

— Ihr Testament! Was haben Sie alles zu vermachen!

— Ich habe zugleich vielen Leuten zu genügen.

— Was werden Sie mir hinterlassen? rief der Herzog von Richelieu.

— Meinen Spiegel, Herr Herzog!

— Und mir, Madame?

— Ihnen, Herr von Lauzün, meine Schreibtafel.

— Werden Sie auch mir Etwas zukommen lassen, beste Marquise?

— Beste Frau von Sabran, Ihnen vermache ich mein Affenweibchen Anemisia, das Muster der Wittwen; Frau von Pleneuf wird die Güte haben, meine Parfüme anzunehmen.

Sie hatte es nöthig, sie vergiftete förmlich.

— Und der Regent?

— Meine stärkenden Tropfen.

— Und der Kardinal?

— Meinen Katechismus,

— Und Frau von Phalaris?

— Ah, dies ist das wichtigste meiner Legate; sie wird in allen Dingen meine Stelle vertreten müssen, was nicht leicht ist.

— Sie machen mir Angst, Madame!

— Beunruhigen Sie sich nicht, Frau Herzogin, ich möchte Ihnen noch mehr geben, damit das Fest vollständig sei.

— Ihre Diamanten, Ihre Perlen?

— Vielleicht.

— Ihr Hotel, Ihre Karossen?

— Nein, die behalte ich.

— Nach ihrem Tode?

— Ja, zu meiner Begleitung.

— Dann weiß ich nicht...

— Suchen Sie nur.

— Vielleicht einen Lieblingshund? sagte Herr von Nocé.

— Nein, nein!

— Einen Liebhaber?

— Solche Gegenstände giebt man nicht, dies zu besorgen lassen Sie uns nicht Zeit, Sie besorgen es selbst.

— Wir folgen Ihrem Beispiele, Madame; denn, Gott sei Dank, Sie wechseln schneller als wir; aber in Ihrem Sinne ist die letzte Liebe stets die stärkste.

— Nur die Thoren können uns solche Gründe geben...

— Wahrhaftig? Erklären Sie sich.

— Wozu wäre es gut, mich zu erklären? Wissen Sie es nicht eben so gut als ich? Das erste Mal liebt man aus Neugierde, das zweite Mal aus Verdruß, das dritte Mal aus Erkenntlichkeit, und die übrigen Male aus Gewohnheit.

— Welches ist denn meine Nummer? fragte der Regent.

— Wählen Sie, mein gnädigste! Herr, ich bin nicht die Frau, die Ihnen widerspricht.

— Kommen wir auf Frau von Phalaris zurück. Was hinterlassen Sie ihr?

— Sie errathen es nicht?

— Nein.

— Meinen guten Ruf!

Wir alle brachen in Lachen aus.

— O lachen Sie, lachen Sie! Das ist nicht so leicht zu behaupten. Was sagt man von mir? zunächst sagt man, daß ich meine Anbeter tödte! Frau Herzogin, alle die, welche Sie tödten, fühlen sich bewundernswürdig wohl. Wenn Sie dieselbe Gewohnheit hätten, so würden diesen Abend nur Frauen zu Tische sitzen.

Frau von Phalaris verstand dies nicht, sie lachte, weil die Andern lachten.

— So sagen Sie mir doch endlich mein Legat; Sie lassen mich sehr lange warten.

— Nehmen Sie an, ich sei todt. Ich lasse Ihnen die Huldigungen, die Komplimente, die Schmeicheleien; ich lasse Ihnen meine Freunde, ohne jedoch dafür zu garantiren. Aber ich lasse Ihnen auch meine Feinde: man muß die Beschwerden ebenfalls mit übernehmen. Ich lasse Ihnen die Liebe und das Herz des Herrn Herzogs von Orleans: das heißt ein Kapital auf Leibrente anlegen. Ich hinterlasse Ihnen die Sorge, einen Fürsten zu amüsiren, Höflinge zu empfangen, Verleumdungen zu steuern, Lügen zu machen, allen Zubehör der Thorheit, deren ich müde bin, und wünsche Ihnen eben so viel Glück, als mir.

— Da Sie einmal im Begriffe sind zu testiren, sagte der Herzog von Richelieu, müßten Sie ihr auch Ihren Geist hinterlassen.

— O mein Gott, was sollte sie damit machen? Sie würde sich seiner nicht zu bedienen wissen.

Der Regent war traurig geworden, was ihm öfter begegnete, als man wohl glauben möchte; er

küßte die Hand der Marquise von Parabère und sagte:

— Ein hübscher Scherz; aber er ist mir grausam, und ich bitte Sie, ihn einzustellen.

— Grausam! ich wäre grausam gegen Sie? O, mein gnädigster Herr, ich versichere, daß ich nie daran gedacht habe. Man hat mein Testament gefordert, und ich habe es gemacht. Ich habe über das verfügt, was »mir gehört.« Können wir uns nicht unsere Erben wählen?

Herr von Lauzün, der zum ersten Male in dem königlichen Palaste soupirte, hatte aufmerksam zugehört, und wandte seine Blicke von dieser so lebhaften, so freimüthigen und kühnen Frau nicht ab. Sie hatte es bemerkt, und indem sie sich zu ihm wandte, fragte sie ihn, was er von dieser Erbtheilung und von denen dächte, die sie die Nachfolger Alexanders nannte.

— Ich denke, Madame, daß ich eine bei Allem vergessene Nachbarin habe, die wohl ein Andenken verdient, antwortete er, indem er auf mich zeigte.

— O, dieser Nachbarin habe ich nichts zu geben, sie wird sich ihren Theil allein nehmen. Wenn ich ihr Etwas bestimmte, so wäre es mein Witwenschleier, aber unter der Bedingung, daß sie ihn, wie ich, in einen Kasten schließt. Ihnen, der Sie meine Schreibtafel besitzen, stelle ich die Bedingung, daß Sie sich ihrer bedienen, und darin Ihre schöne Jugend erzählen, erzählen, daß die Damen Sie anbeten, und daß Sie durch die Gunst der Liebe im Begriffe stehen, der Vetter des Königs zu werden. Nicht wahr, die Zeiten haben sich geändert?

— Madame, es giebt drei veränderte Dinge: die Zeiten, die Leute, und mich selbst. Von diesen dreien bin ich der am wenigsten Veränderte.

— Und die Frauen?

— Sie haben sich für mich verändert; aber als die Nachfolger Alexanders scheinen sie mir noch dieselben zu sein; ein Jeder von uns ist ein wenig Alexander, wenigstens in seinen eigenen Augen.

— Giebt es denn unter uns Personen, die Sie an diejenigen von ehemals erinnern? Gleicht jemand der großen Mademoiselle? der Frau von Monaco?

Mit der Miene der Scheinheiligkeit und Herzenszerknirschung sagte er:

— Reden Sie nicht von Mademoiselle, sie ist die ewige Trauer meines Herzens.

— Und die andere, und Frau von Monaco? Frau von Monaco, die uns mit jenem lächerlichen Herzoge von Valentinois begnadigt hat, über den wir so viel gelacht haben, ohne ihren im höchsten Grade lächerlichen Herrn Vater zu zählen, was die Prinzessin besser wußte, als irgend Jemand. Wer war diese berühmte Prinzessin von Monaco? Finden Sie hier Jemanden, der Sie daran erinnert?

Nie werde ich den Blick und das Lächeln vergessen, mit denen Herr von Lauzün den Kreis durchlief, den wir bildeten: es war eine vollständige Satyre.

— In einer gewissen Beziehung gleichen Sie ihr alle, meine Damen; aber keine von Ihnen besitzt, weder ihre Züge, noch ihre Art sich zu benehmen. Das Benehmen zur Zeit meiner Jugend läßt sich mit dem Ihrigen nicht vergleichen. Man amüsirte sich anders: der Zweck war derselbe, die Formen waren verschieden; wir waren scheinbar majestätischer, ernster; man entschädigte sich dafür im Geheimen, aber für die Oeffentlichkeit blieb das Decorum. Verzeihen Sie mir Ihnen zu sagen: wir waren größere Herren, wir stiegen nicht leicht von dem Ruhme der Nike herab, wo wir bewundert sein wollten. Ich glaube, dies war gut, und um so besser, da das Vergnügen nichts dabei verlor.

Was würde Herr von Lauzün wohl sagen, wenn er die jungen Herren und die großen Damen

von heute, wenn er den erschrecklichen Verfall des Adels sähe, ohne der Zukunft zu gedenken,  
die noch einen größeren Verfall bringt?

---

## Sechzehntes Kapitel.

Ich habe nur wenig gesprochen, denn ich war eingeschüchtert; ich war begierig, die Andern zu hören und von jenem Geiste zu genießen, den der meinige so hoch bewunderte und nach dem ich seit langer Zeit gestrebt hatte. Der Regent beobachtete ein sehr galantes, aber dennoch sehr schickliches Betragen, und mir gegenüber war er achtungsvoller als gegen irgend eine andere Dame, die er genau kannte. Weder in seinem Benehmen noch in seinen Worten lag etwas, das mich zu der Voraussetzung dessen berechtigte, was noch geschehen sollte. Vielleicht gab es in unserer Nähe gefährliche Blicke. Ich vergaß meinen Mann, meine Cousine und die Unannehmlichkeiten, die meiner warteten. Aber als der Augenblick der Heimkehr nahete, erinnerte ich mich alles dessen, und die Furcht begann sich meiner zu bemächtigen. Ich würde nicht davon gesprochen haben, wenn Frau von Parabère, die sah, daß ich ernst wurde, den Herzog von Orleans nicht darauf aufmerksam gemacht hätte.

— Sie zittert, sagte sie lächelnd, sie fürchtet die Zusammenkunft einer wüthenden Familie. Wenn Sie, mein gnädigster Herr, sie nicht beruhigen, und wenn Sie meine Freundin nicht unter Ihren Schutz nehmen, so werden wir sie nicht wiedersehen.

— Ist denn Herr Du-Deffand so schrecklich?

— Mein Gott, gnädiger Herr, er ist durchaus nicht schrecklich; in einigen Monaten, in einigen Wochen, in einigen Tagen vielleicht, wird sie sich nicht um ihn kümmern; Sie begreifen es nicht, warum sie so furchtsam ist, Sie, den Ihr Dubois vor dem Verstandesalter für mündig, erklärt hat! Mit einem Worte, damit sie ihn nicht mehr fürchtet, darf sie sich nicht mehr vor sich selbst fürchten, sie muß sich von den Gewissensbissen der Pensionärin frei machen, und dies läßt sich nicht mit einem Male bewirken. Sie hat diesen Abend kein großes Uebel gethan, nicht wahr? Nun, so ist es nicht ihr Herz, sondern ihr Gewissen, das schlagen wird, sobald sie sich unter dem ehelichen Dache befindet. Sie lachen darüber, Ihr Gewissen schlägt nicht mehr, als Ihr Herz — aber *wir* sind jung!

— Sie, Marquise, Sie haben noch ein Gewissen und ein Herz? Sollten Sie sich diesen Kram nicht vom Halse geschafft haben?

Der Herzog von Orleans war gut; er machte sich unwillkührlich ein Gewissen über Dinge, die Leute seiner Art nicht beunruhigten; aber er war wie Ludwig XIV. sagte, ein Prahler mit seinen Lastern; er rühmte sich deren, die er nicht hatte.

Frau von Parabère genehmigte diese Anklage nicht; sie flüsterte ihm, ich weiß nicht was, in das Ohr, worüber der Fürst nicht zu lachen wagte. Dann wandte er sich zu Herrn von Lauzün und gab ihm ein Zeichen, daß er näher treten möge.

— Mein Herr, sagte er, Sie sind der Achtbarste in, der ganzen Gesellschaft,

— Glauben Sie das, gnädiger Herr?

— Uebernehmen Sie es, die Frau Marquise Du-Deffand in ihr Hotel zu begleiten, und sagen Sie dem Herrn Du-Deffand, daß ich ihn morgen nach dem Staatsrathe erwarte.

— In meiner Eigenschaft als der Achtbarste der ganzen Gesellschaft werde ich nicht verfehlen, mich dieses Auftrags zu entledigen. Sind dies Ihre letzten Befehle.

— Sie wissen, was man in einem solchen Falle einem rebellischen Ehemann sagen muß? Ich

maße mir nicht an, Ihnen das zu sagen, was Sie uns so lange Zeit durch Ihr Beispiel gelehrt haben.

— Leider schon seit zu langer Zeit! Und deshalb weiß ich es sehr genau. Madame, wenn es gefällig ist, fügte er hinzu, indem er mich auf eine Weise grüßte, die sein Versailles aus der schönen Zeit des Ruhms merken ließ.

Unter den Empfehlungen des Fürsten, der Frau von Parabère, mit einem Worte Aller, verließen wir den Saal. Ich stieg in die prächtige Karosse des Herzogs, der als großer Herr stets einen ganzen Zug mit sich führte; wir waren von Fackeln und Laquaien zu Pferde umgeben, von Pagen, die um fünf Uhr Morgens durch die Straßen liefen (es begann mit Ihrer Erlaubniß Tag zu werden) und mit starken Schlägen bei der armen Frau von Sivetot anklopften, welche, sich bekreuzigend, aus dem Schlafe erwachte, und alle Teufel der Hölle an ihrer Thür glaubte.

Ein Domestik öffnete; er fragte, ob die Wache da sei, und schwor bei allen Heiligen, daß er gehorchen würde, wenn man Jemanden in dem Hause suchte.

Herr von Lauzün lachte herzlich darüber.

— Ich habe Dir nur einen Befehl zu ertheilen, sagte er; wecke nämlich sogleich den Herrn Du-Deffand, mit dem ich im Namen Sr. königlichen Hoheit, Madame, zu reden haben.

Er lief davon, seine schlecht befestigten Hosen emporziehend.

Ceremoniell, als ob wir eine Menuette tanzen wollten, reichte mir Herr von Lauzün die Hand, und führte mich in das Haus. Ich ließ es geschehen, denn ich hatte versprochen, durchaus keine Einrede zu erheben.

Man führte mich in den untern Saal; er roch nach Schimmel und nach Frömmerei, das heißt, er war mit jenem Geruche angefüllt, der den Klöstern und vorzüglich den frommen Personen eigen ist, welche die Welt mit ihrer Verachtung bedecken. Der Herzog machte seine Bemerkung darüber, indem er hinzufügte, daß er im Voraus wisse, was er zu sagen habe.

— Für diese Leute giebt es nur eine einzige Sprache, und ich habe sie bei guter Zeit reden gelernt. Seien Sie ohne Sorgen, Madame, Sie werden mit mir zufrieden sein.

Mein Mann trat ein, und warf mir einen zornigen Blick zu, den Lauzün auffing; er stellte sich zwischen uns und nahm rasch das achtungsgebietende Wesen eines Kirchenvorstehers an.

Der Anblick des alten, mit Sternen und Bändern geschmückten Herrn, meine unterwürfige Stellung, und meine wohlbekreuzte Tante beruhigten den aufgebrachtten Herrn Du-Deffand ein wenig. Er verneigte sich tief vor dem Herzoge, gab seinem Diener ein Zeichen, Stühle heranzurücken, und als er den Mund öffnete, um zu fragen, was wir wollten, kam ihm Herr von Lauzün geschickt zuvor, indem er sagte:

— Mein Herr, Madame Du-Deffand kommt aus dem Palais-Royal.

— Ich weiß es, mein Herr! antwortete trocken mein Mann.

— Ihre Königliche Hoheit Madame hat mich beauftragt, sie Ihnen wieder zuzuführen.

— Madame, wie, Madame soupirt im Palais-Royal?

— Wo anders soll sie soupiren, mein Herr, da sie dort wohnt?

Der Grund war bewundernswürdig. Der Marquis machte große Augen und sagte kein Wort.

— Madame hat die Frau Marquise Du-Deffand bis zu diesem Augenblick bei sich behalten, sie ist närrisch in sie verliebt, und will sie oft sehen, aber allein, und zwar wegen der Frau Marschall von Clerambault, die eine Favoritin nicht zuläßt. Ihre Königliche Hoheit hat mit Monsieur, ihrem Sohne, von Ihnen gesprochen; sie hat für Sie um eine Audienz nachgesucht,



und Sie werden heute nach dem Staatsrathe empfangen werden.

Herr Du-Deffand war unter der Last dieser Coinplimente und Gunstbezeugungen wie zerschmettert, er wagte nicht einmal zu zweifeln, und Herr von Lauzün konnte leicht in seinen Spöttereien fortfahren. In mir stieg die Scham darüber auf; ich wollte der Scene ein Ende machen, und erhob mich unter dem Vorwande der Erschöpfung, die ich nicht empfand. Ich machte eine Verbeugung und flüchtete mich auf mein Zimmer.

Ich erfuhr, daß Herr Du-Deffand und Herr Lauzün sich als die besten Freunde von der Welt trennten. Der Zorn meines Mannes hatte sich gelegt, er hegte für seine Zukunft und seinen Ehrgeiz die schmeichelhaftesten Hoffnungen. Indem er den Herzog in das Vorzimmer geleitete, sagte er in Form der Vollendung:

— So werde ich denn die Ehre haben, Ihrer Königlichen Hoheit Madame zu danken, nachdem ich den Herrn Herzog von Orleans gesehen habe, nicht wahr, mein Herr?

— Es wird Ihnen erlaubt sein, antwortete der böse Mann; ich zweifele nicht da,ran, haß Ihre Königliche Hoheit Sie empfängt, und daß Alles zu Ihrer Zufriedenheit abläuft.

Lauzün entfernte sich, indem er sich die Hände rieb; er war über sich selbst erfreut und über den Krieg, den er entzündete. Trotz seines Alters hatte er viel Ideen, und man weiß, daß Herr von Lauzün nach Galanterie strebte. Eine junge Frau aus der Provinz, die nichts kannte, sehr hübsch, nicht zu dumm und eine Frau von Stande war, ohne nach der höchsten Würde einer Stiftsdame zu streben, dies Alles schien ihm eine seiner würdige Beute, und er sagte sich, daß er einen gefährlichen Nebenbuhler weniger habe, wenn er den Regenten beseitigte. Er schonte sich dabei nicht; aber Herr Du-Deffand wußte sich auf eine Weise zu benehmen, daß mir Beide erhalten blieben. Er hat ohne Zweifel nicht darnach gestrebt, denn die Umstände fügten es von selbst. Herr von Lauzün hatte die Muße, seine Zeit zu verlieren, indem er mich langweilte. Was den Herzog von Orleans anbetrifft, so muß ich gerecht sein, er langweilte mich nicht.

---

## Siebzehntes Kapitel.

Herr Du-Deffand ward von dem Regenten, der mit Huldbezeigungen nicht geizig war, außerordentlich gut empfangen. Indem er von Madame und ihrer Gute sprach, verwirrte er sich dergestalt, daß der Fürst nichts davon verstand oder verstehen wollte. Er gab ihm einen Vertrauensposten in Languedoc, eine Art Vollmacht, welche Alles in der Provinz umzukehren schien, übrigens durchaus nichts bedeutete.

Er befahl ihm, sofort abzureisen, ohne zu sagen, wohin er ginge. Es konnte dem Herzog von Orleans nicht schwer fallen zu begreifen, daß mein Mann ein Dummkopf war, und er behandelte ihn demgemäß. Ich bin sehr alt, bin seit langer Zeit Wittve — Herr Du-Deffand gehört der Nachwelt an, woran er bei Lebzeiten wohl nicht gedacht hat; aber ich noch viel weniger, ich bekenne es, denn ich bin der Nachwelt die Wahrheit schuldig. Ich sage die Wahrheit, dies ist ein seltener Genuß, den das Alter uns läßt, und es würde mich sehr verdrießen, mich dieses Genusses zu berauben.

Die Abreise des Herrn Du-Deffand erfolgte unmittelbar. Er konnte nicht daran denken mich mit auf eine Reise von solcher Wichtigkeit zu nehmen. Er eilte zu der Herzogin von Luynes und bat sie, sich meiner anzunehmen. Sie empfing ihn mit der Sprödigkeit, die sie zu zeigen pflegte, wenn man ihrer Frömmigkeit zu nahe trat; sonst war sie eine sehr gute Frau.

— Ich soll mich der Madame Du-Deffand annehmen, rief sie, einer Dame, die in das Palais-Royal geht, und die man nächstens im Luxembourg einführen wird? Nein, o nein, mein Herr! Ist nicht Frau von Parabère da, Frau von Phalaris, Frau von Averno und die ganze Gesellschaft des Herzogs von Orleans, um sie zu schützen?

— Aber, Madame... ich weiß nicht... ich glaube nicht... Außerdem hat sie die Ehre, Ihre Nichte zu sein.

— Sie ist meine Nichte, gewiß! Ich werde sie stets als solche empfangen, so lange wenigstens, als sie mich nicht zwingt, anders zu handeln, so lange sie allein zu mir kommt, so lange sie nicht an allen vier Enden von Paris zur Schau aushängt. Fragen Sie mich ferner nicht darum!

— Es giebt aber noch sehr achtbare Damen, Madame, die den Luxembourg besuchen, die den Regenten begrüßen...

— Sehr wenig, sehr wenig! Und diese muß eine besondere Lage dazu zwingen, diese gehen zu Madame, zur Frau Herzogin von Orleans; wenn diese im Luxembourg erscheinen, so werden sie durch die Frau Herzogin von Saint-Simon, die Ehrendame der Frau Herzogin von Berry, vorgestellt, und nicht durch Frau von Parabère; diese, mein Herr, treten durch die große Thür, und nicht durch die kleine ein. Pfui! Sie sollten nicht dulden...

Herr Du-Deffand unterbrach die Herzogin, was eben nicht anständig war, nahm die Miene eines Mannes an, und sagte:

— Ich weiß viel Dinge, Madame, die Sie nicht wissen, die Sie aber später erfahren werden. Glauben Sie mir, ich handele nicht blindlings. Madame Du-Deffand thut nichts ohne meine Bewilligung. Beeilen Sie Ihr Urtheil nicht, Sie werden sehen!

— Ich bin darüber entzückt, mein Herr, höchlich entzückt! Aber wenn Sie sich nicht in Acht nehmen, so wird man Sie sehen lassen — Sie, der Sie vom Lande sind.

— Ich gehe, um zu sehen, Frau Herzogin! antwortete er mit jenem dummen und impertinenten Lächeln, in das sich von Eitelkeit aufgeblähte Leute hüllen. Ich gehe, um zu sehen, weil ich sogleich abreise.

— Der Augenblick ist eben nicht passend.

— Ich habe ihn nicht gewählt.

— Ah! Und wer denn? Ihre Gattin vielleicht?

— Veranlassen Sie mich nicht zu reden, Madame, es ist mir verboten. Erlauben Sie mir, daß ich mich zurückziehe, mein Wagen ist angespannt.

Die Herzogin schüttelte den Kopf. Indem sie meinen Mann durch ein Zeichen verabschiedete, fügte sie hinzu:

— Gehen Sie, mein Herr, ich halte Sie nicht zurück; aber ich fürchte sehr, daß Sie einen schlechten Weg betreten. Ich werde mir wenigstens nie den Vorwurf machen, geschwiegen zu haben. Wenn meine Nichte von Chamrond noch lebte, so würde ich ihr ohne Umstände schreiben; da sie nicht mehr ist, kann ich mich nur an Sie wenden. Sie sind taub, Sie sind blind, und das ist ein Unglück. Ich verspreche Ihnen indeß, Alles zu thun, um das zu verhindern, was ich mit gutem Grunde fürchte. Sagen Sie Madame Du-Deffand, sie möge mich nicht vernachlässigen. Ich bin Ihre Dienerin!

Sie ließ ihn stehen. Ehe er in den Wagen stieg, kam er zu mir, um mir diese Unterredung Wort für Wort zu erzählen. Ich habe sie nie vergessen, sie gab mir Stoff zum Nachdenken. Hätte ich von jenem Tage an die Gelegenheit gemieden, vielleicht... so würde ich nichts zu schreiben gehabt haben, und ich weiß nicht, was ich mit meiner Gegenwart machen sollte, wenn meine Vergangenheit unbenützt geblieben wäre.

Herr Du-Deffand hatte sich kaum entfernt, als Frau von Parabère in einer glänzenden Toilette zu mir eintrat. Da sie mich in einem sehr traurigen Neglige fand, begann sie rasch ihre alten Mittel anzuwenden. Sie ließ mich coiffiren, ankleiden und mit einem gewissen Puder à l'iris pudern, den sie in die Mode brachte. Sie zog mich mit sich fort. Wir stiegen in ihren Wagen, und kamen in dem Luxembourg an, ohne daß sie mir erlaubte, eine Bemerkung zu machen.

Wir traten durch kleine Thüren ein, wie meine Tante gesagt hatte, und gingen über geheime Corridors. Man klopfte auf eine gewisse Art und Weise, Frauen und Laquaien kannten die Ankommenden. Man durchschritt eine lange Reihe von Kabinets und Galerien, und kam endlich bei Frau von Mouchy an, der Kammerdame und Vertrauten der Fürstin. Sie empfing die vertrauten Besuche, wie Frau von Saint-Simon die öffentlichen. Als sie Frau von Parabère erblickte, schien sie für mich keine Aufmerksamkeit zu haben; sie ging ihr rasch entgegen.

— Gott sei gelobt, daß Sie da sind! sagte sie. Madame hat schon diesen Morgen nach Ihnen gefragt, denn nur Sie allein vermögen sie aus einer Verlegenheit zu reißen, oder vielmehr Sie allein können verhindern, daß Ihre Königliche Hoheit eine Thorheit begeht.

Da ich mich ganz in der Nähe befand, nannte die Marquise meinen Namen, ehe sie antwortete.

— Verzeihung, Madame, sagte die Mouchy, wir haben einen Augenblick zu reden, wir sind sogleich wieder bei Ihnen.

— Ich komme zu ungelegener Zeit, antwortete ich verletzt; ich glaube, es muß...

Schon war ich einen Schritt zurückgetreten, als eine Thür geöffnet ward. Eine junge, sehr starke und ziemlich hübsche Frau trat ein. Ihre Haare waren wirr, der Toilettenmantel hing auf ihrem Rücken. In der Hand trug sie einen Reihbusch.

— Gräfin, sagte sie, bringen Sie ihm dies, und fragen Sie, ob diese Perlen ihn endlich zufrieden stellen könnten.

An der Art, wie Frau von Parabère grüßte, erkannte ich die Frau: es war die Herzogin von Berry.

— Ihre Königliche Hoheit hat mir die Ehre erzeigt, mich rufen zu lassen, sagte sie; ich stehe zu Ihren Befehlen.

— Ach, mein lieber Rabe, ich bin untröstlich... Aber wen haben wir da?

Ich hätte mögen hundert Fuß unter der Erde sein, denn ich kenne nichts Schlimmeres, als zu ungelegener Zeit kommen.

Frau von Parabère nannte meinen Namen, und fügte hinzu, daß der Regent uns Beide geschickt und ihr aufgetragen habe, mich ihr vorzustellen.

— Gehen Sie, gehen Sie, Frau von Mouchy, die Zeit rückt vor, der Gesandte muß bald kommen, und ich werde nicht vorbereitet sein, ihn zu empfangen.

— Was giebt es denn, schöne Fürstin? fragte Frau von Parabère, indem sie die Hände derselben ergriff und sie küßte.

— Die Churfürstin von Baiern ist gestorben; sie war die Schwägerin meiner Großmutter. Der Abgesandte des Churfürsten kommt, um mich im Trauerschleier zu begrüßen, und Riom will nicht, daß ich Trauer trage.

— Mein Gott, was kann er dabei haben?

— Ich begreife den Grund, der Riom zu dieser Forderung veranlaßt. Seit diesem Morgen hat er sich eingeschlossen, weil ich mich nicht mit Rubinen coiffiren wollte. Er antwortet durch die Thür und widersetzt sich hartnäckig — die Zeit vergeht, ich weiß nicht, was ich beginnen soll... Urtheilen Sie! Was wird mein Vater, was wird Madame sagen, wenn dieser Gesandte sich beklagt, daß ich um meine Großtante nicht trauere! Sie allein können den Regenten besänftigen; Madame mag, ihren Zorn an irgend eine Person oder an irgend einer Sache auslassen — sie fürchte ich nicht.

— Noch einmal, Madame, warum will dieser verdammte Riom Sie zwingen, einen Reiherbusch von Rubinen anzulegen? Er sollte doch wenigstens einen Vorwand angeben.

— Er verabscheut die Baiern, und Madame ist von ihnen eingenommen. Nun will er ihr zeigen, daß er mächtiger ist als sie, und zwingt sie zu dieser Abscheulichkeit.

— Nah, das würde komisch sein! rief Frau von Parabère lachend. Madame, speist man hier im Hause nicht zu Mittag? Riom kommt vielleicht zurück, und ich werde ihn zu belehren suchen.

— Speisen wir zu Mittag, der Gesandte mag zum Teufel gehen! Ich werde ihm sagen lassen, daß ich krank sei, er möge ein andermal wiederkommen. Zu Tische! Madame, Sie kommen von meinem Vater — seien Sie willkommen, folgen Sie uns!

---

## Achtzehntes Kapitel.

Erstaunt und verwirrt über diese Vorgänge, folgte ich der Fürstin und den beiden Damen. Wir traten intimen kleinen Speisesaal, der so niedrig wie ein Zwischenstock war; aber er war sehr freundlich, hell und traulich, eine Art indischer Vogelbauer, wohl versteckt, und nur den Eingeweihten zugänglich.

Ein Haushofmeister, die Serviette unter dem Arme, stand neben der Thür. Als er die Fürstin bemerkte, verschwand er.

— Aber, Madame, binden Sie wenigstens Ihre Haare auf, sagte Frau von Mouchy, indem sie sich ihr näherte; man wird sie Ihnen später ordnen. Lassen Sie uns ruhig zu Mittag essen, ich bitte Sie um der Liebe Gottes willen!

— Gott hat hier nichts zu schaffen, Frau von Mouchy; was die Liebe anbetrifft — ah, das ist ein anderes Ding; damit sie uns komme, lassen Sie gefälligst den Grafen rufen.

Die Marquise entfernte sich durch dieselbe Thür, durch die der Haushofmeister verschwunden war. Nach einigen Secunden kam sie zurück; ein Mann folgte ihr. Dieser Mann war groß, stark, sehr häßlich, außerordentlich gemein, hatte ein mit Finnen besäetes Gesicht, ein wiederwärtiges Benehmen, trug Hals und Brust bloß, und glich mit einem Worte allen Dingen, nur nicht dem Tyrannen einer Enkelin von Frankreich. Frau von Berry ging ihm entgegen; ihr Gesicht leuchtete, als sie ihm sagte:

— Kommen Sie, man erwartet Sie, schöner Sieger. Zunächst wollen wir speisen, das Uebrige wird sich finden.

Ohne zu antworten grüßte Herr von Riom zuerst die Prinzessin, dann uns.

Frau von Parabère war nicht die Frau, um bei dieser Feierlichkeit lange auszuharren.

— Wahrhaftig, mein Herr, sagte sie, Sie haben geschworen, den Herrn Regenten seines Charakters zu berauben, und diese gute Prinzessin so zu quälen, daß sie stirbt. Was liegt Ihnen daran, sie in Trauer zu sehen?

— Ich weiß nicht, was Sie wollen, Madame? Ich quäle Niemanden! antwortete er mit der Miene eines gemeinen Menschen.

Welch einen seltsamen Geschmack hatte die Herzogin von Berry!

— Sie handeln klug, wenn Sie Ihre Forderungen verschweigen, mein Herr; aber Sie können ohne Furcht reden. Die Frau Marquise Du-Deffand ist keine Fremde; sie besitzt zu viel Geist, um die Dinge nicht schätzen zu können. Außerdem begreife ich nicht, warum Sie sich in diesem Augenblicke verstecken, da Sie sich doch denen so stark zeigen, die Sie nicht sehen sollten.

Der Graf von Riom hegte einen Grundsatz seines Onkels, des Herrn von Lauzün, dessen Befolgung ihm gelang: er war im höchsten Grade unverschämt. Während er der Welt eine unterwürfige Artigkeit zeigte, behandelte er die Prinzessin mit der gemeinsten Grobheit. Der alte Günstling von Mademoiselle behauptete, daß dies das beste Mittel sei, sich die königliche Eroberung zu erhalten. Als er mir eines Tages dieses schöne System mittheilte, fragte ich ihn, wo er es in Ausübung gebracht habe.

Er konnte nichts darauf antworten.

Als wir einst von der Jagd zurückkehrten, fragte ich ihn:

— Ist es wahr, daß Sie die Enkelin Heinrichs IV. zu Ihrem Kammerdiener gemacht und ihr gesagt haben:

»Louise von Bourbon, ziehe mir die Stiefel aus!«

Der Herzog stieß einen Schrei der Wuth aus.

— Barmherzigkeit, Madame! Wer ist der Schulfuchs, der Ihnen dies gesagt hat? Wiederholen Sie es niemals wieder, oder man möchte glauben, Sie verkehrten mit Laquaien. Ich, Antoine de Compar de Caumont, sollte so mit Mademoiselle reden! Mit Mademoiselle, der stolzesten und erhabensten Prinzessin in der ganzen Welt! Haben denn die Leute, die solche Dummheiten reden, die Fronde, die Einnahme von Orleans und das Kanon der Bastille vergessen? Hätte Ludwig XIV. selbst, hätte es der angebetetste Geliebte selbst gewagt, solche Worte an Mademoiselle zu richten, ich schwöre Ihnen, er wäre nicht lebendig aus ihrem Zimmer gekommen — sie würde ihn sicherlich durch das Fenster geworfen haben. Es ist ein Glück, daß sie nicht an das wirksame Mittel Christinens von Schweden gedacht, daß sie keinen öffentlichen Verweis gegeben hat, daß sie vielmehr entschuldigte, indem sie sagte:

»Wenn dieser Mann sich an ihr vergangen hätte, so wäre er ihr Domestik, die Königin hat wohlgethan, ihn dafür zu bestrafen.«

— Aber Sie waren doch nicht ihr Domestik?

— Nein, ich war ihr Mann.

— Nun, ich sehe, daß Sie in Ihren Worten schlauer sind, als in Ihren Handlungen, und das beruhigt mich wieder. Aber warum erziehen Sie Ihren Neffen auf diese seltsame Weise? Was gedenken Sie aus ihm zu machen?

— Parbleu, meinen Rächer! Ich habe mit dem Hause Bourbon abzurechnen. Ich bewahre ihm den Groll wegen meiner Gefangenschaft, meines Exils, meiner Ungnade, und diese kleine Herzogin wird für die Andern zahlen.

— Sie bewahren diesem armen Hause Bourbon auch noch andere Dinge.

— Was noch, Madame?

— Vermuthlich seine Thaler. Haben Sie nicht das schönste Ihrer Güter von ihm erhalten?

Er hatte auf Alles eine Antwort; hier blieb er stumm.

Kehren wir jetzt in den Luxembourg zu dem unglaublichen Mittagsessen zurück, das ich nicht zu erzählen wagen würde, wenn nicht zweihundert Zeugen ähnlichen Szenen beigewohnt hätten.

Herr von Riom begann mit der Marquise zu scherzen, die stets auf die Trauer und den Reiher zurückkam, und ihre Beute nicht fahren ließ. Der Graf besaß wenig Geist, er schlug sich mit seinen eigenen Worten, ein Unglück, das ihm die Laune verdarb. Frau von Parabère gegenüber blieben seine Manieren gut; die Prinzessin aber behandelte er dergestalt, daß sie weinte.

— Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich machen soll, sagte diese unglückliche Frau; ich kann Sie nie zufriedenstellen. Sie scheinen mich als eine Sklavin zu betrachten. Ihre Launen werden endlich unerträglich, und...

— Bah, bah! Man muß Ihren Stolz zügeln, Madame, denn Sie würden sonst Dummheiten begehen und glauben, daß Sie über den Kaiserinnen ständen. Ihre Heerpauken waren einst in Paris von großer Kühnheit, weil der König dort ist. Hat man jemals mit einer solchen Vermessenheit reden gehört? Man muß Ihnen darthun, Madame, daß Sie von demselben Stoffe geformt sind, wie wir; man muß Sie von Zeit zu Zeit an Diejenigen erinnern, die Sie mit Füßen treten, denn Sie würden sonst schlimmer werden, als Satan, und der Blitz würde Sie

zerschmettern, wie ihn. Sie sehen, man leistet Ihnen einen Dienst.

Frau von Berry, die so gebieterische und heftige Dame, weinte vor Zorn, und riß sich vor Wuth die Haare aus.

Die Lippen der Frau von Mouchy umspielte ein leises Lächeln, ein Lächeln, das mir Manches offenbarte. Ich beobachtete damals schon.

— Ich werde mich bei meinem Vater beklagen, sagte endlich die Herzogin.

— Das ist nicht nöthig, Madame. Der Regent hat zwischen uns nichts zu suchen. Von dem Augenblicke an, daß meine Gewohnheiten Ihnen mißfallen, ziehe ich mich zurück, und ich versichere Sie, es wird nur nicht schwer werden. Außer Ihnen giebt es nichts in diesem Lande, das mich fesselt; ich werde wieder Hasen schießen, und in meinen Bergen nach Wölfen jagen. Da meine Freundschaft für Sie durch eine solche Undankbarkeit belohnt wird, würde es Unrecht sein, Sie noch ferner zu langweilen. Adieu, Madame!

— Nein, nein! rief die thörichte junge Frau.

Dann lief sie weinend zu ihm.

— O, lassen Sie ihn doch gehen, Madame; es fehlt wahrlich nicht an wohlgewachsenen und starken Burschen, die mit diesem kräftigen Jungen, der Ihnen so gefällt, Faustschläge wechseln; es fehlt nicht an geistreichen Burschen, die ihn zum Schweigen bringen, auch nicht an brutalen, die Sie, wie er, behandeln; da es Ihnen Vergnügen macht, werden Sie wenigstens die Veränderung dabei gewinnen.

Aber die Herzogin hörte nicht; sie rief den Grafen zurück, der sich entfernen wollte, und sagte ihm zärtlich:

— Ich werde den Reiher mit Rubinen anlegen.

— Legen Sie den Teufel an, wenn Sie wollen, aber behandeln Sie mich nicht so in Gegenwart einer reizenden Dame, die mich obendrein zum ersten Male sieht. Was wird sie von mir denken? Und dennoch tragen Sie die Schuld daran!

— Ich weiß, was ich denke, aber ich sage es nicht; Sie verrathen es.

---

## Zweiter Band

### Erstes Kapitel.

**D**as, was ich im Luxembourg gesehen hatte, war eben nicht einladend für mich, und ich pries mich glücklich, als Frau von Parabère aufstand, um zu gehen. Wir hatten der Toilette der Frau Herzogin von Berry beigewohnt, die weinend und seufzend ihre Rubinen anlegte, und sich dabei durch den Gedanken tröstete, daß der Gesandte von Baiern vor dem folgenden Tage nicht kommen würde.

— Bis dahin, fügte sie hinzu, wird er andern Sinnes sein, und wir haben eine andere Laune.

— Aber wie kommt es, Madame, antwortete die Marquise, daß Sie von Herrn von Riom erdulden, was ich Ihrem Herrn Vater nicht erlauben würde?

— Rabe, darin liegt keine Aehnlichkeit. Ich verspreche Ihnen, diesen Abend im Palais-Royal zu soupiren, und auf einige Stunden den zu vergessen, der mich Alles vergessen läßt.

Die Prinzessin fügte einige für mich sehr liebenswürdige Phrasen hinzu, und lud mich ein, recht oft wiederzukommen. Dies reizte mich zwar wenig, aber ich kam wieder.

Als wir in der Carosse saßen und allein waren, sagte die Marquise mit einer Art Widerwillen:

— Puah! Alle diese Dinge stoßen mich zurück, und ich glaube wirklich, daß Frau von Sabran Recht hat.

— Was hat Frau von Sabran gesagt?

— Als sie einst mit uns Allen bei der Frau Herzogin von Berry soupirte, hat sie eines jener Worte gesagt, die hinreißen, und die man nie vergißt.

— Aber was ist es denn?

— Sie hat gesagt: nachdem Gott den Menschen geschaffen, hat er einen Rest von Koth genommen und daraus die Seele der Fürsten und der Laquaien gebildet. Ich versichere Sie, dies ist wahr. Sehen Sie diese Enkelin von Frankreich an, die sich von einem Gascogner in die Gosse schleppen läßt — von einem Menschen ohne Schönheit, ohne Geist, ohne Talent; und einzig und allein nur deshalb, weil er das Benehmen eines Lastträgers hat, und weil er aussieht, als ob er zuschlagen wollte. Ist das nicht schändlich? Ich wette, daß er sie schon wieder hat auskleiden lassen, und daß er eine andere Extravagance von ihr fordert. Sie ist immer so gewesen.

— Wahrhaftig?

— Ohne allen Zweifel! Vierzehn Tage nach ihrer Hochzeit, nicht nach der Trauung... sie war kaum sechzehn Jahre alt — war sie in Lahaye verliebt, den Stallmeister des Herzogs von Berry. Zuerst hat sie ihm Nichts verweigert, dann fand sie es für gut, mit ihm zu entfliehen, ihre Diamanten bei ihrer Kammerfrau zu lassen, ihrem Vater fünfhunderttausend Livres zu stehlen, und in Holland oder in England ihrer Liebe nachzuhängen.

— Ist es möglich?

— Glücklicherweise fürchtete Lahaye für seinen Hals; er ging zu dem Herzoge von Orleans



und entdeckte ihm Alles. Dieser nahm die Kostbarkeiten und das Geld zurück, bat seine Tochter, ihren Liebhaber bei verschlossenen Thüren zu behalten, und hatte nicht den Muth, ihr ein böses Wort zu sagen. Er fürchtete sie mehr, als Ludwig XIV. selbst, und zwar deshalb, weil sie ihn für einen Tyrannen hielt. Armer Philipp! Er wird nie Muth haben, einem schwachen Wesen gegenüber, er wird ihm nie ein Nein entgegenstellen können.

Man begreift wohl, daß mich dies bei meinen Provinzbegriffen in Erstaunen setzte. Ich war davon wie berauscht und empfand das gebieterische Bedürfniß, in meine Wohnung zurückzukehren, um mich zu sammeln. Mir wirbelte der Kopf. Ich bat die Marquise, mich nach Hause zu begleiten; sie drang in mich, mit ihr in die Oper zu gehen. Ich dankte ihr, denn ich befand mich wirklich unwohl.

Nachdem ich ihr das Versprechen gegeben, am andern Morgen sie zu besuchen, trennten wir uns.

Auf der Treppe begegnete ich meiner Cousine; flüchtig grüßend eilte sie vorüber. Man hätte darauf schwören mögen, daß ich verpestet sei. Obgleich ich gegen solche Erscheinungen noch nicht genug abgehärtet war, um mich nicht darüber zu grämen, so forderte ich doch keine Erklärung. Ich war zu stolz, um mich zu rechtfertigen.

Oben an der Treppe erwartete mich mein Laquais; er überreichte mir ehrfurchtsvoll einen Brief, auf dessen Beantwortung man schon lange gewartet hatte. Fräulein Delaunay lud mich in diesem Briefe im Namen der Herzogin von Maine ein, am folgenden Tage nach Sceaux zu kommen. Man wollte eine »weiße Nacht« feiern, es sollte ein »Ritter von der Fliege« aufgenommen werden, und man rechnete um so mehr auf mich, da auch eine Comödie stattfinden sollte. Mir stand eine glänzende Rolle bevor. Eine Carosse der Prinzessin sollte mich holen, denn man nahm an, daß ich noch keine besitze, da ich erst neu angekommen sei.

Glück über Glück! Nun sollte ich auch nach Sceaux kommen! Es gab keinen Vorwand, die Einladung abzulehnen. Aber was würde man im Palais-Royal sagen? Ich war noch zu jung, zu isolirt, um mich in diese Intriguen zu wagen. Das vorherrschende Gefühl in mir war das Erstaunen. Die Neugierde führte mich nach Sceaux. Man sprach ja so viel von diesem Hofe, von dem, was dort vorging, von dem seltsamen Leben, das Frau von Maine führte, und von den Vergnügungen, die sie ihren Freunden bot. Ich traf meine Vorbereitungen, indem ich der Frau von Parabère schrieb, daß ich für den folgenden Tag nicht frei sei, ohne eine weitere Erklärung hinzuzufügen. Dann dachte ich in meinem Zimmer über das nach, was ich gesehen hatte, und was ich noch sehen sollte.

Ich war nicht lange allein. Man kündigte die Herren Pont-de-Veyle, d'Argental und Milord Bolingbroke an, die zum Souper bei Madame von Feriol kamen, wo man sich einen vergnügten Abend machen wollte. Ich wollte ablehnen, denn ich empfand das Bedürfniß nach Ruhe; aber sie machten sich über mich lustig, und zogen mich mit fort. In einem so tollvergnügten Leben war die Ruhe nicht erlaubt. Man mußte sich ohne Unterlaß amüsiren, und sollte man auch darüber bersten. Ich verlangte nichts Besseres. War ich auch ein wenig verwirrt und noch nicht recht daran gewöhnt, so folgte ich doch dem Beispiele der Andern. Aber meine größte Feindin begann sich zu regen, und ich konnte auf dem Wege des Vergnügens, der nie der meinige war, nicht gleichen Schritt halten.

Es schien, als ob man sich doppelt anstrengte. Es war eine Art Fieber, Man langweilte sich entsetzlich unter dem seligen Könige. Man war dergestalt eingezwängt und maskirt, daß man vor Begierde brannte, die Maske abzuwerfen und sein Gesicht zu zeigen. Gott weiß, was für ein

Gesicht man wirklich zeigte!

Wir gingen zu Frau von Feriol. Als sie uns empfing, befand sich Voltaire zu ihrer Rechten, Düclos zu ihrer Linken. Hier sah ich zum ersten Male den Mann, von dem man so verschieden gesprochen hatte. Düclos war um diese Zeit noch sehr jung, er trug schon in seinem Gesichte die Spuren von dem, was er wirklich war, das heißt, seine Physiognomie drückte Verschlagenheit, Schlechtigkeit, Neid und Liebe zur Herrschsucht aus. Er besaß Geist, aber einen gewöhnlichen Geist ohne Grazie und Anziehungskraft. Man liebte Düclos nicht, man duldete ihn. Man suchte ihn nicht, denn man fürchtete seine Epigramme.

Dies Alles war damals noch in der Entwicklung begriffen; er war damals noch nicht einmal in der Literatur aufgetreten, wohl aber in der Welt. Ungeachtet seiner Jugend sah er schon nach Etwas aus; seine Manieren waren unbeholfen, aber man lachte nicht darüber, denn er besaß die Kunst, sie durch einen glänzenden Aplomb zu mildern. Der Abbé Dangeau hatte ihn eingeführt. Dangeau war der Bruder des Marquis, des Historiographen Ludwig's XIV. Der Marquis hatte ihm in der Straße de Charonne eine Art Schule für junge Edelleute gegründet, und dies konnte ihm in seiner Eigenschaft als Großmeister des Sanct-Lazarus-Ordens nicht schwer werden. Düclos, der Sohn eines Kaufmanns aus Saint-Malo, war in diese Schule für Geld und gute Worte aufgenommen. Er zeichnete sich bereits aus. Der Abbé Dangeau, ein sehr bejahrter Mann, hegte eine besondere Vorliebe für ihn, ebenso für zwei andere junge Leute, die alter als er waren: den Grafen und den Chevalier von Aydie, Cousins des Grafen von Riom, desselben, den ich im Luxembourg kennen gelernt. Der gute Abbé nahm seine Schüler oft mit sich, um sie zu bilden, und diese Besuche übten einen entscheidenden Einfluß auf ihr späteres Leben aus.

Vor Allen beschäftigte uns heute Düclos. Er erzählte uns mit Geist seine Postreise von Dinan nach Paris, und wie man ihn »mit den übrigen Packeten« in der rothen Rose in der Straße la Harpe zurückgelassen hatte. Der Freund, dem er empfohlen war, nahm ihn nicht in Empfang, da er erst am folgenden Tage erwartet wurde. Er fand Aufnahme bei guten Leuten, die Mitleid mit ihm hatten und ihn zwei Tage behielten; dann führten sie ihn in die Pension, wo er erwartet ward.

Mit Erstaunen bemerkte ich, daß Düclos für diese Leute durchaus keine Dankbarkeit an den Tag legte; er lachte über seinen Appetit an ihrem Tische und über ihre Verlegenheit. Er besaß durchaus kein Herz, Alles war frostig und trocken in diesem Alter. Wie es scheint, werden die Philosophen so geboren, und man muß ihnen deshalb nicht böse sein.

---

## Zweites Kapitel.

Ich kehrte zeitig in mein Zimmer zurück. Ich empfand das Bedürfniß zu schlafen, Und ich schlief. Frau von Feriol ließ mich durch ihren Bruder begleiten. Da Alles ordnungsmäßig zuging, konnte mich meine Cousine heute nicht tadeln. Ich ging schnell zu Bett, und ließ die Betrachtungen vor der Thür.

Am folgenden Morgen stand ich früh, auf, und machte eine den Umständen angemessene Toilette. In Sceaux herrschte eine andere Eleganz, als im Palais-Royal. Es ließen sich Beide nicht vergleichen.

Die Herzogin von Maine amüsirte sich, und wollte, daß man sich bei ihr amüsire; aber dies geschah, wenn auch nicht mit Maß, wenigstens doch mit Distinction. Den geistigen Vergnügungen gab sie den Vorzug, sie hegte und pflegte sie vor allen andern. Seit dem Tode des Königs hatte sie ihren Hof vermindert; er war indeß immer noch zahlreich, und vorzüglich gewählt. Er bildete gewissermaßen einen neutralen Boden, wo man sich amüsirte, ohne sich zu sehr zu compromittiren. Die Frommen fanden wohl ein wenig daran zu makeln, aber man hörte nicht auf sie.

Die große Gunst, in der der Herzog von Maine bei Ludwig XIV. gestanden, hatte ihm eine besondere Sphäre angewiesen; man sah ihm Alles nach. Frau von Maine war weniger gelitten, weniger gerechtfertigt; aber man schonte sie, denn ihr Geist ward gefürchtet. Sie war zwar nicht positiv schlecht, aber sie biß um sich, und hielt die Stücke mit den Zähnen fest.

Ich brannte vor Ungeduld, den Herzog von Maine zu sehen, den Vater Larnage's. Ich hatte für ihn eine entschiedene Schwachheit, von der ich mir keine Rechenschaft geben konnte; sie zog mich mehr nach Sceaux, als alle Vergnügungen, die mich dort erwarteten.

Die Carosse kam um die bestimmte Stunde an. Man hatte einen Mann als Cavalier mitgeschickt, der unter der vorigen Regierung viel von sich reden gemacht, einen Liebhaber der Prinzessin von Conti, der ersten Douairiere, und Tochter Ludwigs XIV., die er mit Fräulein von la Vallière erzeugt.

Dieser schöne Clermont, um den sich die Damen in seiner Jugend rissen, hatte den schlechten Geschmack, Demoiselle Chouin, die Geliebte des Dauphin, auszuzeichnen, und dieses dicke und häßliche Mädchen der liebenswürdigsten Prinzessin von der Welt vorzuziehen. Durch das Postgeheimniß fing der König mehrere Briefe des Galans an seine Geliebte auf. Diese Briefe machten Frau von Conti lächerlich, und verscheuchten jeden Zweifel über die Untreue, deren Opfer sie ward. Er ließ die Prinzessin kommen, schalt sie heftig aus, zeigte ihr die Briefe, und zwang sie, sie ihm laut vorzulesen. Dies war eine stolze Strafe. Hernach verzieh er ihr, exilirte Herrn von Clermont, jagte die Chouin aus dem Hause der Conti, wo sie zu gleicher Zeit Ehrendame und Rivalin war, und Alles trat in das gewohnte Gleis zurück, mit Ausnahme des Herrn Clermont, der die Gelegenheit benutzte, um die Chouin zu entführen, sie erst zu seiner Maitresse und später zu seiner Frau zu machen.

Sie war eine Maintenon im verkleinerten Maßstabe. Trotz ihrer an der Prinzessin begangenen Infamie besaß sie Herz und Geist.

Es giebt Augenblicke unfreiwilliger Verirrung.

Nach dem Tode des Dauphin's zog sie sich mit einer bescheidenen Pension in ein Kloster zurück. Sie empfing Niemanden, mischte sich in Nichts, und starb in der Zurückgezogenheit, völlig unbekannt, und noch zu jung, um zu sterben.

Als ich Herrn Clermont kennen lernte, war er nur noch der Rest eines schönen Mannes; ohne Geist, aber mit einer stolzen Miene, der Emphase eines Mannes, den die Frauen verwöhnt haben, und der sich einbildet, daß er es verdient. Er bewies mir die höchste Artigkeit; trotzdem aber würde ich nicht von ihm gesprochen haben, wenn jener Umstand nicht gewesen, der ihn einst bei Hofe berühmt gemacht, und einen Reflex auf sein ganzes Leben warf.

Wir kamen bei guter Zeit in Sceaux an. Hier war Alles in Bewegung, man bereitete eine große Nacht vor, ein Divertissement, das lange nicht stattgefunden und in diesem Augenblicke alles Andere verdeckte. Fräulein de Launay empfing mich an dem Wagenschlage; sie reichte mir die Hand, und führte mich zu der Prinzessin, die, in Erwartung des Bessern, Gesellschaft hatte.

Diese Gesellschaft glich durchaus nicht denen bei Hofe. Man sprach und lachte nach Gefallen. Ein Jeder äußerte sich, ohne sich um Rang und Etikette zu kümmern. Es herrschte eine reizende Freiheit, die nie an Ausgelassenheit grenzte. Zunächst sah ich dort den Cardinal Polignac, die Marquise von Lambert, den ersten Präsidenten von Mesmos, Herrn de Saint-Aulaire, Madame Drucillet und viele andere Personen, deren ich mich später erinnern werde.

Da fällt mir Davisart und der Abbé von Vaubrun ein. Mein Gott, wie lange habe ich nicht an diese Leute gedacht!

In einer Ecke des Saales sah ich einen Mann, der sich verbarg, als mein Name ausgesprochen ward. Es war Larnage! Larnage bei dem Herzoge von Maine! Larnage, der vielleicht auf dem Punkte stand, von ihm anerkannt zu werden. Larnage, auf dem Wege zu Glück und Ehren! Mein Gott, warum hatte ich nicht gewartet! Es bedurfte ja nichts weiter, als ein wenig Geduld. Er kam mir sehr schön, sehr gut gekleidet vor, und wie es schien, ward er hoch gehalten, was ihn jedoch nicht verwöhnte. Wenn er mir nur den Anfang des Glücks anvertraut hätte, ich würde das Uebrige erwartet haben!

Frau von Maine sagte mir tausend Schmeicheleien, die ihre Hofleute wiederholten, wie sich das von selbst versteht. Es fehlte nicht viel, so hatte ich mich selbst für ein Wunder von Geist und Schönheit gehalten. Glücklicherweise hatte ich mehr als Eitelkeit, ich hatte Stolz. Ich fing mich nicht in der Schlinge, ich schätzte mich nach meinen, Werthe, nicht höher, und ich weiß mir dessen Dank.

Man sprach von der Aufführung einer Comödie, und auf der Stelle ertheilte mir die Prinzessin eine Rolle. Ich wollte mich mit meiner Unfähigkeit entschuldigen. Man antwortete mir, daß man mit Augen, wie ich sie hätte, zu Allem fähig sei.

Nun fragte Frau von Maine Herrn von Clermont, warum er Madame d'Estaing nicht mitgebracht habe.

— Madame d'Estaing ist krank, Madame; sie konnte den Befehlen Eurer Hoheit nicht genügen.

— Madame d'Estaing ist krank! Ist es denn wahr, daß wir Madame d'Estaing nicht sehen werden? Ach mein Gott, das schmerzt, das betrübt mich! Arme Madame d'Estaing! Man lasse sogleich Erkundigungen über sie einziehen! Man bringe sie in einer Sänfte her! Sie soll kommen! Wenn sie leidet, werden wir für sie sorgen; aber sie komme!

— Mein Gott, Madame! antwortete Madame von Charson. Ich glaubte nicht, daß Ew. Hoheit

um Madame d'Estaing so besorgt wären!

— Ich? Durchaus nicht. Aber ich würde sehr glücklich sein, wenn ich mich über Dinge hinwegsetzen könnte, die mich nicht besorgt machen.

Alles brach in Lachen aus.

Die Prinzessin fand es nicht übel.

Die Unterhaltung hatte ihren Fortgang; sie ward mehr und mehr lebhaft und anziehend. Ich fand so viel Vergnügen daran, daß meine Furchtsamkeit schwand, und daß ich mitsprach. Jeder ermuthigte mich. Der Cardinal von Polignac wandte sich zu mir, und ich hatte das Glück, ihm eins von jenen Worten zu entgegnen, die Glück machen. Und dies machte ein großes Glück. Es wies mir sofort meine Stellung an und verschaffte mir eine geistige Reputation, die ich nie wieder verloren habe.

Man sprach von dem Märtyrerthume des heiligen Donis. Da wandte sich plötzlich der Cardinal zu mir und sagte:

— Ist es wohl begreiflich, Madame, daß dieser Heilige seinen Kopf während zwei Lieues in den Händen den trug?

— Ah, Monseigneur, antwortete ich, nur der erste Schritt ist ein saurer!

---

### Drittes Kapitel.

Der Cardinal wiederholte diesen Ausspruch der Herzogin, die ihn lobte, ihn ebenfalls wiederholte, ihn wiederholen ließ und zwar so oft, daß er sprichwörtlich ward, und daß man ihn noch nach Jahren citirte. Am folgenden Tage schrieb Herr Walpole an mich; er hatte davon gehört und wollte die Geschichte näher kennen lernen. Es kam mir sonderbar vor, darüber sprechen zu müssen. Ich glaubte nicht, daß es der Mühe werth sei. Seit jener Zeit hatte ich schon manches Andere gesagt, das besser war, und man dachte nicht mehr daran.

Man nennt das ein Wort zur rechten Zeit gesprochen.

Mein guter Stern hatte mich an einem jener Tage nach Sceaux geführt, die seit dem Tode des Königs selten geworden waren: Frau von Maine gab ein Fest, und dies war fast das letzte vor den Ereignissen, die sie treffen sollten. Ich habe stets angenommen, obgleich man es mir hartnäckig leugnete, daß dieses Fest eine Maske war, um die ernstesten Sachen, die später zum Vorschein kamen, zu verdecken. Die Prinzessin wollte an eine Wiederholung ihrer Vergnügungen glauben machen, um die ernstesten Sachen, die später zum Vorschein kamen, zu verdecken. Die Prinzessin wollte an eine Wiederholung ihrer Vergnügungen glauben machen, um die Aufmerksamkeit des Regenten abzulenken, der nicht gewohnt war, die Gewissen zu ergründen, und ohne Dubois vom Morgen bis zum Abend betrogen worden wäre,

Sie wiederholte also eine schon gegebene große Soiree, die ich indeß nicht kannte, wohlverstanden, da ich überhaupt Nichts kannte. Sie war also neu für mich. Ich habe nie die Dummheit begangen, meine Bewunderung und mein Vergnügen zu verbergen; die Lobeserhebungen stimmten mich heiter, und Niemand ward dadurch an die Provinz erinnert,

Fräulein Delaunay hatte das Stück oder vielmehr den Canevas zu diesem Feste zusammengestellt. Die Verse waren von Larnage, von meinem theuern Larnage! Ach, ich bedauerte ihn damals aus vollem Herzen. Mir schien, er war auf dem Wege zum Glücke und zur Macht.

Herr von Maine sprach nie mit ihm, aber die Herzogin rief ihn sehr oft und erkundigte sich, ob das Programm fortschreiten, ob Alles gut gehen und ob kein Aufenthalt entstehen würde. Mir schien, daß sie ihn öfter rief, als nöthig war, und ich erblickte darin ein Zeichen ihres Interesses.

Die Frau Herzogin von Maine — man muß sie wohl so nennen, weil sie es war, und weil ich noch oft von ihr sprechen werde — die Frau Herzogin von Maine war, man weiß es, die Enkelin des großen Condé, den die blinde Liebe Ludwig's XIV, zu seinen Bastarden zu einer Stellung erhob, die seiner Geburt so fern lag. Sie war nicht eben schön (ich spreche von ihrer Jugend, denn zu der Zeit, wo ich sie kennen lernte, zählte sie bereits zweiundvierzig Jahre), sie besaß Grazie, Phsyognomie und einen stolzen, gebieterischen Zug um den Mund, der nur zu gut ihren Charakter verrieth. Sie war ungewöhnlich klein, und darüber ärgerte sie sich. Ihre ganze Familie war ebenso. Sie stellte sich, als ob sie darüber lachte, aber der Teufel lachte aus ihr.

Frau von Maine hatte viel Geist, und zwar Geist von allen Arten: mitunter von der besten, öfter aber noch von der gemeinsten Art; sie bediente sich dessen je nach ihren Launen. Viele behaupteten, daß sie verrückt war — sie war es nicht, sie war nur eine außerordentliche Person. Sie wollte Alles wissen, Alles in ihren Bereich ziehen; sie setzte sich nach der Reihe auf alle

Throne, sie wollte überall Königin sein, und ihr Hof von Sceaux war souverainer, als der des Königs, Bei ihrem unangemessenen Ehrgeize und der Sucht, sich in Alles zu mischen, war sie nicht gut, aber sie war auch nicht schlecht; sie hat nie ohne Noth schlecht gehandelt, nie, weil es ihr Vergnügen machte. Sie dachte z. B. nicht daran, wenn sie dabei etwas gewinnen konnte. Gegen den Herzog von Orleans hegte sie den schönsten Haß, der sich denken läßt; sie wollte mir das Versprechen abnehmen, daß ich nie mehr in das Palais-Royal gehen sollte. Glücklicherweise erinnerte Herr von Sainte-Aulaire daran, daß mein Mann meines Kredites bedürfe, und daß wir unser Glück machen müßten.

— So gehen Sie denn, da es geschehen muß, antwortete die Prinzessin; aber ich hoffe, daß Sie nicht lange dorthin gehen werden.

Ich habe später begriffen, was sie damit sagen wollte.

Die Nacht brach an.

Man begann das Fest Mit der Illumination der Gästen und Wasserparthien. Ein wirklich magischer Anblick bot sich uns dar. Das Souper ward auf einen Rasenplatze servirt. Die Verkleidung begann damit, daß uns Faunen und Hamadryaden bedienten. Ich benahm mich dabei wie die Andern. Ich konnte die Augen nicht aufschlagen, ohne denen Larnage's zu begegnen, der mich anstarrte, als ob er mich verschlingen wollte. Er schien über mein Benehmen erstaunt zu sein, und wagte Nichts, als zu staunen. Es wäre mir lieb gewesen, ich bekenne es, wenn er ein wenig kühner geworden wäre. Ich ermuthigte ihn durch meine kleinen unschuldigen und naiven Mittel. Bei Tische saß er fern von mir. Nach dem Souper begannen die Lustbarkeiten, die erst mit dem Morgen endigten, um den Titel einer »weißen oder großen Nacht« zu rechtfertigen, den man dieser Art von Feisten gegeben hatte.

Ich sann auf einen Staatsstreich, und dieser bestand darin, Larnage während der Comödie und der Ausführung des Tanzes neben mir zu haben. Er war so schüchtern, so furchtsam, daß ich ihn anreden mußte. Ich ging geraden Wegs auf ihn zu. Er erröthete.

— Ach, Madame, warum das? Wollen Sie, daß ich mich zu Ihnen setze, damit mein Unglück sich verdoppele?

— Ist es denn ein Unglück, neben mir zu sitzen und mit mir zu sprechen?

— Es ist ein Glück, Madame, es ist der heißeste Wunsch meines Herzens, es ist mein ehrgeizigster Traum, aber leider!...

— Nun, leider?

— Sie gehören einem Andern an, Sie haben mich vergessen, verlassen, Sie sind für mich verloren, und ich darf mir nicht einmal einen Gedanken erlauben, aus Furcht, Sie zu beleidigen.

Für den Bastard eines Fürsten, für den Secretair eines großen Herrn war diese Aeußerung des armen Larnage sehr einfältig. Es ist wahr, der Fürst und der große Herr waren zwei fromme Personen, aber was lag daran? Er war ja kaum dreiundzwanzig Jahre alt, und mehr brauchte es nicht.

Er begriff mich endlich, setzte sich zu mir, und legte seine Freude und sein Wohlbehagen an den Tag. Die Andern hatten nur Sinn für das Schauspiel, aber Larnage, obgleich er der Dichter war, beschäftigte sich nur mit mir; ich hingegen beschäftigte mich zunächst mit dem Schauspieler, und dann mit ihm, und um gerecht zu sein, mit demselben Vergnügen und derselben Lebhaftigkeit.

Wir sahen zuerst den »guten Geschmack, der sich nach Sceaux geflüchtet und unter den

Schutz der Frau von Maine begeben hatte,« Er führte die Grazien, die tanzend eine Toilette vorbereiteten, während ihr Gefolge zu einer sanften Musik die Verse von Larnage sang.

Dieses erste Zwischenspiel ward mit einem großen Erfolge aufgeführt, man fand es allgemein köstlich. Ich machte meinem ehemaligen Lehrer ein Compliment — er ward vor Freude fast toll darüber.

In dem zweiten Zwischenspiele waren die Spiele personificirt; sie brachten die Spieltische mit Allem, was zu den verschiedenen Spielen erforderlich ist. Sie sangen und tanzten zu gleicher Zeit, und diese an die Prinzessin gerichteten Schmeicheleien wurden von ihr als eben so wahr wie verständig aufgenommen. Dies Alles ward von den besten Mitgliedern der Oper dargestellt.

Endlich ward das Theater mit Blumen und Kränzen geschmückt wie zu einer Tragödie; aber man wollte nicht etwa eine Tragödie aufführen, sondern ein Stück von Fräulein Delaunay, das sie mit Hilfe Larnage's gefertigt hatte. Mein Gott, was für erschreckliche Verse hatten Beide gemacht! Die Prinzessin selbst spielte eine Rolle, und Jeder spielte die seinige recht hübsch. Der Hof von Sceaux war auf das Theater verpflanzt, und sprach gereimte Prosa statt der gewöhnlichen.

— Diese Verse sind rührend! sagte ich zu Larnage. Ich hatte den Kopf ein wenig verloren.

— Ich dachte an Sie, als ich sie machte! Antwortete er. Ach, Madame, werden Sie denn kein Mitleid mit mir haben, werde ich nie, wie sonst, eine schöne Sternennacht mit Ihnen verplaudern?

— Vielleicht, mein Herr! Antwortete ich, gereizt von dem Wunsche, etwas zu empfinden, was ich nicht kannte.

— Uns wann, wann?

Ich wollte diese Frage beantworten aber ein Zwischenfall den ich nicht voraussetzte, unterbrach mich.

---



## Viertes Kapitel.

Fräulein Delaunay berührte meine Achsel und sagte leise:

— Sie sprechen hier von Liebe, Frau Marquise, und denken nicht an Ihre Nachbarn.

Ich zitterte. Diese Worte riefen mich auf die Erde zurück, denn ich war Larnage auf den Flügeln, der Poesie gefolgt, ich weiß nicht, wohin. Erröthend stammelte ich einige Worte.

— O, erschrecken Sie nicht! fügte sie hinzu. Sie sind nicht die Einzige, die so spricht, auch wir Andern sprechen so!

Sie zeigte mir mit der Hand ihren Nachbar, den ich zweimal ansah, ehe ich sie verstand. Dieser Nachbar war der gute Abbé von Chaulieu, der damals älter als achtzig Jahre war. Sie sah meine Ueberaschung und antwortete:

— Sie glauben, daß ich scherze? Fragen Sie ihn

— Leider, sagte der Abbé, es ist nur zu wahr! Sie verschmäht meine letzte Liebe und meine letzten Verse.

— Wie, sind die Verse von Ihnen, Her Abbé? Und die Undankbare verschmäht sie?

— Ja, Madame, ja! Ich habe ihr gesagt:

Was danke ich Dir nicht? Denn ohne Dich  
Vergingen die letzten Tage mir  
In Langsamkeit und Ueberdruß,  
Wozu Natur sie unbeugsam verdammt.  
Nur Du belebst mit unbekannter Kraft  
Das alte Werk, das Nichts mehr schafft.  
Du gießest Feuer in mein erstarrtes Herz,  
Und weckst die Liebe, meiner Jugend süßen Schmerz.  
Nur Dir zu gefallen, von Dir geliebt zu sein,  
Ist all' mein Hoffen, mein Wünschen allein.  
Der Gedanke an Dich bewegt mir die Brust,  
Schafft himmlisches Glück, schafft göttliche Lust!  
Mein Glaube an Glück ist für immer dahin,  
Bleibt schnöde Dein Herz, bleibt verschlossen Dein Sinn!

Ich besitze jetzt noch diese Verse, von der Hand des Abbé Chaulieu geschrieben. Es sind die letzten, die er gemacht hat. Trotz seiner achtzig Jahre besaß er noch viel Geist.

Der Abbé sprach diese Verse mit einer Gutmüthigkeit und mit einer Ueberzeugung, die mich entzückte. Fräulein Delaunay lachte darüber ohne Spott und Hohn, wie es sich für eine ehrbare und gute Person schickt.

— Ja, ich liebe Madame, fügte der Greis hinzu. Ich bewiese es gern durch mehr, als durch Worte. Es liegen tausend Pistolen zu ihrer Verfügung bereit, aber ich kann sie nicht zur Annahme derselben bewegen.

— Schon zum dritten Male muß ich es Ihnen abschlagen, Abbé. Aus Dankbarkeit für Ihren großmüthigen Antrag rathe ich Ihnen, nicht bei vielen Frauen so zu verfahren, denn Sie könnten eine finden, die Sie beim Worte hält.

— O, ich weiß, an wen ich mich wende! war die naive Antwort.

Wir brachen in Lachen aus; er begriff nicht warum, und fuhr ruhig fort:

— Sie könnte es auf ihren Putz verwenden; sehen Sie nur, Madame, wie sie gekleidet ist! Ich kann in dieser Beziehung Nichts bei ihr erreichen. Sie kränkt mich... sie hat so einfache Kleider, wie sie keine Person trägt...

— Abbé, ich finde, daß mich Alles schmückt, was mir fehlt.

Hierauf hatte er keine Antwort.

Der Abbé betete sie deshalb um so mehr an that sein Möglichstes, um ihr zu gefallen. Seine Carossen und sein Haus gehörten mehr dem Fräulein Delaunay als ihm. Er schickte jeden Morgen, um ihre Befehle in Empfang nehmen zu lassen. Sie jagte seine Leute fort, wenn sie ihr nicht mehr gefielen, oder zwang ihn, sie gegen seinen Willen zu behalten. Alles, was von ihr kam, machte ihn glücklich. Es war eine jener Leidenschaften des Alters, die in Monomanie ausarten.

Larnage und ich hätten es diesen Abend gern gesehen, wenn sie ihrer Liebe nachgegangen hätten, ohne uns zu stören. Ich wollte meinem Geliebten über einen sehr wichtigen Punkt Antwort geben, als sie uns unterbrachen. Er brannte vor Begierde, die Unterhaltung wieder aufzunehmen, und unsere Nachbarn erlaubten es nicht. Fräulein Delaunay hatte ihre Gründe. Ich war noch nicht ihre Freundin, und die feine Fliege machte aus mir ein Werkzeug.

— Sie werden doch zwei oder drei Tage in Seaux bleiben, nicht wahr, Madame? Es werden einige sonderbare Personen hier ankommen, mit denen wir uns zu amüsieren Willens sind. Lehnen Sie es nicht ab, die Frau Herzogin hat mir befohlen, Sie nicht fortzulassen.

Mir war Nichts lieber, als zu bleiben. Ich ließ mich der Form wegen ein wenig bitten, dann willigte ich ein. Larnage dankte mir dafür mit einem Blicke, der das Herz heftig klopfen machte. Dies war noch nicht alles, und Fräulein Delaunay wollte ihre Rolle zu Ende spielen.

— Frau von Maine beschäftigt sich in diesem Augenblicke mit einem Aufsätze, den sie in Prozeß-Angelegenheiten der legitimirten Prinzen gegen die Prinzen von Geburt verfassen lassen will. Sie besitzen Geist, und die Frau Herzogin würde sehr erfreut sein, Sie dabei zu Rathe ziehen zu können.

— Mich, mein Fräulein? rief ich, im höchsten Grade erschreckt. Ich weiß nicht einmal, daß dieser Prozeß existirt. Wie kann, ich mit Denen darüber sprechen, die ihn kennen? ^

— Es betrifft nicht gerade den Prozeß, man will die Ansicht gelehrter Leute! hören, und auch Sie werden Ihre Ansicht sagen. Einer derselben kommt morgen, oder vielmehr heute — er ist wirklich ein Gelehrter.

— Mein Fräulein, ich bin nicht gelehrt, entbinden Sie mich...

— Es wird Sie amüsiren.

Alles erschien mir so außerordentlich, daß ich nicht weiter in sie drang. Aber ein Umstand war nicht minder außerordentlich: Man kannte meine Beziehungen zu dem Palais-Royal, und doch bewarb man sich um mich. Gewöhnlich ward man deswegen allein schon ausgeschlossen. Ich kümmerte mich nicht um dieses Räthsel, und fragte weiter nicht, damit Man mich frei ließe. Fräulein Delaunay entführte wirklich ihren alten Tython, und ich blieb mit Larnage allein. Ein Frösteln durchlief meinen ganzen Körper. Wir schwiegen. Endlich begann eine so leise Stimme, daß ich sie kaum verstehen konnte:

— Wann, Madame, gehen wir, um, wie ernst in Dampierre, diese theuern, geliebten Sterne zu betrachten, die so sanft auf uns herniederblicken? Ach, lassen Sie mich vor Ungeduld nicht sterben, ich beschwöre Sie!

Der Himmel war wirtlich mit Sternen besäet. Die Lichter des Festes erloschen; die Gäste, des Vergnügens und des Spazierengehens müde, zogen sich in Gruppen zurück, nachdem sie in den herrlichen Schatten umhergeirrt waren.

Ich antwortete nicht, aber ich warf einen Blick nach dem Park hinüber.

Er verstand mich und ergriff meine Hand, Wie eine Automatin stand ich auf und folgte ihm.

Wir befanden uns unter den jungen Hagebuchen, deren ich noch nicht erwähnt habe. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich meine Hand in der seinigen ließ, daß wir uns gegenseitig ansahen, anstatt die Sterne zu betrachten, daß er bald seinen Arm um mich schlang und mich an sich drückte, ohne daß ich Widerstand leistete. Ich habe viel gesehen, viel empfunden und viel gefühlt in meinem Leben; aber ich erkläre, daß dieses keusche Umarmen, dieses reine Drücken in meiner Erinnerung nicht ihres Gleichen haben. Es war ein Moment wirklicher Seligkeit, ein Herzensdelirium, das die Philosophen verspotten werden, und das alle andern Delirien übersteigt.

Um einen solchen Moment noch einmal herbeizuführen, würde ich mein Leben noch einmal beginnen, trotz der Langweile, die damit verknüpft ist.

Wir waren die Letzten in dem Parke, und kehrten später in unsere Zimmer zurück, als die Andern. Keiner dachte an uns, Keiner sprach von uns in der kleinen Gesellschaft, wo die Leidenschaften sich concentrirten, indem sie sich verbargen. Frau von Maine gab sich ganz ihrem Ehrgeize, ihren Plänen hin; ihr Gemahl seinen unfruchtbaren Wünschen, die Andern vielleicht der Liebe, und wir waren frei, waren glücklich; aber, ich bezeuge es, dieses Glück kostete meinem Ruhme Nichts, und als ich Larnage beim Frühstück wieder antraf, eröthete ich, indem ich ihn ansah, nicht vor Scham, sondern vor Wonne.

Um diese äußerst glückliche Zeit der Regentschaft gab es nur wenig Frauen meines Alters, die diese Röthe noch kannten.

---

## Fünftes Kapitel.

Habe ich vielleicht schon zu viel von der Frau Herzogin von Maine gesprochen? Wahrhaftig, ich weiß es nicht; ich erinnere mich dessen nicht. Ich habe dieses kleine Mädchen darum befragt; es hat mir geantwortet, daß ich noch viel von der Prinzessin zu erzählen hätte. Aber dieses kleine Wesen besitzt so viel Arglist, daß es mich vielleicht veranlassen will zu faseln, damit man meine achtzig Jahre merke.

Ich will nicht, daß Madame faselt, aber ich möchte, daß sie über diese Herzogin von Maine, über die man so verschieden urtheilt, sich noch weiter auslasse. Sollte sie etwas in ihren Memoiren verschweigen, so ist dies nicht meine Schuld; doch, man beruhige sich, ich werde über ihre Erinnerungen wachen, daß sie Nichts übergeht.

(Anmerkung des Secretairs.)

Die Herzogin von Maine war, obwohl man es von ihr sagte, nicht eben galant. Es ist gewiß, daß sie ihre Liebhaber hatte, vielleicht zwei oder drei. War dies bei den andern Prinzessinnen nicht eben so? Und vorzüglich bei denen, die nach ihr kamen? Man bedenke nur ihre drei Nichten von Condé: Fräulein von Sern, Fräulein von Charolais und Fräulein von Clermont! Ich schwöre es, daß ich von ihren Heldenthaten nicht reden werde, nicht einmal von denen, deren man sie beschuldigt und wovon Beweise vorliegen, ich liebe das Ausschwatzen nicht, und es würde mit schlecht anstehen, sie zu tadeln.

Man muß es eingestehen, daß die Herzogin von Maine den Cardinal von Polignac am meisten liebte. Er war der Gegenstand ihrer letzten Neigungen, und diese sind bei uns Frauen die stärksten, sie vergrößern sich mit unserm Bedauern; jeder entfliehende Tag nimmt eine Illusion mit sich und vermehrt die Kraft der Gefühle. Man verehrt das, dessen Verlust bevorsteht, man legt den letzten Blumen den größten Glanz, den schönsten Duft bei und sieht ihre Blätter mit einer unbeschreiblichen Melancholie abfallen. Ich habe dies Alles empfunden, und wahrlich, ich weiß nicht warum, denn seit langer Zeit schon habe ich die Nichtigkeit der Neigungen dieser Welt kennen gelernt. Aber man muß doch an etwas hangen.

Einige Schulfüchse und Sudler sind sogar soweit gegangen, daß sie der Herzogin von Maine eine blutschänderische Liebe zu ihrem Bruder, dem Herzoge von Bourbon, beigelegt haben. Diese Leute kennen weder sie noch ihn! Frau von Maine hat nie einen Blick auf einen geistlichen Mann werfen können; sie hat stets das Materielle verachtet, sie hat die Delicatesse bis zum Aeußersten getrieben — Und der Herzog! Großer Gott, man frage nur seine Frau! Sie konnte ihn nicht leiden, und sie hatte Grund dazu. Beide verbrachten ihr Leben damit, sich zu streiten und anzuklagen, und wahrlich, sie hatten Recht dazu. Die Herzogin brauste mit dem ganzen Geiste der Mortemart's auf, und der Herzog mit dem Geiste der Ausschweifung. Bei einem Streite sagte sie ihm einst:

— Mein Herr, Sie mögen immerhin schreien, ich kann Prinzen von Geblüt ohne Sie machen, aber ich traue es Ihnen nicht zu, daß Sie es ohne mich vermögen.

Sie hat mehr gethan, als diese Worte zu sprechen, sie hat es durch die That bewiesen.

Kehren wir zur Frau von Maine zurück.

Am Morgen nach dieser großen Nacht stand sie sehr spät auf. Auch wir. Fräulein von

Delaunay holte mich aus meinem Zimmer, um mich zur Toilette der Prinzessin zu führen. Sie hatte ihre Absicht dabei. Frau von Maine empfing mich mit dem wohlwollendsten Lächeln; sie bot mir einen Stuhl und fragte mich, ob es mir in Sceaux gefalle und ob ich oft wiederkommen wolle?

Mit Begeisterung antwortete ich ihr, daß es mir hier außerordentlich gefalle, und daß ich stets wiederkommen würde, wenn man mir die Ehre erzeigte, mich zu empfangen.

— Kennen Sie den kleinen Larnage? fragte sie hastig, indem sie ein Corset anlegte.

Ich fuhr erstaunt zusammen und stand auf, um ihr eine Verbeugung zu machen, ohne zu wissen, was ich that.

Sie lächelte und wiederholte die Frage.

— Ja, Madame, antwortete ich nun, ich habe ihn bei der Frau Herzogin von Luynes gesehen.

— Kennen Sie seine Mutter?

— Ja, Madame,

— Und was sagt man, wer sein Vater sei?

— Ich weiß es nicht, Madame.

— Ah, Sie wissen es nicht! Aber man giebt ihm einen Vater, den ich sehr gut kenne. Er leugnete es, als ob mir dies viel Kummer machte. Ich bin nicht die Frau, die sich um solche Kleinigkeiten grämt.

Fräulein Delaunay unterbrach diese Unterhaltung, indem sie meldete, daß man nach ihr gefragt habe, und daß wahrscheinlich der erwartete Gelehrte angekommen sei,

— Entfernen Sie sich nicht, antwortete die Herzogin; man lasse ihn eintreten, ich will ihn empfangen. Bleiben Sie, Madame, vielleicht macht es Ihnen Vergnügen. Diese Gelehrten sind mitunter sehr drollig. Es handelt sich um einen Aufsatz gegen meinen Herrn Vetter. Delaunay, nennen Sie mich nicht.

— Man führte den Gelehrten ein. Mein Gott, was war das für ein Geschöpf! Was für ein Convolut von Latein und Großsprecherei. Er trug große Strümpfe, Schuhe mit Schnallen, einen zerrissenen Rock und einen Hut nach Art der Küchenjungen. Die ganze Erscheinung war zwar nicht elend, aber widerwärtig. Der Gelehrte brüstete sich damit, wie Diogenes mit seiner Tonne.

Unser Mann besah sich das vergoldete Getäfel, die Toilette und die Menge Leute, die dabei Dienste leisteten. Man merkte ihm an, daß er stolz von der Höhe seiner Größe herabblickte. Er näherte sich der Frau von Maine, grüßte sie auf seine Weise, und schien mehr mit den hebräischen Gebräuchen als mit den unsrigen vertraut zu sein.

— Mademoiselle, sagte er, sie konnten sich, behufs Lösung der Frage, die Sie beschäftigt, an keinen Bessern wenden; die Frau Herzogin von Maine hat bewiesen, daß sie stets mit Scharfsinn ihre Wahl trifft.

— Sie sind sehr gütig, mein Herr!

Er hielt sie für Fräulein Delaunay, oder er stellte sich, als ob er sie dafür hielte. Der größern Bequemlichkeit wegen ließ man ihn dabei.

— Mein Herr, was halten Sie von dem Herrn Herzoge und von den Gründen, die er gelten macht?

— Mademoiselle, Semiramis hat den Fall vorgesehen und ihre Gesetze sind sehr genau. Bei Hofe können solche Dinge nicht geschehen.

— Aber, mein Herr, am Hofe der Semiramis gab es keine legitimirten Prinzen.

— Das ist ein arger Irrthum, ein sehr arger Irrthum, Mademoiselle! Semiramis hatte mehre Bastarde.

Wir Alle machten eine Bewegung.

Frau von Maine behielt ihre Fassung.

— Ja, Mademoiselle, sie hatte mehre, und Ninus ebenfalls. Der Ehebruch war zu Babylon in der Mode. Und nun bedenken Sie den Nimrod! Die Prinzen seines Blutes empörten sich über die großen Wohlthaten, mit denen er die Kinder seiner Liebschaften überhäufte. Sie unternahmen es selbst, sie auszuplündern. Wissen Sie, was Nimrod that, Mademoiselle, wissen Sie es?

— Nein, mein Herr!

— Er ließ den Aufwieglern die Ohren, selbst die Nasen abschneiden. Gewiß, Mademoiselle, ich kann es Ihnen versichern. Und wenn der Herr Regent gerecht ist, so wird er dasselbe Mittel anwenden, um dem Dinge sobald als möglich ein Ende zu machen.

Wir lachten dem guten Manne laut in das Gesicht. Der Gedanke, den Herzog ohne Nase zu sehen, war überaus komisch.

Frau von Maine blieb ernst; sie antwortete mit würdiger Miene:

— Mein Herr, das Mittel wird um so besser sein, da ich nicht weiß, was von dem Gesichte des Herrn Herzogs noch bleibt, wenn man ihm die Nase genommen hat.

— Zu Zeiten der Chaldäer, mein Fräulein, würde man einen solchen Mißbrauch nicht geduldet haben.

— Wie, die Nase des Herrn Herzogs?

— Nein; ich meine die Reclamationen gegen die Willensmeinungen des seligen Königs,

Gegen eine Revolte waren sie unbarmherzig. Ich habe gelesen, daß Smerdis, nicht Smerdis der Magier, sondern ein anderer Smerdis — daß Smerdis auf einem Auge blind geworden, weil er im Gefängnisse so viel geweint hatte.

— Mit einem Auge?

— Er war verurtheilt, jeden Tag nackten Fußes zu dem Grabe seines Onkels zu gehen, dessen Willen er ungehorsam gewesen. Und er ging dorthin, Mademoiselle.

— Dieses Verfahren wäre auch bei uns anzuwenden. Man könnte den Herzog von Orleans und alle Prinzen jeden Morgen zu Fuß nach Saint-Denis schicken; ich würde darum anhalten, diese Prozession sehen zu können. Dabei ließe sich beobachten, ob die Familie Ludwigs XIV. sich mit denselben Gesetzen regieren ließe, wie die Kinder Nimrod's, oder ob wir einige Neuerungen müßten eintreten lassen.

— Ah, Mademoiselle, was sind die modernen Gesetze gegen die erhabenen des Alterthums! Welche Muster finden wir in der wunderbaren Vergangenheit, von der wir nur eine blasse Copie sind!

Nun erhob er sich, und begann eine Abhandlung über die Alten, die ein wahres Convolut von Lateinisch und Griechisch war. Die Prinzessin machte ihr dadurch ein Ende, daß sie den Gelehrten fragte, ob er nicht in die Sorbonne eintreten wolle.

— Ich würde sie gern dorthin schicken, mein Herr, fügte sie hinzu, um Ihnen für das Vergnügen zu danken, das Sie mir heute gemacht haben. Aber unglücklicher weise hängt dies nicht von mir ab. Die Stunde meines Dienstes hat geschlagen — leben Sie wohl!

Dieser Mann, der Bourdin der Aeltere hieß — ich erinnere mich seines Namens — richtete sich hoch empor; er fühlte sich verletzt, daß man Nichts anderes von ihm gewollt, als ihn nur anhören.

— Ich gehe, Mademoiselle, sagte er; aber wenn Sie mich sollten noch einmal rufen lassen, so zählen Sie nicht auf mich, ich werde nicht kommen.

Er verließ ohne Umstände das Zimmer.

Dies ist das wahre Bild der Gelehrten jenes Jahrhunderts. Molière hat es nicht in Abrede gestellt, er hat ein Meisterstück daraus gemacht.

---

## Sechstes Kapitel.

Diese Unterhaltung war für mich ungemein anlockend, Alles, was man mir sagte, glaubte ich zuversichtlich. Als Fräulein Delaunay mir vorschlug, noch eine gewisse Gräfin, eine Madame Düpuis und einen gewissen Abbé Lecamus zu sehen, die Zaubereien und wunderbare Eröffnungen machen sollten, war ich unendlich erfreut, und willigte rasch ein. Dies erregte in Sceaux eine große Freude, man bediente sich meiner wie eine spanische Wand. Da der Herzog von Orleans mich schätzte, so war ich nicht verdächtig, und ich konnte mich bei dieser Gelegenheit überzeugen, daß man nichts Strafbares that, denn man drang in mich, zu bleiben und allen diesen Szenen beizuwohnen. Dies war sehr gut ausgesonnen, und da ich in meinem Alter wenig Erfahrung hatte, ging ich willig in die Falle. — Sie werden mit der Delaunay zu Mittag essen, fügte Frau von Maine hinzu; denn sie empfängt und bewirtheht diese berühmten Personen. Ich selbst werde bei dem Nachtsche verkleidet und unbekannt erscheinen. Wenn sie mich erkennen, lasse ich sie auf der Stelle davonjagen. Der Herr Herzog von Maine ist kein Freund von solchen Kunden, sie sind gut für den Herrn Herzog von Orleans, der an den Teufel glaubt, um nur an etwas zu glauben, Sie, die Sie frei und unabhängig sind, werden sich amüsiren.

Den ganzen Vormittag verbrachte ich damit, die geistreiche und unterhaltende Prinzessin anzuhören. Sie sprach von ihrem Fliegenorden und äußerte dabei ihr Bedauern, daß sie jetzt nicht mehr jene schönen Ceremonien, wie früher, habe, um mich als Ritterin aufnehmen zu lassen.

— Aber unser Kummer geht vorüber, und wir werden wieder damit beginnen. Dann, hoffe ich, werden Sie Sceaux in seinem ersten Glanze sehen. Wenn ich meinen Prozeß gewinne, fügte sie hinzu, so werden wir reicher sein, als je; Herr von Maine wird dann keine Sorgen wegen des Vermögens und der Zukunft seiner Kinder mehr haben, und wir amüsiren uns in aller Ruhe.

Obgleich Fräulein Delaunay den Titel der Kammerfrau Ihrer Hoheit führte, so war sie in der That doch etwas mehr. Sie hatte keine andere häusliche Obliegenheiten, als stets zugegen zu sein. Zuweilen aber gebrauchte man sie als Secretair, als Vertraute. Nie zog sie ihrer Herrin die Strümpfe und Schuhe an, nie steckte sie ihr eine Nadel ein. Deshalb sagte auch Frau von Maine:

— Man hält die Delaunay für meine Kammerfrau; aber mein Geist ist ein ergebener Diener des ihrigen.

Dies war nicht wahr, Frau von Maine beherrschte Alles.

Die Stunde kam, unsere Toilette war gemacht, und man benachrichtigte mich, daß wir in ein Haus von Sceaux zum Mittagsessen gehen würden, zu einer Art von Edelmann, einem Gelehrten, der mit unumstößlichen Argumenten zur Besiegung der Feinde des Hauses Maine ausgerüstet sei.

— In dieser Comödie wird eine verhungerte Gräfin mitspielen, von der ich Ihnen schon gesagt habe; sie hat mit großer Mühe den Edelmann überredet, daß er mir ein Mittagsessen giebt, damit ich ihn anhöre. Er wohnt in der Stadt Sceaux, ist sehr reich, aber geizig; er langweilt mich mit seinen Büchern bis zum Sterben. Ich hoffe indeß, dem Magier Smerdis und der Semiramis auszuweichen. Klagen Sie mich an, wenn Sie wollen; aber ich wollte eine Genossin haben. Was langweilt, wenn man allein ist, amüsirt, wenn man sich in Gesellschaft befindet. Sind Sie nicht meiner Ansicht?



Ich war damit einverstanden und folgte meiner Führerin, sehr geneigt, mich auf diese Art und Weise zu amüsiren; dessenungeachtet aber hatte ich keine Ahnung von dem, was ich sehen sollte.

Man brachte uns in einer Carosse bis an die Thür des Edelmanns, der sich Despré nannte. Der Weg war ziemlich lang bis zu seinem Schlosse. Bei unsrem Anblicke setzte sich Alles in Bewegung. Die Mägde empfingen uns mit ihren Küchenschürzen, die makellos weiß, waren, wie Meubles, die man nicht oft benutzt.

— Man ist hier entweder sehr verschwenderisch, oder sehr geizig! flüsterte ich leise meiner Begleiterin zu. Diese Köchinnen sehen aus, als ob sie ein mageres Fricasse bereitet hätten.

— Wir werden sehen!

Herr Despré kam uns entgegen; seine Gäste begleiteten ihn. Wir waren wichtige Personen, denn man grüßte uns durch Verbeugen bis zur Erde.

Die Gräfin war außer sich vor Freude, als sie sah, daß der Zeitpunkt des Mittagessens eintrat. Das Glück darüber machte sie zur Liebenswürdigkeit selbst; sie stellte unsere Stühle zurecht, und nannte uns die anwesenden Personen. Mit einem Worte, jede ihrer Bewegungen sagte:

— Wie danke ich Ihnen dafür, daß ich heute mehr als trockenes Brod essen werde!

Arme Frau! Wie hatte sie sich getäuscht! Sind die alten Magen wie die jungen Herzen? Lassen sie sich durch Chimären betrügen? Genügt der Rauch, um sie zufrieden zu stellen?

Es waren auch Leute aus der andern Welt zugegen: der Abbé Lerasmus und die Dame Düpuis, die angekündigte Pythia. Man setzte sich in einen Kreis, und obgleich es nicht kalt war, so rauchten doch einige Holzstücke in dem Kamine. Wir wußten, daß es aus Oekonomie geschah. Das große Zimmer des Erdgeschosses, in dem wir uns befanden, ward nie geöffnet; es war entsetzlich feucht, und ohne diesen Anschein von Feuer würde der Aufenthalt darin unerträglich gewesen sein. Bald sahen wir jedoch, daß das Feuer einen andern Zweck hatte.

Um die Delaunay und mich zu ehren, wies man jeder von uns einen Platz im Winkel des Kamins an; man trennte uns daher zu unserm großen Bedauern. Wir konnten nicht anders als durch die Blicke mit einander sprechen. Und dabei wurden wir noch überwacht, denn man sah uns stets an.

Die Frauen sprachen viel, die Männer lächelten gefällig. Wir glichen zwei Pagoden, und mich wandelte die Lust an, zu lachen.

— Mein Herr, begann endlich die Delaunay, wann wird uns Madame Düpuis ihre Wunder zeigen?

— Beim Dessert, Mademoiselle, das wir an einem eigens dazu vorbereiteten Orte einnehmen werden.

— Äh, rief ich, wahrscheinlich in einer Grotte oder in einer Rasenhütte des Gartens?

— Nein, Madame, es ist ein Ort, den der Blick der Profanen nicht erreicht, und wo die Wunder sich ohne Gefahr zeigen können.

Bei diesen Worten erhob sich Fräulein Delaunay rasch.

— Wie, mein Herr, wir werden die Wunder also nicht in Ihrem Hause sehen?

— In meinem Hause, Demoiselle, aber nicht hier!

— Ich erwarte eine meiner Freundinnen, eine sehr gelehrte Person, die sich gegen zwei Uhr einfinden wird, um die Wunder zu sehen. Wird sie uns finden?

— Sie wird uns finden, gewiß! Wir werden sie erwarten. Erst um elf Uhr bemächtigt sich der Gott der Zauberin; bis dahin bleibt sie stumm, wie Sie sie sehen.

— Wird sie nicht soupiren?

Despré antwortete mit einem Seufzer:

— Leider wird sie nur zu viel soupiren, Mademoiselle. Die Begeisterung bindet ihr zwar die Zunge, aber nicht die Kinnladen.

Die Düpuis saß wirklich wie ein Götzenbild da, sie bewegte sich nicht, sie sprach nicht.

Alle diese Mumien schwiegen nach dieser Erklärung, und die Unterredung stockte.

Um ihre Fassung zu bewahren, ergriff die Delaunay die Zange und wollte dem Feuer, das dem Erlöschen nahe, Nahrung geben. Sie nahm einen schwarzen Gegenstand, den sie für ein angebranntes Stück Holz hielt, um ihn auf die Kohlen zu legen.

Ein allgemeiner Schrei ließ sich vernehmen. Ich erstickte fast, indem ich das Lachen unterdrückte.

— Barmherzigkeit! Das ist die Chocolaten-Kanne! Was machen Sie, Mademoiselle? Wir werden nun kein Souper haben! rief trostlos die Gräfin.

Ein Knistern in der Asche verrieth, daß Alles verzehrt war. Die ausgeschüttete Chocolate hatte das Feuer verlöscht — die Delaunay hatte alle unsere Hoffnungen vernichtet.

— Mein Herr, sagte sie mit großer Ruhe, wer hätte denken können, daß es nach dem Souper Chocolate giebt?

— Mademoiselle, ist es nicht die schöne Sitte des Hofes? Ich glaubte, die Leute vom Stande äßen Abends nicht, und wollte sie demgemäß bedienen.

— Ich bin nicht vom Stande, und deshalb esse ich! antwortete meine Begleiterin.

— Und ich bin vom Stande, fuhr die Gräfin fort; aber ich esse zweimal für einmal.

Obgleich das Souper in der Asche lag und das Feuer erloschen war, so schwieg doch die Prophetin, und die andern Gelehrten streckten trostlos die Hände danach aus.

So conspirirte man um jene Zeit.

---

## Siebentes Kapitel.

Nach dem Untergange der Chocolate gerieth die Unterhaltung wieder in's Stocken. Ich fand die Geschichte ein wenig ernsthaft, da mir das Lachen nicht erlaubt war.

Man kündigte das Souper an.

Der Saal, den wir nun betraten, war noch feuchter, da man kein Feuer darin angemacht hatte. Auf dem Tische stand ein Rostbraten, eine Omelette und ein Salat. Für vier Personen wäre diese Mahlzeit hinreichend gewesen, aber es waren fünfzehn anwesend. Ein ungenießbarer Wein war die Würze des Ganzen.

Ich lachte aus vollem Herzen darüber. Uns blieb Nichts, als die Hoffnung, daß sich die Zauberin bald zeigen werde. Die Mahlzeit dauerte nicht lange, da sich nur die Augen befriedigt hatten. Man schickte sich auf die Wunderdinge für den Abend an.

Frau von Maine, bürgerlich gekleidet, und von dem Cardinal begleitet, der das Costüm eines Gerichtsschreibers trug, erwartete uns in dem Vorzimmer. Sie war unter ihrem hohen Kopfputze nicht zu erkennen. Fräulein Delaunay, die ein schlechtes Auge hatte, erkannte sie nur an der Stimme. Die Herzogin gab mir ein freundschaftliches Zeichen, wir vereinigten uns zu vier und folgten unserm Wirthe, der mit dem Abbé Lecamus, der Gräfin und einem Abbé von Verac voranging, der aus dem andern Lager zurückgekommen war und im Verdachte des Spionirens stand. Wir hatten einen Weg angetreten, auf dem man sich den Hals brechen konnte.

Zunächst durchschritten wir ein Ballhaus, ein halbverfallenes Gebäude, dessen Decke über unsern Häuptern zusammenzustürzen drohte. Von dort aus gingen wir durch einen Raum, dessen durchsichtiger Fußboden Schwindel erregte; ich drängte mich an meine Begleiterin, die noch weniger wußte als ich, wohin man uns führte, und ihrer Herrin wegen besorgt war.

— Es war unklug, hierher zu gehen, flüsterte sie mir zu. Was könnte die Folge sein, wenn man die Herzogin erkennt?

— Warum denn, Mademoiselle? Sie thut ja nichts Böses. Sie vertheidigt das Gut ihrer Kinder, und deshalb kann man sie nicht tadeln, und wenn das dazu gewählte Mittel noch so außergewöhnlich ist.

Fräulein Delaunay schüttelte den Kopf; sie wußte wohl, daß man ihren Schritt mißbilligen würde. Wir sahen aus, als ob wir zu einem Hexensabbath gingen. Es war mit einem Worte ein schreckliches Abenteuer, wie Don Quixote sagt.

Wir kamen endlich in eine Art Dachkammer, wo uns eine dem Orte entsprechende Gesellschaft erwartete. Ich habe später ähnliche Verzückungen gesehen, von denen ich am geeigneten Orte reden werde; für diesmal aber war ich nicht daran gewöhnt, und ich sah wirklich mit erschreckten Blicken um mich.

— Aber wo sind wir, Mademoiselle? Diese Leute wollen uns doch nicht erwürgen?

— Wir sind bei einer Hexe, Alle diese Leute haben den Herzog und seine Manöver gekannt; sie wissen viel Dinge, die für Ihre Hoheit von Wichtigkeit sind. Madame Düpuis, die oft inspirirt ist, wird uns seine Geheimnisse offenbaren.

— Wie, alle diese Phantome sind Ihrer Hoheit wichtig und können ihr nützen?

— Diese da nicht, sie sind Zuschauer wie wir; aber die Zauberin und ihre Freunde, die Sie

sehen werden. Frau von Maine ist eine Kranke, die sich mit ihren Aerzten nicht begnügt, sie zieht auch noch Leute von Erfahrung zu Rathe.

Ich glaubte Alles, ich war der Wahrheit sehr fern. Man stellte uns die Wände entlang. Dann zündete man zwei rauchende Lampen an, die nur dazu dienten, die Finsterniß noch schrecklicher zu machen. Nun trat ein tiefes Schweigen ein. Die Düpuis erschien in der Mitte des Kreises, setzte sich auf einen krummbeinigen Schemel, machte tausend Drohungen und Verzerrungen, und öffnete den Mund — aber sie brachte keine Sylbe hervor,

— Ah, sagte meine Begleiterin, sie hat nicht getrunken, und darum wird sie nicht reden! Man hat uns zur Strafe hierhergeführt.

Nun begann die Zauberin die Augen zu verdrehen, inarticulirte Töne auszustoßen und jämmerlich zu wimmern. Dann ließ sie den Kopf hängen und schloß ein, oder sah aus, als ob sie schlief. Die Delaunay ließ mich nicht aus den Augen, und suchte meine Aufmerksamkeit auf ihre Weise zu fesseln. Während dieser Zeit konnte ich Frau von Maine nicht beobachten, die fröhlich mit den falschen Wichten conspirirte, die theils von Spanien geschickt, theils Diener ihres Hauses waren; sie bereiteten den Schlag vor, der später fallen und ihr Nachrichten bringen sollte. Man rechnete darauf, daß ich, das einfältige Ding, erforderlichenfalls wiedererzählen sollte, was ich gesehen hatte; ich war dazu bestimmt, durch mein ernstes und uninteressirtes Zeugniß die Anklagen völlig zu entkräften.

Plötzlich erhob sich die Sybille, als ob sie eine Feuer emporgeschneilt hätte; in einem Augenblicke stand sie aufrecht.

— Ich sehe! Ich sehe! Ich sehe! rief sie.

— Vortrefflich! antwortete meine Nachbarin.

Wir Alle richteten unsere Blicke in die Luft, um das zu suchen, was sie sah. Wir entdeckten Nichts, als ein elendes Holzgerüst, das mit gebrannten Ziegeln bedeckt war.

— Ich sehe eine Reihe von Prinzen und Königen, ich sehe wiederhergestellte Schriften, ich sehe einen großen Gesetzgeber, ich sehe den Sohn eines mächtigen Monarchen, großmüthig wie sein Vater!

— Ach, flüsterte mir die Delaunay zu, das ist der Herzog von Maine, der sich mit dem Herrn Herzoge verständigt und ihm seine Fehler verzeiht.

Ich öffnete weit die Augen, aber ich sah Nichts. Ich begriff Nichts von Allem, hatte aber auch keine Lust, zu lachen; ich war übler Laune, denn ich fühlte, daß ich nicht an meinem Platze war, daß in der ganzen Angelegenheit etwas Dunkles lag, Demoiselle Delaunay beobachtete mich, sie fürchtete, daß ich Argwohn schöpfen möchte, und darum begann sie zu scherzen. Ich hörte nur halb, was sie sagte. Ich suchte das Räthsel zu lösen, aber es gelang nur nicht,

— Mademoiselle, unterbrach ich sie, diese Frau ist weder berauscht, noch begeistert, sie treibt einfach ein Spiel.

— Alle diese Frauen machen es so; es ist ihr Beruf; sie würden außerdem keine dummen Seelen finden, die ihnen glauben.

— Aber ist denn Frau von Maine so leichtgläubig? Warum hat sie uns hierher geschickt?

— Ich habe es Ihnen schon gesagt: sie will diesen Prozeß gewinnen; sie selbst macht einen Aufsatz und sucht Beweise, Man hat ihr die Versicherung gegeben, daß diese Frau in ihrer Begeisterung von dem Herzoge redet, Nun ist die Neugierde wach geworden, und sie wünscht die Frau zu sehen. Das ist Alles. Sie glaubt Ihnen ein Vergnügen zu verschaffen, und hat Sie mit

sich genommen. Wenn Sie Ihre Hoheit näher kennen lernen, werden Sie sich nicht darüber wundern.

Diese Erklärung war sehr natürlich und ich schenkte ihr Glauben. Fräulein Delaunay ließ nun die Funken ihres Geistes verführerisch sprühendes machte mir Vergnügen, sie zu hören. Die Düpuis beschäftigte mich nicht mehr. Frau von Maine trat uns gleich darauf näher; sie berührte meine Schulter, um mich am Aufstehen zu hindern.

— Sie vergessen, wo wir sind, sagte sie. Man darf mich nicht erkennen. Man hat uns zu einem Schauspiele geführt, das für Narren gut ist. Delaunay, wenn diese Marionetten wiederkommen sollten, empfangen Sie sie nicht. Wahrhaftig, da der Herr Regent sich mit Magie befaßt, sollte sich alle Welt damit befassen. Gehen wir, wenn es Ihnen beliebt.

Wir folgten ihr. Sie schien sich gelangweilt zu haben. Dennoch entschied sie sich zu der Conspiration, die man später die Conspiration des Cellamare nannte, und der Gesandte selbst war eine jener schmutzigen, in Lumpen gehüllten Gestalten, die mir so sehr mißfallen hatten.

Aus diesem Grunde habe ich mich, ohne es zu ahnen, an jenem großen Abenteuer betheilt, und so kam es, daß ich eine Conspiration entschuldigte, von der ich keine Ahnung hatte.

Wir kamen nach Sceaux zurück, wo wir ein Souper einnahmen.

Am folgenden Morgen früh weckte mich ein Courier der Frau von Parabère. Er brachte mir einen Brief, der folgende Zeilen enthielt:

*»Sie sind noch nicht meine Freundin, aber Sie sind gut; ich wende mich mit vollem Vertrauen an Sie. Reisen Sie sogleich ab, zögern Sie nicht einen Augenblick, und kommen Sie in meine Wohnung, ich bedarf Ihrer. Es handelt sich um Leben und Tod. Lassen Sie nicht auf sich warten. In meiner ganzen Umgebung befindet sich keine Frau, von der ich fordern könnte, was ich von Ihnen erwarte. Wenn Sie meiner Bitte nicht genügen, bin ich verloren.«*

---

## Achtes Kapitel.

Ich beeilte mich, diesen Brief der Delaunay zu bringen und sie zu bitten, mich bei der Frau Herzogin von Maine zu entschuldigen und bei ihr darum nachzusuchen, daß ich nach Paris zurückkehren dürfe. Ich glaubte ihr Mißfallen zu erregen, aber wie war ich überrascht, als ich erfuhr, daß sie gern einwilligte, daß sie mich vor meiner Abreise nur noch einmal sehen wolle, und daß eine Carosse zu meiner Verfügung stehe, wenn mir dies angenehm sei. Ihre letzten Worte bei meinem Abschiede waren:

— Es freuet mich, Madame, daß Sie Ihren Freunden getreu sind; ich hoffe, Sie so zu finden, wie ich es wünsche, wenn ich zu der Zahl Ihrer Freunde gehören werde.

Nun reiste ich schnell ab. Denselben Abend kam ich in Paris an und fuhr direct vor die Wohnung der Frau von Parabère. Da man meine Carosse erwartet hatte, ließ man die Thüren öffnen. Eine Vertraute der Frau von Parabère kam hastig die Treppe herab mir entgegen.

— Ach, Madame, die Frau Marquise wird glücklich sein, Sie zu sehen.

— Ist sie zu Hause?

— Ja, Madame, sie ist zu Hause, wenigstens für Sie. Die arme Dame trägt großes Verlangen nach ihren Freundinnen.

Ich dachte daran, daß sie In Ungnade gefallen sein könne; aber nach dem Verhältnisse zwischen der Marquise und dem Regenten konnte ich nicht daran glauben. Unter mancherlei Vermuthungen stieg ich die Treppe hinan. Frau von Parabère kam mir in großer Verwirrung entgegen; sie warf sich weinend in meine Arme, ohne sich um die Diener zu kümmern, die uns ansahen. Dann zog sie mich in ihr Zimmer.

— Was giebt es denn, Madame? fragte ich. Worin kann ich Ihnen nützlich sein? Sie haben mich gerufen, und ich bin gekommen...

— O, Dank, Dank! Lassen Sie mich nur ein wenig zur Besinnung kommen, dann werde ich Ihnen Alles sagen. Ach, und ich bin unschuldig daran!

Es war wirklich eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Ich hätte nie geglaubt, daß sie die Sacht so nehmen würde.

Nachdem sie stärkende Tropfen genommen und Salze eingeathmet, war sie anscheinend gestärkt. Dann begann sie:

— Sie erinnern sich des Grafen Horn?

— Vollkommen, Madame. Ich hatte die Ehre, ihn vor einigen Tagen noch bei Ihnen zu sehen.

— Nun, Madame, er ist verhaftet.

— Verhaftet! Warum?

— Er ist eines Mordes angeklagt, ja eines Mordes! Jenes abscheuliche System des Hasses, das Alle wahnsinnig macht, will ihn verderben.

— Hat er denn diesen Mord begangen?

— Nein, er hat ihn nicht begangen, er ist unschuldig. Sie haben ihn gesehen, und können noch daran zweifeln?

— Wenn er unschuldig ist, so muß ihm Gerechtigkeit werden.

— Ihm wird keine Gerechtigkeit werden, Madame; denn zum ersten Male in seinem Leben hat der Regent einen Willen. Er haßt ihn!

— Warum haßt er ihn?

— Weil ich ihn liebe.

Hierauf hatte ich keine Antwort, und dies war wohl natürlich.

— Vor drei Tagen kam der Graf von Horn zu mir, und blieb eine ziemlich lange Zeit. In einer Anwandlung von Exaltation warf er sich vor meinen Füßen nieder — da trat der Regent ein. Er ward roth vor Zorn und zeigte dem jungen Manne die Thür, indem er rief:

— Gehen Sie hinaus, mein Herr!

— Unsere Ahnen würden gesagt haben: Gehen wir! antwortete der Graf von Horn, indem er ihn stolz ansah.

Nun folgte eine Scene, die fast den ganzen Tag spielte. Ich habe den Fürsten gemäßhandelt, ich habe ihm Wahrheiten gesagt, die er nie vergessen wird. Wüthend ging er fort, und ich habe ihn nicht wiedergesehen.

Bis dahin begriff ich nicht viel von der Sache,

Sie fuhr fort:

— Gestern Morgen kündigt man mir einen Gefreiten der französischen Garde an, der mir selbst einen Brief zu übergeben wünsche. Hier ist der Brief!

Ich las:

*»Schöne und angebetete Marquise!, Meine einzige Hoffnung beruht auf Ihnen; ich bin verloren, wenn Sie mir nicht zu Hilfe kommen. In Folge jener schrecklichen Scene bei Ihnen hat mich ein Unglücklicher fortgeschleppt und mich eines Mordes schuldig gemacht.«*

— Aber, Madame, fügte ich hinzu, Sie sehen ja, daß er bekennt.

— O, es ist kein Mord; lesen Sie nur weiter!

*»Ich habe einen Menschen getödtet, der mich beleidigt hatte; einen Menschen ohne Vertheidigung. Er war ein Elender, ein Dieb, gegen den ich mich nur schützte. Bewirken Sie meine Entlassung aus dem Gefängnisse, sonst kann ich Sie nicht sehen, und ich muß Sie sehen, da es zu meinem Leben nothwendig ist.«*

— Nun, fragte ich, was haben Sie gethan?

— Mein Gott, ich habe gewartet! Da ich wegen der stattgehabten Scene nicht wagen konnte, mich direkt an den Regenten zu wenden, habe ich die Antwort auf einen Brief abgewartet, den ich an Dubois geschrieben. Damals hielt ich die Sache nicht für so ernst, ich glaubte, die Gefangenschaft würde nur sehr kurz sein. Die Criminalkammer hat Rücksichten zu nehmen, bevor sie sich in diese Angelegenheiten mischt. Nach meiner Ansicht gehörte ein fremder souveräner Prinz vor das Forum des Hofes. Die Antwort Dubois' nahm mir diesen Irrthum. Die Sache war ernst, es handelte sich um einen Mord, und anstatt den Grafen zu entlassen, macht man ihm den Proceß. Bestürzt eilte ich zu dem Regenten; er ließ mich nicht vor. Ich schrieb an ihn — er antwortete mir nicht. Ich wandte Alles an — Nichts hatte einen Erfolg. Nun sah ich die Gefahr, ich fühlte das Bedürfniß nach einer Freundin, ich dachte an Sie, und schrieb an Sie. Sie sind gekommen, und ich bin überzeugt, daß Sie mir beistehen.

— Was kann ich thun?

— Wir gehen zusammen zu dem Regenten; Sie wird er empfangen.

— Er kennt mich ja kaum.

— Er kennt Sie genug, um Sie schön zu finden, und dies genügt.

— Haben Sie schon versucht, heute zu ihm zu gelangen?

— Er ist diesen Morgen schon nach Saint-Cloud gegangen, und noch nicht wieder zurückgekehrt. Sobald er eintrifft, erhalte ich Nachricht. Sie werden mit mir gehen, nicht wahr?

Wenn Herr Walpole mich beschuldigt, daß ich romantisch gesinnt sei, so hat er, was meine Jugend anbetrifft, nicht ganz unrecht, denn seit langer Zeit schon bin ich davon geheilt, und es ist von dieser romantischen Gesinnung keine Spur geblieben. In jener Zeit aber war ich es, und daß ich mich in eine solche Angelegenheit mischen konnte, machte mich glücklich. Ich gab der Marquise die Versicherung, daß ich sie nicht verlassen würde. Sie antwortete mir, daß man mir ein Zimmer vorbereiten solle. Ich versuchte es, ihr Trost und Hoffnung zu geben; sie aber schüttelte den Kopf und antwortete:

— Sie wissen noch nicht Alles!

— Er wird nicht sterben, wir retten ihn!

Wir retten ihn nicht, er wird sterben; ich weiß es!

— Martern Sie sich nicht mit solchen Chimären, Madame!

— Es sind keine Chimären, es ist die Wirklichkeit. Alle Diejenigen, die mich liebten, und denen ich erlaubt habe, mich zu lieben, sind eines gewaltsamen Todes gestorben. Ich bringe nur Unglück.

Ich gab meinen Unglauben zu erkennen.

— Wollen Sie das Verzeichniß und den Beweis? Hören Sie mich an:

Der Abbé von Montmorency ward an meiner Thür ermordet.

Der Vicomte von Jonsac stürzte sich aus dem Fenster.

Die beiden Brüder von Secheval wurden meinethwegen im Duelle gethötet.

Der Chevalier von Breteuil fiel meinethwegen in einem Duelle.

Der junge von Blesne, erster Page von Madame, ward in einem Fiacre ermordet, während er bei einem Balle in der Oper vor der Thür auf mich wartete.

Der Abbé von Gisors vergiftete sich.

Herr von Gernay ward verrückt und erdrosselte sich mit seinen eigenen Haaren.

Der Chevalier von Vieuville, mein Cousin, sprengte sich mit seinem Schiffe in die Luft.

Sie sehen, die Liste ist lang, und die Namen, die sie enthält, sind berühmt. Auch der Graf von Horn wird einen Platz darauf erhalten. Aber auch der Tag Philipp's von Orleans wird kommen, so steht es da oben geschrieben!

Noch schwebt mir der Gesichtsausdruck der Marquise vor, mit dem sie diese Worte sprach. Noch sehe ich diesen Schrecken, diese Ueberzeugung, die sich so tief in ihren Zügen ausprägten. Ich hatte Furcht, wie sie; aber ich versuchte ihr zu antworten und diese Bilder zu verscheuchen. Da trat eine Kammerfrau ein und meldete:

— Der Herr Regent ist zurückgekehrt; er erwartet die Frau Marquise.

---



## Neuntes Kapitel.

Ich hatte versprochen, Frau von Parabère zu begleiten, und außerdem, ich muß es gestehen, empfand ich selbst eine große Lust dazu. Ich ließ mich also nicht bitten, ihr zu folgen. Cauche, der Vertraute im Palais-Royal, meldete uns an. Der Fürst ließ uns unmittelbar darauf eintreten. Ich las auf seinem Gesichte die Ueberraschung, die er bei meinem Anblicke empfand. Dessenungeachtet empfing er mich freundlich, und bat mich sehr artig, daß ich mich setzen möge.

— Gnädiger Herr, sagte die Marquise heftig, der Graf von Horn befindet sich in der Conciergerie.

. — Ich weiß es; er hat in der Straße Quincampoix einen Menschen ermordet.

— Sagen Sie vielmehr, daß er eine ihm zugefügte Beleidigung gerächt hat.

— Sie sind schlecht unterrichtet, Madame; er hat einen Wucherer, der große Summen bei sich trug, ermordet und »bestohlen«. Ein piemontesischer Abenteurer, der sich Chevalier von Milhn nennt und der Bruder eines Stallmeisters der Prinzessin von Carignan ist, hat ihm geholfen.

— Mein Herr, das ist nicht wahr! Sie wissen es, und doch wiederholen Sie es. Das ist abscheulich!

— Ich sage die Wahrheit.

— Es ist nicht die Wahrheit. Hören Sie die Wahrheit: Der Graf von Horn hatte einem Juden viel Geld anvertraut. Um dieses Geld zurückzufordern, suchte er den Juden in einem Wirthshause auf, das er zu besuchen pflegte. Der Jude weigerte sich, es zurückzugeben. Herr von Horn, sehr heftig, überschüttete ihn mit Beleidigungen, und dieser Elende hat Hand an ihn gelegt. Da, mein Herr, hat er gethan, was jeder gute Edelmann gethan haben würde, was Sie selbst gethan haben würden — er hat ihm den Degen durch den Leib gestoßen.

— Ihr Bericht ist eine Fabel.

— Wie?

— Ich habe den officiellen Bericht, der Graf hat gestanden, und das Portefeuille ist bei seinem Genossen vorgefunden. Hundert Zeugen haben es dargethan.

— Was beabsichtigen Sie zu thun?

— Die Sache wird ihren Gang gehen. Das Parlament entscheidet. Man ermordet die Unterthanen des Königs nicht ungestraft.

— Wie, einer Ihrer Verwandten? Ein Fremder? Ein Prinz? Sie wissen, daß er nicht bei vollem Verstande ist, daß die Narrheit in der Familie fast erblich geworden.

— Ich habe ihn nur für vernarrt in Sie gehalten, Madame, und dies ist eine Narrheit, die wir Alle mit ihm theilen,

— Mein Herr, Sie stehen im Begriffe, eine schlechte Handlung zu begehen, eine Unwürdigkeit gegen sich selbst. Ueberlegen Sie wohl!

— Sie sind für meinen Ruhm sehr besorgt, Madame!

— Und wenn nun diese Verleumdungen Glauben finden, wenn die Richter ihn für schuldig erklären?

— So werden sie ihn verurtheilen.

— Und... wozu?

— Ohne Zweifel zum Tode!

Die Marquise stieß einen Schrei aus.

Ich zitterte am ganzen Körper.

— Zum Tode! O dieser unglückliche junge Mann! Dieser Unsinnige, der fast noch ein Kind ist! Ach, Sie werden ihn nicht sterben lassen, Sie werden ihn begnadigen!

— Der König kann es.

— Und Sie sind der König. Nun bin ich ruhig.

— Aber ich müßte mich rächen. Ihr beharrliches Bitten verräth, daß Sie ihn lieben.

— Und wenn ich ihn nun liebte? rief sie heftig. Wäre dies nicht für Sie ein Grund mehr, mein gnädigster Herr, ihm Gerechtigkeit angedeihen zu lassen? Ein so großer Fürst wie Sie, rächt sich nicht durch einen Verrath. Sie fürchten sich, Blut zu vergießen — Sie werden nicht wollen, daß das seinige vergossen werde.

In diesem Augenblicke kündigte man den Herzog von Saint-Simon an.

— Ah, rief die Marquise, indem sie ihm entgegenlief, da kommt mir eine Hilfe!

Herr von Saint-Simon grüßte ernst, denn er war der Ernst, die Wichtigkeit und die Arglist in Person. Er glich seinen Memoiren, die wir gelesen haben, und die eine der schönsten Schriften über jenes Jahrhundert sind. Ueberaus streng in seinen Sitten, hatte er für Nichts Nachsicht, und am wenigsten für die Galanterie, Alle Maitreffen des Regenten haßten ihn, und es bedurfte des ganzen Ernstes der obwaltenden Verhältnisse, um Frau von Parabère abzuhalten, daß sie ihm Verachtung für Verachtung zurückgab.

— Sie kommen wegen des Grafen Horn, sagte sie... nicht wahr, mein Herr?

— Diese unglückliche Geschichte führt mich wirklich hierher, Madame. Bevor ich nach der Festung abgehe, wie um diese Zeit meine Gewohnheit ist, komme ich, um von dem Herrn Regenten Abschied zu nehmen und ihn an das verwandtschaftliche Band zu erinnern, das Madame und das Haus Horn verbindet.

— Ich weiß das.

— Sie werden nicht zugeben, mein Herr, daß der Graf von Horn entehrt werde; Sie werden mir Ihr Wort geben, daß weder die Bitten Ihrer Vertrauten, noch sonst eine persönliche Rücksicht Sie veranlassen, die Augen über dem zu schließen, was vorgehen muß. Ich werde nicht ruhig abreisen können, wenn ich nicht Ihr Ehrenwort mit mir nehme. Bedenken Sie, daß die Strafe dieses jungen Mannes die Wappen aller Häuser von Europa befleckt, und das Ihrige zunächst.

— Wir sind soweit noch nicht,

— Das Parlament hält seine Schlußsitzung, und es ist im Stande, bis zum Rade zu gehen.

— Bis zum Rade! der Graf Horn auf dem Rade! Wenn der Herr Regent diese Abscheulichkeit duldet, so müssen ihn alle Fürsten ächten!

Die Lippen des Regenten umspielte ein bitteres Lächeln.

— Ich bin erfreut, zu sehen, wie Sie Ihre Freunde vertheidigen, Madame, sagte er. Und Sie, mein Herr, reisen Sie ruhig ab; Ihr Protege hat gute Advokaten, Sie sehen es ja. Wird seine Unschuld dargethan, so werden wir uns Alle dazu Glück wünschen. Soupiren Sie nicht mit uns,

Marquise? Und Sie, Madame, wollen Sie nicht unser Gast sein?

Diese Einladung ward in einem Tone gesprochen, daß sie mehr einer Entlassung glich. Frau von Parabère hatte keine Lust, sie anzunehmen, und ich noch viel weniger. Wir verbeugten uns, oder richtig gesagt, ich verbeugte mich, und dann gingen wir. In ihrer Wohnung angekommen, rief sie eine bretagnische Frau, die in ihren Diensten stand. Diese Frau hing mit einer Liebe an ihr, daß sie sich für ihre Herrin hätte hängen lassen.

— Hier sind fünfundzwanzig Louisd'or, sagte sie; gehen Sie zu dem Schließer der Conciergerie, und geben Sie ihm das Geld, damit er dem Grafen von Horn ein Billet einhändige.

In diesem Briefe beruhigte sie den Gefangenen und kündigte ihm an, daß der Regent ihr sein Wort gegeben habe, und daß ihm nichts Böses widerfahren solle.

Auf diesen Brief antwortete der Unbesonnene: ihm sei Alles gleich, er verlange Nichts von ihr, und liebe sie nicht mehr, weil sie seine Verzeihung von einem Andern erbeten habe.

Die Verliebten sind die thörichtsten Menschen, die es auf der Welt giebt.

Dieser unglückliche Prozeß ward vor dem Parlamente fortgesetzt; man wandte alle nur möglichen Mittel an; der Adel empörte sich, denn man konnte den Gedanken seiner Verurtheilung nicht ertragen. Der Graf gestand den Mord ein und vertheidigte sich wie ein Mörder, während der Chevalier Milhn im Gegentheil darauf beharrte, daß sie gemeinschaftlich den Juden getötet, nachdem sie ihn hinterlistig aufgelauret, und daß sie den Inhalt des Portefeuilles unter sich getheilt hätten.

Dies Alles, mit Hilfe geheimer Einflüsse — Gott möge es dem Regenten wie seinen würdigen Rathgebern verzeihen — machte auf die Richter einen Übeln Eindruck. Nach vielen Debatten und endlosen Berathungen ward der Graf Anton von Horn des Diebstahls und des Mordes für schuldig erkannt und zur Todesstrafe durch das Rad verurtheilt.

Ein Schrei der tiefsten Indignation durchzuckte ganz Paris. Die großen Häuser von Frankreich, die Eltern und Verwandten des Angeklagten waren zuvor in dem

Justizpalaste gewesen, um die Richter zu begrüßen. Als das Urtheil gesprochen war, hatten sie eine neue Zusammenkunft gehalten. Man fertigte eine neue Bittschrift an, die von aller Welt, von Männern und Frauen unterzeichnet, und dem Regenten officiell in seinem Palais-Royal überreicht ward.

Am Morgen dieses Tages hatten der Fürst und die Marquise eine stürmische Unterredung. Sie hatte ihm ein neues Versprechen entrissen: das Leben des Grafen sollte unter der Bedingung verschont bleiben, daß er dem Regenten niemals wieder unter die Augen käme, daß er weder direct noch indirect in eine Beziehung zu ihm träte. Während des Tages blieb der Cardinal mehrere Stunden bei seinem Zögling, wo sein Meister, als die Deputation erschien, ihn kalt und unbeweglich fand. Trotz aller Bitten war die Verzeihung für den Grafen nicht zu erhalten.

— Der Graf von Horn ist wahnsinnig, sagte Herr von Crequy.

— Dann ist er ein gefährlicher Wahnsinniger, mein Herr, dessen sich die Welt bei Gelegenheit entledigen muß.

— Aber die Schmach, mein gnädigster Herr, die Schmach für alle unsere Familien!

— Ich theile sie mit Ihnen, meine Herren.

— Er hat die Ehre, mit Ew. Hoheit von einem und demselben Geblüt zu sein; Madame ist mit dem Hause Horn nahe verwandt.

— Wenn ich schlechtes Blut habe, so lasse ich es mir ab. Mir steht nur das Recht zu, über die

Todesart zu entscheiden. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß er nicht auf den Grèveplatz gehen wird. Es soll im Hofe der Conciergerie ein Schaffot erbauet werden — wenn man ihn dort enthauptet, bleibt uns die Schande seiner Strafe erspart. Der Befehl zur Milderung der Strafe soll morgen an den Generalprocurator abgehen, ich verspreche es Ihnen.

---

## Zehntes Kapitel.

Nocé, der der Frau von Parabère zugethan war, benachrichtigte sie von dem, was sich ereignet hatte.

— Dubois und Law, die für ihr hündisches System fürchten, sorgen dafür, daß der Regent sich nicht erweichen läßt. Ihr beharrliches Dringen, verbunden mit seinen geheimen Beweggründen, werden ihm eine ungewöhnliche Festigkeit geben, fügte er hinzu. Der Graf muß sterben. Ihnen bleibt nur ein Mittel, und ich an Ihrer Stelle würde es anwenden. Lassen Sie den Grafen entfliehen.

Dieser Rathschlag war vielleicht der beste; aber man hätte früher daran denken müssen. Wer konnte indeß voraussehen, was kommen würde? Ich blieb bei der Marquise und verließ sie nur selten. Die arme Frau jammerte mich, ich vergaß darüber Larnage und seine gestirnten Nächte. Sie schlug mir vor, ich möge sie in die Conciagerie begleiten, denn sie selbst mußte dahin gehen, um den Schließer durch ihre unwiderstehliche Schönheit und durch ihre Thränen zu verleiten. Ich konnte es ihr nicht abschlagen, da ich noch nicht so alt war, um klug zu handeln. Wir verkleideten uns, füllten unsere Taschen mit Gold, und suchten vor einem Spielhause einen Fiacre auf. Die Bretagnerin, die den Schließer schon kannte, begleitete uns der Kutscher sagte uns Dummheiten, denn er hielt uns für Nachtläuferinnen.

Um ihn zu beruhigen und uns Respect zu verschaffen, wollte ihm Frau von Parabère einen Louisd'or geben; die Kammerfrau war so verständig, sie daran zu hindern, denn er würde uns vielleicht ermordet haben, wenn er gesehen hätte, daß wir so wohl versorgt waren. Ich verhehlte mir die Gefahr nicht, sie war in jeder Beziehung groß: wären wir erkannt, so würden wir dem Grafen Unrecht gethan haben, denn die Eifersucht des Regenten hätte uns diesen tollen Streich nicht verziehen. Wie in aller Welt war er zu dieser Eifersucht gekommen, er, der nie eifersüchtig gewesen? Der Mann ist doch ein bizarres Geschöpf!

Der Schließer empfing uns in einem kleinen, finstern Zimmer, das von einem rauchenden Lichte erhellt ward. Eine Nässe fiel auf unsern Rücken wie ein eisiger Mantel.

Ich zitterte am ganzen Körper.

Frau von Parabère befand sich in einem fieberhaften Zustande,

Der Schließer ließ sie ihre Anrede nicht vollenden, wenn das, was sie sprach, eine Anrede war; mit geschlossenen Augen wies er das Gold zurück, das sie ihm handvoll zeigte. Der gute Mann hatte große Lust, es anzunehmen, aber die Unmöglichkeit hinderte ihn daran.

— Das Gefängniß ist rings von einer starken Wache besetzt, Madame. Man lauscht und beobachtet dergestalt, daß ich nicht allein in eine Zelle zu gehen wage. Ich habe tausend Kunstgriffe anwenden müssen, um dem Gefangenen Ihren Brief zu übergeben und seine Antwort in Empfang zu nehmen. Glauben Sie mir, Madame, ich kann nicht einmal den Versuch wagen.

Frau von Parabère brach in Thränen aus. Auf einer schlechten Holzbank sitzend und mit groben Kleidern bekleidet, war sie schöner als je. Ihre Thränen glichen Perlen. Der Schließer ward davon gerührt.

— Madame, sagte er, glauben Sie mir: Sie thun besser, wenn Sie dieses Geld dem Henker von Paris geben, damit er den armen Grafen nicht so lange leiden läßt. Ich fürchte. Sie können in

dieser Welt Nichts mehr für ihn thun — die Gebete sind für die andere Welt.

Die Marquise schluchzte laut.

— Mein Herr, mein Herr, rief sie, lassen Sie mich ihn wenigstens zum letzten Male sehen! Nehmen Sie mein Gold, nehmen Sie Alles, was Sie wollen!

— Mit der Erlaubniß des Herrn Regenten, oder des Herrn Generalprocurators, ja; anders ist es mir unmöglich.

— Mein Gott, er wird sterben, indem er mich anklagt!

— Schreiben Sie ihm, setzen Sie ihm die Sache auseinander, wie sie ist — er wird es begreiflich finden.

— Nein, er liebt mich zu sehr, er wird Nichts davon begreifen!

Ich bot ihr Feder und Dinte. Sie schrieb einige kaum leserliche Zeilen, ihre Thränen benetzten das Papier. Der Schließer trieb uns zur Eile an, er mußte sich entfernen, um eine Runde zu machen. Andernfalls hätten wir uns compromittirt. Es war wirklich Zeit. Bevor wir unsern Fiacre erreichten, wurden wir durch eine Nachtwache aufgehalten, die ein Officier vorbeiführte.

Das unglückliche Geschöpf befand sich in einem solchen Zustande, daß ich es nicht verlassen konnte. Ich ließ mir in dem Zimmer der Marquise ein Bett zurecht machen. Erschöpft von krampfhaftem Schluchzen und Weinen schief sie gegen Morgen ein. Auch ich bedurfte des Schlafes, ich bekenne es ich schief mit ihr ein.

Gegen neun Uhr stürzte die Bretagnerin in das Zimmer; sie sank vor ihrer Herrin auf die Knie, und stieß ein gräßliches Geschrei aus.

— Was giebt es? Was giebt es denn? fragten wir erschreckt.

— Ach, Madame, es ist gräßlich!

— So rede!

— Der Herr Graf von Horn...

— Um Gottes willen!

— Man hat ihn auf das Rad geschleppt!

— Auf das Rad? Großer Gott!

— Ja, auf das Rad! Ich komme von dem Grèveplatze, ich habe ihn gesehen, ich habe sein Gesicht und seine Glieder gesehen! Ach, wie er leidet!

Die Marquise stieß einen Schrei aus, den ich jetzt noch höre. Sie sprang aus dem Bette, öffnete alle ihre Schränke und zog daraus hervor, was ihr in die Hand fiel.

— Geh', schnell, geh', er leidet! Ich erinnere mich des Rathes, den jener Mann mir gestern gab. Er kannte ohne Zweifel diese abscheuliche Treulosigkeit. O mein Gott, und ich schief! Ach, ich bin feig! Trage Alles zu dem Henker, daß er den Todeskampf endige — ich beschwöre Dich! Nimm meine Carosse, nimm Alles, was Du willst, aber beeile ich! Ich werde zu dem Regenten gehen, und...

— Madame, bedenken Sie...

— Was soll ich bedenken, Madame? Ich kann nur an Den denken, der stirbt, und an Den, der ihn getödtet hat. Einen Trauerschleier — gleichviel, was es ist — ich will Nichts, wenn man Nichts findet! Ich gehe!

Halb angekleidet, mit fliegenden Haaren, und mit herabhängenden Strümpfen eilte sie der Treppe zu und verschwand in einem Augenblicke. Im Hofe traf sie den Wagen eines ihrer

Pächter, der gekommen war, um mit ihrem Intendanten zu verhandeln, Sie sprang in diesen Wagen, und ließ sich nach dem Palais-Royal. fahren.

Man verweigerte ihr den Zutritt zu dem Regenten, da die Thür geschlossen war. Sie klopfte so heftig an, und warf den Zimmer-Huissier, der ihr den Weg vertrat, so gewaltig zurück, daß sie endlich Eintritt erlangte.

Der Abbé Dubois arbeitete mit dem Regenten.

— Gehen Sie hinaus, mein Herr! sagte sie zu ihm, wie zu einem Laquais.

— Ich erwarte den Befehl des gnädigen Herrn, Madame!

— Befehlen Sie diesem Menschen, daß er hinausgeht, mein Herr, oder ich öffne die Fenster dieses Zimmers und rufe von dem Balcon hinab, was hier vorgeht und was der Regent von Frankreich eigentlich ist.

— Ich verlasse Sie, mein gnädigster Herr, denn die Scene wird stürmisch! flüsterte leise der Cardinal.

Der Regent runzelte die Stirn. Er wäre lieber gegangen, als sein Minister. Bis so weit erstreckte sich seine Festigkeit nicht.

— Mein Herr, fuhr heftig die Marquise fort, glauben Sie, daß ein Fürst nicht dieselben Pflichten zu erfüllen hat, wie ein Edelmann?

— Was wollen Sie sagen, Madame?

— Ich will sagen, daß ein Edelmann sein Wort nicht bricht, ohne sich zu entehren, und Sie, Philipp von Orleans, erster Prinz von Geblüt und Regent des Königreichs, Sie haben zweimal Ihr Wort gebrochen!

— Madame!

— Sie sind ein Feiger, ein Elender, mein Herr! Als mir die Marquise diese Scene erzählte, überlief ein kalter Schauer meine Haut.

Der Zorn stieg in dem Regenten auf, aber er mäßigte sich, denn er fühlte sich schuldig.

— Mäßigen Sie Ihre Worte, Madame! sagte er verweisend.

— Nein, ich werde mich nicht mäßigen, und Sie werden mich hören. Sie haben Ihr Wort gebrochen, das Sie mir gegeben, und obgleich ich nur eine Frau bin, so ist dies ein Meineid! Sie haben Ihr Wort gebrochen, das Sie dem Adel gegeben; weder der Adel noch ich werden es vergessen. Sie haben einen Unschuldigen getödtet, Sie haben seine Familie und die Ihrige entehrt, Sie haben sich im Kothe gewälzt!

— Madame, haben Sie nicht auch das Ihrige gebrochen? Hatten Sie nicht versprochen, jede Verbindung mit dem Gefangenen abzubrechen? Haben Sie ihm nicht geschrieben? Hier sind Ihre Briefe! Haben Sie nicht versucht, ihn entfliehen zu lassen? Ich habe auf Ihren Meineid durch einen andern geantwortet. Vielleicht habe ich Unrecht, aber Sie theilen dieses Unrecht. Ohne Sie hätte ich ihn gerettet; ohne Sie, und ohne die Beweise, die man mir diese Nacht gebracht und die mir den Befehl, den ich bedauere erlassen zu haben, entrissen, hätte er diese Strafe nicht erlitten. Es ist zu spät!

— Mein Herr! Mein Herr! rief die Marquise, außer sich vor Wuth. Es ist nicht zu spät, Sie können ihn noch retten, und Sie werden ihn retten!

Man klopfte an die Thür. Auf den Befehl des Regenten, der erfreut war, daß diese Scene unterbrochen wurde, trat ein Palast-Officier ein.





## Elftes Kapitel.

— Was giebt es, mein Herr? fragte der Fürst.

— Gnädigster Herr, der Polizeilieutenant läßt Ew. Hoheit melden, daß alle die Personen, die sich beehrten, Ihnen ein Bittschreiben zu überreichen, auf dem Grèveplatze in großer Trauer und schwarz behangenen Wagen angekommen sind, daß sie schweigend der Hinrichtung des Grafen von Horn beiwohnten, und nun erwarten, man löse seinen Körper vom Rade, damit sie ihn mit sich nehmen und ihm die letzte Ehre erweisen können. Was befiehlt mein gnädigster Herr?

— Ist der Graf todt?

— Ja, gnädigster Herr. Bevor man ihn neben den Chevalier Milhn auf das Rad flocht, hat er die Tortur erlitten.

Als Frau von Parabère diese Worte hörte, sank sie halbtodt auf ein Sopha, und stieß ein klagendes Gewimmer aus, ohne sich um den Officier zu kümmern.

— Man gebe seinen Körper den Verwandten, sie mögen damit machen, was sie wollen.

Die Marquise sank in sich zusammen und bedeckte das Gesicht mit ihren langen Haaren.

Als der Officier sich entfernt hatte, sah sie um sich. Ihre Züge waren bleich und verstört, aber sie hatten dabei einen so stolzen Ausdruck, daß der Regent unwillkürlich die Augen zu Boden schlug.

— Sie haben gehört, mein Herr Regent, was man soeben gesagt hat. Der ganze Adel von Frankreich befindet sich auf dem Grèveplatze; er protestirt durch seine Gegenwart, durch sein Schweigen selbst, Angesichts des Volks, gegen die Treulosigkeit des Regenten von Frankreich und verlangt deshalb Gerechtigkeit.

Der Herzog von Orleans wich vor ihr zurück, denn ihre Augen schossen Flammenblicke; sie schien die Gerechtigkeit in Person zu sein.

— Sie haben den Grafen von Horn getödtet, weil ich ihn liebte. Ja, mein Herr, ich liebte ihn, ich liebe ihn noch, ich liebe ihn mehr als je, jetzt, da er todt ist, jetzt, wo Sie das Maß meiner Schande gehäuft, wo Sie meinen Namen mit einem blutigen Flecken gebrandmarkt haben. Ich werde Ihnen verzeihen. — Hören Sie?

— Sie irren, Madame; meine Eifersucht hat meinen Willen nicht irre geleitet. Wenn der Graf von Horn unbestraft geblieben wäre, so hätte man dadurch ein System...

— Sagen Sie das Andern, aber nicht mir, mein Herr! Sie wagen es, mir so etwas in das Gesicht zu sagen? O, ich werde gehen, ich werde diesen Hof verlassen Ich will nicht länger einem Edelmann ohne Treu und Glauben angehören!

Hierauf hatte der Regent nicht gerechnet. Eine so tragische Entwicklung hatte er nicht erwartet, denn gewöhnlich lief keine Sache im Palais-Royal tragisch aus. Gedrängt von Law und Dubois, hatte er sich eines Nebenbuhlers entledigt, der Rache und Grausamkeit war er unfähig. Jetzt bereuete er, was er gethan. Er hatte die Sache nicht so ernst angesehen. Die Verzweiflung und die Drohungen der Marquise zeigten ihm, was er gewöhnlich nicht sehen wollte, und darum wandte er sich ab.

— Ich werde nicht bleiben! wiederholte sie. Ihre Orgien und Ihre Lustbarkeiten widern mich jetzt an. Ich verachte, ich hasse Sie! Ich werde mich in irgend einem Kloster verbergen, und nie

soll man mehr von mir hören.

— Eine ewige Verzweiflung, Marquise! Das wäre zu lange für einen so reizenden Kopf. Diese schönen Augen können nicht immer weinen.

Er nahm zum Scherze und zur Galanterie seine Zuflucht, zu den gewöhnlichen Waffen in diesen kleinen Kämpfen. Aber diesmal ward er besiegt. Sie warf ihm einen stolzen Blick zu, dann verließ sie das Kabinet, indem sie geringschätzend sagte:

— Sie dauern mich!

Sie kam in einem fürchterlichen Zustande zurück. Eine Krankheit von sechs Monaten hätte sie nicht mehr verändern können. Ich war aufgestanden und hatte mich angekleidet, da ich ihretwegen besorgt war.

— Kommen Sie, kommen Sie! sagte sie. Ich will ihn noch einmal sehen.

Und ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen, zog sie mich mit sich fort, die Treppe hinab, stieß mich in den Wagen des Pächters, der ein solches Fest nicht vermuthete, setzte sich neben mich, und rief dem Kutscher zu:

— Nach dem Grèveplatze!

Ich würde Nichts davon verstanden haben, wenn sie mich nicht nach einem Orte geführt hätte, wohin zu gehen ich durchaus keine Neigung hatte, und wo vielleicht eine öffentliche Scene stattfinden würde, die ich vermeiden wollte. So ruhig als möglich machte ich ihr darüber Vorstellungen.

Sie antwortete mir:

— Lassen Sie! Lassen Sie! Sie werden dort gute Gesellschaft finden.

Dann sank sie in den Fond des Wagens zurück, verhüllte ihr Gesicht mit dem Schnupftuche und begann zu schluchzen. Ich hätte sie eines so wahren und so tiefen Schmerzes nicht für fähig gehalten. Ich muß bekennen, daß ich sie nicht begriff, und daß mir dieser Schmerzensausbruch wegen eines Geliebten, den sie nicht anerkennen durfte, sehr unzeitig erschien.

Wir kamen nur langsam weiter, da eine große Volksmenge die Straßen erfüllte. Je näher dem Grèveplatze, je mehr häuften sich die Schwierigkeiten. Endlich bemerkten wir den Platz und das Hochgericht, Die Marquise steckte den Kopf aus dem Wagen, um zu sehen. Ihre Thränen waren verschwunden.

Als die berittenen Soldaten, die Wache hielten, den Wagen des Pächters sahen, warfen sie sich den Pferden entgegen, um uns zu hindern, weiter vorzudringen. Sie riefen dem Kutscher zu, einen andern Weg einzuschlagen. Der Kutscher blieb unbeweglich auf seinem Sitze, denn er hatte noch nie eine solche Ceremonie gesehen, und wußte nicht, was geschehen sollte. Frau von Parabère rief ihm zu, daß er den Weg fortsetzen solle. Die Soldaten lachten und antworteten, daß die Familie des Grafen allein das Recht habe, sich zu nähern, und daß ein Steuereinnehmer augenscheinlich bei der Familie Horn Nichts zu thun habe.

— Man lasse sie, sagte einer derselben; es ist das Haus des Juden, den sie ermordet haben; es kommt, um sich das Ragout des Opfers zu holen.

Die Marquise hörte diese Worte. Rasch wie der Gedanke erhob sie sich, und rief der Menge zu:

— Ich bin die Marquise von Parabère, macht mir Platz!

— Die Maitresse des Regenten! riefen einige Stimmen.

— Ja, die Maitresse des Regenten, und deshalb muß man mir Platz machen.

Es erfolgte keine Antwort; schweigend traten sie zurück.

Ihr schönes, durch den Schmerz verwirrtes Gesicht, ihre zerzausten Haare, ihre unordentliche Toilette, ihre von Thränen geschwellenen Augen verriethen diesen Leuten eine Verzweiflung, die in allen Lagen Achtung auferlegt, selbst mit der Schande.

Nie werde ich vergessen, was ich nun sah. Meine Augen haben dieses Bild meinem Gedächtnisse tief eingepägt. Es war ein seltsames, schreckliches Schauspiel.

Der Grèveplatz war dergestalt mit Menschen angefüllt, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte.

Die Stadtsoldaten mit ihren Partisanen umgaben oder bewachten das Schaffot, auf dem sich der Chevalier von Milhn noch wand und krümmte, indem er laut den armen Grafen, der ihn nicht mehr hörte, um Verzeihung bat; er klagte sich zugleich an, der einzige Thäter dieses räuberischen Ueberfalls zu sein.

Die Menge war bewegt, und murrte selbst; aber Alles dies erweckte den Unschuldigen nicht wieder zum Leben.

Die Fenster, selbst die Dächer waren mit Neugierigen angefüllt, die einen Prinzen des heiligen Reichs, dessen Name und Unschuld ihn nicht vertheidigt hatten, auf dem Rade leiden und sterben sehen wollten.

Und nun diese behangenen Carossen mit den Wappen des ganzen hohen Adels, in denen die vornehmsten Herren Europas saßen, in tiefer Trauer, ernst und still, protestirend durch ihr Erscheinen, protestirend gegen den Treuebruch eines regierenden Fürsten. Alle diese Wagen folgten dem des Marquis von Crequiy, auf den man den' Körper des Grasen von Horn mit allen Ehrenbezeugungen legte, um ihn nach einem erleuchteten Trauergerüste zu bringen, das im Hotel Crequiy errichtet war, und wo er sechs Tage auf einem Paradebette ausgestellt blieb.

Ach, und außerdem hatte ich diese Frau neben mir, die weder ihre Thränen, noch ihre Trauer verbarg, die laut schluchzte und den, Adel folgte, der sie verstoßen hatte, obgleich sie ihm angehörte.

Mir wollte das Herz zerspringen. Ich war so ergriffen, daß ich nicht weinen konnte, daß ich stumm und unbeweglich blieb.

Wir waren die Letzten in dem Zuge. Als wir an dem Schaffotte vorüberfuhren, sahen wir eine große Blutlache, die den Platz bezeichnete, den der Unglückliche eingenommen hatte. Bei diesem Anblicke konnte sich Frau von Parabère nicht länger halten — sie stieß einen Schrei aus, und sank ohne Bewußtsein zurück.,

Ich gab rasch Befehl, auf einem Umwege zurückzukehren, damit wir dem Anblicke dieser Schreckensscene entzogen würden.

---

## Zwölftes Kapitel.

Ich habe versprochen, eines Mannes noch besonders zu erwähnen; ich werde daran erinnert, weil er die erste Person ist, die mir in meiner Wohnung entgegentrat, als ich heimkehrte, nachdem ich Frau von Parabère meine Sorge hatte angedeihen lassen.

Dieser Mann war Milord Bolingbroke. Wohl wenig Leute können wie ich über ihn sprechen, denn wenig haben ihn, wie ich, gekannt und sein Leben verfolgt. Herr Walpole will diesen Namen nicht hören, weil er mit seinem Vater Streitigkeiten gehabt, in denen er nicht eben eine schöne Rolle spielte; aber da er Gegenwärtiges nur erst nach meinem Tode lesen wird, so verzeiht er gewiß meinem Gedächtnisse, daß es sich eines alten Freundes erinnert, und daß ich diesem Freunde Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Milord Bolingbroke ist eine der auffallendsten und seltsamsten Erscheinungen dieses Jahrhunderts. Nicht leicht findet man so viel Geist, Gewandtheit und Scharfblick mit so viel Rechtlichkeit, Geradheit und Großmuth in Gedanken und Handlungen vereint. Er hatte zwei Fehler, die ihm in der Meinung Anderer schaden, ohne indessen sein Betragen zu ändern. Der erste war die Galanterie, der zweite der Leichtsin. Das Alter und eine wahrhafte Leidenschaft heilten ihn von dem ersten; der zweite war eine Folge der Lebendigkeit seines Geistes, er war mehr scheinbar als wirklich vorhanden, nur Thoren haben ihn dessen angeklagt und Leute, die ausschließlich ernst waren und die Langweile zu ihrem Panier erwähnt hatten, verkannten ihn. Ich habe Lord Bolingbroke sehr geliebt, ich denke oft an ihn und es ist für mich ein hohes Glück, einige Zeilen seinem interessanten und abenteuerlichen Leben weihen zu können, dessen sich jetzt in Frankreich nur wenig erinnern, ausgenommen die Herren von Matignon, seine ergebenen Freunde, Voltaire, Pont-de-Veyle und d'Argental, meine Zeitgenossen — ausgenommen den Marschall von Richelieu, der ebenfalls unser Zeitgenosse ist. Der Letztere erinnert sich aber nur dessen, was ihm Nutzen bringt, eines Ruhms oder eines Vergnügens.

Milord Bolingbroke war eng mit Frau von Feriol liiert; bei ihr war ich mit ihm bekannt geworden, wie ich bereits gesagt habe. Er gefiel mir von Anfang an, und ich gefiel ihm ebenfalls. Schon am folgenden Tage stattete er mir einen Besuch in meiner Wohnung ab, und seit der Zeit hat er seine Besuche nicht unterbrochen.

Da er im Jahre 1672 geboren, so war er damals fast vierzig Jahre alt. Er wäre schön gewesen, hätte man ihm eine furchtbare Nase, eine wahre Nase des Thomas Social, des Gevatters des Samsos, abnehmen können; sein Benehmen war schön und stolz. Ich konnte es leicht begreifen, daß die Marquise von Villette, die um zehn Jahre älter war als er, bis zu dem Grade in ihm verliebt war, daß sie sich öffentlich als seine Geliebte erklärte und mit ihm wie verheirathet lebte, was man unter einer andern Regierung als der Regentschaft nicht geduldet haben würde.

Milord Bolingbroke stammte aus der berühmten Familie des Saint-Jean oder Saint-John.: diese Engländer haben uns unsere Namen genommen und richten sie nach ihrer Weise zu. Er war mit einer Winchescomb verheirathet, die zur Zeit, als ich ihren Mann kennen lernte, noch lebte, aber seit lange schon wohnten sie nicht mehr zusammen. Mit den Schöngeistern Englanos, mit Pope, Swift und Dryden befreundet, lag er selbst mit Geschmack und Erfolg den Wissenschaften ob. Er hat eine bemerkenswerthe Correspondence und zahlreiche Werke hinterlassen. Seine Beredtsamkeit war in dem Hause der Gemeinen bekannt und seine Reden begannen sein Glück

zu gründen: man hatte ihn für das Parlament vorgeschlagen. Die Königin Anna wollte ihn an sich fesseln, und sie fesselte ihn auch wirklich, denn sie gab ihm unaufhörlich, trotz der Intriguen aller Art, Beweise ihres Wohlwollens. Er ward bald Kriegs- und Marine-Minister, und in dieser Stellung kam er häufig mit dem Herzoge Malborough in Berührung. Es war höchst interessant, ihn von diesem berühmten Manne sprechen zu hören. Ich habe dabei manche interessante, und dabei bis jetzt unbekannte Einzelheit bewahrt, und da ich mir vorgenommen habe, in meinen Memoiren alles Interessante, was ich weiß, zu berichten, besonders über historische Personen, so werde ich diese Einzelheiten mittheilen.

Malborough stammte aus einer edeln, aber armen, und nicht berühmten Familie, Der Ursprung seines Vermögens ist außerordentlich, und die Erzählung desselben für eine Frau fast unmöglich. Ich besitze wenig Vorurtheile, und in meinem Alter gehört man keinem Geschlechte mehr an; aber ich weiß, daß Frauen meinen Bericht lesen, und ich achte mich selbst, indem ich meine Leserinnen achte.

Es ist wohl wenig bekannt, daß Jean Churchill, seit jener Zeit Herzog von Malborough, noch sehr jung seine ersten Waffenthaten unter Herrn von Turenne vollbrachte. Er ward darauf Page des Herzogs von York, seit jener Zeit Jakob II. dessen Maitresse Elisabeth Churchill, die Schwester Jean's, war,

Jean und Elisabeth waren bewunderungswürdig schön, man zeichnete sie überall aus. Es war dem Herzoge von York leicht, in den Garden eine Officierstelle für seinen Pagen zu erhalten.

Hier beginnt die Geschichte, dessen Erzählung mich in Verlegenheit setzt. Wenn ich auch meine Sprache und meine Feder drehete und wendete, wie ich wollte, ich würde nie dahin gelangen, mich verständlich zu machen. Es giebt gewisse Kraftproben, gewisse Seiltanzer-Uebungen. die die Wohlanständigkeit verbiete öffentlich auszuführen. Die Männer haben die Schwachheit, einen großen Werth auf diese Vortheile zu legen, und doch sind wenige, wie es scheint, mit einer solchen Ausdauer begabt.

Bei einem Officier - Gelage entfaltete Churchill einst bewunderungswürdige Talente und eine Kraft, die durch Geschicklichkeit noch vermehrt wurde. Dies genügte, um ihn in den Ruf eines Herkules zu bringen. König Karl II. erfuhr nicht zuletzt die equilibristen Fähigkeiten des schönen Officiers, er zollte dem starken Manne, der die schwersten Gewichte trug, ohne auch nur einen Zoll breit zusammenzusinken, eine wahrhafte Bewunderung, und zog ihn in die Nähe seiner Person, überzeugt, daß ein solcher Gardist ihn besser vertheidigen würde, als zehn andere.

Die Anekdote ward bei Hofe und in der Stadt bekannt. Karl II. hatte damals eine Maitresse, ein sehr schönes Geschöpf, die angeklagt und überführt war, unter der schönen Jugend von London eine Entschädigung für die Majestät ihres königlichen Geliebten zu suchen. Es verlohnt sich der Mühe, bei dieser Maitresse ein wenig stehen zu bleiben, denn sie führte ein höchst sonderbares Leben,

Sie hieß Barbara Villiers, und war die einzige Tochter und Erbin des Vicomte Grandisson; sie heirathete Royer Palmer, Grafen von Castelmaind, und ward bald die Favoritin Karls II., aus dem sie sich bald einen Diener und Sklaven machte. Ihr zu Liebe ließ er den Großkanzler, Grafen von Clarendon, den sie nicht leiden konnte, in Ungnade fallen.

Barbara Villiers machte sich die Freude, ihn an sich vorübergehen zu lassen, als er die Siegel zurückgegeben hatte, und dabei war sie so unverschämt, ihn zu beleidigen. Mit stoischer Ruhe antwortete der Graf auf diese Beleidigung:

— Geduld, Geduld, Milady, die Zeit bleibt nicht aus, wo sie alt und häßlich sein werden!

Er konnte wahrlich keine größere Beleidigung an sie richten, als diese.

Frau von Castelemaind benutzte indeß, das Alter erwartend, ihre schönen Tage, Man erzählte ihr die Geschichte von Churchill; sie war so neugierig zu wissen, ob diese Geschichte wahr sei, und der starke Soldat blieb nicht hinter seinem Rufe zurück.

Da die gute Frau von Castelemaind ihre Neugierde einmal befriedigt hatte, so wollte sie auch wissen, ob die öffentlichen Theatertänzer und Marktkünstler mit dem künftigen Helden einen Vergleich aushielten, und sie trieb die Prüfungen so weit, daß Karl II. sie erfuhr, und sie trotz seines guten Willens davonjagte. Sie weigerte sich zwar nicht, zu gehen, aber sie forderte eine Entschädigung, und ließ sich zur Herzogin von Cleveland machen.

Ein Edelmann aus der Grafschaft Warwick, Robert Gielding mit Namen, der schon lange in die schöne Herzogin verliebt war, heirathete sie als seine dritte Frau. Seine zweite Frau lebte noch, und als die Frau Herzogin von Cleveland anfang, ihn nicht mehr so liebenswürdig zu finden, klagte sie ihn der Bigamie an und ließ sich von ihm scheiden. Der arme Fielding sollte gehangen werden, aber die Königin Anna begnadigte ihn. Dies geschah ohne Zweifel in Erwägung der Allianz!

Die Herzogin von Cleveland hatte mehre Kinder, unter denen eine Tochter, die in Pontoiso Nonne war. Ihre Mutter schickte der Abtei ein seltsames Geschenk: sie ließ sich mit dem Jesuskinde auf dem Arme malen, und dieses Bild hing man, da es für die Jungfrau Marie gehalten ward, über den Altar. Die junge Nonne hatte ihre Mutter nie gesehen, da sich die Herzogin ihrer Tochter so bald als möglich entledigt hatte, sie wußte demnach nicht mehr, als die andern und verrichtete ihr Gebet vor dem Heiligenbilde. Dies dauerte so lange, bis eine mitleidige Seele die Aebtissin von dieser Profanation in Kenntniß setzte, und man beeilte sich, ihr ein Ende zu machen.

Die Maitressen der Könige von England müssen wohl sehr scheinheilige Damen gewesen sein. Man trifft dies öfter, als man wohl glauben möchte.

---

## Dreizehntes Kapitel.

In seiner Eifersucht schickte Karl II, den schönen Churchill aus, um den Herzog von Monmouth, seinen natürlichen Sohn, zu bekämpfen, der in den Armeen Ludwigs XIV. stand,

Er kam nach England zurück, als Jakob II. den Thron bestieg. Dieser liebte ihn und machte ihn zum Pair des Königreichs und zum General. Von dieser plötzlichen Gunst ward natürlich viel gesprochen, denn noch hatte er keine Beweise geliefert, daß er sie verdiente. Der König verheirathete ihn außerdem mit der berühmten Sarah Jerminys, der Tochter des Chevaliers Richard Jerminys von Sandrige, die unter der Königin Anna in England mehr regierte, als ihr Mann.

Ich habe sie in ihrem Alter kennen gelernt, als sie eine kleine Reise nach Frankreich machte, wo man sie wie ein Ereigniß betrachtete. Sie hatte noch Ueberreste einer großen Schönheit bewahrt und zeigte einen scharfen Geist; dabei aber war sie zu stolz, zu hochfahrend, um einen angenehmen Eindruck auszuüben. Sie wollte ihre Herrschaft bis in das Schloß von Versailles ausdehnen, das sie nicht betrat, weil sie fürchtete, die Etikette würde ihre Würde beleidigen.

Sarah leitete den Herrn von Malborough, als ob er ein Kind von sechs Jahren wäre. Zur Zeit der englischen Revolution ließ sie ihn alle Arten Niederträchtigkeiten begehen; so bewirkte sie, daß er den König Jakob, seinen Wohlthäter, verließ; er mußte an diesen armen König einen Brief schreiben, der ein wahres Meisterstück von Dummheit und Anmaßung war. Wilhelm beeilte sich, Vortheil daraus zu ziehen, aber Milady Malborough, die ihn zu ihrem Slaven zu machen glaubte nach Art der Königin Anna, war eben nicht erfreut, als sie sah, daß sie zu den einfachen Herzoginnen gezählt ward und daß man sie behandelte, als ob sie nie das väterliche Schloß verlassen habe.

Ich werde noch eine Abschweifung machen, und Gott weiß, daß ich die Gelegenheit dazu nie versäumt habe; die Philosophen, deren symmetrischer Geist nur stets nach geraden Linien sucht, haben mir dies stets zum Vorwurfe gemacht. Aber diesmal werden sie mir die Abschweifung verzeihen, denn es handelt sich darum, eine Geschichte an das Tageslicht zu ziehen, die sehr dunkel geblieben ist. Außerdem ist es auch noch eins von den Dingen, die Niemand sagen wird, wie ich, denn ich allein stehe auf den Ruinen dieses bereits verfallenen Jahrhunderts, und dem, wenn der Anschein in Erfüllung geht, ein anderes, noch verfalleneres folgen muß.

Ich will von dem berühmten Liede sprechen:

Malborough zieht in den Krieg.

Man weiß nicht, wer es gemacht hat, und Niemand wird es auch sagen können; man hat ihm zwanzig verschiedene Verfasser untergelegt, wie »den Herrn von la Palisse.« Nun, ich habe dieses Klagelied entstehen sehen, und werde sagen wo und wie.

Frau von Sevigné hatte ein Geschwisterkind, das zwar nicht Bussy war, aber ihm in jeder Beziehung gleich kam.

Dieser Cousin hieß Coulanges.

Die Leser der Frau von Sevigné kennen ihn recht wohl, ebenso auch seine Frau, die wegen ihres hübschen Gesichtes und ihrer geistigen Delicatesse berühmt war.

Beide wurden sehr alt. Der Mann führte von seiner Jugend an bis zu seinem Ende ein

nomadisches und seltsames Leben, ein Leben, das ihm, aber auch nur ihm, anstand.

Er brachte einen Monat, nach Umständen mehr oder weniger, mit einem seiner Freunde zu, und er hatte deren viel, sowohl in Frankreich als in den übrigen Ländern der Erde. Da er stets fröhlich, gut und gefällig war, so suchte man ihn wie einen jungen Mann; er machte mittelmäßige Lieder mit unerschöpflicher Leichtigkeit, und richtete diese Lieder an alle Frauen, an alle siegreiche und besiegte Mächte.

Coulanges hatte nie einen eigenen Willen, er fügte sich zunächst den Ereignissen, dann seinen Freunden, und vorzüglich aber seiner Frau Sie lebten stets sehr gut mit einander, und dies erreichten sie dadurch, daß sie sich nie sahen. Von Zeit zu Zeit kehrte er zu ihr zurück, und dann unterwarf er sich dem Despotismus ihrer Gründe^ ohne sie zu bestreiten, oft sogar, ohne sie zu verstehen. Coulanges hatte im Parlamente als vortragender Rath debütirt, aber er verdarb sich diese Stellung durch eine Zerstreung und durch einen Scherz,

Als er nämlich einmal In dem Prozesse eines gewissen Grapin plaidirte, der von seinem Gegner einen Sumpf zurückforderte, den er sich angemaßt hatte, verwirrte er sich in der Auseinandersetzung dergestalt, daß ihn Niemand mehr verstehen konnte. Er war zu geistreich, um sich Illusionen zu machen, deshalb brach er kurz mit den, Worten ab:

— Wahrhaftig, meine Herren, ich schwimme in Grapin's Sumpfe.

Es war vorbei, er plaidirte nicht mehr.

Mit Frau von Coulanges war es anders: sie blieb so jung, daß sie Andere überreden konnte, sie sei es wirklich. Sie hatte lange Zeit Geliebte und Galane, und war die geistreichste, liebenswürdigste und beißendste Frau von Paris. Als das Alter kam, als sie sah, daß es um sie her leer wurde, zog sie sich nach Saint-Gratien, nach dem großen Teiche von Enghien, zurück. Hier empfing sie die beste und gewählteste Gesellschaft; ihr Geist, ein wenig traurig über die entschwundene Jugend, ward indeß auf Augenblicke noch lebhaft, graziös und fröhlich, wie ehemals. Man citirte sie wie ein Orakel, wie ein Wunder. Als ich einst die Herzogin von Luynes besuchte, führte sie mich zu dieser berühmten Dame, daß ich sie kennen lernen sollte. Ich bin ihr deshalb zu großem Danke verpflichtet.

Sie lebte in bescheidener, aber reizender Zurückgezogenheit; sie gab sich für fromm aus und glaubte auch aufrichtig, es zu sein, weil sie unzählige Paternoster betete und die Kirche und ihren Pfarrer besuchte.

An dem Tage meines Besuche hatte es ein ungewöhnlich guter Zufall gefügt, daß Herr von Coulanges sich in Saint-Gratien befand. Außerdem waren noch einige andere mir bekannte Personen zugegen, wie z. B. die Frau Marschall von Villars, die Frau Herzogin von Nevers, der Herzog von Nevers, ihr Gemahl, und der Herzog von Antin. Ein dummer zudringlicher Mensch näherte sich der Frau Marschall und sagte hastig, indem er fast vor ihren Füßen niedersank:

— Madame, Sie werden sehr glücklich sein: der große Feind und Rival des Herrn Marschalls von Villars ist nicht mehr: der Herr von Malborough ist todt.

— Wie, riefen alle Anwesenden wie mit einer Stimme, Herr von Malborough ist todt?

— Man erzählte es diesen Morgen laut in den Straßen, als ich Paris verließ, fuhr der Lästige fort.

— Herr von Malborough ist todt! wiederholte Coulanges. Das ist ein großes Unglück für den König Wilhelm. Und was sagt die schöne Frau von Malborough dazu?

— Wahrhaftig, mein Herr, ich weiß Nichts! antwortete die Gefragte, die völlig außer Fassung



gebracht war.

— Sie wird wahrscheinlich nicht mehr ihr ewiges Rosa-Kleid tragen, fuhr Frau von Coulanges fort. Und dieser Umstand zwingt sie, sich neue Kleidungsstücke zu schaffen, was sie anders wohl nicht gethan haben würde, weil sie so geizig ist.

— Madame, ich will ein Lied auf den Tod Malborough's machen; es ist dies meine Art, die Te Deum zu singen.

— In Ihrem Alter, mein Herr! antwortete die gute Dame, die keine Gelegenheit versäumte, um sich ihrem Gatten angenehm zu zeigen,

— Ich werde es immerhin versuchen, denn man wird ja nicht gehängt, wenn der Versuch mißlingt.

Er begann die erste Strophe, dann die zweite. Hierauf gab Jeder unter allgemeinem Lachen die Idee zu einer neuen Strophe. Die vier Zoffioiers sind von dem Herzoge von Antin, der den Geist und den beißenden Spott seiner Mutter besaß, der Frau von Montespán. So ward das Klagelied nach einer Weise des pont neuf beendet. Frau von Coulanges äußerte, man müsse eine neue, eigene Weise dazu erfinden.

— Das kann gleich geschehen! rief Herr von Revers. Haben wir dort nicht Apollo mit seiner Leier?

Er zeigte auf den kleinen Rameau, der an einem Fenster stand und an den Scheiben trommelte. Rameau's erste Versuche hatten bereits angekündigt, was er später werden sollte.

Man ging zu ihm und drängte ihn so lange, bis er sich endlich an das Clavier setzte und eine Melodie versuchte. Nach einigen Augenblicken hatte er die erfunden, welche die Runde durch die ganze Welt machte. Man war entzückt darüber und versprach sich, das Werk allgemein zu verbreiten. — Da kam, ich weiß nicht wer, Jemand an, und erklärte die Nachricht von dem Tode Malborough's nicht nur für eine Lüge, er kündigte auch noch eine Art Frieden zwischen uns und ihm an.

Man hielt das Besingen eines künftigen Verbündeten für eine Beleidigung seines Hofs, und nach einem gemeinschaftlichen Beschlusse ward das Lied vergessen. Aber nicht Jeder hat es vergessen, denn einige Jahre später, als der Herzog wirklich gestorben war, erschien es wieder, und zwar anonym.

Coulanges und Rameau lieferten sicherlich an jenem Tage, ohne es zu ahnen, das berühmteste und unsterblichste ihrer Werke. Das Pikanteste bei der Sache ist, daß man es überhaupt eben so wenig vermuthete, als sie selbst.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Malborough war bei seinen Lebzeiten der habgierigste, räuberischste und geizigste aller Helden; er scharfte zusammen, und wenn Ludwig XIV. ihn sehr theuer hätte erkaufen können, so würden wir die Niederlagen und beklagenswerthen Streiche nicht gehabt haben, die das Ende seiner Regierung bezeichnen.

Der Marschall von Villars behandelte ihn in dieser Beziehung mit großer Verachtung, und der Marschall von Richelieu sprach später in meiner Gegenwart bei der Marschallin von Luxembourg mit einer Art religiösen Diplomatie, die den Churchill stark vertheidigte.

— Aber, Herr Marschall, er hat nur das gehabt, was man ihm gegeben!

— Ah, mein Herr, Sie vergessen Alles, was er genommen hat!

Durchs folgende an den Diplomaten gerichteten Worte machte ich sie schweigen, weil mich die Unterredung langweilte!

— Warum streiten Sie darüber, mein Herr? Kennt sich der Herr Marschall nicht besser, als Sie?

Es hatte ein Jeder seinen Theil. Der Marschall antwortete nicht darauf. So geistreich und schlecht er auch war, bei einer so gut angebrachten Wahrheit blieb er verlegen. Er stellte sich, als ob er über das Wappen von Hannover lachte, aber ich weiß genau, daß er sich verletzt fühlte, und daß er den Parisern nie verzieh, die nicht ermangelten, darüber zu singen.

Kehren wir jetzt zu Milord Bolingbroke zurück.

Er lebte inmitten der Hofintriguen der Königin Anna, und Gott weiß, daß er dabei nicht fehlte. Die Herzogin von Malborough fing es ganz entgegengesetzt an, zu regieren und die Erwählten der Königin sowie ihre Vorliebe für ihren Bruder, den Prätendenten, zu beseitigen. Saint Jean aber neigte sich im Gegentheil den Torys zu: dies war ein ewiger Wechselkampf. Ich kann nicht Alles davon erzählen, es würden starke Bände, und zwar sehr langweilige daraus entstehen. Aber ich erinnere mich eines Zuges der Herzogin Malborough, von dem man in ganz Europa sprach.

Die Königin hatte ihr ihr reich mit Diamanten besetztes Portrait geschenkt; sie, die Diamanten zu verkaufen hatte, behielt trotzdem nicht das Bild, sie legte es bei einer Trödlerin nieder, wo es Jeder sehen konnte. Swift nannte deshalb die Herzogin mit einem Namen, der in der guten Gesellschaft wenig gebräuchlich ist, und da er von einem ehrwürdigen Doctor kommt, werde ich ihn nicht wiederholen.

Die Stunde der Ungnade schlug für Lord Bolingbroke, oder vielmehr für Saint-John, denn damals war er es noch nicht. Die Königin ernannte ihn zum Vicomte Bolingbroke, und machte ihn zum Pair von England. Aber dies war die erste Stufe zu seinem Falle. Die zweite war der Tod des Herzogs Hamilton, seines Freundes. Dieser Edelmann hatte ein Duell im Hyde-Park mit Lord Mohun, Letzterer ward getödtet. In dem Augenblicke, wo der Herzog sich aufrichtete, rannte ihm der Colonel Macarting, der Secundant seines Gegners, den Degen rücklings durch den Leib, und warf seinen Körper auf den des Lords Mohun. Man klagte den Herzog von Malborough dieses feigen Verbrechens an, und beschuldigte ihn außerdem, daß er den Grafen von Oxford habe heimtückisch ermorden wollen, so daß er England, während diese Gerüchte umliefen, verlassen mußte, indem er den Pfeil zurückließ, der den armen Bolingbroke, welchen

die in Ungnade gefallene Herzogin nicht leiden konnte, verderben sollte.

Vielleicht aber wäre er in Gunst geblieben, vorzüglich nachdem der Graf von Oxford in Ungnade gefallen war; aber die Königin Anna starb. Sie war eine vortreffliche Frau, vielleicht ein wenig schwach, aber im Allgemeinen gut und großmüthig. Wenige sagten, man habe sie vergiftet, Andere wieder, sie sei an dem zu häufigen Genüsse starker Getränke gestorben, die ihr Gemahl, der Prinz von Dänemark, habe bereiten lassen. Bolingbroke behauptete seinen Platz im Parlamente, und sprach nach dem Tode der Königin laut darüber, was die Wighs aufbrachte. Der Herzog von Sunderland, sein Freund, ließ ihm unter der Hand sagen, daß man ihn, wenn er nicht flöhe, in Anklagezustand versetzen wolle, um ihn auf das Schaffot zu bringen, und könne man dies nicht erreichen, so würde man ihn todtschlagen.

Bolingbroke gab nach. Er schiffte sich in Dover ein und nahm fünfhunderttausend Francs mit sich, den Rest seines Ungeheuern Vermögens ließ er zurück. Damit man ihn nicht anklagte, er bediene sich der Jacobiter-Complots, so hielt er sich in Paris nicht auf, sondern ging nach Saint-Clair in der Dauphiné, an die Ufer des Rhone. Dort forderte er die Rache seiner Feinde heraus, die indessen Mittel fanden, ihn zu erreichen. Man nahm ihm seinen Titel und sein Vermögen, um Beides auf seinen Vater zu übertragen, einen durchaus unbedeutenden Mann, der seine Kinder nicht liebte, und Alles für sich behielt.

Bolingbroke war auf seine fünfhunderttausend Francs beschränkt; er fand, daß dies eine magere Portion sei. Die Partei des Prätendenten begriff ihn sehr schnell, und eines schönen Morgens fand sich ein Emissär der Torys und des Fürsten in seiner Abgeschiedenheit bei ihm ein, der den Augenblick seines Zorns benützte, um ihn zu verführen. Er erinnerte ihn zugleich an die Plane der Königin Anna, seiner Wohlthäterin. Er sprach von allen seinen Empfindungen und Leidenschaften und übergab ihm einen Brief Jakobs III., der ihn aufforderte, ihn in Commerci aufzusuchen, um ihn mit seinen Rathschlägen zu unterstützen.

Saint-Jean zögerte lange.

Aber endlich entschloß er sich, seinem legitimen Souverain seine Dienste anzubieten. Dieser ernannte ihn zu seinem Minister, und schickte ihn nach Paris, um Ludwig XIV. um Hilfe anzugehen. Der König, der im Sterben lag, wollte Nichts davon wissen; dies änderte aber in der Sache Nichts.

Nach dem Tode des alten Monarchen wurden die Aussichten noch ungewisser; nichtsdestoweniger aber führte Jakob III., trotz der Rachschräge Bolingbroke's, eine lächerliche Landung in Schottland aus, welche zu Nichts diente, als seine Schwachheit darzuthun. Er schiffte sich fast auf der Stelle wieder ein.

Das Schönste bei der Sache war, daß man sich nun an Bolingbroke hielt, der versucht hatte, ihn daran zu hindern, und daß der Prätendent ihn aus seiner Nähe trieb, indem er ihn anklagte, das Fehlschlagen des Plans bewirkt zu haben. Saint-Jean unterwarf sich, ohne zu murren; er war nicht Jacobiter aus Ueberzeugung, und der Lord Stair, der Gesandte Georg's I. leitete die Rückkehr dieses gewandten Mannes zum Hofe seines Herrn mit großer Umsicht wieder ein.

Gerade um diese Zeit ward Malborough auf seinem Schlosse Blenheim vom Schlage getroffen, und er war ihm nun kein Hinderniß mehr, denn sein Körper lebte nur noch, seine Seele existirte nicht mehr.

Die Herzogin, weniger erschreckt vor dem Wittwenthume, als davor, die Frau eines gelähmten Dummkopfs zu bleiben, hatte zu dem Arzte die berühmten Worte gesagt:

— Retten Sie seinen Ruhm!

Aber der Arzt war ein gewissenhafter Mann, und zog es vor, ihm das Leben zu retten, was der neuen Artemista nicht besonders gefiel. Sie mußte ihn demnach noch manches Jahr behalten. Vor der Krankheit sind Alle gleich: Die Helden werden Menschen und hören auf, Halbgötter zu sein. Wir andern Sterblichen müssen doch in Etwas entschädigt werden

Jene Zustände waren indessen schwierig; man stritt lange hin und her. Vielleicht hatte es Bolingbroke eben nicht sehr eilig. Umgeben von allen Schönggeistern und hervorragenden Männern jener Zeit, führte er in Paris ein angenehmes Leben. Er lief allen hübschen Frauen nach, und da er wollüstig und leichtfertig war, liebte er sie Alle, und sie vergalteten es ihm. Er gab ihnen, was er hatte, selbst das, was er nicht hatte Dies dauerte bis zu der Zeit, wo er, indem er ein Haus in der Vorstadt Saint-Germain suchte, die Marquise von Villette kennen lernte Sie wohnte in der Straße Saint-Dominique, dem Hotel von Luynes gegenüber. Wir sahen sie oft bei einer Tante, obwohl diese sie nicht liebte; sie fand sie sehr zerstreut. Die Herzogin war dergestalt fromm, daß sie uns fast gänzlich Alle entfernte, ausgenommen bei Gelegenheiten der Wohlanständigkeit.

Frau von Villette war ein Fräulein Deschamps von Marcilly, die Tochter des Gouverneurs der Koppelhunde. Sie hatte ihre Erziehung in Saint-Cyr mit der Herzogin von Caylus genossen, einer noch liebenswürdigen Frau, die ich recht gut gekannt habe, und von der ich später reden werde.

Diese beiden Mädchen hatten ein enges Freundschaftsband geschlossen, und eines Tags, als sich Beide im Sprechzimmer befanden, kam Herr von Villette, der Vater der Frau Caylus an. Er sah Fräulein von Marcilly; lange schon hatte er von seiner Wiederverheirathung gesprochen, er fand das Fräulein reizend, und konnte sich nicht erwehren, es zu äußern.

Das junge Fräulein von Villette antwortete unbesonnen:

— Nun, mein Herr, da Sie mir eine zweite Mutter geben wollen, so heirathen Sie meine gute Freundin.

Herr von Villette behielt diese Worte. Er war Chef eines Geschwaders und ein naher Verwandter der Frau von Maintenon. Es gab keine Familie, die sich durch seine Wahl nicht geehrt fühlte. Einige Wochen nachher erklärte die Familie dem Fräulein von Marcilly, daß sie Marquise von Villette werden solle.

— Ach, ich werde die Mutter meiner Freundin, Welch ein Glück! antwortete das unerfahrene Kind.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

Herr von Villette starb. Nach einer jener Heimchen, die weder glücklich noch traurig sind, wie man deren so viel steht, ward sie Wittwe, Sie bedauerte ihn wohl ein wenig, aber sie tröstete sich schnell wieder, und suchte sich für die erste Hälfte ihres Lebens dadurch zu entschädigen, daß sie sich für die zweite desselben eine doppelte Freiheit nahm.

Sie war nicht schön, aber sie war anmuthig und lieblich. Ein Fehler, den ich bequem finde und der im Allgemeinen mißfällt, zog ihr viel Feinde zu: sie war schwatzhaft, sie sprach ohne Aufhören und ohne Wahl.

D'Argental hat sie deswegen nie leiden mögen. Sie besaß ein hübsches Vermögen, denn sie war eine wirkliche Gräfin von Pimbèche, und führte Prozesse gegen das ganze menschliche Geschlecht. Bolingbroke ward von ihr eingenommen, als er sie sah, Sie war zweiundfünfzig, war fünfundvierzig Jahre alt, ein nicht gewöhnlicher Umstand, denn die Männer dieses Alters verlangen in der Regel frisches Wildpret. Sie wurden nährisch in einander verliebt; die Marquise kümmerte sich nicht darum, es zu verbergen, und Bolingbroke war dessen nicht fähig. Sie liebten sich also öffentlich, verließen sich nicht mehr, und wohnten bei einander. Ueber diesen Haushalt lachte die Jugend bei Hofe viel. Die Jugend lacht über Alles, was nicht jung ist, ohne zu bedenken, daß auch sie alt wird.

Es giebt drei Dinge, die der Geist einer jungen Frau nicht faßt:

Erstens, den Gedanken, daß sie alt wird,

Zweitens, den Gedanken, daß sie einst sterben wird.

Drittens, daß, wenn sie liebt, ihre Liebe und die ihres Geliebten indeß aufhören müsse.

Und dennoch sind diese drei Dinge unvermeidlich und im Voraus bestimmt.

Aber was kümmert man sich im zwanzigsten Jahre darum?

Milord Bolingbroke besaß alle Eigenschaften, die ein leidenschaftlicher Liebhaber besitzen muß: er war eifersüchtig wie alle Tiger Asiens. Zwar dachte keiner daran, ihm sein liebes Kind zu entführen, aber er sah überall Nebenbuhler,

Einst aß ich zu Mittag bei der Marquise. Der Abbé Alary war gegenwärtig, der berühmte Präsident des »Entresol«, von dem ich später Gelegenheit haben werde, zu reden, von dieser kleinen Sache, die zu ihrer Zeit so groß war, und jetzt vergessen ist. Wir speisten also mit dem Abbé Alary und einem gewissen Magdonald. Letzterer war Stallmeister des Prätendenten und ein sehr schöner Mann, der es liebte, sich als solchen geltend zu machen. Frau von Villette entfaltete vor ihm ihre schöne Sprache, und suchte die wohlklingendsten und abgerundetsten Phrasen. Der Stallmeister antwortete mit glühenden Augen und mit einem Eifer, der Bolingbroke in eine fast unglaubliche Wuth brachte.

In dem interessantesten Augenblicke, gerade als der schöne Engländer und die weise Dame sich herzlich beglückwünschten, stieß Milord einen so derben Fluch aus und führte einen so gewaltigen Faustschlag auf den Tisch, daß Gläser, Teller, mit einem Worte das ganze Tischgeschirr zuerst auf die Kokette flogen, und dann auf uns, die wir Nichts dafür konnten.

Nach dieser schönen Heldenthat stand er auf, warf seine Serviette von sich, und entfernte sich, ohne den Kopf zu wenden. Ich überlasse es dem Leser, sich die Scene zu denken. Die Marquise

ward unwohl, der Abbé und Magdonald, die glücklicherweise Nichts davon begriffen, hielten ihr Salze und starkriechende Tropfen unter die Nase, während ihre Frauen sie aufschnürten. Schmach tend und bestürzt kam sie zu sich; sie suchte den Undankbaren, der sie anklagte, und doch war sie stolz, so geliebt zu sein.

— Mein Herr, sagte sie zu Magdonald, während ihren Augen Thränen entströmten, die sie noch rührender machten, mein Herr, verzeihen Sie mir — aber ich kann Sie ferner nicht mehr sehen. Er ist trostlos und sein Glück geht mir über Alles, selbst über die Artigkeit und die gute Lebensart.

— Madame, antwortete stolz der Stallmeister, Mylord hat Unrecht, sich zu beunruhigen, ich will Niemandes Glück stören, und ich habe nur an Sie, als an eine achtbare Dame gedacht, deren Charakter, Tage und Alter die Rücksichten Aller verdienen, die sie erkennen. Ich ziehe mich zurück und werde erwarten, daß Sie mich wieder zu sich berufen; diese Art Dessert ist nicht nach meinem Geschmack.

Er grüßte, und entfernte sich.

Dies war die Strafe dafür, daß Milord und seine Freunde soviel Geist besaßen, um solche Auftritte herbeizuführen. Kaum konnte sich Frau von Villette wieder aufrecht erhalten, so lief sie Bolingbroke nach; sie ließ mich und den Abbé allein. Der Abbé zuckte mit den Achseln; und dennoch war er dem Lord sehr zugethan. Man denke, was seine Feinde davon sagen mußten!

Der Abbé setzte mich in Erstaunen, indem er mir eine Thatsache erzählte, für deren Richtigkeit er sich verbürgte, als ob er dabei eine Rolle gespielt habe, die nicht weniger außerordentlich war, als das Factum selbst.

Es existirte nämlich in Paris ein gewisser Graf von Boulainvilliers, der sich damit beschäftigte, die Horoskope zu stellen, und mitunter die seltsamsten Dinge sagte. Er fragte nur nach dem Datum der Geburt und einigen andern Zeichen derselben Art. Als Frau von Villette das von hörte, bat sie den Abbé, der einer ihrer Freunde war, ihre Titel dem Wahrsager zu überbringen, und seine Antwort in Empfang zu nehmen.

Das Orakel sprach sich folgendermaßen aus: »Diese Person besitzt eine große Anzahl Leidenschaften; in ihrem zweiundfünfzigsten Jahre wird die eine größer, als die andere sein. Sie wird in einem fremden Lande sterben,«

Diese Prophezeiung ist Punkt für Punkt eingetroffen.

Herr von Boulainvilliers, der für Andere so weit sah, vermochte es nie für sich selbst. Eine Prophezeiung stellte ihm ein großes Vermögen in Aussicht; er starb vor Kummer darüber, daß diese Prophezeiung nicht in Erfüllung ging. Man hat viele Zauberer gesehen, die es ebenso machten. Ich zweifelte indessen an dieser Wissenschaft, trotz der vielen außerordentlichen Beispiele, die ich selbst mit dem Regenten, einem wahren Adepten, gesehen, und mit dem Grafen von Saint-Germain, den sehr viel Leute für den Teufel gehalten haben. Ich für meine Person bin dieser Ansicht nicht.

Herr von Matignon, ein intimer Freund der beiden Liebenden, kam während dieses Streites an. Er söhnte sie, wie dies seine Gewohnheit war, wieder aus, denn sie zankten sich unaufhörlich, und dies war sein großes Amt. Er blieb sein ganzes Leben lang dieser Freundschaft getreu, und sein Sohn blieb es nach ihm. So etwas ist bei Hofe sehr selten.

Trotz seiner Leidenschaft und seiner Eifersucht machte sich Milord mitunter eben nicht sehr unschuldige Zerstreungen. Die zärtliche Alcimene machte sie ihm dergestalt zum Vorwurfe,

und ihre Gesundheit ward davon so heftig angegriffen, daß er, als er einst von einem zurückgezogenen Leben in Chaillot zurückkehrte, den Entschluß faßte, den Versuchungen zu widerstehen, und die ganze Treue zu gewähren, die er selbst forderte.

Das Sonderbarste ist, daß er Wort hielt.

Ueber diesen Zwischenfallen starb seine Frau, die trotz ihrer Frömmigkeit ihm großen Verdruß bereitet hat. Von nun an verbannten die Liebenden jeden Zwang, und man versichert, sie hätten sich heimlich geheirathet. Ich weiß nicht, warum sie dies nicht öffentlich erklärten, da sie Nichts daran hinderte, wie ich voraussetze. Es scheint, daß diese Heirath später wirklich stattgefunden hat. Soviel ist gewiß, daß die Marquise seinen Namen getragen, und daß man sie, selbst in England, für Milady Bolingbroke gehalten hat, außer bei Hofe, wo sie, wie man versichert, in dieser Eigenschaft nie zugelassen worden ist.

Man bat Milord Bolingbroke von Neuem, die Sacht des Prätendenten wiederaufzunehmen, und zwar wegen eines neuen, besser überdachten Plans, bei dessen Ausführung man seiner Rathschläge zu bedürfen glaubte. Der König Jakob selbst schrieb an ihn, und da sein Brief nicht genügte, so sandte er ihm seinen Vertrauten mit einem ebenso rührenden als liebenswürdigen und artigen Schreiben. Er berief sich abermals auf seine Gesinnungen für die Königin Anna und erinnerte ihn an die letzten Worte seiner Wohlthäterin!

— Ach, mein theurer Bruder, was soll aus Ihnen werden?

Bolingbroke ward ein wenig gerührt, das heißt, er verlangte die Sache einige Zeit als Geheimniß zu bewahren, und versprach seine Ansichten mitzutheilen, wenn man deren bedürfen würde; aber er verweigerte es, sich offen zu erklären, weil er einen zweiten harten Verweis fürchtete, der ihn unrettbar in's Verderben stürzte, ohne daß Jemandem dadurch genützt würde.

Lord Stairs, der damals englischer Gesandter in Paris war, hatte während dieser Zeit von dem Regenten das Versprechen erlangt, den König Jakob verhaften zu lassen, wenn er Frankreich betreten sollte; der Plan war also schon verkauft, denn man erwartete die Ankunft des Königs.

Bolingbroke wollte seinen flüchtigen Monarchen um jeden Preis abhalten, soweit zu gehen, aber er wußte ihn nicht mehr zu finden, der Flüchtige mußte bereits abgereist sein. Milord beruhigte sich ein wenig bei dem Gedanken, daß der Regent nicht der Mann sei, der Jakob III. auslieferte, er bauete auf seine Gewandtheit und Großmuth. Trotzdem aber erwartete er in lebhafter Unruhe den Erfolg des Befehls, den man dem Herrn von Coutades, dem Major seiner Garde, öffentlich gegeben, sofort nach Chateau-Thierry abzureisen und den letzten der Stuarts zu verhaften, sobald er diese Stadt beträte.

Und beide waren Enkel Heinrichs IV.!

---

## Sechzehntes Kapitel.

Herr von Contades wußte es so einzurichten, daß er Chateau-Thierry durch das eine Thor betrat, während der Prätendent es durch das andere verließ. Der Regent wußte, was er that, indem er ihn dorthin schickte. Der Fürst reiste weiter, und kam in Chaillot in dem kleinen Hause an, wo er die Königin, seine Mutter, viele seiner Verwandten, und ganz im Geheimen den Lord Bolingbroke antraf. Dieser ward von dem Zusammentreffen sehr ergriffen; er verbarg Jakob nicht, daß seine Neigungen ihn mehr dem protestantischen Zweige zutrieben, und daß ihn, außer der achtungsvollen Erinnerung an seine verstorbene Herrin, Nichts zu einer Parthei hinzöge, die er nicht liebte.

— Gehen Sie nach Schottland, Sire, dort werden Sie treue Unterthanen finden, die Sie erwarten und sich nach Ihnen sehnen. Kommt der Tag, wo Sie meiner bedürfen, so finden Sie mich bereit, zu Ihnen zu stoßen, vorausgesetzt, daß der Erfolg Ihnen günstig ist. Ich bin unerschütterlich fest entschlossen, nicht zum Gelächter Europas zu werden, und nur mit einem sichern Schlage zu treffen. Verzeihen Sie mir, Sire, ich bin frei, ich bin Niemandes Hofmann mehr. Die Politik ist mir im tiefsten Herzen zuwider, ich habe keine Hoffnungen mehr, ich habe nur noch Erinnerungen, und diesen folge ich in diesem Augenblicke. Ew. Majestät werden dies nicht übersehen.

Denselben Abend bestieg der König von England den Wagen des Herrn Torcy und schlug die Straße nach Orleans ein, um sich von dort nach der Bretagne zu begeben.

Lord Stairn ward rasend; er wollte um jeden Preis seinen Herrn von einem legitimen und furchtbaren Feinde befreien. Noch hielt er sich nicht für geschlagen. Da er in der Wahl der Mittel sehr vorsichtig war, so entdeckte er einen Colone! Dougals, eine Art Strauchdieb und Wegelagerer, der früher ein irländisches Regiment in französischem Solde kommandirt hatte. Diesen ließ er kommen, versprach ihm goldene Berge, reizte ihn durch tausend erdichtete Dinge gegen den König Jakob, und bestimmte ihn endlich, das Schwert Gottes zu ergreifen, um England von diesem Papisten, von diesem, gottlosen Könige zu befreien, der es zu unterjochen trachtete.

Douglas nahm zweihundert Mann von seinem alten Regimente mit sich, auf die er zählen konnte, und da er vor Strafe sicher und einer Belohnung gewiß war, legte er sich an dem Wege in einen Hinterhalt, den der Exilirte kommen mußte.

In Nonancourt, einem kleinen Dorfe an der Straße, stieg er vom Pferde, ließ sich zu essen geben und erkundigte sich bei der Postmeisterin nach einem Wagen, den er ihr bezeichnete. Diese antwortete, daß sie davon Nichts wisse.

— Das ist unmöglich, er muß hier vorbeigekommen sein.

— Nein, mein Herr!

— Aber ich sage Ihnen, daß es so ist.

— Und ich sage Ihnen, daß es nicht so ist.

— Sie wollen mich täuschen; aber hüten Sie sich! Ich werde mich furchtbar rächen, und sie werden es bereuen.

Er stieß furchtbare Schwüre und Flüche in englischer Sprache aus, und dabei drohete er aller



Welt mit dem Regenten und dein englischen Gesandten.

Frau Lhopital — so hieß die gute Frau — erschrak, nicht davor, aber sie hörte ihn aufmerksamer an, als zuvor.

Da kam ein Mann mit verhängten Zügeln angesprengt, und sprach leise mit dem Colonel, dessen Wuth sich vermehrte.

— Ich will, daß man ihn finde, und man wird ihn finden! rief er. Es handelt sich um mein Glück, und diesmal soll es mir nicht fehlschlagen!

Diese unvorsichtig ausgestoßenen Worte bestärkten die gute Frau in ihrem Verdachte. Sie stellte sich, als ob sie mit andern Dingen beschäftigt sei, verlor den Colonel aber nicht aus den Augen. Da hörte sie einige Worte von seiner Unterredung mit dem Reiter, und diese gaben ihr die Gewißheit, daß sie sich nicht täuschte.

Ihr Gatte war abwesend, aber sie hatte einen treuen, verständigen und gewandten Burschen. Diesen zog sie bei Seite, wo sie nicht gehört werden konnte, und sagte ihm:

— Diese Menschen sinnen Böses gegen den armen exilirten Fürsten, den der Herr Regent verläßt, obgleich er sein Vetter ist. Es scheint, daß er hier durchkommen wird, und daß diese Elenden ihn ermorden wollen. Führe genau aus, was ich Dir vorschreibe, und wir retten ihn vielleicht. Der Teufel kann nicht immer starker sein, als die rechtschaffenen Leute.

Nun setzte sie ihm deutlich den Plan auseinander, den sie entworfen hatte, und empfahl ihm, überall Erkundigungen einzuziehen. Dann ging sie zu ihren Gästen zurück, und bediente sie mit großer Aufmerksamkeit.

— Sie müssen mir versprechen, sagte der Colonel, soviel als möglich zu säumen, dem Wagen Pferde zu geben, wenn er angekommen sein wird.

— Soll geschehen, mein Herr. Und dann?

— Dann benachrichtigen Sie mich von seiner Ankunft.

— Wo, mein Herr, wenn ich fragen darf — hier?

— Nein, nicht hier, das ist unnütz. Benachrichtigen Sie mich nicht, sondern halten Sie nur den Wagen so lange als möglich auf. Ich lasse Ihnen zwei meiner Leute zurück, sie werden mir Nachricht bringen — ich halte es so für besser.

Nun bezahlte er seine Zeche.

Den vertrautesten seiner Begleiter nahm er mit sich, die übrigen ließ er in dem Wirthshause zurück, indem er ihnen leise sagte, ihm im Galopp Nachricht an einen Ort zu bringen, den er bezeichnete, sobald der Wagen sichtbar würde.

Frau Lhopital war sehr besorgt, aber sie verlor den Muth nicht; sie verdoppelte vielmehr ihre Sorgfalt für die Mörder, die ihr abscheulich waren, Sie bot ihnen zu trinken an, in der Hoffnung, sie zu berauschen und sich auf diese Weise ihrer zu entledigen; aber sie schlugen es aus.

Der Mann, der zuletzt angekommen, war halb todt vor Erschöpfung; er begnügte sich mit einem Glase Wein, und legte sich auf eine Holzbank vor der Thür, um auszuruhen.

— Herr, sagte sie zu ihm, wie schlecht liegen Sie da! Der Wagen kann noch lange ausbleiben. Gehen Sie doch hinauf und legen Sie sich ein wenig auf das Bett, Sie werden dort ruhig schlafen. Ihr Diener und ich, wir sind ja da, wir werden Ihnen Nachricht geben. Verlassen Sie sich darauf.

Anfangs verwarf der Mann diesen Vorschlag, dann schwankte er, und endlich nahm er ihn an, da ihn der Schlaf übermannte. Er sagte zu seinem Diener:

— Verlaß die Schwelle dieser Thüre nicht, bei Deinem Kopfe! Sobald Du den Wagen siehst, weckst Du mich, hörst Du? Versäumst Du es, so schlage ich Dich mit dem Stocke todt!

Der Diener versprach es.

Der Herr, beruhigt durch diese getroffene Sicherheitsmaßregel, folgte Frau Lhopital in ein Zimmer, das hinten im Hause lag; hier gab sie ihm ein gutes Bett, dann schloß sie ihn leise ein, um desto sicherer zu sein.

Nachdem sie dies vollbracht, eilte sie zu einer Freundin, auf die sie sich wie auf sich selbst verlassen konnte. Dieser theilte sie ihren Verdacht und ihre Befürchtungen mit, und bat sie, den Reisenden in ihrer Wohnung aufzunehmen, den sie ihr bringen würde.

— Sie wohnen in einer abgelegenen Straße, und wenn Sie ihn durch eine Hinterthür entlassen, wird ihn Niemand sehen. Erreiche ich meinen Zweck zu Hause, so retten wir ihn.

Die Nachbarin versprach, ihrem Wunsche nachzukommen.

Beide ließen nun einen Geistlichen holen, und vertrauten auch diesem an, was sich in Niancourt ereignete. Der König Jakob war katholisch, und dieser Umstand verdoppelte den Eifer des guten Vaters. Er gab seinen Priesterrock, seine Perrücke, sein ganzes Costüm her, womit man den Fürsten verkleiden wollte, und Frau Lhopital ging in ihre Wohnung zurück, um das Schwierigste der Komödie zu vollenden.

Sie traf den Diener an, der sich langweilte und dabei derb fluchte.

— Bah, sagte sie zu ihm, trinken Sie ein Glas mit meinem Postillon, und die Zeit wird Ihnen rascher vergehen.

— Man Hat es mir verboten.

— Wer wird es erfahren? Ich wache für Sie während dieser Zeit. Kommt unser Mann an. so erfahren Sie es auf der Stelle.

Eine Flasche alten Weins vollendete die Verführung.

Der Postillon, der seine Rolle sehr angenehm fand, ging mit gutem Beispiele voran.

Bei der dritten Flasche fiel der Gast, zur großen Zufriedenheit der Wirthin, unter den Tisch. Nun war sie Herrin des Bodens, und stellte sich als Schildwache an die Straßenthür.

Aber der Wagen kam nicht an.

Die Schildwache befand sich in einer tödtlichen Unruhe, denn wenn der Schläfer in der Kammer erwachte, so konnte es ihr schlecht ergehen.

Der Diener, der unten schlief, machte einige Anstrengungen, und aus Furcht rief sie Hilfe herbei; glücklicherweise aber schloß er die Augen wieder, und blieb ruhig.

In derselben Zeit erschien der Wagen.

---

## Siebenzehntes Kapitel.

Frau Lhospital eilte dem Wagen entgegen und veranlaßte ihn, in die abgelegene Straße zu fahren. Man richtete mancherlei Fragen an sie, aber sie gab keinen Aufschluß.

— Sie werden es hernach erfahren, sagte sie; folgen Sie mir nur!

Man kam bei der Freundin an. Kaum war der König Jakob eingetreten, so sank die gute Frau weinend vor seinen Füßen nieder.

— Ich habe Sie nach Ihren Portraits erkannt, Sire, rief sie aus, und dann vermuthete ich schon Ihre Ankunft. Ich bitte Sie, haben Sie Vertrauen zu mir und lassen Sie sich leiten, sonst gerathen Sie in den Hinterhalt, den man Ihnen gelegt hat. Ich weiß nicht, wieviel Ihnen auflauern aber es ist sicher, daß sie Ihnen nach dem Leben trachten.

Der König hob Frau Lhospital auf, hörte ihren Bericht an, dankte mit großer Empfindung und versprach, sich ihr völlig anzuvertrauen. Er verkleidete sich nun in einen Abbé, blieb in dem Hause, wo Niemand seine Anwesenheit ahnte, und wartete den Verlauf der Dinge ab.

Während dieser Zeit setzte die Wirthin die Behörde davon in Kenntniß, und forderte bewaffnete Macht, um den schlafenden Reiter und den betrunkenen Diener zu verhaften. Dies war nun eben nicht leicht.

Der Reiter widersetzte sich, berief sich darauf, daß er Engländer sei, sagte, daß er dem Gesandten angehöre, und daß man das Völkerrecht in seiner Person verletze.

— Liefern Sie den Beweis, und man wird Sie auf der Stelle in Freiheit setzen.

— Ich kann diesen Beweis nicht liefern, aber mein Chef, der Colonel Douglas, vermag es.

— Wo ist er?

— Ich weiß es nicht; er ist uns auf der Straße vorangeeilt.

— Warum?

— Ich weiß es nicht, denn er hat uns seine Absichten nicht mitgetheilt.

Es gab eine lange Debatte und der Schwierigkeiten stellten sich immer mehr heraus; trotzdem aber ergriff man Beide, und warf sie in das Gefängniß.

Douglas durchstreifte länger als acht Tage die benachbarten Gegenden; er rannte wie ein Verzweifelter, aber es war unnütz, er fand Nichts.

Der als Abbé verkleidete Fürst blieb drei Tage lang bei der Freundin der Frau Lhospital in Niancourt, dann setzte er seinen Weg fort. Herr von Torcy, den man benachrichtigt hatte, wachte über seine Sicherheit, und beseitigte die Wegelagerer. Der König kam glücklich in der Bretagne an, und schiffte sich nach Schottland ein, wo ihm das begegnete, was Jedermann weiß.

Douglas ging nach Paris zurück. Mit einer Unverschämtheit sonder Gleichen beklagte er sich laut über die Verletzung des Völkerrechts. Auch Lord Stairn wollte sich beklagen; aber der Regent ließ ihn kommen, schloß ihm den Mund mit den Einzelheiten dieser Geschichte, und zwang ihn so, ferner nicht mehr davon zu reden.

Was Frau Lhospital anbetrifft, so lieh die Königin von England sie nach Saint-Germain kommen, schenkte ihr ihr Portrait, und dies war Alles, was die gute Frau, außer einer Menge schöner Worte, von ihr erhielt. Es ist wahr, daß dieser Hof sehr arm war. Die gute Frau starb als

Postmeisterin in Niancourt, nachdem sie einem Könige das Leben gerettet hatte. Ich sagte einst zu dem Regenten, daß er sie hätte belohnen müssen, denn sie hätte ihm eine große Schmach und seinem Namen einen unauslöschlichen Flecken erspart. Er antwortete mir, daß dies ihm Nichts angehe, und daß er sich in Dinge dieser Art nie mische. Solche Antworten gab er stets, wenn er keine andern ertheilen wollte.

Als Milord Bolingbroke diesen Streich erfuhr, ward seine Anhänglichkeit an den Churfürsten von Hannover sehr lau, sein Herz und sein Verstand konnten diesen Mord nicht billigen. Aber er zweifelte an dem Erfolge, und die Erfahrung bewies, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Frau Villette hatte ihn nach ihrem Landgute Marcilly geführt, wo sie bauen ließ, und zwar unter dem Vorwande, ihn um Rath zu fragen. Er wartete ungeduldig auf Nachrichten, aber sie blieben aus. Als sie ankamen, war Alles verloren — sie kamen zu spät.

— So ist es um das Haus Stuart geschehen! sagte Bolingbroke mit einem Seufzer. Meine Herrin ist die Letzte desselben gewesen!

Mylord ging in die Bäder von Aachen, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken und an seine Gleichgültigkeit glauben zu machen. Man verbreitete das Gerücht, er habe Frau von Villette geheirathet, und diese sei protestantisch geworden. Ich glaube, er selbst hat auf diese Weise von sich reden gemacht, damit es nicht auf eine andere geschähe, denn es war kein wahres Wort daran. Der Abbé Alary, der sie nie verlassen, hat es mich sehr oft versichert.

Die Liebenden gaben den Aufenthalt in Marcilly auf. Saint-Jean wollte in seinem Hause, und nicht in dem seiner Geliebten wohnen. Er wählte lange; endlich entschloß er sich, la Source bei Orleans zu kaufen, aus dem er einen reizenden Aufenthalt machte. Er schuf sich hier eine Existenz, die beneidenswerther war, als seine frühern Ehrenstellen. Unter Vergnügungen, Studien, Künsten und in einer vollkommen gewählten Gesellschaft verbrachte er in dieser Zurückgezogenheit Jahre, die zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehören..

Voltaire, der vor mir dort war, schrieb mir, um meine Lust zu wecken, ebenfalls dorthin zu kommen, folgende Zeilen:

*»Dieser Ruhesitz ist der reizendste Ort der Welt. Er liegt südlich von Orleans, eine kleine Meile von dieser Stadt entfernt. Er ist nicht so breit, als der Loiret, dieser seltsame Fluß, der von seiner Quelle an Fahrzeuge trägt. Das Ufer nach der Stadt zu bildet eine Art Terrasse, die mit einem schönen Weinberge und mehreren hübschen Häusern geschmückt ist. Eine breite und lachende Wiese, die sich bis an die Loire erstreckt, beginnt an dem andern Ufer. Jeder Weinberg hat sein Landhaus. Orleans, das auf der Mitte der Anhöhe nicht weit von der Loire amphitheatralisch liegt, begrenzt diese Fernsicht*

*»An dem äußersten Ende dieser reizenden Terrasse hat der üppige Minister (Sie wissen, Madame, daß er deshalb eine Schadenklage erhob vor dem Parlamentsausschusse, der ihn ächtete) in einem bequemen und köstlichen Hause sich fest niedergelassen. Die Quelle des Loiret befindet sich in den Gärten, Sie bildet eine Wasserfläche von zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß in's Gevierte, und hieraus geht der ganze Fluß hervor, nur nicht so breit und tief als dort, wo er in die Loire fällt. Der gnädige Herr hat aus dem Hause eine Art Schloß gemacht, und die Gärten bedeutend verschönert.*

*»Die delikaten Mahlzeiten, die er Denen bietet, die ihn besuchen, sein graziöses Wesen, sein Geist und seine Manieren ziehen den Adel der Umgegend an und müssen Sie vorzüglich anziehen, Sie, die Sie so gesucht sind, Madame. Ueber Frau von Villette sage ich Nichts; sie hatte die Güte, meine Werke so zu bewundern, daß ich nicht wage, von ihr zu sprechen, man*

*würde mich der Parteilichkeit beschuldigen, wenn ich nur gerecht wäre.«*

Um diese Zeit sandte Bolingbroke Frau von Villette nach England, um wegen seiner Rückkehr zu unterhandeln. Ungeachtet der Reize seines Landsitzes, dachte er stets an sein Vaterland und hegte den Wunsch, dorthin zurückzukehren. Der Zufall wollte, daß Mylady Bolingbroke — seit jener Zeit hatte sie diesen Titel angenommen — bei den Engländern Glück hatte, und daß sie nie aufgehört hat, die Freundin Saint-Jean's zu sein, dessen man sich durchaus nicht versah. Nur Herr Walpole war sein Gegner, er haßte ihn, und dieser Haß übertrug sich auf seinen Sohn Mein Gott, wie wird er mich verwünschen, wenn er diese Memoiren liest! Die Frauen waren indeß fest entschlossen, und die Herzogin von Kendale, die Maitresse des Königs, sprach für ihn, zahlte eine große Summe, und erhielt Verzeihung für ihn. Er kehrte in sein Vaterland zurück.

Er gefiel sich hier nicht, und dies mußte wohl so kommen, da er in England Nichts mehr war. Er ging wieder nach Frankreich, und von da schickte er seine Frau zurück, um zu unterhandeln. Sie besiegte alle Hindernisse, und nun ging er mit allen Kriegsehren, das heißt mit seinem Titel und mit vierzigtausend Thalern Renten zurück. Aber man erlaubte ihm nicht, einen Sitz in der hohen Kammer einzunehmen, was er Walpole nie verzieh — wohlverstanden, er verzieh es Walpole nie.

Nun umgab er sich mit allen geistreichen Leuten und großen Männern Englands, wie z. B. Newton, Swift, Pope; er schrieb für die öffentlichen Blätter, und bald erhielt er einen andern Ruf, als den frühern. Er vertheidigte selbst Walpole gegen eine ungerechte Anklage und zeigte sich ebenso großmüthig als loyal; dies verhinderte ihn aber nicht, jene berühmten Worte auszusprechen, als der Minister, von dessen Lastern er überzeugt war, in dem Hause der Gemeinen angeklagt ward:

— Er hat heute die Stimme der Nachwelt gehört!

Diese Worte wurden wiederholt und zogen Dem, der sie gesprochen, einen geheimen Befehl des Königs zu, nach Frankreich zurückzukehren, was er auch that. Hier ließ man ihn sieben Jahre und schickte ihm seine Revenuen, begleitet von einer Vertheidigung, die fast alle seine Freunde unterschrieben hatten. Er miethete das Schloß von Chanteloup, wo wir noch viele Jahre lang einen andern verbannten großen Minister finden werden, nämlich den Herzog von Choiseul. Hier blieb er bis zu dem Sturze des Ministeriums Walpole, dann kehrte er nach England zurück, wo er seinen theuersten Freund, Pope, sterben sah; nun ließ er sich in literarische Intriguen ein, die ihn mehrere Jahre lang beschäftigten.

Diese letzten Jahre war er eine Art Orakel, das sowohl die Staatsmänner, als die Männer der Wissenschaft befragten. Die Marquise von Villette starb nur zwanzig Monate vor ihm. Er konnte sich über ihren Tod nicht trösten, täglich weinte er bittere Thränen um sie, ohne daß es seinen Freunden gelang, ihn zu beruhigen. Eine schreckliche Krankheit bemächtigte sich seiner selbst, er bekam einen Krebschaden in das Gesicht; dieses Leiden ertrug er mit einer Geduld und einem Stoicismus, die bei einem Manne seines Alters bewunderungswürdig waren — denn er hatte neunundsiebenzig Jahre hinter sich.

Er hinterließ allen seinen Freunden ein Andenken, unter andern dem Marquis von Matignon und dem Grafen von Gacé, seinem Sohne, einen herrlichen Diamant, das Geschenk der Königin Anna, den er stets am Finger trug. Herr von Matignon war dankbar dafür, indem er ihn gegen seine Feinde vertheidigte, so lange er lebte.

Ich für meine Person erhielt ein kostbares Taschenbuch, das ich jetzt noch besitze; in diesem Buche stehen Verse von ihm und von mehreren Schöngeistern seiner nächsten Bekanntschaft.

Ich werde das Buch stets bewahren, und in meinem Testamente vermache ich es Herrn Walpole.  
Dies ist eine Bosheit, die ich nach meinem Tode ausübe.

---

## Achtzehntes Kapitel.

Nach meiner Ansicht sind die Memoiren einer gewissen Zeit die Memoiren aller Welt; sie sind die ganze Geschichte dieser Zeit, sie sind die Geschichte derer, die sich darin bemerkbar machten, und die Geschichte der Sitten und Gebräuche derselben. Ohne das ist es unmöglich, das Zeitalter kennen zu lernen.

Ich erzähle demnach nicht nur, was meine Person betrifft, sondern auch was meine Freunde, Feinde und Bekanntschaften betrifft. Ich habe die Romane aller unserer Gäste versprochen, die bei dem ersten Diner der Frau von Feriol zugegen waren. Um dieses Versprechen zu halten, müssen wir mit jener reizenden Demoiselle Aissé beginnen, die ich so sehr geliebt und beweint habe, die eine viel rührendere und liebenswürdigere Heldin war, als die Heloise von Rousseau, als alle nur erdenkliche Heldinnen. Keine war so schön, so sanft, so reizend, keine ward wie sie von einem jungen Manne geliebt, der dieses Glückes würdig war.

Theure Aissé Welch ein Glück ist es, von ihr zu reden, sie zu schildern und sie zu loben. Es ist mir, als ob ich sie noch vor mir sehe, ich, die ich nichts mehr sehe in dieser Welt, in der ich so viel schöne Dinge gesehen habe, die nicht mehr sind.

Wie ich glaube, habe ich von Aissé schon gesprochen; aber mein kleiner Secretair, der Unbesonnene, behauptet, es sei nicht wahr.

(Frau Marquise, dasselbe hat Ihnen gestern Herr Walpole geschrieben, und in Ihrem Alter ist es nicht mehr erlaubt, während in dem meinigen...)

Ich weiß nicht, was sie schreibt, aber ich höre ihre Feder kritzeln, und doch dictire ich ihr nicht. Dies muß wohl eine erschreckliche Arglist sein.

Ich kehre zu Demoiselle Aissé und ihrer Abstammung zurück. ^

Sie war eine Circassierin, eine Sklavin, die Herr von Feriol während seiner Gesandtschaft in Konstantinopel gekauft hatte.

Als sie vier Jahre alt war, sah er sie auf dem Sklavenmarkte; ihre Thränen und ihr hübsches Gesicht hatten sein Mitleid erweckt, und er ließ sie in sein Haus führen, wo er fünfzehnhundert Livres für sie bezahlte. Es scheint dies sehr theuer, aber sie war die Summe werth.

Herr von Feriol war ein lockerer Gesell, er dachte daran, in der Zukunft eine Maitresse aus ihr zu machen. Zu diesem Zwecke ließ er sie erziehen, Er nahm sie mit sich nach Paris, brachte sie bei Frau von Feriol, seiner Schwägerin, unter, und ließ sie hier, als er nach der Türkei zurückkehrte.

Hier ward sie nun mit ihren Söhnen, Pont-de-Veyle und d'Argental, erzogen, ohne daß sich Frau von Feriol viel darum kümmerte, Sie war galant, hatte viel Liebhaber, und vorzüglich einen, den sie mit großer Aufmerksamkeit behandelte, denn sie bedurfte seiner ihrer selbst und der Ihrigen wegen — dies war der Marschall von Uxelles.

Sie lebten lange Zeit mit einander, ohne sich zu lieben, und zwar nur deshalb, um die Kosten einer Trennung zu vermeiden. Dies ist das Geheimniß des laugen vertraulichen Umgangs,

Die Kinder wurden unter fremder Aufsicht erzogen, und ohne Zweifel war diese Erziehung eine bessere, als wenn sie selbst sich damit befaßt hätte. Alle drei waren wie Bruder und Schwester.

Man brachte Aissé in das Kloster der Neuen Katholiken; diese Trennung war sehr schmerzlich für sie, denn sie liebte ihre jungen Genossen zärtlich.

In dem Kloster blieb sie nur kurze Zeit, sie verließ er, um ihre Erziehung in der Welt zu vollenden. Als ich sie kennen lernte, war sie eine reizende Schönheit, sie näherte sich der Vollendung

Herr von Feriol kam zurück, und ließ sich in Frankreich für immer nieder. Man hat es in Zweifel gezogen, daß er seine Rechte an die Sklavin aufgegeben und nur noch die Stelle eines Vaters bei ihr vertreten habe. Aissé blieb rein von jedem Schmutze dieser Art, ich kann es versichern. Sie hätte nur ihre Einwilligung dazu verweigert, Herr von Feriol selbst würde sie nicht einmal gefordert haben. Er achtete sie, als ob sie seine eigene Tochter wäre; er kannte ihre unantastbare Tugend und die festen Grundsätze, die sie empfangen hatte. Und welche Verführung hatte ein Mann von siebzig Jahren bei einem solchen Geschöpfe unternehmen können?

Niemand in der Gesellschaft kann in dieser Beziehung Zweifel hegen. Wir Alle, ohne Ausnahme, waren von ihrer Unschuld überzeugt. Später beschmutzte ein Philosoph, als er einmal schlechter Laune war, das Andenken an diesen Engel. Ich erinnere mich des Namens dieses Philosophen nicht mehr. Ich bin stets darüber aufgebracht gewesen und habe die Verleumder derb abgewiesen.

Von dem Augenblicke an, wo ich Aissé gesehen, liebte ich sie; wir waren Freundinnen, als wir uns das erste Mal sahen. Sie kam zu mir, ich ging zu ihr, wir trafen uns bei Frau von Feriol, bei Frau von Parabère, zu der sie sehr oft kam, und bei dem Gesandten, für den sie in seinen letzten Lebensjahren sorgte, als er sich in Paris niedergelassen hatte.

Es ist wohl unnütz, zu sagen, daß Aissé ebenso viel seufzende Liebhaber als Bekanntschaften hatte. Sie schlug zehn Heirathen aus, und noch viel mehr freie Herzen, ohne Anstrengung, ohne mit ihrer Tugend zu prahlen, einzig und allein nur, weil sie unbescholten bleiben wollte und weil sie zu erliegen fürchtete.

Eines Tags waren wir bei Frau von Parabère zusammen — da begegnete sie dem Regenten. Er war geblendet von ihrer Schönheit und blieb so lange dort, als sie selbst blieb; er vergaß über ihrem Anblicke nicht nur den Rath, denn dieser galt wenig bei ihm, sondern auch seine Wüstlinge und ich weiß nicht welche Orgie, bei der man ihn erwartete. Er ward darüber toll; dies war eine jene Rasereien, die keine Grenzen kennen, wenn sie keine Befriedigung erhalten.

Er suchte sie auf, wohin sie ging; er schrieb glühende Briefe an sie, bot ihr Schätze, Titel, Ehrenstellen, ein Landgut, alles an, was sie nur wünschen möchte — sie schlug es anfangs höflich, dann bestimmt ab, und dies brachte ihn außer sich. Er nahm seine Zuflucht zu Frau von Feriol; diese eben nicht gewissenhaft, legte sich auf die Verfolgung. Nichts half.

Um diese Zeit war dies ein Phänomen der Phänomene.

— Nein, antwortete sie stets, ich würde den nicht lieben können, den ich nicht achte, außerdem steht auch der Regent zu hoch über mir, er würde zu mir herabsteigen müssen, und ich will nicht, daß mein Liebhaber seine Stellung verläßt. Vor allen Dingen — ich wiederhole es — liebe ich nicht, und nun rede ich weiter nicht davon.

Nichtsdestoweniger sprach man davon und trieb sie bis zum Aeüßersten. Sie schrieb einen Brief, ein wahres Meisterstück, an den Regenten, um sich seine Protection gegen ihn selbst zu erbitten. Verweigern Sie mir Ihren Schutz, fügte sie hinzu so gehe ich in ein Kloster, da in



diesem Falle Gott allein mich nur zu schützen vermag.

Der Herzog von Orleans sah die Unmöglichkeit ein, und gab seinen Plan auf.

Dies war für ihn ein Kummer und zugleich eine Demüthigung.

Der Gesandte starb.

Er hatte ihr seit lange schon eine Rente von viertausend Livres zugesichert, und um ihr für ihre Sorge zu danken, die sie ihm hatte angedeihen lassen, hinterließ er ihr eine Anweisung auf eine sehr große Summe, die seine Erben auszahlen sollten.

Frau von Feriol war darüber empört, sie sprach es Aissé gegenüber aus; schweigend und würdevoll erhob sich diese, und warf die Anweisung in das Feuer.

Es ist nie wieder die Rede davon gewesen.

Sie befand sich demnach in der Gewalt der Feriols, die sie liebten, und vorzüglich die jungen Leute, aber sie beunruhigte sich deshalb nicht. Sie hatte, es ist wahr, um jene Zeit an ganz andere Dinge zu denken.

---

## Neunzehntes Kapitel.

Eines Tages befand ich mich mit Frau von Parabère in einem der Kabinets der Herzogin von Berry; wir erwarteten die Prinzessin.

Da öffnete sich die Thür, und wir sahen den Grafen von Riom eintreten, dem ein kleiner junger Mann folgte, ganz klein und ganz jung, mit einem niedlichen Gesichte, das sich sehen lassen konnte. Er hatte wunderbar schöne Augen, einen mattweißen Teint, wie ein Mädchen, und die eleganteste Tournüre, die man sich nur denken kann.

Herr von Riom stellte ihn uns als seinen Cousin vor, als den Chevalier von Aydie, einen Edelmann aus Perigueur, und wie der Chevalier selbst lächelnd hinzufügte:

— Als Geistlicher des Kirchsprengels von Perigueur mit der Tonsur versehen, und Ritter des Ordens Saint-Jean von Jerusalem ohne Gelübde.

Dieser junge Mann, der kaum aus der Provinz angekommen war, hatte ein so gutes Benehmen, daß es uns überraschte.

Frau von Parabère konnte sich nicht enthalten, dies seinem Cousin auszusprechen.

— Ah, antwortete dieser, er ist in guten Händen; sein Onkel, der Marquis von Saint-Aulaire, bildet ihn. Er hat ihn mehr in acht Tagen gelehrt, als ich in sechs Monaten, Die Frau Herzogin von Maine trifft eine kluge Auswahl ihrer Freunde.

Herr von Saint-Aulaire war wirklich einer der liebenswürdigsten Greise; er war mit Frau von Maine intim befreundet und hatte zu allen ihren Parthien, selbst zu den vertraulichen in Sceaux, Zutritt.

Auf sie improvisirte er jene berühmten Verse, die ihm die Thüren der Academie öffneten:

Die Gottheit nur, die sich vergnügt.  
Will ich in mein Geheimniß weih'n;  
War' ich Apollo, sollte sie  
Nicht meine Muse, sondern Thetis sein.

Es war dies zwar ein sehr leichtes Machwerk; aber die Academie war guter Laune und begnügte sich damit.

Wenn ich bedenke, wie viel Mühe es Diderot kostete, um aufgenommen zu werden!

Der Chevalier von Aydie näherte sich uns als ein vollkommener Hofmann; er fand gerade den Ton, den er bei meiner Gesellschafterin anschlagen mußte, und das war nicht leicht, Er sprach von ihren Reizen wie ein Mann, der sich darauf versteht. Die Marquise betrachtete ihn wie eine leichte und nicht zu umgehende Eroberung. Wegen der anwesenden Zeugen behandelte sie ihn nur leicht, aber ihr Blick war ernst. Ich bemerkte es sogleich, und auch ihm entging es nicht

In diesem Augenblicke erschien die Prinzessin.

Es bedurfte nur ihres Lächelns, und ich begriff, daß der neue Ankömmling nach ihrem Geschmacke war. Die Art und Weise, wie sie Frau von Parabère empfing, zeigte mir klar, daß eine Nebenbuhlerin ihr erstand. Tausend Drohungen sprach sie in einer Verneigung und in einem Kopfnicken aus.

Herr von Riom war zu schlau, als daß ihm dies entgehen konnte; aber er fürchtete seinen jungen Cousin nicht, er wußte zu gut, wie er ihn zum Spielzeuge der launenhaften Herzogin

machte, er wußte, daß seine Gewalt nicht davon berührt würde. Was seine Liebe anbetraf, so hatte er keines Frau von Mouchy allein lag ihm am Herzen, wie man weiß. Sie war eifersüchtig auf ihre Weise, und er ließ an Frau von Berry seine Launen aus. In ihren Augen zeigte er sich, als ob er durchaus kein Interesse dabei habe, und dies war für Beide genügend.

Wir mußten eigentlich im Luxembourg zu Nacht essen; aber die Prinzessin fühlte, daß sie bei dieser Parthie viel wagte; sie sagte uns ohne Umstände ab, und schützte Ermüdung und Schlaf vor.

— Nichts kommt gelegener, Madame! antwortete Frau von Parabère, die durchaus ihre Fassung nicht verlor. Ihre königliche Hoheit möge ruhen — ich befinde mich ausgezeichnet wohl, und habe einen großen Hunger. Frau Du-Deffand hat wahrscheinlich auch Hunger, diese Herren nicht minder, und da nun Alle Hunger haben, werden wir in meiner Wohnung soupiren. Der Herr Regent erwartet mich diesen Abend nicht, er hat seine Zieraffen, und ich habe nicht Lust, jetzt schon schlafen zu gehen, weil ich mich an dem Thore des Palastes befinde.

Frau von Berry versuchte zu lächeln.

— Wie, rief sie, bei Ihnen soupiren, mit Madame Du-Deffand, Herrn von Riom und Herrn von Aydie?

— Warum nicht, Madame? Da man im Luxembourg nicht ißt...

— Nehmen Sie sich in Acht! Wenn es mein Vater erfährt!

— Er wird es morgen, wenn er aufsteht, erfahren: ich verberge dem Herrn Herzoge von Orleans Nichts, Madame, Und wozu wäre das auch gut? Er würde es doch erfahren, und zwar auf eine üble Art, Ich ziehe vor, es ihm selbst zu sagen.

— Wahrlich, das ist bequemer und geschickter.

— Es ist offener, Madame!

— Mein Gott, Marquise, was für ernste Worte! Wo nehmen Sie sie her? Sie ändern das Wörterbuch, wie mir scheint.

— Madame, ich rede stets die Sprache derjenigen, die mich hören.

— Ah gewiß, und die, die sie am besten sprechen, ist die englische der Soupers im Palais-Royal.

— Vorzüglich, wenn mir Ihre königliche Hoheit Antwort giebt.

— Ah, Madame, ich werde es nicht wagen, mich mit Ihnen auf eine und dieselbe Stufe zu stellen. Sie sind uns in Allem überlegen, und wir müssen das Haupt beugen.

— Ueberlegen! Ew. Königliche Hoheit ist sehr bescheiden; Sie wissen sicherlich in allen Dingen mehr, als ich.

— Ich kann dieses Compliment nicht annehmen.

— Mein Gott, Madame, es kommt nicht von mir allein; fragen Sie nur, man wird Ihnen überall dasselbe sagen — Ihr Ruf ist gegründet.

— Ich bin noch zu jung für so viel Verdienste.

Der Streit ward lebhaft. Die stolze und hoffahrtige Herzogin von Berry war nicht die Frau, die sich, um zu vermitteln, auf ihren Rang und ihre Macht als Vorzüge berief. Sie hielt sich auf dem Gebiete des Scherzes, und die Marquise ging als eine geschickte Schwätzerin darauf ein.

Herr von Riom schwieg.

Ich hörte zu.

Herr von Aydie folgte beiden kämpfenden Parteien mit den Blicken. Er verblieb in der natürlichsten und bescheidensten Haltung, als ob er durchaus nicht der Preis des Kampfes wäre, und ein Uneingeweihter würde auch nicht daran gezweifelt haben.

Die Prinzessin begann nach einem Augenblicke wieder:

— Demnach, Madame, wird man im Hotel Parabère soupiren?

— Ich hoffe es.

— Und wenn ich mich dazu einladen würde?

— So würde ich glücklich sein, Ew. Königliche Hoheit zu empfangen.

— Wahrhaftig?

— Wahrhaftig! Versuchen Sie es.

— Ich habe große Lust dazu.

— Und Ihre Ermüdung?

— Ich werde sie überwinden. Außerdem wird ein improvisirtes Souper mir nicht übel bekommen, da Sie nicht Ihr »Im Falle« haben, wie der König.

— Vielleicht!

— Und dann ist die Marquise eine Fee, fügte Herr von Riom hinzu. Mit einem Schlage ihres Zauberstabes läßt sie Alles erstehen, was nöthig ist.

— Mein bester Graf, wie wäre es, wenn wir sie einmal auf die Probe stellten?

— Ich fürchte für Ihre Gesundheit, Madame. Das Ausgehen in später Nacht, das Wachen....

— Ah, bah! Man rufe Frau von Mouchy! Da kommt mir ein anderer Gedanke: Wenn man nun das Souper aus dem Luxembourg zur Marquise trüge?

— Das ist wirklich ein Gedanke; aber es giebt noch einen bessern, fuhr Herr von Riom fort. Nehmen wir das Souper einfach gleich hier ein, damit es in den Straßen nicht kalt werde.

Dieser Vorschlag ward mit Beifall angenommen, denn es sehnte sich ein Jeder nach der Tafel. Wir soupirten.

Während des Essens ward der Wortkrieg fortgesetzt unter den beiden Rivalen, und der glückliche Chevalier gerieth in ein Kreuzfeuer von Blicken und Provocationen. Herr von Riom, Frau von Mouchy und ich, wir unterhielten uns während dieser Zeit mit einer köstlichen Ruhe. Wir blieben bis fünf Uhr Morgens beisammen — der Augenblick der Trennung sollte der seltsamste werden. Frau von Parabère schien im Vortheil zu sein, als sie fortging. Die Prinzessin bat wiederholt um Verzeihung; ich erkannte den Zweck nicht sogleich, doch bald ward er mir klar.

— Herr von Riom, sagte sie, Sie haben meine Befehle vollzogen — ich danke Ihnen dafür.

Da die Prinzessin diese Formel nicht für gewöhnlich beobachtete, so setzte sie mich in Erstaunen.

— Dies ist meine Pflicht, Madame; außerdem krönt Ew. Königliche Hoheit alle meine Wünsche, wenn sie meinem Cousin ihre Huld zu Theil werden läßt. Dieses reizende Gemach gefällt aller Welt, er wird sich darin befinden, wie der glückliche Prinz aus dem Feenmärchen.

Der Chevalier wohnte im Luxembourg!

Dieser Schlag war nicht zu pariren, man mußte sich ihm unterwerfen. Die Marquise fügte sich, ohne zu zeigen, was es ihr kostete. Sie nahm sich vor, sich zu rächen, und sie rächte sich. Acht

Tage später verließ der Chevalier von Aydie den Luxembourg, und zwar unter dem Vorwande wichtiger Geschäfte in der Stadt, die seinen Aufenthalt in dem Palaste nicht gestatteten.

Es ist wahr, er kehrte oft dahin zurück; aber er ging nicht nur allein nach dem Luxembourg, und Niemand konnte sich über ihn beklagen. Frau von Parabère fragte ferner nicht danach.

---

## Zwanzigstes Kapitel.

Der Chevalier war demnach in diese beiden Liebschaften getheilt, ohne die Zerstreung zu rechnen, die sie gewährten. Man riß sich um ihn. Er galt für den ersten Modemann von Paris, und er verdiente diesen Ruf in jeder Beziehung. Er war der hübscheste, der beste, der liebenswürdigste junge Mann, selbst der sanfteste und anmuthigste, Nichts fehlte ihm! Er kam sehr oft zu mir, und ich empfing ihn mit großem Vergnügen. Ich war seine Vertraute — eine seltsame Rolle für eine Frau in meinem Alter! Ich wollte keine andere bei ihm spielen, und er forderte es auch nicht.

Ich weiß nicht, durch welchen Zufall er bis dahin der Aissé noch nicht begegnet war, oder richtiger gesagt, die Rückkehr des Herrn von Feriol und seine schlechte Gesundheit nahmen die schöne Griechin völlig in Anspruch, und sie besuchte mich nur heimlich auf Augenblicke zu einer Zeit, wo ich Niemand empfing.

Eines Tages hatte sie sich frei gemacht, sie kam Morgens zu mir und versprach, bis zum Abend zu bleiben.

Wir wollten eben ausgehen, um Einkäufe zu machen, als man den Chevalier von Aydie ankündigte. Er war so schön, so elegant und geschmeidig, als ob er durch ein Wunder in diesen Zustand versetzt sei. Seine schönen Augen hatten nicht ihres Gleichen, außer denen Aissé's, und, jetzt kann ich es wohl sagen — außer den meinigen. Sie waren in diesem Augenblicke so glänzend, daß man ihre Blicke nicht ertragen konnte. Meine schöne Freundin war wie geblendet, sie senkte ihre langen Augenwimpern vor diesem strahlenden jungen Manne.

Wie überrascht blieb er vor ihr stehen. Auf beiden Seiten schien ein Blitzstrahl gezündet zu haben. Ich, habe noch nie eine ähnliche Verlegenheit gesehen. Ich machte mir das Vergnügen, weder den einen, noch die andere zu nennen, um eine größere Verwicklung herbeizuführen. Ich weidete mich an ihrem Erstaunen. Als ich dem Chevalier vorschlug, uns zu begleiten, willigte er entzückt ein, und ich war grausam genug, seine Geberden unbeachtet zu lassen, die mich flehentlich baten, ihm zu sagen, mit wem er spräche, ihm zu eröffnen, wer diese Sylphide, diese Gottheit, diese Göttin der Jugend sei. Ich blieb taub und schwieg.

Auch Aissé war sehr neugierig, wenigstens gab sie es zu erkennen. Sie richtete ihren schönen Blick auf mich und belauerte jedes meiner Worte, um den Namen zu erhaschen, den ich so hartnäckig verbarg. Ich blieb beharrlich und wandte jede nur erdenkliche boshafte List an, um sie in der Ungewißheit wie auf einem Maskenballe zu lassen.

Ich lud den Chevalier zum Diner ein; er nahm die Einladung eifrig an. Seine Leute, die wußten, daß er bei mir war, brachten ihm zwei oder drei Liebesbriefchen; er steckte sie in die Tasche, ohne sie zu lesen. Man fragte an verschiedenen Orten nach ihm: er kümmerte sich nicht darum; er sah nur Aissé, in die er bereits so verliebt war, als ob er es sein ganzes Leben hindurch bleiben sollte.

Am Abend kam ein alter Intendant des Herrn von Feriol, um Aissé in der Carosse zu holen. Mein Laquais, der dies ankündigte, machte zwei Herzen zu gleicher Zeit schlagen,

— Die Leute des Herrn von Feriol erwarten Demoiselle Aissé! sagte er.

— Das ist also Demoiselle Aissé, die schöne Griechin, dachte der junge Mann — nun

wundere ich mich nicht mehr!

— Leider! Wer ist denn dieser reizende Cavalier? fragte sich das junge Mädchen. Madame Du-Deffand ist grausam, daß sie es mir nicht mittheilt.

Ich blieb standhaft bis zu dem Augenblicke des letzten Abschiedes, da wandelte mich eine kleine Schwäche an.

— Herr Chevalier von Aydie wird Ihnen bis zu der Carosse die Hand reichen, meine Königin, dann wird er sogleich zurückkehren, um mit mir zu soupiren. Ich habe keine Gesellschaft, und trotz der zahlreichen Einladungen wird er mir dieses Opfer bringen

Der gute Knabe verfehlte nicht, es zu bringen. Wollte er denn nicht von Aissé sprechen hören, wollte er nicht die kleinsten Einzelheiten ihrer Geschichte und ihrer Abenteuer erfahren? Und wollte er nicht wissen, welche Absichten und Neigungen Herr von Feriol, Argental und Pont-de-Veyle hatten? Eine wahre Liebe erfaßt Alles in und mit einem Augenblicke.

Leichter wie eine Feder kehrte er zurück; er ließ sich vor mir auf die Kniee nieder und richtete tausend alberne Fragen an mich, wie ein großer Knabe an seine Mutter.

Ich lächelte und wartete, daß er sich deutlicher aussprechen solle.

— Ach, Madame, wie schön ist sie! rief er endlich. Wie liebenswürdig! Ich möchte sie wohl wiedersehen!

— Wahrhaftig?

— Gewiß!

— Ich glaube es wohl!

— Dies also ist die Aissé, von der man so viel spricht! Diese junge Circassierin wird einem alten Herrn geopfert, und die beiden Brüder Argental und Pont-de-Veyle machen ihr zugleich den Hof — ach, mein Gott, ich bin sehr unglücklich!

— Was erzählen Sie mir da, Chevalier? Was bedeuten diese Impertinenzen?

— Wie?

— Es giebt keinen Herrn, es giebt keine Brüder!

— Mein Gott!

— Dies Alles sind alberne Erzählungen, denen Sie nicht einen Augenblick glauben müssen, jetzt, wo Sie sie gesehen haben.

— O glauben Sie mir, Madame, ich dachte es wohl, aber aus Furcht, mich lächerlich zu machen, wagte ich nicht, es zu gestehen. Ein Gesicht wie das ihrige kann nicht betrügen!

— Aissé ist eben so rein und gut, als sie schön ist, mein Herr; wenn Sie sie näher kennen, werden sie nicht daran zweifeln.

— Ach, Madame, werde ich sie denn wirklich noch näher kennen lernen?

— Warum nicht? Sie können sie hier treffen, bei Frau von Parabère, bei Frau von Feriol, und selbst bei Herrn von Feriol, der, ungeachtet seiner Krankheit, einige Freunde empfängt.

— Ich werde von morgen an zu seinen Freunden gehören, ich will es! Werden Sie mich dort einführen?

— O, wie eilig sind Sie, mein Herr! Ich habe Sie noch nie so gesehen. Aber ich bitte Sie, was machen Sie mit den andern?

— Madame, es giebt solche Andere nicht!

— Habe ich sie nicht gesehen?

— Madame, von heute an giebt es keine Andere mehr!

— Wie, Sie geloben Treue an, ehe Sie wissen, ob man Sie erhört? Das ist köstlich! Das trifft man nirgends an. Sie stehen im Begriffe, ein Amadis zu werden.

— Gleichviel, wenn Sie sich nur für mein Schicksal interessiren; andernfalls kann ich nicht mehr leben. Und was kümmert mich das, was andere Leute von mir sagen werden?

Von diesem Tage an lebte Her Chevalier, wie er gesagt hatte, nur für die schöne Griechin; er brach alle übrigen Beziehungen ab, er vernachlässigte sein Vermögen und widmete seine Zeit ausschließlich diesen neuen Götzen, den er sich erwählt hatte.

Aissé, die bisher so grausam und difficil gewesen, ließ sich eben so schnell fangen, als sie ihren Geliebten gefangen hatte. Sie besuchte mich am folgenden Morgen. Ich hatte das Seitenstück zu der Scene vom vorigen Abende, nur gestand sie mir Nichts, sie ließ mich Alles errathen.

Ich fand, daß Einer für den Andern geschaffen war. Sie interessirten mich mehr, als ich sagen kann. Ich hätte Beide wohl verheirathen mögen, und sah dabei durchaus kein Hinderniß, da der Chevalier sein Gelübde noch nicht abgelegt hatte.

Aissé war zwar nicht von hoher Geburt, es ist wahr, und sie besaß nur ein mittelmäßiges Vermögen; aber sie war so vollkommen, daß dieser Umstand Alles aufwiegen mußte.

Die Welt und die Verwandten dachten nicht wie ich.

Der Chevalier verschaffte sich überall Zutritt, wo er seine Vielgeliebte sehen konnte. Er dachte nur an sie und fing an, ihr Herz regelmäßig zu belagern. Das gute Kind widerstand ihm, es widerstand selbst der eigenen Neigung. Sie hatte geschworen, klug zu bleiben und nicht zu lieben. Und dennoch liebte sie unwillkürlich. War der erste Eid einmal vergessen, so mußte der zweite schnell folgen.

Ich war die unschuldige Ursache von diesem Falle, das heißt, ich bot dem Teufel, ohne es zu wollen, Gelegenheit, zu siegen; er hätte sie auch wohl ohne mich gefunden!

Ich hatte in Auteuil ein kleines Haus gemiethet, um einige Tage der schönen Jahreszeit dort zu verleben. Oft blieb ich dort eine halbe Woche, oft auch mehrere Wochen hintereinander, und dann kehrte ich nach Paris zurück.

Der Chevalier und Aissé kamen oft dahin, sie trafen sich, ohne daß eine Verabredung vorangegangen war, sie erriethen sich.

Etwas Aehnliches habe ich nie gesehen.

Eines Morgens, als ich mich dessen am wenigsten versah, ward ich durch einen Brief des Herrn Du-Deffand nach Paris zurückgerufen; mir blieb nicht so viel Zeit, Jemanden davon in Kenntniß zu setzen. Der Zufall wollte es, daß gerade diesem Tage die beiden Liebenden ankommen sollten. Der Chevalier traf zuerst ein, dann Aissé. Als Herr von Aydie mich nicht fand, ging er mit seinen Gedanken und Hoffnungen in dem Parke spazieren. Da hörte er die Stimme seiner Geliebten, die meine Abwesenheit beklagte, und nicht wußte, wie sie nach Paris zurückkommen sollte, da sie ihren Wagen fortgeschickt hatte.

Er eilte ihr sogleich entgegen.

Sie war bei seinem Anblicke so bestürzt, daß sie nicht zu antworten vermochte, als er sich erbot, sie zu Herrn von Feriol zu begleiten.

Das Herz ist entschieden unklug, es läßt sich nicht daran zweifeln.





## Einundzwanzigstes Kapitel.

Die beiden armen Kinder befanden sich zum ersten Male allein und ungestört einander gegenüber. Es war einer jener schönen Tage, wo Alles in der Natur liebt. Die Probe war sehr stark. Seit zwei Jahren hatte Aissé widerstanden, seit zwei Jahren hatte sie ihrem Ritter selbst ein Geständniß verweigert. War dies in jenen Zeiten nicht eine Tugend ohne Gleichen, und unter der Regentschaft unwahrscheinlich?

Aissé hatte ihren Wagen zurückgeschickt und Aydie hatte den seinigen auf zwei Stunden verabschiedet — sie waren also gezwungen, bei einander zu bleiben, spazieren zu gehen, zu plaudern und sich anzusehen. Der Chevalier ließ es daran nicht fehlen; er ließ es selbst daran nicht fehlen, sich zu beklagen. Sie hörte ihn an, ohne zu antworten, ihr Herz klopfte heftig; sie fürchtete mehr sich selbst, als ihn, denn ihre Seele strömte über vor Glück, und dieses Glück mußte sie bewegen, sich schwach finden zu lassen; der Schwäche würde sie weniger widerstehen, als dem Schmerze.

Er versuchte, von der verschmähten Liebe zu sprechen, die sein ganzes Dasein dergestalt anfüllte, daß durchaus kein Raum für etwas Anderes mehr darin sei.

Anfangs verbot sie ihm nicht, davon zu reden, dann horte sie ihn an, dann antwortete sie ihm, dann gestand sie ihm, daß sie diese Liebe theile. dann hatten sie keine Geheimnisse mehr vor einander, und schließlich kehrten sie in einem und demselben Wagen nach Paris zurück, wo sie sich in der Nacht erst verließen. Die arme Aissé gehörte sich nicht mehr an.

In meinem Leben habe ich ein solches Glück und eine solche Liebe nicht gesehen. Das Anschauen derselben gewährte mir ein wahres Vergnügen. Diese beiden Wesen beteten sich an, Aissé empfand Gewissensbisse, aber sie ließ sie den Chevalier nicht merken, weil sie fürchtete, ihn zu betrüben und ihm Besorgnisse zu bereiten. Diese Gewissensbisse aber nagten an ihr, daß ihre Gesundheit davon angegriffen wurde. Eine erschreckliche Brustkrankheit stellte sich ein, die sie sichtlich schwächte. Wir Alle bemerkten es und fragten sie unaufhörlich, ob sie leide, und warum sie sich nicht darüber beklagte.

— Ich leide nicht, mir fehlt Nichts! antwortete das sanfte Wesen. Finden Sie mich denn so verändert? Ach, sagen Sie dem Chevalier Nichts davon, ich beschwöre Sie! Er würde sich unnöthig grämen.

Es war nicht nöthig, daß wir es ihm sagten, er sah es. Aber auch er schwieg, um die Kranke nicht noch mehr anzugreifen. Dies war ein seltener und rührender Wettstreit der Zärtlichkeit.

Darüber ward Aissé schwanger. Sie wagte nicht, es Jemandem zu gestehen, nicht einmal mir; der Frau von Feriol, die sie ohne Mitleid gefunden haben würde, verbarg sie es sehr sorgfältig. Die ersten Monate verbrachten die Liebenden damit, sich abwechselnd zu freuen und trostlos zu machen. Sie suchten alle Mittel auf, um ihren Fehltritt zu verbergen. Die junge Mutter bedurfte einer Stütze und einer Zuflucht — aber wo waren diese zu finden, da sie nur Fremde um sich hatten?

Sie wollte Herrn von Argental Alles entdecken; der Chevalier widersetzte sich dem, seine Eifersucht ließ es nicht zu. Er beharrte darauf, daß sie sich im Gegentheile mir entdecken sollte, ich wäre ja die Freundin Beider und würde gewiß helfen. Er täuschte sich nicht. Ich erfand

wirklich eine List, und war bei der Ausführung derselben behilflich.

Eines Abends sehr spät kamen Beide zu mir. Ihr Aussehen war verstört, sie sprachen nicht und suchten sich gegenseitig zu ermuthigen. Da ich dieses Benehmen nicht begriff, so fragte ich sie:

— Sie werden mit mir soupiren, nicht wahr?

— Wir werden nicht essen.

— Wahrhaftig! Dies ist eine der Regeln Ihres künftigen Haushalts. Man soupirt nicht? Dann gehöre ich nicht zu Ihrem Echo.

Der Chevalier nahm meine Hand und sagte:

— Madame, lachen Sie nicht, Sie betrüben mich. — Sind Sie denn traurig?

— Bis zum Tode.

— Aber was haben Sie denn? Sie machen mich besorgt.

— Madame, wenden Sie sich an Fräulein Aissé.

— Nein, nein! rief diese, indem sie in Thränen ausbrach und ihr Gesicht mit den Händen bedeckte; lassen Sie sich von dem Herrn Chevalier erzählen.

— Ich will Sie Beide anhören, vorausgesetzt, daß Sie sprechen werden. Was giebt es denn?

— Wenn Sie wüßten, beste Madame, wie glücklich ich bin!

— Man zweifelt nicht im Geringsten daran. Und Sie, meine Königin?

— Auch ich bin glücklich; aber zugleich auch in Verzweiflung.

— Das läßt sich schwer mit einander vereinbaren... indessen... ach ja, ich errathe... Ach, meine armen Kinder, das ist sehr ernsthaft!

— Ich bin verloren!

— Verloren, Sie, Aissé? Sie werden meine Frau vor den Menschen, wie Sie es bereits vor Gott sind. Ich wiederhole feierlich die Aufforderung dazu.

— Schweigen Sie, schweigen Sie! Sprechen Sie diese Lästerung nicht aus. Ich, Ihre Frau?

— Dies scheint mir das Natürlichste von der Welt zu sein, und Sie können nichts Besseres thun.

— Madame, sprechen Sie nicht davon! antwortete sie sehr ernst.

— Was glauben Sie denn, was nun werden soll? Von Madame Feriol, die nur einen Vorwand wünscht, haben Sie Nichts zu erwarten.

— Wir wissen es wohl.

— Und nun?

— Nun sind wir zu Ihnen gekommen, um uns Ihre Hilfe, Ihren Schutz und Ihren Rath zu erbitten.

— Das ist sehr schwierig! Aissé komme zu mir, und ich stehe für Alles.

— Unmöglich, Madame; man wird mich hier sehen!

— So lassen Sie mich überlegen. Wir brauchen eine unabhängige, fremde Person, die Sie weit fortführen kann.

— Fort von ihm? O nein, Madame! In diesem Augenblicke will ich nicht von ihm getrennt sein, es möge kommen, was wolle.

— Es muß aussehen, als ob man sie entführt hatte, und Sie verbergen sich. O, wie viel Andere haben das schon gethan! Geduld, ach, mein Gott! Wir suchen das Fehlende, und es liegt uns auf

der Hand: die Marquise von Villette...

— Nun?

— Sie reist nach England, Denken Sie nicht daran?

— Es ist wahr!

— Die Marquise und Lord Bolingbroke lieben Sie zärtlich — ich werde mit ihnen sprechen. Sie wird so geschickt sein, Sie mit sich zu nehmen; Sie verbergen sich hier in irgend einem Winkel, und, mit Hilfe der treuen Sophie, der Liebe des Chevalier's und meiner zärtlichen Freundschaft lassen Sie die Dinge so gut als möglich gehen, ohne daß Jemand darum weiß. Später erscheinen Sie wieder, und die Sache ist abgethan.

— Ach, Sie sind unsere Retterin, unser schützender Engel! rief der Chevalier.

Aissé warf sich, in meine Arme, und hielt mich lange Zeit umschlungen. Wir weinten Beide. Es giebt Thränen, die zu vergießen süß sind — zu dieser Kategorie gehörten unsere Thränen. Wir blieben bis über Mitternacht hinaus beisammen, um zu plaudern und unsern Plan reiflich zu überlegen, der auch eben so ausgeführt ward.

Beruhigt verließen sie mich.

Am folgenden Morgen besuchte ich Milord Bolingbroke und die Marquise. Ich theilte ihnen das Geheimniß unserer Freunde mit, und bat sie um Hilfe und Verschwiegenheit. Sie versprachen Alles zu thun, was ich wollte, und ich muß bekennen, daß sie treulich Wort gehalten haben.

Die Marquise selbst ging zu Frau von Feriol und bat sie, Aissé auf einige Monate mit sich nach England nehmen zu dürfen. Frau von Feriol, die sich wenig um sie kümmerte, willigte ein. Anders aber war es mit Argental und Pont-de-Veyle: nur mit Mühe konnten sie sich von ihr trennen. Und doch mußte es geschehen.

Die schöne Türkin reiste in der Carosse der Marquise nach London ab; die Carosse machte eine kleine Tour, kam Abends nach Paris zurück, hielt vor einem kleinen Hause dicht am Walle, unweit der Straße Grange-Batelière nach der Seite von Ville-l'Eveque zu, Aissé stieg aus, und Niemand konnte vermuthen, daß sie sich in diesem verlorenen Lande befände.

Hier blieb sie sechs Monate verborgen, ohne daß sie ihren Garten verließ. Um allen Verdacht zu entfernen, schrieben wir uns Briefe, welche die Marquise von London aus expedirte. Man hat nie Etwas geahnt.

Zwei oder dreimal wöchentlich besuchte ich sie. Bis zur Unkenntlichkeit verkleidet, nahm ich am Ende der Welt einen Fiacre, und fuhr zu ihr. Sie schenkte der Welt ein kleines Mädchen, das sie Cäsarine Leblond nannte. Unter diesem Namen ward es auch in das Kirchenregister eingetragen.

Als Mylady Bolingbroke später nach England zurückkehrte, nahm sie das Kind unter dem Namen Miß Blank mit sich. Sie behielt es bis zu seinem sechzehnten Jahre bei sich, und es galt allgemein für die Nichte Mylords. Später ließ man es zurückkommen, und brachte es in das Kloster Notre-Dame de Sens, von dem Frau von Billette, die Tochter aus erster Ehe der Marquise, Aebtissin war.

Alles ging auf das Beste. Der Roman schien beendet, aber er begann im Gegentheile erst, und wir sollten bei diesen beiden Wesen Wunder von Gefühlen sehen, deren sie allein nur fähig waren. Und sie allein nur konnten der Welt ein solches Beispiel geben.

---

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Trotz ihrer Jugend, trotz ihrer heroischen Entschlüsse, war die arme Aissé das zärtlichste Geschöpf, sie liebte ihren Chevalier mit einer Leidenschaft, die unserer Zeit nicht angehörte. Man hätte, glauben mögen, sie sei einem Oriani oder einem Amadis bestimmt gewesen. Sie begnügte sich nicht damit, es ihm zu sagen, sie hatte selbst die Schwachheit, es ihm zu beweisen. Aber wie fürchtete sie sich vor Frau von Feriol! Wie verbarg sie sich vor ihr! Wie log sie ihr in das Gesicht, wenn diese sie wegen dieser Liebe plagte.

— Nein, Madame, sagte sie, ich liebe den Chevalier nicht; sein Geist gefällt mir, seine guten Manieren und seine Liebenswürdigkeit ziehen mich an, aber von Liebe ist keine Rede.

— Mein Gott, ich mache Ihnen kein Verbrechen daraus, man ist ja nicht Herrin seines Herzens. Aber ich möchte wohl wissen, ob der Chevalier Sie heirathen würde. Und wer sollte sie wohl heirathen, meine arme Kleine? Man ist allgemein davon überzeugt, daß Sie in der strengsten Bedeutung des Worts die Sklavin des Gesandten gewesen sind.

— Gott weiß es, daß es glücklicherweise nicht der Fall gewesen ist!

Diese kleinen Szenen wiederholten sich oft. Aissé hat sie mir später alle erzählt, denn damals theilte sie sich Niemandem mit. Frau von Feriol würde es nicht gewagt haben, sie zu sehr zu tadeln, sie, die sich mit ihrem alten Marschall von Uxelles brüstete; aber sie wollte das Herz Aissé's und das des Chevalier's, selbst ihre kleinsten Seufzer, beherrschen, sie sollten durchaus nicht zweier verschiedenen Willensmeinungen sein.

Damit Nichts fehle, mischten sich auch noch Verfolgung und Eifersucht in die Angelegenheit ihres Herzens. Sie selbst gaben den Grund dazu nicht, denn das Band, das sie umschlang, war zu sanft, zu fest; wohl aber ein mächtiger Fürst, der Herzog von Orleans.

Aissé war mit Frau von Parabère sehr vertraut; sie hegte, wie alle die, die sie kannte, eine wahrhafte Freundschaft für diese Dame. Es lag viel Gutes in Frau von Parabère; daß sie galant war, geht Niemand etwas an. Sie war eine zuverlässige, treue und ergebene Person, von der man sich der Gewährung einer jeden Bitte versichert halten konnte. Beweise davon hat sie allen ihren Freunden gegeben, und ich habe selbst einmal gesehen, daß sie ihre Diamanten versetzte, um eine alte Verwandte, Frau von La Vieuville, die sie seit ihrer Kindheit liebte, aus einer Verlegenheit zu ziehen.

Als sie war ihr also sehr zugethan, und sie stattete ihr oft Besuche ab.

Eines Tages traf sie den Regenten dort an, dem, wie aller Welt, ihre Schönheit auffiel. Fiel dem Regenten eine Schönheit auf, so trug er auch Verlangen darnach.

Er faselte mehrere Tage lang so viel von der schönen Griechin, daß seine Roués ihm sagten, er möge sich der Geliebten des Herrn von Feriol, des Gesandten, bemächtigen.

Der Regent hatte bei allen seinen Ausschweifungen dennoch eine gute Seite, und dies war seine, natürliche; die schlechte kam von Dubois und Consorten.

— Es ärgert mich, daß sie trotzdem so rein und keusch aussieht, sagte er.

— Ach, gnädigster Herr, wer kann diesem Aussehen trauen?

Sie brachten es durch Ueberredung dahin, daß sie ihn bewogen, das arme Mädchen ohne Weiteres entführen zu lassen.

Eines Morgens kam sie sehr früh aus der Messe; sie befand sich noch im Negligee und ein kleiner Laquais des Gesandten begleitete sie. Man entführte sie in einem verschlossenen Wagen nach dem Palais-Royal, indem man sie einen Umweg durch entlegene Straßen machen ließ. Dann hielt der Wagen am Fuße der kleinen Treppe, die sie nicht kannte. Damit der kleine Laquais diese Heldenthat nicht weiter erzählte, hatte man ihn ebenfalls mitgenommen.

Aissé verabscheute den öffentlichen Scandal. Sie hatte um Hilfe gerufen. Einige Vorübergehende hatten ihr beistehen wollen, aber man hatte sie beseitigt. Als sie, sah, daß man sie trotz ihrer Gegenbemühungen in den Kasten sperrte, schwieg sie; sie leistete keinen Widerstand mehr und nahm ihre ganze Geistesgegenwart zusammen. Zwei Männer, die in große Mäntel gehüllt waren und die Hüte tief in die Augen gedrückt hatten, begleiteten sie. Der eine dieser Männer beruhigte sie, indem er ihr sagte daß man ihr Nichts zu Leide thun würde.

— Bin ich denn Staatsgefängene? fragte sie.

— Ja, Mademoiselle, Sie sind eine Gefangene des Staates der Liebe, und wir hoffen, daß Sie Ihr Gefängniß lieb gewinnen werden, sobald sie den Kerkermeister kennen.

Aissé schwieg; sie suchte in ihrer Tasche und überzeugte sich, daß sie einen kleinen Dolch darin hatte, den sie, nach der Gewohnheit ihrer Nation, stets bei sich führte. Sie sah ein, daß Schreien und Widerstand unnütz waren und daß sie Nichts thun könne, als sich für den entscheidenden Augenblick auf die Vertheidigung vorzubereiten. Sie richtete sich im Rücksitze des Wagens ein, und wartete.

Man bat sie, auszusteigen.

Sie that es, und ging die Stufen jener kleinen Treppe hinan, auf der täglich so manche Tugend strauchelte. Festen Schrittes folgte sie ihrem Führer, der sie in ein reizendes Kabinet brachte, wo er sie allein ließ, damit sie Muse hatte, es zu bewundern. Kostbare Gemälde, hohe Spiegel, weiche Polster, einladende Stühle schmückten dieses Gemach. Auf einer Toilette lagen Gold und eine Menge Edelsteine.

Ein hübsches Kammermädchen trat ein, machte eine sehr zierliche Verneigung, und sagte:

— Mademoiselle, Sie sind hier zu Hause, und ich stehe zu Ihren Diensten. Haben Sie mir Befehle zu ertheilen? Sie dürfen nur wählen.

Dann öffnete sie nach und nach vier Glasthüren und zeigte ihr zugleich:

Ein Schlafzimmer, das einer Venus würdig war;

Ein Bad mit klarem, duftenden Wasser;

Einen Tisch, der dergestalt besetzt war, daß er den Appetit eines Todten reizen mußte;

Und ein Toilettenzimmer, das mit Allem versehen war, was die koketteste und difficilste Frau reizen konnte.

Aissé sah dies Alles mit jenem gleichgültigen, schönen und keuschen Blicke an, den sie auf Alles zu richten pflegte, was nicht der Chevalier war.

— Das ist sehr schön, sagte sie ruhig; aber da man mich in meiner Wohnung erwartet, würden Sie mir einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie meinen Wagen kommen ließen.

Das Kammermädchen sah sie so erstaunt und so verduzt an, daß Aissé fast in Lachen ausgebrochen wäre.

— Einen Wagen? fragte sie. Warum?

— Damit er mich nach Hause bringe; ich wiederhole es, daß ich Eile habe.

Das Kammermädchen antwortete durch eine Verbeugung und entfernte sich.

Aissé setzte sich auf ein Polster und holte ihren Rosenkranz aus der Tasche; sie begann andächtig das Paternoster zu beten. So wartete sie ein und eine halbe Stunde. Dann öffnete sich eine Thür, die sie vorhin nicht bemerkt hatte, und ein Mann trat ein. Dieser Mann suchte sich zu verstellen. Sie blieb ruhig sitzen und hielt ihren kleinen Dolch in Bereitschaft.

Als der Mann sich näherte, erkannte sie den Regenten.

— Ach, gnädiger Herr, rief sie emporfahrend, Sie kommen, um mich zu befreien!

— Sie befreien, Mademoiselle, wovon? Wer plagt Sie? Sie können fest auf mich zählen.

— Man hat mich gewaltsam entführt, man hat mich hierher gebracht und hält mich nun fest.

— Gefällt es Ihnen hier nicht? Fehlt Ihnen Etwas? Sie haben nur zu befehlen.

— Zunächst, mein gnädigster Herr, möchte ich wissen, wo ich bin.

— In dem Palais-Royal. Wußten Sie es nicht?

— Gnädigster Herr, man hat mich hierher geführt, ohne zu fragen, ob ich damit einverstanden sei.

— Wahrhaftig, Mademoiselle? fragte er bewegt. Ich glaubte nicht... ich glaubte...

— Was glaubten Sie, gnädigster Herr? fragte sie würdevoll.

— Ich glaubte, Mademoiselle, ich glaubte, daß Sie eine fröhliche Person seien, die das Lachen und das Vergnügen liebt. Man hatte mir gesagt, daß Ihnen ein Tag, mit Philpp von Orleans verbracht, nicht mißfallen würde.

— Vollenden Sie, gnädigster Herr. Was hat man Ihnen noch gesagt? Es würde mir lieb sein, wenn ich es erfahren könnte; ich werde Ihnen sogleich darauf antworten.

— O Himmel, meine Schönste, Sie fragen mich auf eine Weise, die mich fast einschüchtern. Sie fragen mich mit der Miene einer Königin, die für die Sklavin des Herrn von Feriol, für die Geliebte seiner beiden hübschen Neffen, für die leicht zu erringende Freundin aller Derer, die sie suchen und sich ihrer als Göttin von Paphos bedienen, überhaupt für die glückliche Zeit nicht paßt, in der wir leben.

— Hat man Ihnen dies eingeredet, mein gnädigster Herr? Ah, dann begreife ich Alles, und entschuldige Sie. Aber ich habe Ihnen noch ein Wort zu sagen: ich liebe einen Mann, den Sie nicht genannt haben, und an den Sie ohne Zweifel nicht denken. Außer diesem Manne giebt es keinen, der mir die Spitze meines Handschuhs geküßt hat, gnädiger Herr; außer diesem Manne existirt Niemand, und wäre er ein Fürst, der von mir einen Blick erlangen wird,

— Ah, entgegnete der Regent erstaunt, steht es so, Mademoiselle?

— Ja, so steht es, mein gnädigster Herr. Ich werde weder schreien, seufzen, noch klagen, denn dies liegt nicht in dem Charakter meiner Nation; aber wenn man mir Gewalt anthun will, so besitze ich das Mittel, mich davor zu wahren. Vergessen Sie das nicht!

— Ihnen Gewalt anthun, Mademoiselle? Gott soll mich davor bewahren! Ich brauche Niemandem Etwas zu stehlen, und wenn Sie sich in meiner Gegenwart unglücklich fühlen, so lasse ich Sie auf der Stelle in Ihre Wohnung zurückführen. Aber Sie haben mein höchstes Interesse erweckt, und ich möchte Sie nicht entlassen, bevor ich Ihnen nicht den Beweis davon geliefert habe.

— Der schlagendste Beweis würde sein, wenn Sie mich entließen, mein gnädigster Herr!

— Wie, ohne mit mir zu frühstücken?

Aissé richtete ihre Blicke auf den Fürsten, dessen gutmüthiges Gesicht Nichts als diese Worte ausdrückte; sie begriff, daß sie ihn durch Mißtrauen kränkte.

— Gut, so werde ich mit Ihnen frühstücken, gnädiger Herr, sagte sie; aber dann werde ich sogleich zu, dem Gesandten zurückkehren — nicht wahr?

— Ich gebe Ihnen mein Wort darauf.

Sie frühstückten allein; es war keine dienende Person zugegen.

Aissé sah ihr Morgen negligé an, und fragte nach dem Kammermädchen. Es kam, und empfing den Befehl, einen Wagen kommen zu lassen und die schöne Griechin zu begleiten. Der Fürst bot Aissé ein Armband von großem Werthe an, zum Andenken, wie er sagte.

— Nein, gnädigster Herr; wir werden einander dennoch gedenken. Erlauben Sie mir, das Armband diesem jungen Mädchen zu schenken, es mag ihr als Aussteuer dienen und sie in den Stand setzen, ein ehrbares Geschäft zu betreiben.

Noch vor Mittag waren Aissé und der kleine Laquais zu Herrn von Feriol zurückgekehrt; er hatte nicht einmal ihre Abwesenheit bemerkt.

---



## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die schöne Aissé hatte ihr Abenteuer nur Frau von Parabère und mir erzählt; dem Chevalier verschwieg sie es, da sie nicht wollte, daß er die Sache laut werden ließe; eine Andere würde nicht so gehandelt haben. Aber sie mußte es ihm dennoch sagen, da man ihm die Sache, nach der Voraussicht der Herren Roué's, anders erzählt hatte. Herr von Aydie bewunderte dieses achtbare Wesen, und liebte sie dafür mit ganzem Herzen. Es war eine Zärtlichkeit »zum Entzücken«, wie irgend ein Dichter sagt.

In einer kleinen Wohnung, die dicht neben den, Hause der Frau von Parabère lag, sahen sie sich und hier blieben sie Tage lang bei einander. Außer Frau von Feriol wußten alle ihre Freunde um dieses vertrauliche Verhältniß, und alle interessirten sich lebhaft dafür. Milord Bolingbroke und Frau von Villette vorzüglich theilnahmen an dieser Angelegenheit, daß Letztere, als Aissé sich von einer süßen Last gedrückt fühlte, ausdrücklich nach England reiste, um die Bedrängte anscheinend mit sich zu nehmen.

Während dieser Zeit schenkte die schöne Griechin, die sich in der Vorstadt Saint<sup>o</sup>Honoré in einem einsamen, netten Hause verborgen hielt, der Welt ein Mädchen, das ganz ihrer Mutter ähnlich sah. Die glücklichen Liebenden und Sophie, die treue Dienerin, empfingen das hübsche Kind.

Man ließ es unter dem Namen Cäsarine Leblond taufen, und übergab es Frau von Villette, als diese nach England zurückkehrte. Dort gab sie es für eine Verwandte Mylord's aus, die Miß Blank hieß. Aissé konnte sie nach Gefallen besuchen Frau von Villette war ein wenig unbeständig von Natur — ausgenommen in Bezug auf ihren Lord; sie ward der Sache müde und behauptete, sie könne das Kind nicht erziehen.

Man brachte es in das Kloster Notre-Dame in Sans, deren Aebtissin eine Frau von Villette war, die Tochter aus erster Ehe der Marquise.

Hier blieb sie lange Zeit, selbst nach dem Tode ihrer Mutter, Der trostlose Vater nahm sie dann zurück, um sie mit einem guten Edelmann aus seiner Provinz Perigord, Namens de Nanthe, zu verheirathen. Dieser gute Chevalier war weise, wie Bayard; Voltaire nahm ihn für seinen Coucy zum Muster, ebenso auch seinen Freund, den Chevalier von Fransay. Ich kann nichts Besseres thun, als ein Portrait von ihm abschreiben, das ich einige Jahre später entworfen habe; wir nahmen damals die Mode der Portraits wieder auf, indem wir dem verflossenen Jahrhunderte und dem Hofe der großen Mademoiselle nachahmten. Man bedenke, daß ich, die redet, Herrn von Lauzün gekannt habe, der sie heirathen sollte!

»Der Geist des Chevaliers von Aydie ist warm, fest und kräftig. Alles an ihm hat die Kraft und die Wahrheit des Gefühls. Man sagte vom Herrn von Fontenelle, er habe statt des Herzens noch ein zweites Gehirn; man könnte glauben, der Kopf des Chevaliers enthalte noch ein zweites Herz. Er bewies die Wahrheit des Ausspruchs Rousseau's: »unser Herz birgt, was in unserm Geiste wohnt.««

»Die Ideen des Chevaliers sind nie durch eine leere Metaphysik geschwächt, verflüchtigt oder erkaltet. Alles ist erste Bewegung in ihm; er überläßt sich dem Eindrücke, den die Gegenstände auf ihn ausüben, die er behandelt. Oft wird er mehr und mehr davon eingenommen, je nachdem

er darüber spricht; oft ist er um das geeignetste Wort verlegen, um seine Gedanken auszudrücken, und die Anstrengung, die er dabei macht, giebt seiner Rede noch mehr Schwung und Energie. Weder Gedanken noch Ausdrücke entlehnt er von Andern; was er erblickt und sagt, erblickt und sagt er zum ersten Male. Seine Desinitionen und Bilder sind richtig, kräftig und lebhaft. Mit einem Worte: der Chevalier zeigt uns, daß die Schwäche des Gefühls und der Leidenschaft die erhabene und wahre Beredtsamkeit ist.

»Aber das Herz ist nicht immer fähig, zu empfinden, es hat seine Zeiten der Ruhe: dann scheint der Chevalier nicht mehr zu existiren. In Finsterniß eingehüllt, ist er nicht mehr derselbe Mensch, man glaubt, er sei von einem Genius beherrscht, der je nach Laune sich seiner bemächtigt, oder ihn verläßt. Alle seine Lichter erlöschen, seine Gedanken sind nicht mehr so richtig, seine Ausdrücke nicht mehr so energisch, sie sind nur übertrieben.

„Man sieht, daß er sich sucht, ohne sich zu finden; Das Original ist verschwunden, es bleibt nur noch die Copie. Obgleich der Chevalier nur nach seinem Gefühle denkt und handelt, so ist er nichtsdestoweniger doch der leidenschaftlichste und zärtlichste Mann von der Welt; er wird zu sehr von verschiedenen Gegenständen hingerissen, um einem sich ganz besonders zu ergeben. Seine Empfindsamkeit ist, um so zu sagen, in alle verschiedenen Fähigkeiten seiner Seele getheilt, und diese Ablenkung könnte wohl seinem Herzen als Vertheidigung dienen und ihm eine Freiheit sichern, die um so sanfter und fester ist, als sie sich von der Gleichgültigkeit und Zärtlichkeit gleich weit entfernt, Indeß, er glaubt zu lieben — und täuscht er sich? Er ist leidenschaftlich für die Tugenden eingenommen, die er bei seinen Freunden findet; er spricht mit Wärme von Dem, was er ihnen schuldet; aber er nennt sich von ihnen ohne Mühe, so daß man versucht ist, zu glauben, es sei durchaus Niemand zu seinem Glücke nöthig. Mit einem Worte, der Chevalier scheint mehr empfindsam, als zärtlich zu sein.

»Das Unterscheidungsvermögen des Chevaliers ist klar und scharf, sein Geschmack sehr richtig; er kann bei den Thorheiten und Fehlern des menschlichen Geschlechts kein gewöhnlicher Zuschauer bleiben.

»Alles, was die Rechtschaffenheit und Wahrheit verletzt, bekämpft er. Ohne Mitleid mit den Verbrechern und ohne Nachsicht für die Lächerlichkeiten, ist er der Schrecken der Schlechten und Dummen. Indem sie ihn übertriebener Strenge und romantischer Tugenden anklagen, glauben sie sich an ihm zu rächen; aber die Achtung und die Liebe geistreicher und verdienstlicher Leute rächt ihn an solchen Feinden.

»Der Chevalier ist zu oft bewegt und angegriffen, als daß sein Humor gleich bleiben könnte; aber diese Ungleichheit desselben ist mehr angenehm, als ärgerlich. Stets war er wahr und natürlich in seinen verschiedenen Veränderungen, er gefällt durch seinen eigenen Fehler, und er würde den angenehmen Eindruck nicht hervorbringen, wenn er vollkommener wäre.«

In jener Zeit, als Aissé starb, alterte der Chevalier sichtlich; nie, nie hat er sich über diesen Verlust trösten können, das heißt, nie hat er eine andere Frau geliebt, wie er sie geliebt hatte. Wir sahen ihn sehr oft, aber damals konnten wir ihn nicht auffassen, wir mußten zu seiner schönen Jugendzeit zurückkehren, wo er ein wahrer Romanenheld war.

Er liebte Aissé mit einer Leidenschaft, die an Wahnsinn grenzte. Es ist wahrlich keine Metapher, wenn man sagt, er lebte nur für sie. Er lebte stets in ihrer Gegenwart, selbst wenn er sie nicht sah. Oft überraschte man ihn in seiner Zerstreung, und wenn man ihn fragte, was er hätte, fuhr er überrascht empor, und sagte:

— Ach, Verzeihung, es ist wahr, ich war nicht hier, ich war bei ihr!



## Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eines Tages kam der Chevalier zu mir; ich hatte ihn seit einer Woche nicht gesehen.

— Madame, sagte er heftig, ich komme, um Sie um Rath zu fragen.

— Mich um Rath zu fragen? Manche unserer Freunde werden ohne Zweifel sagen, daß sie eine Thorheit begehen wollen.

— Eine Thorheit! Sagen Sie nicht, daß es eine Thorheit ist, ich habe lange darüber nachgedacht.

— Die überdachten Thorheiten sind die größten.

— Madame, Sie haben ohne Zweifel bemerkt, daß Aissé sichtlich abnimmt. Wissen Sie den Grund davon?

— Mein bester Chevalier, man behauptet, daß Sie sich Beide zu viel lieben.

— So meint die Welt! Wir lieben uns nicht zu viel. Kann man sich zu viel lieben? Wir lieben uns, wie wir uns nicht lieben sollen, das ist Alles. Ich erwarte sie; sie wird kommen, und dann werden wir zusammen davon sprechen.

— Mein Herr, Sie sind ein Sphynx!

— Ach, wenn Sie liebten, wie ich liebe! Sie würden bereits verstanden haben, daß ich daran denke, Aissé zu heirathen.

— Das ist eine große Parthie!

— Sie ist die einzige. Meine Tochter wird einen Namen und eine anerkannte Mutter haben. Ich bin dies meinen Gefühlen für sie schuldig, und ich werde es ausführen.

— Dann bedürfen Sie keines Rathes.

— Madame, Sie kennen Aissé; glauben Sie, daß ich eine Bessere finden könne?

— Gewiß nicht, weder als Freundin, noch als Geliebte; aber als Frau!

— Ach ja, sie hat kein Vermögen, sie ist Sklavin, sie ist die Tochter irgend einer Unbekannten. . . Sie sind wie Riom, der behauptet, daß seine Familie mir es nie verzeihen werde.

— Ich behaupte das Gegentheil nicht.

— Sie machen mich trostlos.

— Und die Familie hat vielleicht nicht Unrecht, was noch mehr ist. Warum soll man Aissé heirathen lassen? Was entsteht für Sie daraus?

— Sie verstehen mich nicht, Madame! Ich wollte, haß sie käme, und daß Sie sähen, wenn Sie Augen haben.

— Die Liebe, mein armer Chevalier, verdreht Ihnen den Kopf.

Es ist wahr, die Heirath mit dieser guten Aissé würde zu Nichts mehr geführt haben, als zu dem, was sie schon war. Was sie anbetraf, so war das ein anderes Ding, sie würde Alles gewonnen haben, was sie nicht besaß.

Die liebe Kleine kam; ich fand sie sehr bleich und verändert. Ihr reizendes Lächeln war traurig; aber dennoch war sie sehr glücklich, daß sie ihren Chevalier sah.

— Sehen Sie sie an, Madame, und Sie verstehen mich jetzt.

— Es kommt mir wirklich so vor, daß sie leidet.

— Nein, ich leide nicht, ich versichere es. Ich bin zufrieden, sehr zufrieden.

— Wie?

— Ist er nicht da?

— Ich bin nicht immer da, meine theure Aissé, und dies zehrt uns Beide auf. Es ist nöthig, daß ich stets bei Ihnen bin, und darüber wollen wir reden.

— Mein armer Chevalier, können Sie das Geschehene ungeschehen machen?

— Nein, meine Königin, aber ich kann die Zukunft ordnen.

— Leider! Wie wollen Sie das anfangen?

— Meine Gelübde sind nicht ewig, man kann sie aufheben. Ich habe Protectionen am römischen Hofe — ich werde mich davon entbinden lassen.

— Und dann?

— Dann?

— Nun ja.

— Dann werde ich der Königin meines Herzens mein Leben, Alles, was ich besitze, bringen. Dafür verlange ich von ihr, daß die Bande, die uns fesseln, unauflöslich sein mögen, und daß sie meine geliebte Frau wird, wie sie jetzt schon meine theure und geachtete Geliebte ist.

Nie werde ich den Ausdruck vergessen, den Aissé's Gesicht bei diesen Worten des Chevaliers annahm. Sie sah ihn zärtlich, freudig und stolz an, und saß einige Augenblicke schweigend, als ob sie ein Glück einsaugen wollte, das sie nie wiederfinden würde.

— Ach, mein bester Chevalier! rief sie.

Und zwei Thränen rollten langsam wie Perlen über ihre Wangen; sie trocknete diese Thränen nicht.

— Sie willigen ein, nicht wahr? Ich weiß, warum ich Sie deshalb befrage — würden Sie sich weigern können? Sie lieben mich!

— Gott weiß, ob ich Sie liebe, Chevalier!

— Aissé!

— Und eben deshalb lehne ich Ihren Antrag ab.

— Sie lehnen ab? rief ich.

— Sie lehnen nicht ab? rief der Chevalier, der falsch verstanden zu haben glaubte.

— Ich lehne ab. Madame; ich lehne ab, mein Freund!

Ich glaubte, sie wären Beide toll, toll auf ihre Weise; aber ich hütete mich wohl, dazwischen zu treten. Es giebt Dinge, in die man sich nicht mischen muß.

— Meine theure Aissé, sagen Sie nicht, daß Sie mir mein Glück verweigern, ich werde es niemals glauben.

— Sie haben Recht, es nicht zu glauben, aber glauben Sie an Ihr Unglück. Und in Ihr Unglück werde ich nie willigen.

— Aissé! Meine theure Aissé!

Er, der Tapfere und Unverzagte, den Kanonen und Schwerter nicht einen Augenblick wanken gemacht, er weinte. Mein Gott, wie schwach sind doch große Herzen vor ihren Empfindungen!

— Betrüben Sie sich nicht, Chevalier; Gott ist mein Zeuge, daß jede Ihrer Thränen mir schrecklicher ist, als ein Dolchstoß. So lange ich lebe, soll mich Nichts von Ihnen trennen, als Ihr eigener Wille. Was wollen Sie mehr?

— Ich will, daß Sie mir vor den Menschen angehören, wie Sie vor Gott mir angehören; es soll kein menschlicher Wille uns trennen können. Ich will versichert sein, daß ich stets so glücklich sein werde, wie ich es jetzt bin. Sollten Sie so grausam sein, und mich zurückstoßen?

— Mein bester Chevalier, Sie Philosophiren wie ein Verliebter von vierzehn Tagen, antwortete sie mit dem so sanften und traurigen Lächeln der Ergebenheit und Zärtlichkeit; wenn ich Sie heirathete, so gäben Sie Ihren Namen einer Sklavin, der Tochter eines Kameeltreibers, einem Geschöpfe, das man beschuldigt, es habe einem Herrn angehört, und habe sich sogar schlecht betrogen. Kurz, ich bin Ihrer nicht würdig, Chevalier von Aydie, Ihre Familie wird uns Beide zurückstoßen, und sie hat Recht, wenn sie uns zurückstößt. Ich werde es nicht dulden, daß Ihnen meinetwegen irgend ein Kummer oder eine Beleidigung zugefügt werde.

— Ein Kummer! Bereiten Sie mir nicht einen größern, als dieser ist? Eine Beleidigung! Giebt es eine größere, als mich zurückzustößen? Demnach verschmähen Sie mich wohl?

— Ich bewundere, ich verehere Sie, ich bete Sie an, und ich werde es stets für einen hohen Ruhm erachten, daß Sie mich für würdig gehalten, Ihre Gattin zu werden. Die einzige Art zu beweisen, daß ich es verdiene, ist, Sie zu bitten, diesen Wunsch zu vergessen.

— Ach, Madame, Sie hören und sehen sie; Kummer und Gewissensbisse tödten sie — ja, sie hat Gewissensbisse, sie ist unglücklich über mein Glück, und deshalb will sie es mir rauben. — Die Grausame will sich von mir trennen!

Nun schlossen sie sich einander in die Arme, und Nichts konnte rührender sein, als die Unterhaltung, die nun folgte; sie hätte einer Bildsäule Thränen entlocken müssen.

Aber Aissé blieb fest; um sie nachgiebig zu machen, sprach er von seiner Tochter und dem Vortheile, der ihr daraus erwüchse.

— Sie wird keinen Vortheil davon haben, antwortete sie. Meine Tochter wird eben so gern gesehen und geehrt sein, wenn Sie die Mutter in ihrer bescheidenen Stellung lassen. Wenn Sie mich nicht heirathen, werden Sie Niemanden heirathen.

Die Klugheit und Logik dieses jungen Mädchens waren bewunderungswürdig, sie opferte ihre Zukunft der ihres Geliebten, und Nichts konnte sie erschüttern.

Jeden Tag wiederholte er sein inständiges Bitten, und auch uns ging er an, sie zu überreden; er beschuldigte uns der Herzlosigkeit und daß wir seinen Tod wollten, weil wir Aissé seinem Wunsche nicht geneigt zu machen suchten.

Frau von Villette und Lord Bolingbroke thaten Alles, was sie vermochten; ich zeigte weniger Eifer, ich bekenne es, denn ich fand diese Verbindung wenigstens unnütz. Die beiden Liebenden erschienen mir, wie sie waren, glücklicher und mehr an ihrem Platze. Eine Heirath war mir ein schwarzes Ungeheuer, die meinige lastete schwer auf mir.

So blieben die Dinge lange Zeit, bis der Zufall ihnen eine Person beigesellte, die die Katastrophe beschleunigte und diesen hübschen und gefühlvollen Roman zu Ende führte.

Es ist mir nie möglich gewesen, so zu lieben, und ich habe stets Gott dafür gedankt, denn mir scheint, daß die heftigen Leidenschaften den Menschen, und Vorzüglich den Frauen, geschickt sind, um sie zu peinigen und elend zu machen. Obgleich ich achtzig Jahre alt bin, habe ich nicht eine gesehen, die zu einem gedeihlichen Ende führte.

Dies zur Nachricht für meinen niedlichen Secretair.

— Madame spricht von der Liebe, wie von den Farben; sie ist blind, sie hat niemals geliebt!

---

## Dritter Band

### Erstes Kapitel.

Ich habe das Schreiben ziemlich lange eingestellt, da ich unpäßlicher war, als gewöhnlich. Ich habe mir eben die letzten Seiten meiner Erzählung vorlesen lassen, und mit Ueberraschung gesehen, daß nichts in der Ordnung ist. Mein Gedächtniß läßt mich zuweilen im Stiche, so daß mich Jemand an das erinnern muß, was ich schon gesagt habe, und mein kleiner weiblicher Secretair — ich glaube, ich erfinde dieses Wort — ist noch gedankenloser, als ich vergeßlich bin. Sie hat mich also nicht aufmerksam gemacht, daß sich in der Geschichte des Fräulein Aissé sehr unangenehme Wiederholungen und Versetzungen finden. Ich kann keine Hand daran legen, ohne Alles umzuschmelzen, und die Zeit drängt, denn ich möchte diese Memoiren beenden, ehe ich sterbe, und ich habe nur noch Tage der Gnadenfrist übrig.

Die Einsicht und der gute Wille des Lesers werden nachhelfen. Er wird zum Beispiel einsehen, daß die Scene im Palais-Royal vor dem von Aissé an den Regenten geschriebenen Briefe vorgeht; er wird einsehen, daß die zweimal wiederholte Erwähnung ihrer Niederkunft ein Gedächtnißfehler und Alles ein Versehen des thörichten Kindes ist, die ich endlich einmal verabschiedet habe und die ich nicht mehr zum Secretair haben will. Ich gebe dem getreuen Viard sein Scepter, das heißt seine Feder, zurück. Er hat mir versprochen, zu schreiben, was ich ihm dictiren werde, ohne Bemerkungen zu machen, selbst wenn ich seiner Meinung über die, für welche er Vorliebe hegt, entgegentrete; seitdem bedarf ich keines Anderen, als seiner: Hat sie nicht auch von mir niedergeschrieben, daß ich beinahe Lauzün geheirathet hätte? Wenigstens zur linken Hand! Da können einem wohl die Gedanken verleidet werden.

Kehren wir zu Fräulein Aissé zurück und bemächtigen uns ihrer, um sie nicht wieder zu verlassen.

Fräulein Aissé reiste mit Frau von Fériol nach Burgund, das heißt nach dem Schlosse Pont-de-Veyle ab, wo ihre Freunde zuweilen einige Zeit zubrachten, wenn Frau von Fériol es über sich gewinnen konnte, Paris zu verlassen. Sie folgte ihnen aus guten Gründen, denn ihr ganzes Leben und Glück war von dem Chevalier abhängig. Er benutzte den Augenblick, um selber zu seiner Familie zu gehen. Sie sahen sich also getrennt und auf die Correspondenz beschränkt, was ein großer Schmerz für diejenigen ist, welche sich auf solche Weise lieben.

Fräulein Aissé war traurig und schwermüthig; sie wanderte allein unter den schönen Bäumen des Parks und floh die zahlreichen Besuche, die sich zu ihrer Beschützerin drängten, wie es in der Provinz bei allen Schloßdamen gebräuchlich ist.

Indessen kam Eine an, die sie nicht zurückwies, denn die Erkenntlichkeit machte es zur Pflicht, sie zu empfangen. Es war eine Freundin der Fériol, ja noch mehr, es war eine Verwandte der Lady Bolingbroke und sie kam von ihr.

Diese Person war Frau von Calandrini aus Genf, Ihr Gemahl war ein Genfer, aber sie eine Französin und Tochter des Herrn von Pelissary, Generalschatzmeisters der Marine. Eine ihrer

Schwestern hatte den Vicomte Saint John, Vater des Lord Bolingbroke, ein Kind aus früherer Ehe, geheirathet.

Sie brachte einige Wochen in Pont-de-Veyle zu und schloß sich so an die schöne Griechin an, daß sie ihr versprach, im folgenden Winter nach Paris zu kommen, um noch weiter mit ihr zu verkehren.

Frau von Calandrini war eine Person von Geist, sehr tugendhaft und ein wenig prüde, wie Alles, was von Genf kommt, aber bei einiger Bekanntschaft gemäßigt. Sie erfuhr sehr bald das Liebesverhältniß unserer jungen Leute, um welches alle Welt wußte, und darauf baute sie einen Besserungsplan.

Sie begann Aissé sanft zu predigen und ihr zu wiederholen, daß eine Lage, wie die ihrige, für ein Mädchen von Ehre nicht haltbar sei. Sie stellte ihr vor Augen, was sie ihre Aufführung nannte, und machte sie auf den ganzen Greuel aufmerksam. Das arme Mädchen! Eine solche Liebe!

— Sie können nicht so leben, mein Fräulein, sagte sie zu ihr. Heirathen Sie den Chevalier, das sollten Sie für Ihre Tochter und für sich thun, oder —

— Den Chevalier heirathen, Madame! Ich liebe ihn zu sehr — ich liebe meine Tochter zu sehr, um eine solche Handlung zu begehen. Ich habe es oft gesagt, ich bin seiner nicht würdig, und meine Tochter ohne Mutter ist glücklicher und besser gestellt, als mit einer Mutter wie ich. Sie ist nur die Tochter des Chevalier, und die Tochter des Chevalier wird gewiß ebenso wie er empfangen, geliebt und mit Aufmerksamkeiten überhäuft werden, wie er selber.

— Da zaudern Sie nicht, meine Königin, fassen Sie Muth und brechen Sie Ihre Bande.

— Madame!

— Sein Sie die Freundin des Chevalier, sein Sie seine Schwester, sein Sie nicht mehr seine Geliebte. Er wird Sie ebenso sehr lieben, und Sie werden Ihre eigene Achtung und die Anderer wieder erlangen.

— Madame, wir werden daran sterben.

— Man stirbt nicht, weil man seine Pflicht thut.

— Ach! ich muß also den Mann, den ich so glücklich machen möchte, zur Verzweiflung bringen. — Diese Leidenschaft hat Allem widerstanden: dem Schmerze, den Verfolgungen, der Abwesenheit. Er ist in das Innere Polens gegangen, und von dort hat er mir glühende Briefe geschrieben und nur an mich gedacht. Seine Familie, meine Beschützer, meine Freunde haben sich zwischen uns gestellt; wir haben ihre Strenge und ihre Zärtlichkeit entwaffnet. Nichts hat uns trennen können, und nichts könnte uns jetzt veruneinigen, da Alles uns an einander fesselt.

— Wenn Sie eine Christin sind und Ehrgefühl besitzen, können Sie keinen Augenblick zaudern.

— Ich werde nie vermögen, ihn zu betrüben, Madame.

— Ach! ich traute Ihnen mehr Seelengröße, mehr Glauben, mehr Vertrauen auf Gott zu.

— Ich liebe die Tugend, Madame, der Himmel ist mein Zeuge, daß ich sie mehr als Alles liebe, aber ich kann nicht an den Schmerz des Chevalier denken, ohne daß meine Seele sich in Thränen ergießt. Wenn Sie Frau Fériol gewesen wären, und mir Ihre festen Grundsätze mitgetheilt hätten, würde ich nie davon abgewichen sein, während jetzt —

— Jetzt ist es nicht zu spät zur Besserung, es ist niemals zu spät. Wenn Sie mich lieben, thun Sie es für mich.



— Wenn ich Sie liebe! Ich liebe Sie wie meine Mutter, wie meine Tochter, wie meine Schwester, wie meine Freundin, wie Alles, was man auf dieser Welt lieben kann.

— Dann muß Ihnen Alles leicht werden, um mir gefällig zu sein.

— Ja, aber der Chevalier! Ihn liebe ich wie meinen Geliebten!

— Sie sind sehr krank, meine liebe Aissé.

— Und nur der Tod wird mich heilen, Madame.

Diese Unterredungen wurden oft erneuert; es verging kein Tag, ohne daß die Genferin ihr altes Lied anstimmte. Aissé widersetzte sich nach besten Kräften, aber sie wich Schritt für Schritt, und endlich kam sie dahin, zu versprechen, daß sie versuchen wolle zu gehorchen.

Wir sahen sie traurig, krank, beständig beschäftigt. Niemand wußte, womit; sie rief häufig den Chevalier herbei, stieß ihn von sich und überhäufte ihn mit Liebkosungen, bat ihn um Verzeihung und flehte ihn an, sich zu entfernen. Sie weinte ganze Tage und Nächte und wollte sich nicht gegen uns erklären. Der arme d'Aydie verlor seine Wissenschaft, aber niemals seine Geduld. Er erbot sich beständig, sie zu heirathen, bat sie dringend, einzuwilligen, und entfernte sich trostlos, wenn sie ihm händeringend sagte:

— Nein, nein, das ist es nicht, im Gegentheil.

Und das arme Mädchen schwand immer mehr dahin; das Fieber verließ sie nicht und untergrub ihre Gesundheit, bis es ihr Uebel unheilbar gemacht hatte. Diese Frau von Calandrini kann wohl sagen, daß sie sie mit ihrer Tugend und ihren Predigten gemordet hat.

Aissé ging, ihre Freunde wiederzusehen, die sie verlassen hatte, um neue Kräfte zu sammeln; sie warf sich in die glühendste Frömmigkeit und wurde von der Stimme ihres Gewissens unterstützt, welche ihr zurief, den Nachschlägen der Weisheit zu gehorchen. Von Genf zurückkehrend, hielt sie sich in Sens auf, besuchte ihre Tochter und fand sie als das liebenswürdigste Kind, und in den wenigen Tagen, die sie mit ihr zubrachte, wurde sie in ihrer Absicht noch bestärkt, so daß sie völlig entschlossen zurückkehrte.

Als ich sie wiedersah, umarmte sie mich zärtlich, und ohne mir zu sagen, um was es sich handelte, bat sie mich, den Chevalier oft zu sehen, ihn zu zerstreuen, ihn mit mir zu nehmen und zu machen, daß er so viel wie möglich bei Hofe bleibe, obgleich sie sich sonst so sehr beklagt hatte, wenn er dorthin ging.

— Und warum das Alles? fragte ich sie,

— Weil ich im Begriff bin, ihm großes Leid zuzufügen, und weil seine Freunde machen müssen, daß er es vergißt.

— Wenn Sie ihm Leid zufügen, meine Königin, thun Sie sich selber ebenso viel, wie ihm, wie es mir scheint; denn sie kehren in einem traurigen Zustande zu uns zurück. Sorgen Sie erst für sich, heilen Sie sich und fügen Sie ihm dann Leid zu, wenn Sie im Stande sind, es zu ertragen.

Sie antwortete mir nicht und erhob die Augen zum Himmel, als wollte sie ihm ihr eigenes Glück und das ihres Geliebten opfern. Sie sah ihn wieder, sie brachte zwei Tage mit ihm zu, ohne ihm irgend etwas zu gestehen, und zeigte sich zärtlicher und liebevoller, als je. Als er sie endlich verließ, sagte sie, indem sie ihm die Hand zum Kusse reichte:

— Morgen, mein Chevalier, wirst Du einen Brief von mir erhalten.

— Und warum einen Brief? Werde ich Dich denn nicht sehen?

— Ich weiß es nicht, aber ich werde Dir dennoch schreiben.

— Dies beunruhigt mich, Aissé.

- Beunruhige Dich nicht, es ist nichts Anderes, als was sehr gut für uns ist.
- Mein Gott! willigst Du denn ein!
- Ich willige in das, was das Beste für uns Beide ist.

Am folgenden Tage erhielt er in der That diesen Brief, wovon er mir die Abschrift gegeben hat:

»Ich zittere, mein Chevalier, indem ich zum erstenmal in meinem Leben an Dich schreibe, denn ich fürchte, daß dieser Brief von Dir übel ausgelegt werde. Ich will mit aller meiner Zärtlichkeit, mit der größten Zärtlichkeit, die je vorhanden war, mit Dir reden; ich werde Dich vielleicht betrüben, aber ich beschwöre Dich, mein Herz nicht zu beschuldigen. Ich liebe Dich nur zu sehr.

»Wenn ich Dich schwach liebte, würde ich nicht den nöthigen Muth zu dem Opfer finden, welches ich darbringe. Es scheint mir, als sei es weniger wegen meines Seelenheils, als um Dich glücklich zu machen. Wir können und müssen einander lieben, aber nicht wie wir uns jetzt lieben; dies ist nicht gut, es ist eine Verletzung des göttlichen Gesetzes, und wenn Du nicht willst, daß ich sterben soll, so mußt Du der Qual, die ich erdulde, ein Ende machen, indem Du meiner Reue Raum gibst. Ich kann und will nichts weiter sein als eine Schwester, mein Freund. Ich darf Dein Dasein nicht verkümmern, indem ich mich zwischen Dich und die Zukunft werfe. Du bist frei, Chevalier, und Du kannst die Hoffnungen, die Du hegst, auf andere Pläne setzen. Nichts wird die Zärtlichkeit vermindern, die ich für Dich hege; so lange ich lebe, werde ich Deine Aissé sein; ich kann nur Dich lieben, und Dein Glück wird das meine sein.

»Ich habe Gott versprochen, nichts weiter für Dich zu sein, als was ich sein darf, Du wirst nicht machen wollen, daß ich dieses Gelübde breche; besonders sage mir nicht, daß Du dadurch leidest, denn ich würde es nicht halten können, und ich würde zu gleicher Zeit nicht leben können bei der Qual, die ich erdulden müßte. Die Unordnung dieses Briefes zeigt Dir, in welcher Lage ich bin.

»Ich empfehle Dir eine kleine Person, die Du liebst. Uebertrage auf sie die Freundschaft, die Du für mich hegst. Sei Du für sie, was Du für die arme Aissé bist, und wenn ich sie in Deinen Händen weiß, werde ich zufrieden sterben. Ich kenne Dich Wohl, mein Chevalier, ich weiß, was Du werth bist, und Niemand wird Dir so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie ich. Darum rechne ich darauf, daß Du meine Bitte erfüllen wirst. Komm nicht heute, komm nicht morgen, komm nur, wenn Du Deiner völlig gewiß bist. Antworte mir, nachdem Du nachgedacht Hast, und habe Mitleid mit meinem Schmerze, der nur lebhafter sein könnte, wenn Du ihn theiltest.«

Als Herr von Aydie diesen Brief erhielt, lief er zuerst zu dem Chevalier von Froulay, seinem Herzensfreunde, der auch große Vollkommenheit besaß, wenn auch nicht den Reiz des Geliebten Aissé's. Voltaire sagte, er habe von diesen vollkommenen Chevaliers das Modell zu seinem Coucy in Adelaide Duguesclin entlehnt. Sie kamen zugleich zu mir; d'Aydie war ganz verstört und zeigte mir diesen Brief.

- Ach! Madame, sehen Sie, was sie mir schreibt, und was es bedeutet, rief er.
- Es ist das Werk der Genferin, antwortete ich; ich habe es langst gefürchtet. Und was werden Sie thun?
- Er muß den Wünschen seiner Freundin gehorchen, Madame, entgegnete Herr von Froulay; es ist nicht die Sache eines galanten Mannes, eine Dame mehr zu verpflichten, als sie es will.
- Sie wird ihren Sinn ändern!

— Sie wird ihren Sinn nicht ändern, Madame. Sie kennen Aissé nicht, wie ich sie kenne. Von dem Augenblick an, wo sie sich entschieden hat, dies zu schreiben, ist sie entschlossen gewesen. Sie kämpft ohne Zweifel schon lange mit sich selber, und daher nahm sie ab. Jetzt hat sie ihren Entschluß gefaßt.

— Nun, Chevalier, so fassen Sie auch Ihren Entschluß.

— Ich werde davon sterben.

— Sie werden beide davon sterben, denn sie wird dem nicht widerstehen, davon bin ich überzeugt.

— Ach! Madame, warum sollen wir einander so viel Kummer verursachen? Und glauben Sie denn, daß die Tugend darin besteht?

Es war nicht meine Sache, zu antworten, und Herr von Froulay that es auch nicht.

Die arme Aissé weigerte sich acht Tage lang, ihn zu sehen. Nach Verlauf dieser Zeit kam die treue Sophie ganz in Thränen und sagte, daß ihre Herrin sehr krank sei. Man müsse den Chevalier zu ihr schicken, ohne sie vorher davon zu benachrichtigen, denn sie würde sich sonst weigern, ihn zu sehen, und gewiß unterliegen, wenn man nicht alle mögliche Vorsicht anwende.

Der Chevalier eilte dorthin und wurde wider ihren Willen eingelassen, warf sich auf seine Knie, weinte, zeigte ein niedergeschlagenes Gesicht und bat, ihn nicht fortzuschicken. Sie wurde in tiefster Seele davon gerührt, und Frau von Calandrini hatte auch diesmal Unrecht, wie ich es vorhergesehen hatte.

Aber von diesem Augenblick an war Aissé dem Tode verfallen: der beständige Kampf, der zwischen ihrem Herzen und ihrer Vernunft, zwischen ihren Gewissensbissen und allen Empfindungen ihrer Seele vorgegangen, wurde endlich unmöglich zu ertragen, und machte noch keinen Eindruck auf sie. Ihr Leben wurde unerträglich, sie wollte und wollte nicht, sie stieß diesen armen Mann von sich und rief ihn dann wieder zurück; sie bat, sie weinte, sie litt bis zum Schreien, wie eine Frau, die in den Wehen liegt. Wir hatten alle Mitleid mit ihr. Ihr Leiden verursachte uns selber Schmerz.

Es geschah, was man nicht hätte voraussehen können, und der Himmel bediente sich, um sie zu sich selber zurückzurufen, der Person, die auf der Welt am wenigsten dafür geeignet war.

Frau von Parabère setzte es sich in den Kopf, sie beichten zu lassen. Sie sprach mehrmals mit ihr davon und sagte, sie würde viel ruhiger sein, wenn sie sich dazu entschlösse. Als ich ihr mein Erstaunen zu erkennen gab, daß sie sich in einen Apostel verwandle, sagte sie:

— Hören Sie, wozu ich mich entschlossen habe. Ich habe eine Tante, die sich in das Magdalenenkloster zu Traisnel zurückgezogen hat, nicht um Herrn von Argenson mit den Nonnen zu empfangen, sondern um dort wirklich in Gott zu leben. Sie hat mich rufen lassen, ich bin zu ihr gegangen, und es war in der Absicht, um mir zu predigen. Ich hatte nicht Lust, ihre Paternoster anzuhören; aber ich sah eine Frau, die das ganze Jahr an fünf oder sechs Krankheiten leidet, eine Frau, die auf alle Weise niedergedrückt, zu Grunde gerichtet ist, von ihren Kindern gequält, von ihrem Gatten verfolgt wird, der sie in ihrer Jugend zwei- oder dreimal hat ermorden wollen, ich sah diese Frau ruhig, gefaßt, glücklich, Gott für Alles preisend, Alles auf ihn beziehend und so resignirt und ihre Kreuze auf solche Weise tragend, daß sie mir zu denken gab, und daß mir sogleich diese arme Aissé einfiel, die ich so sehr liebe. Sie werft sich in die Arme der Religion und sie wird geheilt werden.

— Ah! ich verlange nichts Besseres, antwortete die Kranke; aber vorher muß ich ganz mit

dem Chevalier abschließen, und er muß es annehmen. Dies kann ihm jetzt nicht schwer werden, denn ich bin nur ein Gegenstand, um Schrecken zu erregen.

— Fürs Erste sind Sie kein solcher Gegenstand, meine Königin, sondern Sie werden genesen, Sie werden wieder schön werden, und das wird ihm schwer werden.

— Frau von Parabère hat Recht, versetzte ich; aber das halte Sie nicht zurück, thun Sie, wie es Ihnen am Besten scheint, und denken Sie nicht an das Uebrige. Der gute Gott ist nicht so bedenklich wie die Menschen, dessen bin ich gewiß, und er sieht, was sie nicht wissen. Wenn Sie einen Beichtvater wollen, werde ich Ihnen einen vortrefflichen zuführen. Ich kenne den Pater Boursault als einen Mann von Geist, und er versteht die Frauen.

— Ich nehme ihn an. Nur, wie sollen wir uns von Frau von Fériol frei machen? Wenn sie oder Frau von Tencin unsere Pläne erführen, würden mehr Intriguen um mich her vorgehen, als wir Zeit haben würden, ihnen zu widmen. Frau von Fériol würde mir einen molinistischen Beichtvater zuführen; Frau von Tencin, die mich haßt, würde Mittel finden, diese für eine Sterbende sehr natürliche Handlung zu vergiften. Wir wollen nichts davon sagen. Ich werde diesen Abend an den Chevalier schreiben, ihm unsere Absichten mittheilen, und seine Einwilligung verlangen, denn ich will ihm nichts verbergen.

Sie schrieb in der That einige Zeilen, um ihn an ihren ersten Brief zu erinnern und ihn darauf zu verweisen. Diese Zeilen haben sich nicht wiedergefunden, aber hier ist die Antwort des Chevalier, und man kann so diese vollkommenen Liebenden nach einander beurtheilen:

»Dein Brief, meine liebe Aissé, rührt mich mehr, als er mich ärgert; er hat ein Ansehen der Wahrheit und einen Geruch der Tugend, dem ich nicht widerstehen kann. Ich beklage mich über nichts, da du mir versprichst, mich immer zu lieben. Ich gestehe, daß ich nicht dieselben Grundsätze hege, wie Du; aber ich bin, Gott sei Dank, noch weiter von dem Geiste der Proselytenmacherei entfernt, und ich finde es sehr recht, daß jeder dem Lichte seines Gewissens folgt. Sei ruhig, sei glücklich, meine liebe Aissé, an den Mitteln liegt mir nichts; alle werden mir erträglich erscheinen, wenn sie mich nicht aus Deinem Herzen verbannen. Du wirst an meinem Benehmen sehen, daß ich Deine Güte verdiene. Ei! warum solltest Du mich nicht lieben, da es die Aufrichtigkeit und Reinheit Deiner Seele ist, die mich an Dich fesselt. Ich habe es Dir wohl tausendmal gesagt, und Du wirst sehen, daß ich Dich nicht täusche; war es recht, daß Du wartetest, bis die Erfolge Dir bewiesen, was ich Dir gesagt, um es zu glauben? Kennst Du mich nicht hinlänglich, um dieses Vertrauen zu mir zu haben, welches die Wahrheit immer den Leuten einflößt, welche fähig sind, sie zu empfinden? Halte Dich von diesem Augenblick an überzeugt, meine liebe Aissé, daß ich Dich so zärtlich liebe, wie es nur möglich ist, so rein, wie Du es wünschen kannst. Glaube vor allen Dingen, daß ich weiter, als Du selber, entfernt bin, je eine andere Verbindung einzugehen. Ich finde, daß nichts an meinem Glücke fehlen wird, so lange Du mir gestattest, Dich zu sehen und mir zu schmeicheln, daß mich als den Mann ansehen wirst, der Dir auf der Welt am meisten ergeben ist. Ich werde Dich morgen sehen und ich selber werde Dir diesen Brief überliefern. Ich habe lieber an Dich schreiben, als mit Dir reden wollen; denn ich fühle, daß ich die Sache nicht mit Dir würde besprechen können, ohne die Fassung zu verlieren. Ich bin noch zu empfindlich; aber ich will nur das sein, was Du willst, daß ich sein soll; und bei der Wahl die Du getroffen, wird es hinreichend sein, Dich meiner Ergebenheit und der Beständigkeit meiner Zuneigung in allen Lagen zu versichern, in welche es Dir gefallen wird, sie zu führen, ohne Dich die Thränen sehen zu lassen, die ich zu vergießen nicht würde verhindern können, die ich aber verleugne, da Du mir die Versicherung gibst, daß Du stets

Freundschaft für mich hegen wirst. Ich wage es zu glauben, meine liebe Aissé, nicht nur weil ich weiß, daß Du aufrichtig bist, sondern auch, weil ich überzeugt bin, daß eine so zärtliche, so treue und delicate Neigung wie die meinige den Eindruck machen wird, den sie auf ein Herz wie das deine machen muß.«

Das Opfer war also von beiden Seiten dargebracht, und wurde vielleicht Aissé schwerer als ihrem Geliebten. Dieser war indessen in einem Schmerze, in einer Angst, die wohl Mitleid zu erregen im Stande war. Alles, was die Kranke umgab, bis auf ihren kleinen Hund, der ihn schon am Ende der Straße witterte, und seine Ankunft durch ein freudiges Gebell anmeldete, bis auf die Kuh, welche die Milch lieferte und für welche er Heu kaufte, Alles war ein Gegenstand seiner Sorgfalt. Nichts glich seinem Zustande, wir waren nur beschäftigt, ihn zu beruhigen, und er glaubte Leben durch Freigebigkeit zu erkaufen. Dem Einen gab er so viel Geld, daß er seinen Sohn ein Handwerk lernen lassen konnte, einem Anderen Geld, um Bänder und Pelzkragen zu kaufen, denn er strebte gleichsam nach der Thorheit.

Wir fragten ihn, wozu diese Verschwendungen führen sollten.

— Alle, die sie umgeben, zu bewegen, Sorge für sie zu tragen, sagte er.

Man kann sich diesen Schmerz, diese Leidenschaft, diese Nachforschungen nicht vorstellen. Er entfernte sich an dem Tage dieser Beichte. Frau von Parabère führte Frau von Fériol, ich weiß nicht wohin; während dieser Zeit fuhr ich in der Kutsche dieser königlichen Sünderin, um den Pater Boursault aufzusuchen, welcher mit gutem Herzen herbeieilte und drei Stunden bei ihr blieb.

Er kam am folgenden Tage wieder und den darauf folgenden Tag, während Frau von Fériol beständig abwesend war, und am Sonnabend nachher ertheilte er ihr die Absolution und die Communion. Wir mußten alle dabei zugegen sein, der Chevalier wollte es auch, doch wurde es nicht gestattet und er blieb der Leute und des guten Beispiels wegen im Nebenzimmer.

Nie wurden so viel Thränen vergossen. Aissé war himmlisch. Sie empfing das Viaticum mit einer engelgleichen Andacht und Begeisterung. Als sich alle entfernt hatten und wir allein waren, und Pater Boursault noch dableib, ließ man den untröstlichen d'Aydie eintreten.

Er warf sich neben ihrem Bette auf die Knie nieder, sein Herz schien im Begriff zu brechen, und sie reichte ihm die Hand.

— Mein Freund, sagte sie, ich bin sehr glücklich, ich bin wiedergeboren. Es ist mir gestattet. Dich rein und heilig zu lieben, und ich liebe Dich mit so vieler Zärtlichkeit, wie nur je, doch bleibt in meiner Zärtlichkeit nichts von dieser Welt zurück. Ich werde Dich erwarten.

— Aissé! meine liebe Aissé!

— Wir haben große Fehler begangen, ich habe bereut, bereue Du auch. Wenn ich nicht mehr bin, suche Deinen Trost bei Gott, der niemals täuscht. Er wird Dir die Kräfte geben, die er mir geschenkt hat. Verlaß die nicht, welche ich Dir hinterlasse und die Dich für uns Beide lieben wird.

Er vermochte nicht zu antworten. Er hielt ihre Hand in der seinigen, bedeckte sie mit Thränen und Küssen und blieb wie vernichtet an derselben Stelle.

— Sie meine Freundinnen, die Sie Zeugen sind wie man stirbt, wenn der Herr Sie in seine Gnade aufnimmt, möge mein Beispiel Ihnen von Nutzen sein, fügte sie hinzu, indem sie sich zu uns wendete, ich danke Ihnen für Ihre Sorgfalt, für Ihre Freundschaft, ich werde für Sie alle beten.

Wir weinten alle heftig und verließen sie erst nach ihrem Tode. D'Argental und Pont-de-Veyle erhielten auch sehr rührende Proben von ihrer Freundschaft. Die letzten Worte, die sie aussprach, als sie ihren Chevalier in seinem tiefen Kummer sah, waren diese:

— Tröste Dich, mein Freund, es ist besser, mich todt zu sehen, als leidend, was ich litt, seitdem ich Dich nur halb lieben durfte.

Sie starb in unseren Armen den 13. März 1733.

Der Chevalier wäre ihr fast gefolgt. Es war eine Verzweiflung, wie man sie nur bei den Hunden findet, die gewöhnlichen Menschen haben kein Herz dazu. Er war mehrere Monate wie wahnsinnig, und zeigte mehrere Jahre eine unvergleichliche Schwermuth, Sein einziger Trost war seine Tochter, die er aus Sens wegnahm und in seine Familie einführte. Sie besaß die Schönheit und die Tugenden ihrer Mutter. Er verheirathete sie gut an den Vicomte de Xanthie, einen Edelmann aus Périgord.

Ein wenig später zog er sich nach Mayac auf das Schloß seiner Familie zurück und erschien nur selten unter uns. Ich bedauerte ihn aufrichtig. Er schrieb uns indessen zuweilen. Man wird nach meinem Tode viele von seinen Briefen unter meinen Papieren finden. Sie sind sehr schön und anziehend.

Im Jahre 61 hatte ich den Kummer, ihn zu verlieren.

---

## Zweites Kapitel.

Ich habe von mir zu reden versprochen, und in der That ist der Augenblick dazu gekommen. Wir wollen später ein anderes Abenteuer erzählen. Ich liebe es nicht, selber die Bühne zu betreten, indessen muß ich es, da ich meine Memoiren schreibe. Wir werden zu Larnage zurückkehren und zu dem, was weiter erfolgte; diese Folge wird uns weit führen.

Nach der Abendgesellschaft von Sceaux, als ich mich mit dem Aerger der Frau von Parabère und mit tausend andern Ereignissen in Verbindung kam, verging einige Zeit, ohne daß ich von meinem *Freunde unter den Sternen reden* hörte. Er wartete, bis ich ihn rufen würde, und konnte seine Schüchternheit nicht überwinden; es ist ein großer Fehler für einen Mann — diese Schüchternheit; es ist fast ein ebenso großes Laster wie die Armuth. Beide vereiteln alle Mittel, emporzukommen.

Es war indessen bestimmt, daß die Schüchternheit diesmal überwunden werden, und daß Larnage zuerst zu diesem Ziele gelangen sollte, welches seit — doch wir wollen den Ereignissen nicht vorausseilen, wenn's gefällig ist.

Eines Morgens, ich war schon gelangweilt — diese Krankheit kam mir bei guter Zeit — und ich bekam Luft, einen ganzen Tag allein auf dem Lande hinzubringen und mich der Natur zu nähern, um besser zu denken. Ich rede in diesem Augenblick den Jargon nach der Mode des Tages; die Natur und der Gedanke sind die beiden herrschenden Worte unserer Epoche. Rousseau und die anderen Philosophen haben sie zu Ehren gebracht; wir werten sehen, oder vielmehr, man wird sehen, wohin uns dies Alles führen wird.

Ich ging also fort ohne andere Begleitung, als einen sehr einfältigen Bedienten, um ein Haus in Augenschein zu nehmen, welches in Ville-d'Avray zu verkaufen war; nicht als wäre ich geneigt gewesen, es zu kaufen, sondern nur um einen Zweck und einen Verwand zu haben.

Es war köstliches Wetter, ich miethete einen Wagen, nahm einige Lebensmittel mit, kleidete mich nach den Umständen und versprach mir unendliches Vergnügen.

In Ville-d'Avray angekommen, brachte man meinen Wagen in einem Gasthause unter, räumte meinem Lakai einen Platz an der Tafel der Diener ein, — was mich betrifft, ich wollte nichts essen und ging, um die in Rede stehende Umgegend in Augenschein zu nehmen, und dann begab ich mich in das Gehölz, einen Korb am Arm, während mein kleiner Hund voran durch das Gras lief. Man hätte mich für eine Bürgerfrau an einem Feiertage halten können.

Meiner Treu! ich sprang und lief mit Amadis, ich sang Alles, was ich von Liedern wußte, und ging, ohne zu wissen wohin. Es war mir freilich wichtig! Ich wollte die Langeweile und die Verlegenheiten des Hofes und der Stadt vergessen, und ich setzte einen Blumenstrauß nach Art der Hirtinnen zusammen, Voltaire, dem ich diesen Aufzug erzählte, hat hübsche Verse an mich gerichtet, welche ich die Unbesonnenheit gehabt habe, zu verlieren, oder die man mir vielleicht gestohlen hat. Was noch schlimmer ist, er hatte gegen seine Gewohnheit nicht abgeschrieben.

Nach einer Promenade von zwei Stunden empfand ich Hunger und dachte an mein festliches Mahl. Ich suchte einen hübschen reinlichen Platz, wo das Gras sehr dicht und üppig war, kurz Alles, was die Scene für mich einladender und angenehmer machen konnte.

Dies Alles fand ich neben einer Quelle unter großen Eichen. Ich erinnere mich einiger Verse

des großen Mannes; es ist schade, daß ich das Uebrige vergessen habe.

Ihr Wasser war still und floß langsam dahin.  
Die Ufer zeigten hier der tiefsten Ruhe Bild,  
Zwei Eichen reckten sie mit Schatten kühl und mild.

Ich erinnere mich nicht, was weiter folgte; nur ist auf diese Weise meine Beschreibung gemacht.

Ich öffnete meinen Sack und begann meine Mahlzeit. Ich hatte unternommen, ein kaltes Geflügel zu tranchiren, welches sehr appetitlich war; doch konnte ich nicht damit zu Stande kommen. Ich habe mich nie auf das Tranchiren verstanden. Herr Du-Deffand hatte eine Wuth darauf, und ich ließ ihn machen, und später würde mein wackerer Viard nicht gelitten haben, daß ich mir die Mühe gegeben. Ich war also sehr ungeschickt und lachte ganz laut darüber. Amadis, der mir gegenüber saß, sah mich an und erwartete seinen Antheil, vielleicht spottete er bei sich selber über mich. Ach! wenn man nur wissen könnte, was die Hunde denken!

Mitten unter meinem Lachen, und als ich einen Angriff auf meine Beute machte, war ich sehr erstaunt, das Echo meines Lachens zu hören. Ich erhob den Kopf und bemerkte — zwei junge Männer, deren Aeußeres ihre Profession verrieth und die beide sehr schön waren. Der eine, der mir unbekannt war, lachte aus vollem Herzen und der andere sah mich an und athmete kaum.

Diesen kannte ich, und er lachte nicht. Es war Larnage.

— Frau Marquise! murmelte er ganz erstaunt.

Und ich! wer erwartete ihn dort zu finden? Es war indessen viel natürlicher, ihn dort zu sehen, als mich.

Ich wurde verlegen und blieb, mein Hühnchen in der einen und ein Stück Brod in der andern Hand, diesen beiden jungen Männern gegenüber sitzen, von welchen der unbekannte beständig lachte und Larnage sich wenn möglich noch einfältiger zeigte, als ich.

— Herr Larnage, sagte ich endlich.

— Ach Madame, was ist Ihnen begegnet? erwiederte er.

— Es scheint mir, als wenn der Dame nichts besonders Widerwärtiges begegnet ist; sie ist sehr heiter und hat guten Appetit.

— Aber dieses Kostüm — diese Einsamkeit —

— Nun, dieses Kostüm, diese Einsamkeit — es wird irgend eine Laune einer hübschen Frau, vielleicht ein Rendezvous sein —

— Ein Rendezvous! rief er indem er blaß wurde und die ganze Umgegend überblickte, um einen muthmaßlichen Nebenbuhler zu entdecken.

— O nein, antwortete ich unbesonnen, kein Rendezvous, wenn Sie erlauben. Eine Laune vielleicht —

Larnage athmete wieder. Ich begann mich zu fassen; obgleich sehr jung, war ich nicht so schüchtern wie er.

— Setzen Sie sich, Larnage, fuhr ich fort, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben. Wer ist dieser Herr?

Es ist mein Freund Frémont, der Freund eines Mannes, der Ihnen sehr gefällt, des Herrn von Voltaire.

— Sie sind also der Allerweltsfreund, mein Herr?



— Ich möchte nicht wagen, der Ihrige zu werden, Madame, denn es ist eine gefährlichere Rolle.

— Ein Tapferer eilt der Gefahr entgegen, um sie zu besiegen.

— Ach, Madame, welch ein trauriger Sieg!

Er begann wieder zu lachen. Er war sehr heiter, dieser arme Frémont, besonders zu jener Zeit, wo er sehr jung und hübsch zum Malen war.

Larnage gelangte nicht zu dieser Unbefangenheit, die er beneidete. Er wußte weiter nichts zu thun, als mich anzusehen. Das Benehmen seines Freundes gefiel mir in diesem Augenblick viel besser.

— Haben Sie zu Mittag gespeist, meine Herren?

— Nein, Madame, auch nicht gefrühstückt.

— Wollen Sie meine Gäste sein? Indessen muß ich Ihnen eine oder selbst zwei Bedingungen auferlegen.

— Welche sind das?

— Daß Sie mein Hühnchen tranchiren und daß Herr Larnage lacht.

— Das Hühnchen zu tranchiren will ich übernehmen. Larnage zum Lachen zu bringen, ist eine andere Sache, und die kann ich nicht übernehmen.

— Warum?

— Warum? Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen sagen darf, Madame.

— Sagen Sie es immerhin.

— Sie werden nicht böse werden?

— Nein.

— Nun ich hoffe es. Eine Marquise als Indianerin verkleidet in kurzem Rocke und Strohhut, die ganz allein im Walde von Ville-d'Avray am Rande einer Quelle einen Kapaunen verschlingt, kann nicht in der Laune sein, etwas übel zu nehmen. Ich werde also reden.

— Frémont! rief Larnage mit flehender Miene.

— Ich werde reden, sage ich Dir, und Du wirst es am Ende auch nicht zu sehr übel nehmen.

— Einen Augenblick, mein Herr, ehe wir auf diese Streitfrage eingehen, ich bin neugierig und wünsche mich zu unterrichten. Ich muß wissen, wohin ich gehe, um ruhig zu sein. Sie heißen Frémont. Sie sind der Freund des Herrn Larnage, Sie sind der Freund des Herrn von Voltaire, ich zweifle nicht daran; aber dann? was treiben Sie? womit beschäftigen Sie sich in Ihren Mußestunden?

— Madame, ich finde die Frage sehr einfach und werde sie gern beantworten. Ich war Schreiber beim Procurator Allain, Rue Perdue in der Nähe der Place Maubert; aber es gefiel mir dort nicht, und ich habe seit einiger Zeit die Stelle verlassen. Jetzt gehöre ich mir selber an. Meine Verwandten in Rouen wünschen, daß ich dorthin zurückkehre; aber ich kümmere mich nicht darum und werde mich auch nie darum kümmern, denn in den Gehölzen der Normandie würde ich gewiß keine Waldnymphen von Ihrer Art finden. Unsere Marquisen in der Normandie suchen nicht so leicht die Einsamkeit auf, und man sieht sie nicht ohne Gefolge.

— Man sieht hier keine mehr, mein Herr, und ich weiß keine Andere, die fähig wäre, mit mir die Langeweile zu vergessen.

— Dagegen sind jene zu vielen andern Dingen fähig.

— Es handelt sich nicht um sie, sondern um uns, mein Herr. Sie wollen also dieses Hühnchen tranchiren?

— Sogleich, zu Ihrem Befehl.

— Ich habe Ihnen noch eine Pastete von einer guten Bäckerin, Obst und Burgunder anzubieten; es ist ein frugales Mahl, aber es ist das Scherflein der Wittwe.

Die Complimente zwischen Frémont und mir begannen wieder. Larnage öffnete die Zähne nicht. Nur seine Augen sprachen, und welche Sprache!

Während er unserem Thier die Flügel abschnitt, blickte Frémont zur Rechten und zur Linken, bemerkte unsere Verlegenheit und fand Vergnügen daran, sie zu vermehren,

— Madame, ich habe die Gründe der Traurigkeit Larnages noch nicht erzählt.

— Ah! es ist wahr, ich horche.

— Nun, Larnage ist traurig, weil er verliebt ist.

— Verliebt! es scheint mir vielmehr, als wäre er eingefroren, versetzte ich, indem ich eine unbefangene Miene annahm.

— Einfroren in der Liebe, ja, Madame.

— Herr Larnage ist also seit langer Zeit verliebt, denn es war so seit —

— Seit vielen Jahren, ja Madame, es war so; Larnage trägt in seinem Herzen dieselbe Liebe, ohne daß einer von seinen Gedanken zerstreut worden. Nur liebte er zuerst ein Fräulein, jetzt eine Frau.

— Ach! er hat gewechselt —

— Nein, sein Idol hat gewechselt.

— Sie hat gewechselt?

— Ja, hinsichtlich des Namen, des Standes und der Grundsätze, anstatt eines reizenden Mädchens ist sie heute eine schöne Frau. Larnage ist darum nicht mehr zufrieden.

Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

— Madame, Sie lachen darüber?

— Ich lache über Sie, der Sie reden, ich lache über mich, da ich Ihnen zuhøre, ich lache noch mehr über diesen armen Herrn Larnage, der Sie die Honneurs seiner Person machen läßt, ohne sich zu vertheidigen.

— Weshalb sollte er sich vertheidigen, Madame? Wegen der Beständigkeit? Ist es denn ein Unrecht? Verurtheilen Sie ihn?

— Ich würde nicht verurtheilen können, was ich nicht kenne.

— Sie kennen die Beständigkeit nicht! Ah! Frau Marquise, ist es wohl möglich, daß Sie in Ihrem Alter den Männern solche Beispiele geben können!

Ich hätte Larnage gern geschlagen, der kein Wort sagte und diesem Anderen gestattete, mehr Geist zu zeigen als er. Er hatte zu viel Liebe. Die Liebe macht die Leute von Geist einfältig und gibt denen Geist, welche keinen besitzen. Nichts ist im Allgemeinen seltener, als ein geistreiches Herz zu haben — es ist ein Zauber und eine unermeßliche Macht. Ich habe nur den Chevalier von Aydie und seine Aissé gekannt, die in diesem Falle waren, Was mich betrifft, ich habe es nicht einmal versucht, ich bin gewiß, es würde mir fehlgeschlagen sein.

Wir aßen mit gutem Appetit, indem wir beständig lachten. Larnage faßte sich nach und nach und mischte von Zeit zu Zeit sein Wort ein.

— Madame, er spricht! rief Frémont.

— Es ist also, weil er weniger liebt?

— Er hat gelernt, es auszusprechen.

Ich wollte nicht antworten. Eine dritte Person, so wohlwollend sie auch sein mag, ist beim Anfange einer Neigung immer hinderlich. Indessen konnte Frémont uns nicht verlassen, es würde das Ansehen gehabt haben, als komme er meinen Befehlen zuvor, und gewiß würde ich es nicht zugegeben haben. Das Geschick dieses armen Larnage war seltsam in dem, was mich betrifft. Es ist vielleicht der einzige Mann, den ich geliebt habe, es ist derjenige, der mich am meisten geliebt hat; und doch!

Kehren wir in das Gehölz von Ville- d'Avray zurück.

Frémont fühlte, daß er zu viel sei. Sein vollkommener Tact verbot ihm, uns zu verlassen. Die Lage war schwierig, er suchte ihr eine andere Wendung zu geben. Ich wünschte, daß es ihm gelingen möchte; Larnage wünschte es noch mehr. Unsere drei Geister, vereinigt, um zu suchen, ohne es zu sagen, fanden nichts. Der Zufall war geschickter, als wir.

Nachdem wir am Rande der Quelle gegessen, getrunken und geplaudert hatten, traten wir unsern Weg wieder an, und begannen im Walde umherzuwandern. So kamen wir bis zu einem reizenden Hause, ehemals von Langlee erbaut und nach dessen Tode an einen reichen Engländer verkauft, der im Jahre keine acht Tage dort verlebte. Er ließ es dessen ungeachtet sorgfältig erhalten. Die Gärten waren die schönsten auf der Welt und mit den kostbarsten Blumen angefüllt. Man reiste aus Paris und Versailles aus Neugierde dorthin, um sie anzusehen und Pflanzen, welche der Gärtner sehr theuer verkaufte, von dort mitzubringen.

Ich machte den Vorschlag, dort einzutreten; sie gingen darauf ein. Wir ruhten uns in einer Rosenlaube aus, und man setzte uns vortreffliche Sahne vor. Es ist unerhört, wie viel man in einem Tage ißt, wenn man umherwandert. Wir waren seit ein Uhr dort; wir hatten Alles gesehen, als sich drei reich gekleidete Personen einfanden und ihrerseits um die Erlaubniß anhielten, das Haus ansehen zu dürfen. Als Frémont sie erblickte, stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus.

— Mein Vetter! sagte er. Erlauben Sie, Madame?

Und da lief er einem wohlbeleibten, fetten und schwitzenden Manne nach, der ihm die Arme entgegenstreckte.

— Mein armer Frémont, ich suche dich überall, seitdem ich in Paris bin. Man sagte mir, Du wärest auf Reisen.

Mehr hörten wir nicht, sie gingen vorüber. Eine Viertelstunde später brachte uns der Aufseher die Entschuldigungen unseres Unbesonnenen, Sein Vetter führte ihn mit sich fort.

Wir blieben also allein, Larnage und ich; man mußte jetzt nach Ville-d'Avray zurückkehren, in meinen Wagen steigen und abreisen.

---

### Drittes Kapitel.

Larnage war glücklich über diese Einsamkeit; er sah mich seit dem Morgen, und er hatte einige Kühnheit wieder gewonnen. Er ging zuerst neben mir, ohne zu sprechen: nicht als hätte er mich gefürchtet, sondern weil er mir zu viel zu sagen hatte, wußte er nicht, wo er ansagen sollte. Ich wartete. Er zog sich auf die beste Weise aus der Schlinge und begann von seinen Erinnerungen zu reden,

— Ach! Madame, wie war der Himmel so schön in Dampierre, wie glänzten die Sterne, wie duftig war die Nacht, wie war Fräulein von Chamrond schön und zärtlich, und wie liebe ich sie!

Als einmal so das Eis gebrochen war, fand er das Wort wieder, wurde beredt, dringend, überredend, er wurde reizend, und ich weiß nicht, was dann weiter geschah, oder ich weiß es nur zu gut. Ich fühlte, daß ich ihn liebte, ich gestand es ihm und machte ihn zu dem glücklichsten Menschen auf der Welt. Nach diesem Geständniß verlangte er nicht mehr.

Ich habe versprochen. Alles zu erzählen — glücklicherweise hält Viard die Feder. Die Erzählung von diesem Tage würde vor einer jungen Verwandten schwierig gewesen sein, und ich hoffe, daß sie sie nicht lesen wird. Gewisse ärgerliche Geister werden mir nach diesen Geständnissen Dornen an den Kopf werfen; andere, welche Alles verstehen, werden mich auch verstehen und die seltsamen Schwachheiten der menschlichen Natur entschuldigen, die sich häufiger bei einer neuen und glühenden Einbildungskraft finden, welche geneigt ist, sich mehr im Bösen, als im Guten zu unterrichten. Sie hatten Antheil an der lebhaften Ergriffenheit, an dem leicht zu erklärenden Leichtsinn meines Alters, in der Gesellschaft, in welcher ich lebte. Wenn ich diese Memoiren vor dreißig Jahren geschrieben hätte, würde ich mir nicht die Mühe gegeben haben, mich zu entschuldigen; aber andere Zeiten, andere Sitten, ein anderer König, ein anderer Hof; ohne die Zukunft zu rechnen, die vielleicht noch härter sein wird!

Kommen wir auf diesen denkwürdigen Tag zurück.

Larnage verließ mich bei den ersten Häusern des Dorfes, sehr glücklich und ohne glauben zu wollen, daß es ein größeres Glück geben könne. Ich versprach ihm, wiederzukommen. Vielleicht war ich ein wenig erstaunt über seine Zurückhaltung, vielleicht hätte ich eine glühendere und weniger bescheidene Leidenschaft gewünscht; indessen hielt ich mich so für sehr glücklich, für sehr verliebt, und verachtete Alles, was nicht diese Liebe betraf.

Der Weg war ein wahrhaftes Entzücken; ich erinnerte mich an Alles bis auf das geringste Wort, bis auf die geringste Geberde meines schüchternen Geliebten, und ich verweilte bei dieser Erinnerung wie bei einer Hoffnung. Ich baute hübsche Luftschlösser, mein Leben sollte heiterer, sanfter, ausgefüllter werden; ich wollte an ihn denken, ihn sehen, ihn hören, auf seine Worte horchen, und das mußte ein Glück sein. Ich war noch sehr jung, wie man sieht, und weit entfernt von der Zeit, in welcher ich lebte, oder sehr ländlich, wie Frau von Tencin mir zuweilen zu sagen pflegte.

Ich kam bei sinkender Nacht in meinem Hause an. Meine Kammerfrau erwartete mich unten und benachrichtigte mich, daß Frau von Parabère seit zwei Uhr in meinem Kabinet sei, und nicht weggehen wolle, ohne mich zu sehen. Das hieß vom Himmel herunterfallen; indessen eilte ich zu ihr.

Als sie mich erblickte, stieß sie einen Schrei aus:

— Endlich! — ich komme, Sie aufzusuchen.

— Mich aufzusuchen! — Warum?

— Um zu Abend zu speisen.

— Es ist unmöglich. Ich bin ermüdet, ich will zu Bette gehen. Ich habe den Tag aus dem Lande zugebracht, ich muß schlafen.

— Was! auf dem Lande? Ganz allein?

— Ja, ganz allein.

— Und in diesem Aufzuge! Marquise, Sie spotten meiner, Sie verbergen mir irgend ein hübsches Liebesabenteuer.

— Nein, ich bin allein abgereist und kehre allein zurück. Ich habe frische Luft geschöpft in dem Walde von Ville-d'Avray, wo ich zwei junge Männer traf, wovon der Eine der Secretair des Herrn von Luyne und der Andere ein Freund des Herrn von Voltaire ist. Sie fanden mich ein Hühnchen verspeisend, welches ich nicht die Geschicklichkeit hatte zu tranchiren. Sie haben das Mahl mit mir getheilt. Wir haben geplaudert, wir haben gelacht: das ist Alles.

— Gewiß?

— Ganz gewiß.

— Da verhindert Sie nichts, zu kommen und bei mir mit Voltaire und d'Argental zu Abend zu speisen. Es ist eine kleine vertrauliche Gesellschaft, die ich Ihnen vorschlage. Sie sehen sie gern, und ich glaube Ihnen eine wahre Gefälligkeit zu erweisen, indem ich Ihnen die Gelegenheit dazu gebe.

— An einem anderen Tage.

— Nein, diesen Abend.

— Ich müßte mich umkleiden?

— Im Gegentheile, Sie sind reizend so wie Sie sind, und sie werden einen köstlichen Effect machen; wir werden in der Tiefe meines Gartens in dem ländlichen Pavillon zu Abend speisen. Sie sind als Hirtin gekleidet, und es fehlt Ihnen nichts, als ein Hirtenstab und die Schäfchen.

— Und wenn Gesellschaft kommt? versetzte ich halb überredet.

— Niemand, man wird die Thür schließen.

— Und der Regent?

— Der Regent! Ich sehe ihn nicht mehr bei mir, ich will ihn nicht mehr sehen. Sprechen Sie mir nicht von ihm, es ist ein Mann ohne Zuverlässigkeit. Ich will vergessen, was Sie wissen, meine Königin, ich betäube mich! O! ich bitte Sie! erinnern Sie mich nicht daran!

Sie bat mich, sie beschwor mich — ich gab nach, und wir machten uns auf den Weg, ich in ländlichem Kostüm, ein wenig zerdrückt von dem Mittagsmahl auf dem Grase und von dem Sitzen im Wagen — sie im Morgenneglige; es war übrigens ihr Triumph, sie war zum Entzücken in der Morgenhaube und im kurzen Mantel.

Wir kamen sehr neckisch gestimmt bei ihr an. Dieser ländliche Pavillon war ein Wunder des Geschmacks und der Eleganz. Es war eine bewunderungswürdige warme Nacht; Alles duftete, und die seltensten Blumen bildeten gleichsam einen Rahmen zu unseren beiden Gesichtern, Voltaire, welcher bald darauf erschien, blieb, davon ganz überrascht, an der Thür stehen.

— Ei! das ist ja das Paradies! rief er.

— Vor oder nach dem Fall der Engel? versetzte die Marquise,

— Am Abend zuvor, antwortete er mit seinem seinen Lächeln; sie sind schon für die Sünde bezeichnet.

— So können wir also noch hoffen; dies ist ein letzter Trost.

— Ach! Madame, was bin ich Ihnen nicht für die ausgezeichnete Gunst schuldig, die Sie mir bewilligen! Hier zu Abend zu speisen mit Ihnen, mit der Frau Marquise von Du-Deffand. mit Herrn von Argental! ist eine von jenen großen und köstlichen Freuden, deren man sich für unwürdig zu halten nicht den Muth hat.

D'Argental erschien auch bald und man servirte.

Welch ein Abendessen! welche Speisen! welcher Geist! welche Worte! In Wahrheit, der Ernst der späteren Jahre kann diese Zeit der thörichten Ueberspanntheit nicht in Vergessenheit bringen. Es ist mir leid um den Ernst. aber es scheint mir, als langweile man sich dabei, und als wären alle unsere Abendmahlzeiten heutiges Tages nicht so viel werth wie dieses eine. Freilich war ich damals jung!

Voltaire war ganz besonders funkelnd. Er war damals von einer triumphirenden Heiterkeit. In Allem, was man seit sechzig Jahren, über ihn gesagt und geschrieben, hat sich Niemand mit seiner Jugend beschäftigt. Man sieht ihn nur als Patriarchen oder als Oberhaupt der Literatur dieses Jahrhunderts. Man beschäftigt sich viel mit dem Philosophen und sehr wenig mit dem Menschen: ich bin ihm immer gefolgt und werde meinen Lesern viele Dinge erzählen, welche die Welt nicht weiß.

Frau von Parabère neckte ihn und behauptete, er wäre nicht verliebt, er wäre es nie gewesen und würde es nie sein.

— Setzen Sie mich nicht der Verachtung aus, Madame, ich bin fähig, meine Proben abzulegen.

— Das ist keine richtige Antwort. Es kann sich in dieser Sache nicht um mich handeln.

— Und um wen denn?

— Um Sie, um Ihre Geliebten, wenn Sie welche haben.

— Ei, Madame, in Frankreich hat Jeder eine Geliebte, von dem Herrn Regenten an bis auf mich herunter: es ist nicht so schwierig.

— Es würde eine Unverschämtheit sein, wenn ich mich davon ausschließen wollte, aber Sie werden mich nicht fangen, das sage ich Ihnen vorher, ich bin jetzt über dies Alles hinweg, ich habe meine Schuld bezahlt.

— Was wollen Sie denn da von mir, Madame?

— Ich will, daß Sie uns die Lebensgeschichte Ihres Herzens erzählen.

— Was liegt Ihnen daran?

— Mehr, als Sie denken. Sie haben so viele Feinde; man behauptet, daß Sie keins haben.

— Ich habe entweder kein Herz, oder ich habe keine Feinde?

— Ich gestehe Ihnen Beides zu; aber beweisen Sie es.

— Erzählen Sie, erzählen Sie, rief ich dagegen: man hat mir versichert, daß es ein seltsames Abenteuer wäre.

— Und um Ihnen das Beispiel zu geben, wird die Marquise Ihnen sagen, was sie diesen Morgen gethan hat.

Ich willigte ein; ich war zufrieden, Larnage zu nennen und von ihm zu sprechen. Die Gedanken sind nicht ausreichend, wenn man in einem gewissen Grade liebt; man bedarf der Erwiederung; es ist ein Ball, der zurückgeworfen wird und mit dem man nicht allein spielen kann.

Nach meinem sehr abgekürzten Berichte sieht man, daß Voltaire keine Entschuldigung hatte.

— Nun, da Sie es wollen, werde ich Alles erzählen, und es nicht wie Madame Du-Deffand machen; sie bat Ihnen das Hübscheste verborgen,

— Meinen Sie?

— Ach, Madame, Sie wissen es besser, als ich. Ich beginne:

— Ich will Ihnen nicht von meinem Vater, dem würdigen Herrn Arouet, erzählen, nicht von meinem Pathen, dem Abbé von Chateaufauf, oder von meiner Beschützerin, dem Fräulein von Lenclos; Sie wissen das auswendig. Indessen verdanke ich jeder dieser Personen einen Theil meines Geistes und Gefühls. Ich habe etwas von dem Notar an mir hinsichtlich der Ordnung und der Oekonomie, von dem geistreichen Abbé hinsichtlich meiner Gedanken und von der Aspasia hinsichtlich meiner Neigungen.

Dies war vollkommen wahr; man zeichnete nie ein ähnlicheres Portrait von ihm.

— Mein Vater liebte die Verse nicht; ich hatte das Unglück, welche machen zu wollen, und wir entzweiten uns. Er hatte mich zu einem Procurator geschickt; ich blieb dort nicht, ich lief auf den Feldern umher; hielt mich in den Damenzimmern und in den Theatern auf, anstatt meine Nase in die Acten zu stecken. Herr Arouet drohte mir mit seinem Fluche; ich hatte die Unbesonnenheit, zu glauben, daß er sich eines Besseren bedenken würde; ich irrte mich, man wollte mich fortjagen, als mein Pathe mir zu Hilfe kam und mich in den Haag zu seinem Bruder dem Marquis von Chateaufauf schickte.

Hier, Frau Marquise, werden Sie beschämt sein, denn gerade von meiner ersten Liebe soll hier die Rede sein. Ich frage mich zuweilen, ob je eine andere ihr gleichen kann; und ich glaube es nicht. Ich werde nicht mehr in der Lage sein, worin ich war; ich werde nicht mehr das offene Herz haben, wie ich es damals hatte; man wird mich mehr täuschen, davon halte ich mich überzeugt, aber ich werde nicht so glücklich darüber sein; endlich werde ich nicht wieder zwanzig Jahre alt sein, und es ist ein Verlust, worüber man sich nicht trösten kann,

— Glauben Sie es? fragte die Marquise; was mich betrifft, ich möchte nicht zu dem Alter zurückkehren, wenn ich es so theuer bezahlen müßte, wie ich es schon einmal habe bezahlen müssen.

— Madame, das heißt auf Leibrenten anlegen, und Sie wissen, daß da die Zinsen doppelt sind.

---

## Viertes Kapitel.

Ich wurde also von meinem Pathen in den Haag geschickt, fuhr Voltaire fort; ich kam dort mit Absichten der Empörung und mit einer Neigung zur tiefen Traurigkeit an. Ich wollte Anfangs Niemanden sehen, ich wollte mich in die Familie meines Beschützers einschließen, und ich tröstete mich damit, zu lesen und Verse über diesen väterlichen Zorn zu machen, dem ich alle meine Leiden zuzuschreiben hatte.

Ich trieb mich oft in diesem außerordentlichen Lande Holland im Freien umher; als ich eines Abends, nachdem ich in einem Dorfe unwürdig behandelt worden, wo ich den Tag zugebracht hatte, nach Hause zurückkehrte, entfuhr mir dieser Ausruf:

»Adieu, Ihr Enten, Ihr Kanäle, Ihr Kanailen!«

Ich richtete meine Schritte nach einer anderen Seite, wo ich eine verhältnißmäßig malerische Aussicht fand, setzte mich, gleich der Frau Marquise Du-Deffand, am Rande einer Quelle nieder und begann zu schreiben: es waren Gedanken, Verse, Prosa, Klagen, ich weiß nicht welche Rhapsodien, die mir den Zustand meiner Seele zeigten.

Während ich so dasaß, sprang plötzlich ein großer und sehr schöner Jagdhund auf mich zu und warf in seinem Ungestüm alle meine Papiere durcheinander. Ich konnte einen Ausruf der Ungeduld in gutem Französisch nicht unterdrücken; sogleich traf mein Ohr ein helles Lachen und ein freudiger Ausruf im vollkommenen Pariser Dialect mein Ohr. Ich wendete mich um, und stand vor drei jungen Mädchen, wovon die Eine bewunderungswürdig schön war. Die beiden Anderen waren es auch, aber neben ihr sah man sie nicht mehr an.

Ich stand ein wenig verlegen auf, sie fuhren fort zu lachen; die Schönste stand ein wenig zurück und lachte weniger, als die Anderen. — Ich stotterte Entschuldigungen, sie lachten noch stärker; als sie genug gelacht hatten, sagte die Aelteste noch lachend zu mir:

— Sie sind ein Franzose, nicht wahr, mein Herr? Es giebt in ganz Holland keinen Mynherr, der im Stande ist, so zu fluchen.

Dies war ein seltsamer Anfang, um meine Bekanntschaft zu beginnen, das werden Sie gestehen müssen.

Ich habe bemerkt, daß im Leben die seltsamen und selbst unmöglichen Dinge besser gelingen, als die anderen.

Ich fand meinen unter den Strahlen dieser königlichen Schönheit erloschenen Geist wieder und antwortete etwas nicht allzu Gewandtes, worauf das Fräulein nach meinem Namen fragte.

Ich hatte keinen Grund, ihn zu verbergen, und sagte ihn.

Ich war neunzehn Jahre alt, und dieser Name wurde nur vor den Augen meines Vaters schuldig gefunden.

— Herr Arouet, versetzte sie, wir danken Ihnen für Ihre Gefälligkeit, und wir müssen sie anerkennen, indem wir sie mit einer gleichen erwidern. Wir sind die Töchter der Madame Dunoyer, der berühmten französischen Verbannten, und wie Sie wohl wissen können, nehmen wir keinen geringen Rang in der Gesellschaft ein.

Dies war eine kleine Stolze, eine würdige Tochter ihrer Mutter, die Andere war eine Freundin, und dieses so schöne Wesen, welches nichts sagte, war das zweite Fräulein Dunoyer; sie glich



ihrer Familie nicht und verdiente ein besseres Schicksal. Sie wurde sehr roth bei dieser Rede ihrer Schwester und sagte zu mir:

— Verzeihen Sie uns, mein Herr, meine Schwester und meine Freundin wollen sich ohne Zweifel belustigen', sie haben nicht die Absicht, Sie zu stören, es ist ein Scherz, dessen Bedeutung sie nicht ganz fühlen. Sie wissen unseren Namen, wir sind mit dem Ihrigen bekannt und werden ihn nicht vergessen. Sie werden meine Mutter besuchen, mein Herr; sie würde uns nicht verzeihen, wenn wir es an dem fehlen ließen, was wir Ihnen schuldig sind, und Sie nicht einladen wollten.

— Ich besuche Niemand, mein Fräulein, durchaus Niemand, ich bin leidend, traurig —

— Unglücklich vielleicht! fiel das schöne Kind ein; ah! mein Herr, da kommen Sie zu uns.

Sie begleitete diese Worte mit dem rührendsten Lächeln und einem himmlischen Blicke, welcher machte, daß mir das Herz schlug.

— Ich werde kommen, mein Fräulein; ich werde kommen! rief ich. Wer sollte Ihrer Bitte widerstehen?

— Mein Herr, um nicht zu weinen, fuhr die ältere Schwester fort, lachen wir bei uns nur.

Ich hätte dieser gern Beleidigungen gesagt; sie bemerkte es, und begann mich auf alberne Weise zu bespötteln. Wäre ihre Schwester nicht dagewesen, so weiß ich nicht, wie ich sie behandelt hätte; anstatt dessen bat ich um die Erlaubniß, sie nach Hause begleiten zu dürfen. Man wies mich nicht zurück; wir traten zusammen in die Stadt ein, ich ging bis zu ihrem Hause, weigerte mich aber, ungeachtet ihrer Bitten, einzutreten, denn ich empfand das Bedürfniß, allein zu sein.

Das schöne Gesicht des Fräulein Dunoyer, ihre liebliche Stimme, ihr verschleierter Blick und ihre Traurigkeit waren die einzige Beschäftigung meines Geistes und Herzens. Ich dachte Tag und Nacht an sie, indessen hatte ich der Einladung, die man an mich gerichtet, noch nicht Folge geleistet, als ich eines Morgens einen sehr verbindlichen Brief voll von Vorwürfen erhielt, von Madame Dunoyer selber geschrieben. Sie lud mich auf den folgenden Tag zur Mittagstafel ein.

Sie kennen ohne Zweifel diese große Intrigantin dem Namen nach, die, um von sich reden zu machen, tausend Mittel anwendete, und viele Jahre nur von Schmähschriften, Verleumdungen, literarischem Raritätenhandel und von allem Unrath lebte, welchen ein verderbtes Gehirn, vereint mit einem Herzen ohne Glauben und einem Gewissen ohne Grundsätze, hervorbringt.

Ich wußte das, aber ihre Tochter war nicht strafbar, ihre Tochter war schön, wie der Tag, rührend sanft, mit Reizen ausgestattet, und ich fühlte mich geneigt, sie doppelt zu lieben, um ihrer selbst und um ihres Unglücks willen. Ich blieb lange unentschlossen, endlich entschied ich mich und schrieb einen sehr ehrlichen Brief, um mich zu entschuldigen und die Erlaubniß anzunehmen.

Der Tag erschien mir unendlich lang, ich schlief in der Nacht nicht und kam am folgenden Tage eine Stunde früher, als es nöthig war. Man dankte mir für meinen Eifer. Madame Dunoyer war sehr verbindlich; sie kannte meine Familie und sprach viel davon; sie sprach auch von Herrn von Chateaufort und von allen meinen Freunden aus Frankreich und nahm mein Interesse zu sehr in Anspruch, um mir Zeit zu lassen, sie zu prüfen.

Die Gesellschaft war zahlreich und gewählt, und bestand aus Fremden in großer Anzahl, aus flüchtigen Protestanten und Mißvergnügten, Man plauderte frei bei der Tafel, man spielte, man hielt Vorlesungen — um dies Alles kümmerte ich mich nur wenig. Ich verließ meine schöne

Infantin nicht, ich plauderte halblaut mit ihr, als wenn wir allein gewesen wären, und suchte sie für mich zu interessiren: ohne zu wagen, mit ihr von meiner Liebe zu reden, ließ ich es sie in meinen Augen lesen, und als ich sie verließ, geschah es, nachdem ich die Erlaubniß erhalten, sie am folgenden Tage wieder zu besuchen und alle Tage wieder zu kommen.

Ich blieb nicht ein einziges Mal aus; sie wurde die alleinige Beschäftigung meines Lebens, und was auch Frau von Parabère dazu sagen mag, konnte diese Liebe den berühmten Liebesverhältnissen, den heftigsten Leidenschaften die Waage halten. Sie liebte mich bald auch; die wahren Gefühle theilen sich fast immer mit.

Madame Dunoyer schien es nicht zu bemerken, ich vermuthete, daß sie gewinnsüchtige Beweggründe und Absichten auf das Vermögen meines Vaters hatte, denn wir verbargen einander nichts. Welche Maschinerie wollte sie in Bewegung setzen? Ich habe es nie erfahren, aber ich zweifle noch nicht daran. Wir durchkreuzten alle ihre Absichten, und entwarfen unsererseits Pläne, welchen sie aus demselben Grunde entgegenhandelte.

Das arme Kind war zum Sterben unglücklich; sie haßte die Handlungsweise ihrer Mutter, sie hatte es ihr laut gesagt und sich mehrmals geweigert, an unredlichen Plänen Theil zu nehmen, auch wurde sie von dieser Rabenmutter gehaßt. Sie wollte sie als Sclavin behandeln, sie zu ihrem Schlachtopfer machen, sie verhindern, das Joch abzuschütteln, in der Furcht, daß sie von ihren Intriguen sprechen und sie vereiteln möchte. Dieses Leben war ihr unerträglich geworden, sie suchte Mittel, sich davon frei zu machen, als ich erschien, und zu gleicher Zeit ihr Vertrauter und ihr Geliebter wurde.

— Schon ihr Geliebter?

— Oh! mit allem Anstande, Madame. Wir wollen uns heirathen und hatten keine üblen Gedanken. Ich ging beständig in das Haus. Madame Dunoyer konnte sich nicht vorstellen, zu welchem Zwecke; sie sah, daß ich ihre Tochter liebte, sie errieth die Liebe dieser, ohne andere Wichtigkeit darauf zu legen, als mich nach ihren Einfällen zu lenken und mich zu bewegen, ihr in allen Dingen zu gehorchen.

Im äußersten Falle war der Sohn eines Notars in Paris, von anständigem Vermögen, keine üble Partie für eine Verbannte. Sie wußte, daß ich nicht ohne Geist war, ich hatte erst mein achtzehntes Jahr zurückgelegt, ich mußte leicht zu leiten sein, und auf alle Fälle, Schwiegersohn oder nicht, mußte ich ihr dienen.

So rechneten wir nicht, meine Schöne und ich. Wir wollten nicht unter dieser Zuchtruthe bleiben; sie fühlte sich zu unglücklich bei ihrer Mutter, um mich dieses Unglück theilen zu lassen. Unser jugendliches Alter nahm uns die Möglichkeit, uns ohne die Erlaubniß unserer Eltern zu verheirathen, die uns dieselbe würden verweigert haben; wir beschlossen also, dieselbe unnöthig zu machen, und bereiteten uns auf die Flucht vor. Eine Entführung war ein ziemlich verwegenes Unternehmen, und in einer Stadt wie der Haag, wo sich jeder kennt und wo man sich beobachtet, wie in unsern kleinsten Nestern in der Provinz.

Ich leitete indessen die Sache, Alles war bereit und wir wollten abreisen; ich liebte Fräulein Dunoyer leidenschaftlich und beging den Fehler, am Abend vor unserer Befreiung meines Freude auf zu deutliche Weise an den Tag zu legen.

---

## Fünftes Kapitel.

Wir waren in einem schönen Garten in der Nähe der Stadt, wo ich oft mit diesen Damen spazieren ging, und wir hatten einen bewunderungswürdig schönen Abend. Holland ist das Land der Blumen, und wir waren davon umduftet; es war köstlich, ich hätte den ganzen Abend Verse machen mögen, und sie kamen mir gleichsam schon völlig gereimt aus die Lippen. Madame Dunoyer fand etwas Ungewöhnliches an mir und sagte:

— Was haben Sie denn, Herr Arouet? Sie strahlen diesen Abend.

— Ich weiß nicht, Madame, ich bin glücklich, sehr glücklich. Diese schöne Nacht, diese Rosen, diese Jonquillen, diese Tulpen, die Gesellschaft, die mich umgibt — ich kann mich nicht ausdrücken — verzeihen Sie mir..

Die Mutter war eine feine Fliege. Sie sah ihre Tochter an und fand in ihren Zügen den Widerschein meiner Freude. Sie hatte einen Verdacht.

— Was haben Sie denn beide? fragte sie sich, wir wollen genau beobachten und sehen, was geschehen wird.

Sie ließ uns in der That nicht aus den Augen. Wir beunruhigten uns nicht darüber und warfen einander Blicke, Worte und Versprechungen zu, wovon einige zu bedeutungsvoll waren, um nicht den Verdacht unseres Argus zu bestätigen.

Sie stand auf, um zu gehen, die Gesellschaft war zahlreich; jeder näherte sich, wem er wollte, man erräth leicht, wem ich die Hand reichte. Madame Dunoyer widersetzte sich dem nicht, sie hatte nicht einmal das Ansehen, als ob er darauf achtete, aber sie ging hinter uns her und behorchte uns.

— Welches Glück, mein Fräulein, sagte ich, indem ich nicht gehört zu werden glaubte.

Das junge Mädchen antwortete mit einem Seufzer.

— Morgen also. Sie werden vorbereitet sein, nicht wahr?

— Ja, sein Sie ruhig.

Diese furchtsam ausgesprochenen Worte gelangten mehr zu meinem Herzen, als zu meinem Ohr.

— Also wir treffen uns vor der Thür des Tempels, ich irre mich doch nicht? Die Chaise wird völlig bereit sein in der kleinen Straße, wir dürfen nur einsteigen und Ihr Leiden wird geendet sein, und wir werden einander nicht wieder verlassen,

— Aber Herr Arouet, ich bin Ihre Frau?

— Zweifeln Sie daran? Es hieße mich beleidigen, es hieße mich verkennen. Ja, Sie werden meine Frau sein vor den Menschen, wie Sie es schon vor Gott und vor meinem Gewissen sind.

Und wir verloren uns in liebliche Pläne, in Freuden ohne Ende für die Zukunft. Wir wollten nach England gehen, dieses Land mußte uns beiden gefallen. Meine Göttin sollte katholisch werden, nicht als ob ich sie dazu beredet hatte, noch als hätte sie eine feste Ueberzeugung gehabt; aber um nicht von der Religion ihrer Mutter zu sein, um sie weder in dieser noch in jener Welt zu sehen.

Sie begreifen den Eindruck, den diese schönen Reden auf unsere Horcherin machten. Die

Verliebten sind unbesonnen, besonders in diesem Alter, In uns selber verloren, gaben wir uns nicht einmal die Mühe, den Kopf umzuwenden. Wir wußten nicht mehr, daß andere Wesen, als wir beide, auf der Welt wären. Wir sollten unsere Unbesonnenheit theuer bezahlen.

Madame Dunoyer gab nichts zu erkennen. Man kehrte zu ihr zurück, um zu Abend zu speisen. Sie war so unterhaltend, so angenehm wie gewöhnlich. Die Gesellschaft ging erst spät auseinander, Sie beehrte mich mit einer ganz besonderen Aufmerksamkeit und sprach lange Zeit mit mir. Sie befragte mich über meine Familie, über die Absichten meines Vaters mit mir und über die Wahrscheinlichkeit, mich wieder mit ihm auszusöhnen.

— Oh! Madame, antwortete ich, die Sache wird sich nicht so leicht ordnen lassen, mein Vater will einen Procurator aus mir machen; ich liebe dagegen nur die Poesie, für welche er eine tiefe Verachtung zu empfinden behauptet. Ich werde nicht nachgeben, er auch nicht, und der Himmel weiß, was aus dem Allen werden wird.

— Was, Ihr Herr Vater wird nicht nachgeben, ist das gewiß?

— Wenigstens wird n sich so lange wie möglich halten, und wenn er sich besänftigt, so wird es nur nach vielen Bitten und unendlichen Schwierigkeiten geschehen.

— Verzeihen Sie mir diese Dreistigkeit; das Interesse, welches ich an Ihnen nehme, ist die einzige Entschuldigung dafür. Kann ich nichts für Sie thun? Ich habe mächtige Freunde, ohne daß es das Ansehen hat, Es würde mich glücklich machen, Ihnen beizustehen und mein Vaterland mit noch einem großen Dichter mehr auszustatten.

— Ach Madame, sollte ich ein großer Dichter werden? Ich weiß es nicht. Was ich zum Beispiel weiß, ist, daß ich ein schlechter Procurator werden würde.

— Sie haben wunderbare Anlagen zur Poesie; es ist unmöglich, daß es Ihnen nicht glücken sollte. In allen diesen Fällen rechnen Sie auf mich, ich werde Ihnen immer zu Diensten stehen.

Ich errieth nicht, woher diese Gefälligkeit kam, indessen war der Blick nicht gut; ich witterte einen Fallstrick, und es kam mir der Gedanke, das Fräulein zu benachrichtigen; ihre Mutter bewachte uns so gut, daß kein Mittel vorhanden war, zu ihr zu gelangen, und daß ich mich entfernen mußte, ohne ein Wort mit ihr gewechselt zu haben.

Als wir alle draußen waren, entfernten sich die Damen. Das Geräusch ließ allmählig im Hause nach, meine Geliebte hatte sich eben zur Ruhe gelegt, sie hörte eine Thür aufgehen und erblickte ein Licht. Ihre Mutter trat mit zornigen Blicken herein, näherte sich dem Bette des armen Kindes und ging ohne Vorbereitung und ohne Zaudern gerade aufs Ziel los:

— Gieb mir den Schlüssel zu Deinem Koffer, sagte sie.

— Warum, Madame?

— Weil ich darin nachsuchen will und ich, wie ich glaube, ein Recht dazu habe.

— Es ist nichts in meinem Koffer, Versichere ich Ihnen,

— Es ist das darin, was ich darin sehen will, und was ich gewiß darin finden werde, der Beweis von Deinen hübschen Plänen. Gib schnell.

— Welche Pläne, Madame? fuhr sie zitternd fort.

— Ich weiß Alles, sage ich Dir, rede darum nicht weiter; Dein Galan ist noch nicht so weit, wie er denkt, und ich will diesen Schreiberjungen lehren, minderjährige Fräulein von Stande zu entführen!

An den Druck gewöhnt, hätte Fräulein Dunoyer jeden anderen Umständen nachgegeben, aber es handelte sich um unsere Liebe, und sie widersetzte sich.

— Sie werden diese Schlüssel nicht erhalten, Madame, es ist ein Mißbrauch Ihrer Macht.

— Wirklich! ich habe nicht das Recht, ich, Deine Mutter, die Briefe Deines Liebhabers von Dir zu verlangen, besonders da Du daran denkst. Deinen Namen zu entehren und morgen mit diesem elenden Dichter zu entfliehen? Wenn Du mir diese Schlüssel nicht gibst, werde ich die Schlösser erbrechen, und auf alle Fälle wirft Du nicht aus diesem Zimmer gehen, dafür stehe ich Dir.

Sie bemerkte auf einem Stuhle die Taschen ihrer Tochter. Eine ungeschickte Bewegung dieser, welche den Arm darnach ausstreckte, zeigte ihr, daß sich dann der Gegenstand des Streites befand, und sie ergriff lebhaft diese unglücklichen Taschen, die mein Geschick verändern sollten.

Ach! diese Schlüssel waren in der That da. Die Koffer wurden geöffnet, das Kind rang verzweiflungsvoll, die Hände und stieß ein lautes Geschrei aus. Man war in dem Hause daran gewöhnt, und Niemand beunruhigte sich darüber. Die Mutter durchsuchte Alles, bemächtigte sich meiner umfangreichen Correspondenz, worin ausführlich unser Fluchtplan enthalten war, nach der gewöhnlichen Inconsequenz eines Verliebten von achtzehn Jahren.

Ich war also in den Händen dieser bösen Frau, die mich ernstlich beunruhigen und mich an den Galgen bringen konnte, denn strenge genommen war ihre Tochter minderjährig und der Mädchenraub klar bewiesen, denn ich hatte nichts verborgen. Sie brachte zwei Stunden damit zu, die Unglückliche von ihrer Macht zu überzeugen, so wie von dem, was geschehen werde; dann entfernte sie sich, nahm die Briefe mit und schloß ihr Opfer ein, welches von jetzt an mehr als je ihrer Macht anheim gefallen war.

Während dieser Zeit ließ ich mir nicht dergleichen träumen, betrachtete aus meinem Fenster, auf meine Ellenbogen gestützt, die schöne Nacht, bewunderte den Mond und gab mich einer poetischen und verliebten Begeisterung hin; ich träumte endlich mit meiner Phantasie und meinem Herzen. Ich legte mich nicht nieder, ich erwartete die Morgenröthe, aufrecht gehalten von einer Ungeduld, die Sie wohl begreifen können; dieser Tag sollte der schönste meines Lebens sein, meine liebliche Schäferin sollte mir gänzlich und auf immer gehören.

Ich machte die reizendsten Vorbereitungen: ich besorgte meine Toilette mit der größten Aufmerksamkeit, ich pflückte alle Blumen des Gartens, um ein Bouquet daraus zu bilden: sie liebte sie so sehr! Ich brachte meine hübschesten Kostbarkeiten, meine neuesten Kleider zusammen. Ich wollte nicht, daß ihr Blick auf diese kleinen Mantelsäcke falle, die zu unserer Flucht eingepackt waren, ohne darüber erfreut zu sein. Es war ein köstlicher Augenblick.

Dann ging ich, nach unserer Chaise zu sehen, mich noch der Pferde, der Postillone zu versichern. Ich fürchtete den geringsten Aufschub, das unbedeutendste Hinderniß; übrigens beschäftigte ich mich immer mit ihr. Die Zeit verging, noch eine Stunde, und ich sollte zu ihr kommen, und ich konnte sie wenigstens erwarten. Ich wanderte um ihr Haus herum. Alles war geschlossen, ihre Fenster, so wie die anderen: es verursachte mir eine entsetzliche Herzensqual und eine schlimme Ahnung. Indessen wagte ich nicht, mich zu erkundigen, aus Furcht, etwas Uebles zu erfahren.

Ich kehrte noch zum letztenmal in meine Wohnung zurück, um an Herrn von Chateauneuf zu schreiben; ich glaubte gewiß nicht mehr zurückzukehren. Ich saß an meinem Tische, als ziemlich gebieterisch an meine Thür geklopft wurde.

Mein erster Gedanke war, nicht zu antworten, es war vielleicht ein Lästiger, der mich zurückhalten würde. Man verdoppelte das Klopfen, und ich mußte wohl öffnen; ich erkannte die

Stimme meines Beschützers.

— Beeile Dich, mein Kind, sagte er zu mir; es handelt sich um eine wichtige Sache.

Gleich Allen, welche lieben, dachte ich nur an meine Liebe; ich sah sie bedroht, und beeilte mich, meinen dienstwilligen Freund einzuführen. Welche wichtige Sache konnte ich in der That außer den Plänen meines Herzens haben? Diesmal irrte ich mich nicht.

— Mein Kind, sagte Herr von Chateauneuf, Du hast einen großen Leichtsinn begangen, und Du setzest mich in eine beträchtliche Verlegenheit.

— Wie, mein Herr?

— Ist es möglich, daß ein Junge von Geist, wie Du, sich in eine so lächerliche Lage versetzen kann? Du liebst ein junges Mädchen, Du willst sie entführen, und Du begehst die Thorheit, ihr zu schreiben, um der Familie Waffen gegen Dich in die Hände zu geben!

— Was meinen Sie, mein Herr? fragte ich zitternd.

— Du weißt gut genug, was ich sagen will. Dein hübscher Plan ist fehlgeschlagen, die Mutter hat Alles entdeckt; sie hat diesen Morgen ihre Tochter auf's Land geführt, um Dir zu entgehen; und danke Gott, der Dich von einer hübschen Thorheit errettet.

Die Thränen traten mir in die Augen, ich hielt sie aus Scham zurück.

— Höre mich also an, und laß uns versuchen, Dich aus der Verlegenheit zu ziehen, denn Du bist in ein Wespennest gerathen. Ich bin genöthigt, Dir das anzudeuten, noch zu glücklich, diese Anordnung treffen zu können. Entweder mußt Du Holland verlassen, oder jedes Verhältniß mit dem Fräulein Dunoyer aufgeben. Schwöre, daß Du sie nicht wiedersehen willst, daß Du nicht suchen wirst, ihr zu schreiben, und daß Du sie endlich gänzlich vergessen willst.

Ich wurde roth, blaß und grün, ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe und antwortete nicht.

— Denke daran, mein Freund, fuhr mein Mentor fort, ohne meine Dazwischenkunft würde man Dich wenigstens mit den Galeeren bedroht haben. Du bist in den Händen einer Intrigantin, einer Frau von böser Gesinnung, die Dich zu Grunde richten kann, wenn sie ihren Vortheil darin sieht, oder wenn Du sie dazu nöthigst, denke daran, wiederhole ich Dir.

Ich stotterte, ich weiß nicht recht, was ich sagte. Ich sah nur Eins; meine arme Freundin war wieder unter dieses schwere Joch gerathen. Ich schauderte bei dem Gedanken an die schlechte Behandlung, der sie ausgesetzt war, ich dachte nicht an mich; die Drohungen erschreckten mich nicht. Ich hatte Alles hingegeben, selbst meine Freiheit, um ihr Ruhe zu verschaffen; Sie sehen also, Frau Marquise, daß ich glühend liebte.

Herr von Chateauneuf hielt mir auf solche Weise eine Strafpredigt von länger als einer Stunde. Ich hatte Zeit, mich zu fassen, und ich bedachte, daß das Wichtigste sei, den Ort nicht zu verlassen, daß ein Versprechen, während man mir mit den Galeeren drohte, nichts bedeute; ich versprach also, meine Freundin nicht wieder zu sehen, und erhielt die Erlaubniß, dazubleiben

Aber welcher Schmerz, als ich allein war, als ich die Größe meines Verlustes übersehen konnte! Alles, was mich umgab, war mir verhaßt. Diese Vorbereitungen, die ich mit solcher Wonne gemacht hatte, diese Blumen, die noch so frisch waren, dieser angefangene Brief, dies Alles waren so viele Vorwürfe, selbst Gewissensbisse! Ohne mich, ohne meine unglückliche Liebe würde das arme Mädchen nicht in dieses Uebermaß des Kummers gerathen sein, jetzt würde man sie doppelt quälen, und ich konnte mich nicht darüber trösten.

Ich hatte die Erlaubniß erhalten, nicht zu erscheinen, ich nahm meinen Hut und eilte aufs Land, doch mied ich diese Orte, welche Zeugen von so vieler Freude, von so vielen gescheiterten

Hoffnungen gewesen. Ich kam auch am Abend nicht nach Hause. Gott ist mein Zeuge, ich hatte nicht die Absicht, meine Freunde aufzusuchen, ich wußte nicht, wohin man sie geführt hatte, es wäre von meiner Seite Thorheit und Unvernunft gewesen, daran zu denken, sie wiederzusehen.

Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch — ich hatte in einer Meierei geschlafen, wo mir auf mein ehrliches Gesicht Gastfreundschaft bewilligt wurde — am folgenden Morgen bei Tagesanbruch setzte ich nach einem leichten und frugalen Mahl meinen Weg fort.

Ich ging auf einem blühenden Pfade, mit Rasen und Gänseblümchen besetzt, weiter, und ein kleiner Bach, der ihm folgte, murmelte zu meiner Linken. Ich war allein, und hielt meine Thränen nicht zurück; mein Herz, von tausend verschiedenen Empfindungen erfüllt, liebte mit der Fülle meiner Unerfahrenheit und mit dem Uebermaß meiner Phantasie. Dies gleicht Mascarille's Erzählung, aber ich muß mittheilen, was ich empfand, und es lag ein wenig Begeisterung in meinen Eindrücken, wie ich es bei denen eines jungen Dichters immer der Fall ist.

Plötzlich machte mich eine Stimme erbeben; ich erhob den Kopf und erblickte auf der andern Seite des Baches eine hübsche Bäuerin, die am Ufer saß und Schafe hütete. Sie sprach mit ihrem Hunde, indem sie mich ansah, und sprach von mir, weshalb ich ihre Meinung verstand,

— Geh, mein lieber Fidel, geh zu diesem jungen Herrn, welcher weint. Frage ihn, was er bedarf; wenn wir nichts für ihn thun können, frage ihn, ob er bei uns ausruhen will. Er wird es Dir nicht abschlagen, Dir, mein guter Hund, mit Deinen schönen sprechenden Augen.

Die Bäuerin wendete diese Worte nicht an, wie Sie sich vorstellen können, aber dies war es, was sie sagte. Ich blieb stehen und sah sie auch an. Der Hund hatte schon den Fluß übersprungen und ging um mich herum, indem er tausend Liebkosungen gegen mich anwendete.

— Antworten Sie Fidel, mein junger Herr, fuhr das gute Mädchen fort, und schonen Sie uns beide nicht: ich kann einen Menschen nicht weinen sehen, ohne geneigt zu sein, ihn zu trösten.

Diese Anrede wurde in holländischer Sprache gehalten, welche ich verstand, ohne aber darauf antworten zu können. Ich rief meine Sprachlehre zu Hilfe und versuchte ihr begreiflich zu machen, daß ich ein Fremder sei, daß ich meine Geliebte beweine und daß ich nichts bedürfe, indem ich ihr für ihr Mitleid dankte. Sie hörte mich an, ohne sich über mich zu belustigen: 'im Gegentheil, als sie erfuhr, daß ich einen Liebesschmerz habe, bewog sie mich, über den Bach zu kommen und mich zu ihr zu setzen.

Ich ließ mich nicht lange bitten. Fidel folgte mir. Das gute Mädchen fragte mich, wendete die Aufmerksamkeit ihres Herzens an, um meine Antworten zu hören: und endlich, halb plaudernd, halb träumend, blieb ich bis zum Abend da.

Die Stunde kam, wo sie ihre Heerde nach Hause treiben mußte. Sie machte mir den Vorschlag ihr zu folgen, gab mir die Versicherung, daß man mich bei ihr gut aufnehmen würde, daß ich sogar ins Schloß gehen könne, welches von Franzosen bewohnt werde, die bei der Aufhebung des Edicts von Nantes ausgewandert; man würde entzückt sein, einen Landsmann zu sehen.

Ich wußte nicht, wohin der Zufall, mich geführt hatte; als ich dieses Haus nennen hörte, wurde es mir dunkel vor den Augen. Ich hatte diese Protestanten bei Madame Dunoyer getroffen, deren Freunde sie waren; sie ging oft dorthin und vielleicht hatte man meine Geliebte hierher geführt. Dieser Umstand legte mir die äußerste Klugheit auf. Ich nahm das Anerbieten an, doch ließ ich mich vorher bitten, dann setzte ich das Verhör fort; aber in einer andern Richtung.

Die Schäferin wußte nichts, wenn etwas zu wissen war, sie war seit dem vergangenen Abend

nur sehr kurze Zeit zu Hause gewesen; ich versicherte mir indessen, daß sie mir helfen würde, und ich folgte ihr, indem ich versuchte, sie mehr und mehr für mich zu interessiren.

Wir kamen bei anbrechender Nacht an. Man war schon bereit, zu Abend zu essen. Sie stellte mich ihrem Vater, dem Pächter dieses Meierhofs, vor, er empfing mich gut, bat mich, Platz zu nehmen, und fragte nicht mehr.

Man ist mißtrauischer in Frankreich.

---



## Sechstes Kapitel.

Ich hatte Hunger, ungeachtet meines Kummers; die Jugend verliert nicht ihre Rechte. Ich setzte mich mit den Landleuten an den Tisch. Meine Gegenwart genirte sie nicht; ich schien von bescheidenem Stande zu sein, ich war traurig und schweigsam. Nach einer Viertelstunde dachten sie nicht mehr daran, daß ich zugegen war. Sie begannen nach der beständigen Gewohnheit der Untergebenen von ihren Herren zu reden.

— Ja, sagte die Frau, dieses arme junge Fräulein ist sehr krank; unsere jungen Damen sind sehr besorgt für sie, und doch hört sie nicht auf zu weinen.

— Hast Du sie gesehen?

— Gewiß, ich habe sie gesehen, als man sie gestern Morgen hierher führte; sie ist sehr sanft und sehr hübsch.

Das Herz schlug in mir, ich begann keinen Zweifel mehr zu hegen! sie mußte es sein. Ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit.

— Ist ihre Mutter da?

— Nein, nur ihre Schwester und eine alte Erzieherin; ihre Mutter ist nach dem Haag zurückgekehrt, um den Liebhaber zu verfolgen. Sie würde besser thun, sie zu verheirathen, denn früher oder später werden sie doch wieder zusammenkommen und sich doppelt strafbar machen, weil sie von Neuem ungehorsam sein müssen.

— Willst Du wohl schweigen und das nicht vor Deiner Tochter sagen!

— Mein Lieber, meine Tochter wird nie Widerspruch in ihrer Neigung erfahren, daher wird sie nicht daran denken, uns ungehorsam zu sein.

— Das arme junge Fräulein! fiel meine Freundin Groscheen ein, ich werde sie sogleich besuchen.

Ich hätte sie aus vollem Herzen umarmen mögen für diese Worte. Ich wartete ungeduldig bis zum Ende des Abendessens. Sobald man vom Tische aufgestanden war, führte ich Groscheen in den Garten und suchte ihr begreiflich zu machen, was vorging. Ihr verständiges Auge verschlang meine Worte.

— Es ist Ihre Geliebte! rief sie, die, welche Sie auf dem kleinen Wege beweinten, als ich Sie traf. Oh! ich werde zweimal so schnell zu ihr eilen, ich werde ihr sagen, daß Sie da sind und daß sie nicht verzweifeln soll, da Sie sie so sehr lieben.

Von diesem Augenblick an verstanden wir uns vortrefflich. Ich riß ein Blatt aus meiner Schreibtafel und schrieb einige Worte darauf, welche Groscheen zu besorgen übernahm, und von diesem Augenblick an faßte ich wieder Muth; ich hatte meine Geliebte auf so wunderbare Weise wiedergefunden, daß es mir unmöglich schien, sie jetzt noch wieder zu verlieren.

Der Brief wurde abgegeben und meine kluge Botin brachte mir die Antwort, die mir wie eine Gnade des Himmels vorkam. Sie würde Alles ertragen, da sie wisse, daß ich in ihrer Nähe und ihr ein Mittel zur Correspondenz geboten sei. Sie erwarte oft Briefe von mir und wolle mich von dem in Kenntniß setzen, was geschehen würde. Sie bat mich, in die Stadt zurückzukehren, um keinen Verdacht zu erregen, und gab mir die Versicherung, von jetzt an würde sie Muth haben, wenn wir unsere alten Pläne wieder aufnehmen wollten.

Ich gehorchte ihr in allen Punkten. Von unserer Vertrauten erfuhr ich, daß es noch einen Weg gebe, der mich sehr schnell zur Stadt führen würde, und ich beschloß, noch an dem Abend zurückzukehren, obgleich es schon beinahe zehn Uhr war; eine längere Abwesenheit würde zu Bemerkungen Veranlassung geben. Wir kamen überein, daß wir uns alle zwei Tage an einem verschiedenen Orte treffen wollten, um mir Nachricht von ihr zu geben — und Nachricht von mir zu erhalten, und daß meine schöne Freundin versuchen solle, mir so oft wie möglich zu schreiben.

Ich fand Herrn von Chateauf meinetwegen unruhig: man glaubte fast, daß ich mich in meiner Verzweiflung ertränkt habe. Wenn ich am folgenden Tage nicht erschienen wäre, würde es der Madame Dunoyer übel ergangen sein; meine Freunde waren wüthend.

Man sprach von nichts mehr, ich setzte meine gewohnte Lebensweise fort, und man hoffte, daß ich die Sache vergessen würde. Es wurden mir viele Zerstreungen vorgeschlagen; ich nahm sie an, wenn sie mich nicht verhinderten, mich zu meiner Schäferin zu begeben, die, wie ich Ihnen versichern kann, hübsch genug war, um die erste Rolle in meiner Liebesintrigue zu spielen.

Die Correspondenz dauerte fort; daß wir einander sehen sollten, daran war nicht zu denken; meine Infantin wurde zu streng bewacht; sie konnte kaum wenige Worte mit Bleistift schreiben und unbemerkt meine Briefe lesen. Man bedurfte der Geduld, wir hatten sie; ich hatte weniger, als sie, obgleich sie mehr litt, als ich. Diese Leiden brachen mir das Herz, und sie verbarg sie mir noch.

Mein Vater schrieb mir, ich könne zurückkehren, er verlange nur, daß ich bei seinem Procurator erscheinen und mich beim Studium der Rechte anstrengen solle. Er wolle mich nicht verhindern, meinem Poetischen Berufe zu folgen, wenn ich das Eine mit dem Andern vereinen könne; er würde mir sogar das mir von dem Fräulein von Lenclos vermachte Geld zustellen, um mir Bücher dafür zu kaufen, unter der Bedingung, daß ich zugleich welche für seine Profession und für die kaufe, welche ich gewählt. Es war also nur ein Zugeständniß zu machen. Ich wollte in Holland bleiben; ich schlug es aus.

Die Zeit verging, Madame Dunoyer entdeckte nichts. Sie hielt mich vielleicht für resignirt und untreu und ließ ihre Tochter wieder nach dem Haag zurückkehren. Unsere Correspondenz würde dadurch gelitten haben, wenn Groscheen uns nicht zu Hilfe gekommen wäre. Sie bat ihre Herrin, sie mit sich in die Stadt zu nehmen. Diese schlug es ihr nicht ab, sie liebte dieses Kind, und sie gehörte zu denjenigen, welche den Ehrgeiz ermuthigen. Man säuberte, man kleidete sie, man brachte ihr einige Manieren bei und machte eine Soubrette aus ihr, nicht weniger rebellisch, als Lisette und Marton. Sie war mir näher, wir sahen uns öfter, und folglich wurden die Liebesbriefchen schneller besorgt. Es ging Alles sehr gut. Madame Dunoyer, die sich darauf verstand, fand ihre Tochter sehr ruhig und muthig, sie suchte den Grund und hatte keine Mühe, ihn zu entdecken.

Sie sollen urtheilen!

Diesmal wurde keine Gnade geübt. Meine Geliebte wurde genommen, fast ohne ihr Zeit zu lassen, sich anzukleiden, und zu einem Protestantischen Geistlichen gebracht, als ein abschreckendes Beispiel für die ganze Menge. Man schloß sie ein, mit dem Verbote, irgend Jemand zu sehen, weder ihre Schwester noch ihre Mutter; diese fürchtete, glaube ich, sich auch verleiten zu lassen und aufzuhören, sich selber treu zu sein.

Gegen mich zeigte sich Herr von Chateauf streng, er erinnerte mich an das Versprechen,

welches ich ihm gegeben, und stellte mir vor, daß ich meine Ehre verletzt habe, indem ich es nicht gehalten.

— Ich bitte um Verzeihung, mein Herr, entgegnete ich; aber Ihr Herr Bruder, mein Pathe, hat mir oft wiederholt, daß in der Liebe ein gegebenes Wort nicht gelte, und als ich Ihnen dieses gab, hatte ich nicht die Absicht, es zu halten.

Er hatte mir nichts zu antworten, es war die Wahrheit. Er benachrichtigte mich indessen, ich müsse alle meine Unternehmungen einstellen, oder er würde sich nicht weiter um mich kümmern.

Ich antwortete mit vollem Herzen, ich danke ihm sehr, ich müsse in der That auf meine Unternehmungen verzichten, da Fräulein Dunoyer mir geraubt sei; aber ich könne nicht länger im Haag bleiben, ich würde vor Kummer sterben, da ich zugleich ihr so nahe und so fern sei, und ich wolle meinen Vater bitten, mich nach Amerika abreisen zu lassen, da er mir die Erlaubniß verweigere, in mein Vaterland zurückzukehren.

Mein Beschützer spottete meiner und gab mir die Versicherung, daß ich mich trösten würde, ohne so weit zu gehen; ich würde besser thun, nicht zu warten, um es zu beweisen. Es würde verlorene Zeit sein, und ich würde es später bereuen.

Ich habe es noch nicht bereut.

Ich gefiel mir im Gegentheil in meinem Bedauern und in meiner Melancholie; ich dachte viel nach, ich prüfte die Eindrücke meines Geistes und meines Herzens, und dieses Studium ist mir nicht unnütz gewesen. Ich wurde eines schönen Morgens durch einen unerwarteten Schlag erweckt.

Madame Dunoyer hatte einen seltsamen Racheplan angewendet. Sie brachte meine Briefe an ihre Tochter zusammen, ordnete sie auf ihre Weise und ließ sie drucken. Es ist das erste meiner Werke, welches im Druck erschienen ist.

Die Folge davon war, daß ganz Europa diese Intrigue erfuhr, und daß ich als Verführer hingestellt wurde — ich, der schüchternste Liebhaber in der ganzen Welt.

Im Haag entstand fast eine Empörung gegen mich, man hätte mich gesteinigt in den Salons, wenn ich dort erschienen wäre.

Meine erste Bewegung war, mich zu vertheidigen und die Wahrheit in das rechte Licht zu stellen. Herr von Chateauf hielt mich davon ab. Er stellte mir vor, wenn ich den Scandal aufrühre, würde ich ihn nur noch auffallender machen, ich müsse nur diese Briefe verleugnen und für falsch erklären, ohne irgend Jemand zu beleidigen, indem ich meine Gegnerin aufforderte, die Originale aufzuzeigen.

Ich gab eine sehr gemessene Erklärung in der Gazette de Hollande ab. Ich richtete sie an den Redactur, indem ich Madame Dunoyer nicht erwähnte und mich stellte, als gebe ich nicht einmal zu, daß sie sich darin habe mischen können. Der Brief beruhigte meine Gegner ein wenig, das heißt, meine Ankläger, denn Madame Dunoyer hätte nur eine völlige Unterwürfigkeit und demüthige Entschuldigung von meiner Seite beruhigen können. Mein Vater ließ mir sagen, ich könne wieder zu ihm kommen; ich ließ mich nicht bitten, aus einem Lande zu gehen, wo ich so viel gelitten hatte, und wo ich keine Hoffnung mehr hegte.

Seitdem habe ich Fräulein Dunoyer nicht wiedergesehen, und ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist.

Dies war die erste Liebe Voltaire's; ich habe gedacht, daß es interessant sein würde, sie

bekannt zu machen, da die Erzählung in der Welt nicht sehr verbreitet ist und man sich aus diesem Gesichtspunkte nicht mit ihm beschäftigt.

— Haben Sie noch andere Geliebten gehabt? fragte ihn Frau von Parabère, neugierig wie ein junges Kätzchen.

— Was das betrifft, Madame, deren habe ich mehrere gehabt. Zuerst die Henriade, dann den Oedipus, dann die Bastille, dann die Frau Marschallin von Villars, die ich angebetet und die meine Liebe niemals erwidert hat. Ich habe eine neue Reise nach Holland gemacht mit der vortrefflichen Frau von Rupelmonde, die ich nicht anbetete und die mich liebte. Ich habe mich mit vielen Werken beschäftigt, ich habe tausend Pläne im Kopfe, und ich bin entschlossen, in diesem Jahrhundert noch etwas zu werden, und wäre es auch nur, um Madame Dunoyer zu bestrafen, weil sie mich nicht als Schwiegersohn angenommen.

Ich glaube in der That, die Dunoyer, wenn sie es erlebt hat, muß oft bereut haben, daß sie ihre Tochter einer so bedeutenden Partie entzogen hat.

Wir hatten also Voltaire angehört, und die Zeit wurde uns durchaus nicht lang. Wir waren im Begriff, uns zu trennen, als die Flügelthüren des Pavillon sich öffneten und einer von den Thürstehern: »Seine königliche Hoheit den Regenten« anmeldete.

---

## Siebentes Kapitel.

Frau von Parabère stand mit einer raschen Bewegung auf, als hätte eine Schlange sie gestochen. Voltaire und d'Argental hielten sich zurück, verbeugten sich tief und waren sehr verlegen, dort gefunden zu werden. Ich blieb an meinem Platze stehen, denn ich glaubte nichts mit Allem, was vorgehen würde, zu thun zu haben. Der Regent bemerkte die Störung, die er verursachte.

— Ich störe Sie vielleicht? fragte er.

— Vielleicht, gnädigster Herr, versetzte Frau von Parabère, wenigstens erwartete man Sie nicht.

— Und Sie, Madame, fügte der Prinz hinzu, indem er sich zu mir wendete, störe ich Sie denn auch?

— Durchaus nicht, gnädigster Herr, wir hörten dem Herrn von Voltaire zu.

— Nun, kann ich ihm nicht auch zuhören?

— Herr von Voltaire war im Begriff, sich zu entfernen, Herr von Argental auch, und wir —

— Was liegt daran, ich halte sie nicht zurück, versetzte der Prinz mit dem liebenswürdigsten Lächeln des Verabschiedens.

Sie ließen es sich nicht zweimal sagen, und sich nochmals verneigend, gingen sie hinaus.

Frau von Parabère sah ihnen nach, so lange sie sie noch sehen konnte, dann wendete sie sich mit einer langsamen und graziösen Bewegung zu dem Prinzen und fragte ihn, was er zu einer solchen Stunde bei ihr wolle.

Dieser befand sich in leichter Verlegenheit und affectirte einen Scherz.

— Was ich hier will, Madame? Ich will hier, was ich seit mehreren Jahren hier gewollt habe — ich will mit Ihnen zu Abend speisen und plaudern, wenn Sie einwilligen.

— Wir haben bereits zu Abend gespeist, gnädigster Herr; man wird Ihnen serviren, wenn Sie es wünschen; was das Plaudern betrifft, so bin ich nicht im Zuge; aber Madame Du-Deffand wird meine Stelle einnehmen.

— Mein Gott! Marquise, welche Veränderung! Was! Sie haben schon zu Abend gespeist — so früh? Was, Sie weigern sich, zu plaudern, und noch dazu mit Philipp von Orleans?

— Mit Philipp von Orleans werde ich es noch weniger, als mit jedem Anderen, gnädigster Herr.

— Und warum?

— Wenn Eure Hoheit kein Gedächtniß haben, so erinnere ich mich doch.

— Groll! Ei, Marquise, dies ist nicht gut. Wir sind wenigstens alte Freunde, wenn nicht noch mehr.

— Das noch weniger, als irgend etwas, gnädigster Herr.

— Wirklich?

— Und Sie müssen wissen, die Freundschaft verbindet sich mit der Achtung. Ohne Achtung keine Freundschaft, und ich achte Sie nicht; also kann ich nicht Ihre Freundin sein.

Der Regent wurde roth und gerieth von Neuem in Verlegenheit.

— Man sagt dergleichen nicht vor Zeugen, Madame.

— Madame Du-Deffand war zugegen, als ich es Ihnen zuerst gesagt habe, gnädigster Herr, übrigens fürchte ich die Zeugen nicht, und ich werde es Ihnen vor der ganzen Erde sagen.

— Dann nehmen Sie an, Madame, daß ich nicht gekommen bin, und erlauben Sie, daß ich, ohne länger zu verweilen, in das Palais Royal zurückkehre.

— Nach Ihrem Gefallen, gnädigster Herr. Ich habe die Ehre, Eure königliche Hoheit zu begrüßen, und Sie hinaus zu geleiten, wie es meine Pflicht ist.

Der Prinz brach in ein lautes Lachen aus.

— Ei! das war gut gespielt! Sie sind köstlich in Ihrem Zorn, aber wir wollen uns nicht so trennen.

— Ich bitte Sie um Verzeihung, gnädigster Herr, wir werden uns trennen.

— Ist das Ihr fester Entschluß?

— Mein fester und unerschütterlicher.

— Adieu also, Madame.

— Adieu, gnädigster Herr.

— Ich soll allein gehen? Sie wollen mir nicht einmal auf einige Stunden aus Mitleid und Menschenliebe Gesellschaft leisten, ich bin traurig und in Verlegenheiten verwickelt und habe keinen Freund diesen Abend, um mich zu trösten.

— Sie haben hundert Freunde, gnädigster Herr, rufen Sie sie. Rufen Sie Ihre Geliebten, Frau von Sabran, Frau von Tencin, Frau von Phalaris und viele andere, deren Namen mir nicht einfallen, ich habe diese Litanei vergessen.

Ich hätte es wie Voltaire und d'Argental machen mögen, ich hatte den Einfall, es zu versuchen und zu verschwinden, ohne ein Wort zu sagen. Ich stand leise auf, da ich dachte, man achte nicht auf mich, und schlich zur Thür.

Aber Frau von Parabère wurde es gewahr und rief mich zurück.

— Wohin gehen Sie? sagte sie.

— Ich will nach Hause, antwortete ich ihr verlegen. Es scheint mir, als wäre es Zeit dazu.

— Noch einen Augenblick, ich bitte Sie.

— Da ich vertrieben werde, biete ich Ihnen einen Platz in meinem Wagen an; zu dieser Stunde wird Sie Niemand sehen, und Sie werden mir einen wahren Dienst erweisen, wenn Sie mich nicht allein zurückkehren lassen.

— Sie wollen die Marquise mit in das Palais Royal nehmen?

— Warum nicht, wenn es ihr recht ist.

— Ich widersetze mich dem nicht.

— Ist es wirklich wahr?

— O! vollkommen wahr.

— Einen Augenblick, gnädigster Herr, fiel ich ein, wie es scheint, verfügt man ohne meine Erlaubniß über mich; es handelt sich nicht um die Zustimmung der Parabère, sondern um die meinige,

— Meine liebe Freundin, Sie sollten dorthin gehen, um sich zu unterrichten, aber Sie werden morgen nicht dorthin zurückkehren. Es ist ganz gut, den Herrn Regenten einmal zu sehen, dann bewahrt man eine hübsche Erinnerung von ihm.

— Sie machen die Honneurs meiner Person, Madame, lassen Sie Madame Du-Deffand sich

selber unterrichten.

— Ich verhindere sie nicht daran; im Gegentheil wette ich nur, daß sie es nicht wollen wird. Sie ist eine Frau von Geist, gnädigster Herr.

— Bin ich denn ein Thor nach Ihrer Meinung, Madame?

— Das sage ich nicht; aber Sie sehen, daß sie nicht spricht.

— Das Schweigen ist also ein Beweis von Geist?

— Es gibt Personen, die ein sprechendes Schweigen haben; und hüten Sie sich, die Marquise gehört zu dieser Zahl.

— Antworten Sie nicht, Madame? Sollten Sie unerbittlich sein, wie Frau von Parabère? Es würde nur Menschenliebe sein, mich zu vertheidigen.

— Gnädigster Herr, ich habe Veranlassung genug, mich selber zu vertheidigen.

— Nehmen Sie sich in Acht, meine Liebe, das heißt die Gefahr eingestehen.

— Gefahr! und wovon fürchten Sie Gefahr, Madame?

— Gnädigster Herr, anstatt dieser thörichten Frage hätten Sie diese Worte nicht aussprechen lassen sollen,

— Ei, Marquise, Sie spotten meiner und möchten mich mehr verwickeln, als es mir gefällt.

— Ei, meine Königin, scherzen wir nicht und hören Sie mich an. Sie sind allein, Sie sind frei, Sie kommen nach Paris, Sie haben einen einfältigen Gemahl, den wir weit fortgeschickt haben, um Sie und uns von ihm frei zu machen. Sie haben mehr Geist, als irgend eine von uns, benutzen Sie den Umstand, thun Sie, was keine von uns zu thun geneigt gewesen ist, gehen Sie mit diesem guten Prinzen, der sich diesen Abend langweilt, leisten Sie ihm zwei Stunden Gesellschaft, ohne ihn anders als einen Gast anzusehen, geben Sie ihm zu erkennen, wer Sie sind, und was eine Person von ihrem Verdienste zu bedeuten hat, die nichts von ihm verlangt und ihm nichts bewilligen will. Es wird eine Originalität in Ihrem und seinem Leben sein; ich wünschte sehr an Ihrer Stelle zu sein. Ich würde nicht zaudern, dafür stehe ich Ihnen. Sie werden von Philipp von Orleans erhalten, was noch keine von ihm erhalten hat.

— Es ist wahr, versetzte einfach der Prinz.

— Fürchten Sie nichts. Sie kennen ihn nicht, er ist ein vollkommener Cavalier auf seine Art, er wird nur sein, was Sie wollen, er wird Ihnen kein Wort sagen, welches Sie nicht anhören können; ich kenne keinen respectvolleren Mann, wenn man ihm Respect einflößt.

— Madame, Sie thun mir zu viel Ehre an, jetzt schmeicheln Sie mir, nachdem Sie mir eben noch Beleidigungen gesagt.

— Ich bin phantastisch, und sage nicht zwei Minuten nach einander dasselbe, das wissen Sie wohl. Es scheint mir originell, Sie Beide diesen Abend einander gegenüberzustellen, ich bin neugierig morgen zu erfahren, was eine Unterredung zwischen Ihnen Beiden unter den Umständen, in welchen wir uns befinden, hervorgebracht hat. Wenn Sie geistreich sind, werden Sie darin übereinkommen, daß ich Recht habe, und Sie werden sich beeilen, sogleich zu gehen, um desto länger bei einander zu sein.

Ich konnte mir nicht den Grund erklären, weshalb Frau von Parabère mich fast wider meinen Willen zu diesem gefährlichen Zwiegespräch schicken wollte. Ich sah sie fest an, und es schien mir, als ob sie die Wahrheit rede und keinen Rückhalt habe; ihr Auge war frei. Dieses seltsame Geschöpf ist nie richtig beurtheilt worden; sie war weniger verderbt, als man vermuthete, die Laune war ihre Führerin oder vielmehr ihre Herrin. Sie hatte zuweilen Augenblicke

bewundernswürdiger Vernunft, sie hatte Verstand und Tact; in der folgenden Minute brachte sie eine Reihe von Tollheiten zu Tage, so daß man sie für das Irrenhaus reif hätte erklären mögen.

Der Regent hörte sie fast ohne zu antworten an, er bestand nicht darauf, verlangte nichts von mir und nie in meinem Leben war ich verlegener. Ich hatte große Lust, nachzugeben, große Lust, in der Nähe und mit aller Gemächlichkeit diesen Prinzen zu sehen, von dem man so viel sprach, und andererseits hielt mich die Scham mächtig zurück.

Frau von Parabère errieth meine Gedanken, sie hatte einen Blitz ihres vermittelnden Tacts.

— Sie wollen mich nicht anhören, sagte sie; wir wollen also nicht mehr davon reden. Verweigern Sie diesem armen Prinzen doch nicht die Genugthuung, Sie haben das Ansehen einer Grisette von Pontneuf, und das Einzige, was die Lakaien denken werden, ist, daß er eine von meinen Mädchen entführt hat.

Der Regent fing an zu lachen; ich lachte auch ein wenig; dieses Lachen zog uns Beide aus der Verlegenheit.

Ich hatte mein Kostüm vergessen, und der Herzog von Orleans hatte so viel guten Geschmack, es nicht zu bemerken; ich erröthete bei diesem Gedanken. Aber zu gleicher Zeit eröffnete mir die Marquise einen Ausweg, den ich zu benutzen beabsichtigte, so wenig man mir auch helfen möchte. Zuerst nahm ich den Vorschlag der Begleitung an; es war ein erster Schritt, aber keine Verbindlichkeit, es stand mir immer frei, nicht weiter zu gehen. Die große Thorheit! Die große Inconsequenz! Ich weiß es wohl, aber zu dieser Zeit kann sich Niemand einen Begriff machen, wie unser Gehirn unter der Regentschaft beschaffen war, und von den Lockungen, welche die ganze Atmosphäre erfüllten, und welchen selbst die Klügsten nicht widerstanden.

---



## Achtes Kapitel.

Der Wagen des Herzogs von Orleans wartete; es war ein einfacher Wagen ohne Wappen, worin er gewöhnlich bei seinen verliebten Ausflügen fuhr. Er war allein darin; Dies begegnete ihm oft, denn er machte sich gern von seiner Umgebung frei. Ich hatte auch keine Begleitung, denn es war verabredet, daß Frau von Parabère mich nach Hause schicken sollte. In eine Kapuze eingehüllt, in meinem kurzen indianischen Rock und meinem Mäntelchen von schwarzem Taffet glich ich in der That viel mehr einem Kammermädchen, als einer Marquise.

Der Prinz reichte mir die Hand und ließ mich zuerst einsteigen. Ich war so verwirrt, daß ich die Befehle nicht hörte, die er gab. Wir waren nahe beim Palais-Royal und weit von meiner Wohnung; ich konnte leicht bemerken, wohin er mich führte, aber ich gestehe, ich dachte nicht daran.

Der Regent sagte kein Wort zu mir. Um das Schweigen zu brechen, welches ich behauptete, machte er einige Bemerkungen über das Wetter und die Wärme, worauf ich nicht antwortete.

— Wohin befehlen Sie, daß ich Sie führe, Madame? sagte er.

— Zu meiner Wohnung, antwortete ich mit bewegter und unentschlossener Stimme.

— Das ist sehr entschieden! Sie verweigern mir die geringe Herablassung, um die ich Sie gebeten habe?

— Mein Gott, gnädigster Herr, was liegt Ihnen daran? Ich bin eine Fremde für Sie, ich habe nicht die Ehre der genauen Bekanntschaft Eurer königlichen Hoheit, es ist das dritte Mal, daß wir uns treffen; ich bin nur eine Frau aus der Provinz; sehr unwissend und sehr unbekannt mit den Gewohnheiten des Hofes, so daß ich Sie langweilen würde.

— Meinen Sie das, Madame?

— Gewiß, gnädigster Herr, meine ich das.

— Sie wissen nicht, welche Langeweile ich empfinde, ich sehe es wohl, oder vielmehr, es ist nicht Langeweile, sondern Traurigkeit.

— Sie traurig, gnädigster Herr?

— Ja, Madame, ich bin traurig, tief traurig in der Mitte der Orgien, der Vergnügungen, der leichten Liebesverhältnisse; ich bin traurig, ohne Freunde, ohne Vertrauen um mich her. Ich habe Augenblicke schrecklicher Entmuthigung, und dies ist einer der stärksten, den ich seit langer Zeit erfahren habe. Ich weiß nicht, warum ich Sie damit Plage; verzeihen Sie mir und gestatten Sie mir, meinem Lakai Ihre Adresse mitzutheilen.

Ich hatte große Lust zu diesen tête-à-tête und zu diesen vertraulichen Mittheilungen, aber ich wollte dazu gezwungen sein, und die Leichtigkeit, womit er darauf verzichtete, verletzte meine Eigenliebe, indem sie mir zeigte, wie wenig ihm daran gelegen war. Ich fühlte mich sehr verlegen.

— Gnädigster Herr, sagte ich furchtsam..'

— Madame —

— Ich bin wahrhaft betrübt über den Kummer Eurer Königlichen Hoheit, ich möchte —

— Mich trösten! aber Sie fühlen nicht den Muth dazu. Ich kenne diese Worte, ich habe sie

schon oft genug gehört! Meine Geliebten und meine Königinnen verlassen mich, wenn ich in meiner schwarzen Laune bin, bis auf meine Tochter, die sie mir vorwirft. Wenn man am Hofe die Leute nicht amüsirt oder wenn man ihnen nichts giebt, ist man zu nichts weiter gut, als in einen Winkel zu gehen und seiner Traurigkeit nachzuhängen.

Ich wurde von diesen Klagen gerührt; man muß bedenken, daß ich zwanzig Jahr alt war, ein noch völlig ländliches Herz hatte und daß die Jugend ihre Rechte nicht verleugnet. Ich war in einer herrlichen Begeisterung.

— Ich, gnädigster Herr, werde Sie nicht verlassen, ich folge Ihnen.

— Im Ernst?

— In vollem Ernst. Ich würde mir Vorwürfe machen, Sie in dem Zustande zu lassen, worin Sie sich befinden.

— Sie haben Recht. Ich würde allein bleiben, denn Dubois selber würde in dem Zustande, worin ich bin, nicht allein arbeiten wollen, er nennt dies meine Tage der Verfinsternung und behauptet, daß ich nichts verstehe.

Er stand auf, rief seinen Leuten durch den Wagenschlag etwas zu und mein Loos war entschieden.

Indessen fuhren wir noch immer weiter und mußten nach meiner Berechnung angekommen sein. Ich machte gegen den Prinzen eine Bemerkung darüber.

— Wir gehen nicht in das Palais-Royal, versetzte er.

— Und wohin denn, gnädigster Herr?

— Zu einer kleinen Wohnung, die ich neben der Abtei Longchamps besitze, wohin ich mich zuweilen flüchte und die nur Wenige kennen. Ihre Handlung der Menschenliebe darf Ihnen nicht schaden und man muß Sie im Palais-Royal nicht sehen. Es ist ein übel berüchtigter Ort, wo eine Person wie Sie nicht dem Gelächter und den Bemerkungen der Müßigen und Boshaften ausgesetzt sein darf.

Ich dankte Seiner Hoheit, wie es meine Pflicht war. Es war von seiner Seite ein Zeichen der Achtung und ich verdiente es trotz meiner Unbesonnenheit. Was waren Unbesonnenheiten zu jener Zeit! Man hätte heilig gesprochen werden können, wenn man nichts Schwereres auf dem Gewissen gehabt hätte.

Von diesem Augenblick an wurde die Unterredung vertraut und ohne Anmaßung fortgeführt. Der Prinz befragte mich über meine Familie, über meine Pläne, über meine Wünsche, über Herrn Du-Deffand und seine Fähigkeiten. Ich antwortete ihm nicht wie dem Regenten von Frankreich, sondern wie einem Freunde, und er benahm sich auf eine Weise gegen mich, wogegen die strengste Tugend 'nichts hätte einwenden können. Ich machte eine unwillkürliche Anspielung auf den schmeichelhaften Respect, den er mir bezeugte.

— Sie haben weder den verstorbenen König, noch Monsieur, meinen Vater, gekannt, sonst würden Sie sich weniger über mein Benehmen wundern. Nie bezeugten Männer den Frauen einen tieferen Respect und eine vollkommeneren Rücksicht. Ludwig der Vierzehnte grüßte selbst die Gärtnerinnen im Parke zu Marseilles, und zwar vor dem ganzen Hofe, welchen er nöthigte, auch dasselbe zu thun. Man hat mich von meiner Kindheit an belehrt, daß die erste Eigenschaft eines Cavaliers gerade dieser Respect und diese Rücksicht gegen Ihr Geschlecht sei. So viel ich weiß, ist keine Dame von Stande anders von mir behandelt worden, als ich es heute thue, es sei denn, daß sie mir die Erlaubniß dazu gegeben.

Diese Erklärung verbannte jeden Verdacht und jede Befürchtung; ich fühlte mich vollkommen unbefangen und bezaubert von der Wahl, die ich trotz der Stimme der Klugheit getroffen. Der Prinz erschien mir als ein Tugendheld, den man entsetzlich verleumdet.

Die Zeit verging schnell aus dem Wege und wir kamen an. Man hielt vor dem Gitterthor eines Gartens an, wo geklingelt wurde. Der Wagen fuhr ein; ein Mann und eine Frau traten vor den Wagenschlag und grüßten sehr unterwürfig,

— Ist hier etwas zu essen? fragte der Regent in herablassendem Tone.

— Ein Abendessen ist völlig bereit, gnädigster Herr; wir sind nie unvorbereitet.

Wir stiegen aus; ich behielt meine Kaputze auf, der Wagen und die Leute verschwanden unter einem Gewölbe. Es blieben nur der Mann und die Frau zurück, von welchen ich gesprochen habe. Der Herzog von Orleans reichte mir die Hand.

— Kommen Sie, Madame, und verzeihen Sie die Art, wie Sie empfangen werden, man erwartete uns nicht.

— Wir warten immer, gnädigster Herr, entgegnete der Castellan ein wenig pikirt.

— Dann ist es nicht nöthig, um Nachsicht zu bitten, es ist weder im Palais-Royal, noch bei den reichsten Traiteurs ein Koch, der so geschickt ist, wie Du, meine gute Nanette.

— Und nicht alle Welt ißt aus meiner Küche, gnädigster Herr; Sie führen nicht Ihre Puppen und schamlosen Frauenzimmer hierher, Sie wissen wohl, daß ich dergleichen nicht will, obgleich Sie diesen Abend —

Ein Blick auf mein phantastisches Kostüm und meine Zwickelstrümpfe vollendete den Satz.

— Niemals. Nanette, Hast Du eine größere und ehrenvollere Dame bedient; sei darum ruhig.

— Vortrefflich! Uebrigens sah ich es wohl.

Diese Nanette war die Milchschwester des Prinzen, welcher er dieses kleine reizende Haus nebst guten Renten gegeben, unter der Verpflichtung, ihn immer zu empfangen, wenn er kommen würde. Nanette sprach so offen mit ihm, wie der alte Kammerdiener im Palais-Royal. Sie hatte das Amt mit der Klausel übernommen und noch eine nach ihrer Art hinzugefügt. Sie wollte durchaus nichts von Puppen und schamlosen Frauenzimmern wissen, nichts von Orgien und Gelagen, nur ein stilles Abendessen sollte hier stattfinden, wobei niemals mehr als zwei oder drei Personen zugegen sein sollten; auch nahm sie sich heraus, dieselben wählen zu wollen.

Die Diener und der ganze Troß aus dem Palais-Royal, wie Nanette sich ausdrückte, waren aus diesem Hause verbannt. Man schickte sie zu einer ausdrücklich zu diesem Zwecke errichteten Bedientenherberge. Nanette und ihr Mann servirten allein bei der Tafel.

Sie liebte den Prinzen mit sehr lebhafter, aufrichtiger und uneigennütziger Zärtlichkeit. Sie verbarg ihm nichts, und wenn er die Wahrheit hinsichtlich der öffentlichen Meinung oder über einen Act seiner Regierung wissen wollte, wendete er sich an sie.

Als eine streng rechtschaffene Frau hielt sie ihm Strafpredigten über seine Sitten und besonders über die Aufführung der Herzogin von Berry, worüber sie nicht schweigen konnte.

— Wenn ich eine Tochter von der Art hätte, sagte sie, so würde ich sie einsperren lassen, und wäre sie zehnmal Prinzessin; sie verdient es noch um so mehr, denn sie ist ihrem Hofe ein gutes Beispiel schuldig.

Der Regent ließ den Kopf sinken, ohne zu antworten, so sehr fühlte er die Richtigkeit ihrer Vorstellungen.

Nanette tadelte selbst Madame, denn sie sagte, sie hätte Ordnung in ihre Familie bringen

müssen.

— Ach! wenn meine Mutter noch lebte, glauben Sie, Madame, daß sie dies Alles geduldet und Philipp nicht gehörig den Kopf zurecht gesetzt hätte? Man kann ihm wohl einige Geliebten nachsehen, weil er eine Frau hat, die einem Kanape gleicht und die nur der Kissen bedarf, um sich auszustrecken und einzuschlafen; übrigens ohne Herabsetzung des verstorbenen Königs, unseres Herrn, zu sprechen, war sie vielleicht wohl gebildet, um seine Tochter zu sein, das will ich nicht sagen, aber seine Mutter, o nein! Und wenn ich Monsieur gewesen wäre, wenn ich Sie, wenn ich Philipp gewesen wäre, hätte ich mir nimmermehr diese Beleidigung gefallen lassen. Wenn er sie ein wenig täuscht, thut er nicht unrecht. Nur nichts von diesen Wüstlingen und schamlosen Weibern. Kann er sich denn nicht anders amüsiren?

Frau von Parabère, Frau von Sabran, keine von den eigentlichen Geliebten des Prinzen, noch die Herzogin von Berry hatten einen Fuß in dieses Retiro, so hieß dieses Haus, gesetzt. Der Prinz kam am häufigsten mit ernstern Männern hierher, zuweilen führte er seltene Ausnahmen hierher, die er auszeichnen wollte. Niemals verletzte er das Versprechen, welches er Nanette gegeben hatte. Der Cardinal Dubois ganz besonders war davon ausgeschlossen. Er war der besondere Gegenstand des Hasses der guten Frau; sie beschuldigte ihn, den Prinzen zu Grunde gerichtet und ihm die Thüre vor der Nase geschlossen zu haben.

Ich wurde durch mehrere Zimmer von hoher Eleganz, wenn auch von großer Einfachheit, in einen köstlichen Speisesaal geführt, der mit duftenden Blumen und reizenden Vögeln angefüllt war, die, von dem hellen Lichte getäuscht, wie am hellen Tage sangen.

Es war mir zum Ersticken, und ich warf Kapuze und Mantel ab. Nanette erwartete diesen Augenblick, um mich anzusehen. Ein Ausdruck der Traurigkeit verbreitete sich über ihr Gesicht.

— Ach! sagte sie, Sie sind sehr jung, mein liebes Kind, Es ist Zeit, auf dem Wege anzuhalten — gehen Sie nicht weiter.

Der Herzog von Orleans fing an zu lachen, doch war es vielleicht ein etwas erzwungenes Lachen.

— Es ist nicht so, wie Du denkst, Nanette. Madame ist eine Freundin, nicht mehr.

— Um so mehr Ursache, auf dem Wege anzuhalten. Als wenn ich nicht wüßte, wohin solche Freundschaften führen? Sehen Sie, wohin Sie gekommen sind, Philipp, da Ihre wahren Freunde Sie im Verborgenen besuchen müssen, indem Sie sich der üblen Nachrede aussetzen, um sich anderswo nicht noch mehr derselben auszusetzen. Ich wette, daß diese wackere Dame nicht in's Palais-Royal geht?

Ich antwortete nicht, ich wollte es dem Regenten überlassen, nach seinem eigenen Gefallen zu antworten. Nach zwei oder drei ziemlich zweideutigen Aussprüchen entließ er Nanette und befahl ihr, das Abendessen aufzutragen.

Als wir allein waren, entschuldigte er von Neuem gegen mich die Freiheiten dieser guten Frau und die Art, wie sie auch mit mir spreche.

— Aber was wollen Sie sagen? Es ist eine alte Freundin, und die Freunde sind so selten in unserer Lage, daß wir nicht recht wissen, wie wir sie bewahren sollen.

Ich war weit entfernt, irgend etwas übel zu nehmen, und ich hätte diesem guten Prinzen, für den ich mich jeden Augenblick mehr interessirte, viel Freunde wie diese gewünscht.

---

## Neuntes Kapitel.

Das Abendessen wurde wie durch einen Zauber servirt, und es war eine von jenen bewundernswürdigen Mahlzeiten, die unter dem Zauberstabe einer Fee hervorgegangen zu sein scheinen. Es war nicht der Luxus und die Pracht eines Palastes, es war mehr. Da war Krystall und Porzellan ohne Gleichen, wovon die Formen zerbrochen und den Künstlern verboten war, Copien abzugeben. Da war keine Vergoldung und das Silbergeschirr einfach, aber von wunderbar gutem Geschmack.

Die Gerichte waren nicht zahlreich, man servirte deren nur vier. Ich berührte die Speisen nur mit den Lippen, denn ich hatte keinen Hunger. Der Regent aß mit ziemlich gutem Appetit und seine Beschäftigung war sichtbar. Nanette verfehlte nicht, es ihm zu sagen.

— Es fehlt Ihnen etwas, Philipp, Sie leiden.

— Nanette, entgegnete er lächelnd, ich habe meine Launen und meine Stunden der Traurigkeit.

— Ah! ich weiß es. Ei! Madame ist eine wahre Freundin, da Sie sie an einem solchen Tage hierher führen.

Sie plauderte während der ganzen Mahlzeit mit uns. Als Alles zu Ende war und man das Obst aufgestellt, zog sich Nanette zurück und wir blieben allein.

— Nun, sagte der Prinz ein wenig gestärkt durch die guten Speisen und den vortrefflichen Wein, den er getrunken hatte, Sie sehen, Madame, ein Abendessen mit diesem so unternehmenden und so ausschweifenden Regenten ist nicht gerade schrecklich. Sie werden hinausgehen, wie Sie gekommen sind, und ohne ein einziges Wort oder Geberde, die Sie hätten beleidigen können.

— Das ist wahr, gnädigster Herr.

— Lassen Sie die Zeit kommen, Madame, und Sie werden sehen, ob meine Vorhersagung nicht erfüllt werden wird. Ich habe Sie beobachtet, ich habe Sie angehört, und ich verstehe mich auf die Menschen. Unsere Gattung hat kein Geheimniß für mich; wenn man mich täuscht, so geschieht es, wenn ich getäuscht sein will, das heißt, ich lasse mich aus Trägheit und Langeweile täuschen.

— Wie haben Sie Zeit, sich zu langweilen, gnädigster Herr?

— Es ist, als wenn Sie einen Kranken fragten: Wie haben Sie Zeit, zu leiden?

— Indessen —

— Indessen habe ich alle Beschäftigungen der Königswürde, alle Vergnügungen, die ich wünsche, nicht wahr?

— Ohne Zweifel.

— Nun, Madame, ich nehme die Vergnügungen, um die Beschäftigungen der Königswürde zu vergessen, und die Beschäftigungen der Königswürde, um mich von den Vergnügungen zu erholen: Dies Alles tödtet mich.

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und verweilte so einige Secunden.

— Ja, ich würde von ganzem Herzen Alles darum geben, was ich besitze, um mit meinen

Kindern, als Kinder, wie ich sie wünsche, mit einer geliebten Frau und einigen Freunden auf einem abgelegenen Landsitze fern vom Geräusch und Glanz zu wohnen. Ich wollte redlich und ruhig in meiner Familie, in Frieden mit Gott, mit meinem Pfarrer und meinen Nachbarn leben, ohne zu wissen, daß es auf der Welt Könige und Minister, Ehrgeiz und ehrgeizige Menschen, Streit und Kriege giebt. Das ist das wahre Paradies, wovon ich träume, und welches ich verurtheilt bin niemals kennen zu lernen.

— Man ahnt dies nicht, gnädigster Herr.

— Nein, man ahnt dies nicht, Niemand weiß, was ich bin, nicht einmal die, welche mir am nächsten stehen, denn sie würden meiner spotten, wenn sie errathen könnten, was ich denke. Ein Einziger hat das Bewußtsein davon im tiefsten Herzen, und er verachtet mich wegen dessen, was er Niedrigkeit des Geistes nennt, das ist Dubois. Darum weiß er mich so gut zu führen und Alles bei mir zu benutzen.

Ich hörte diesen armen Prinzen an und beklagte ihn sehr. Er hatte etwas vollkommen Gutes und wirklich Anziehendes an sich, obgleich er keineswegs schön war. Seine Klagen rührten mich und ich versuchte sie zu mildern; er hörte mich an, indem er mit zweifelhafter Miene den Kopf schüttelte.

— Es ist noch nicht Alles. Ich würde vielleicht ein Mittel für meine Langeweile finden können, wenn ich mich ernstlich mit den Geschäften befaßte, wenn ich nicht zu gleicher Zeit an meinen Ruhm und an den meines Vaterlandes denke; aber ich bedarf der Freunde, Madame, ich bedarf der aufrichtigen Zuneigung, ich habe das Bedürfniß eines Herzens, welches mir wahrhaft angehört, und es sind nicht meine Theilnehmer des Vergnügens, es sind nicht meine falschen Geliebten, die meine Thränen trocken werden, da ich sie nicht mehr verhindern kann, zu fließen.

Wenn die gute Aissé an meiner Stelle gewesen wäre und nicht ihren Chevalier geliebt hätte, würde sie eine mitleidige Neigung für diesen armen Regenten gefaßt haben, welcher mehrmals nach einander in erschüttertem Tone wiederholte:

— Niemand liebt mich! Niemand liebt mich!

Ich war freilich geneigt, von diesem unerwarteten Unglück ein wenig gerührt zu werden und zu versuchen, es in Freude zu verwandeln; aber ein tiefes Gefühl ist niemals meine Sache gewesen. Fortgerissen von der Empfindsamkeit meines Alters, wo die Nerven so leicht erschüttert werden, faßte ich Mitleid und konnte nicht umhin, es zu zeigen. Der Regent war kein Mann, der meine Eindrücke verkennen konnte. Er täuschte sich darin, wie ich mich selber täuschte, und einige Stunden lang glaubte er das Gegenmittel gegen seinen Schmerz gefunden zu haben, so wie ich sehr aufrichtig glaubte, aus meiner Erinnerung die Hindernisse meiner Vergangenheit und die Chimären meiner Zukunft verbannt zu haben.

Ich muß gestehen, ich war sehr glücklich darüber, und der Prinz war es noch mehr, als ich. Er fühlte lebhafter und suchte seit langer Zeit jene Gottheit seines Lebens, um sie zu verehren.

Ich werde Ihnen nicht erzählen, was vorging und was wir in diesen Augenblicken der Täuschung zu einander sagten. Er wurde, um mir zu gefallen, ein Held, der Unsterblichkeit würdig, er verbesserte Alles, er befreite uns von den Mißbräuchen, er verbannte seine bösen Rathgeber und bildete eine wunderbare Rathsversammlung. Ich hörte ihm zu, ich billigte seine Gedanken, ich vervollständigte sie noch. Der Tag drang schon lange durch die Falten der Vorhänge und verdunkelte den Glanz der Lampen, doch dachten wir nicht daran. Nanette kam, um uns daran zu erinnern.

— Sie müssen abfahren, gnädigster Herr, sagte sie; dies ist der Augenblick Ihres Schlummers, und Ihre Leute müssen kommen, Sie in Ihrem Bette zu wecken.

— Ach! es ist wahr, Nanette, Du weißt nicht, von was Du uns entreißest.

— Gnädigster Herr, ich denke an Ihre Gesundheit. Madame kann den ganzen Tag schlafen, wenn es ihr gut dünkt; aber Sie! Es muß Alles bei Ihrer Gewohnheit bleiben, und ich will nicht, daß man Sie vollends tödte. mein armer Philipp; ich will wenigstens nicht dazu helfen.

Was mich betrifft, ich war in diesem Augenblicke ganz bestürzt; er schien mir aus einem Traume zu kommen, und ich dachte daran, welche Folge derselbe haben werde, als der Herzog von Orleans meine Hand faßte und mich, als Nanette sich entfernt hatte, in leidenschaftlichem Tone fragte:

— Wohin soll man Sie führen, mein Engel?

Was sollte ich antworten? Wohin sollte ich gehen? Es schien mir, als dürfe ich das Haus meines Gatten und meiner Cousine nach dieser unsinnigen Nacht nicht mehr betreten. Larnages Gespenst erhob sich vor mir und warf mir nach einander die Gelübde hin, die an dem Morgen in einem bezauberten Walde ausgesprochen worden. Ich hatte einen Augenblick der Unbesonnenheit und Thorheit, ich glaubte, daß ich den Kopf verlieren würde, und ich fand kein Wort zu antworten, denn dieses Wort wäre vielleicht eine Härte gewesen.

— Ich frage Sie, schöne Marquise, schöner tröstender Engel, wo Sie von jetzt an wohnen wollen? begann er wieder.

— Bei mir, gnädigster Herr, bei mir.

— Bei Ihnen freilich; doch wo wird dieses bei Ihnen sein? Wählen Sie, Frankreich ist groß und steht ganz zu Ihrer Verfügung.

Ich fühlte mich verletzt und zog meine Hand zurück, die er noch in der seinigen hielt.

— Sie nehmen es mir übel; Sie verstehen mich nicht. Da Sie es von jetzt an sind, die mein Leben erhält, da Sie es sind, die mich groß, stark und unverletzlich macht für alle Laster wie für jedes Unglück, so dürfen Sie mich nicht verlassen. Ich muß Sie jeden Augenblick sehen, ich muß Sie um Rath fragen, ich muß bei Ihnen den Muth finden, dessen ich bedarf, und wenn Sie sich entfernen, so ist der Teufel sehr boshaft und mächtig; die Gewohnheit ist alt, und sie wird im Geleite des Schmerzes und der Schmach zurückkehren,

— Indessen, gnädigster Herr, kann ich nicht — Und er hatte, gleich mir, mit dem Tage seinen Traum entfliehen sehen, und er verstand mich.

— Ah! Sie bereuen! ah! Sie lieben mich nicht! rief er in erschüttertem Tone. Ich hätte es wissen, ich hätte mich nicht auf ihr jugendliches Alter und auf ihr leichtes Herz verlassen sollen; ich bin zu unglücklich, und bestimmt, es immer zu sein.

Ich war wieder zu mir gekommen; es schien mir grausam, ihn noch zu täuschen; indessen versuchte ich es. Ich fand einige sanfte Worte, einige gerührte Blicke wieder. Er machte es wie ich, er versuchte daran zu glauben; wir bemerkten Beide vollkommen, daß unsere Worte und Blicke falsch waren, aber wir hüteten uns, es zu gestehen, das wäre zu schmerzlich gewesen.

— Lassen Sie mich, um dieses Abenteuer zu schließen, zur Frau von Parabère fahren, sagte ich. Ich will mich nicht vor ihr verbergen und werde dort ein Mittel finden. in meine Wohnung zu gelangen, ohne den Argwohn zu erregen, daß ich anderswo gewesen, als bei ihr.

Der Prinz machte keine Bemerkung. Diese Bitte zeigte ihm meine bestimmten Ansichten. Indem ich meinen Fehler verbarg, sollte derselbe doch nicht wiederholt, oder wenigstens nicht

regelmäßig wiederholt werden. Unsere herrlichen Pläne scheiterten an meinem Entschlusse. Jetzt, da er sich nicht mehr langweilte, war es ihm vielleicht nicht leid und vielleicht fand er die Rolle Karl VII. bei Agnes Sorel schwer auszuführen.

Nanette ließ die Leute zurückkommen, und ich fuhr, noch immer in meine Kapuze gehüllt, in dem Wagen ab, der mich dorthin gebracht hatte. Der Regent sah mir aus dem Fenster nach, es war sein letzter guter Gedanke, der mit mir sich entfernte.

Ein anderer Wagen führte ihn weg und er setzte sein gewohntes Leben fort. Vielleicht kommt ihm die Erinnerung an diese Nacht mit Gewissensbissen zurück. Am folgenden Tage schickte er mir durch Nanettens Mann sein Portrait, nicht wie er damals war, sondern im Alter von sechzehn Jahren, in dem Alter aller Verheißungen seiner Schönheit, seines Geistes und seines Herzens. Ich war ihm dankbar für diese Delicatesse. Er hat mir nie etwas Anderes gegeben; freilich würde ich damals auch nichts Anderes angenommen haben.

Als Frau von Parabère mich ankommen sah, sprach sie nur die Worte aus:

— Ich dachte es mir.

Sie war noch im Bette, aber man führte mich zu ihr, denn sie hatte dazu den Befehl zurückgelassen. Sie hörte meine Irrfahrten an, ohne mich zu unterbrechen oder die Augenbraunen zu bewegen.

Ich erwartete, sie sehr überrascht zu sehen.

— Ich kenne das, antwortete sie mir. Es giebt Bestrebungen zum Guten, die Mitleiden erregen, wenn man sieht, wie er wieder zurückfällt. Die, welche diesen Mann verdorben haben, sind außerordentlich strafbar, und ich hoffe, Gott wird den Grasaffen Dubois wegen dieser Schändlichkeit auf ewig zu allen Teufeln schicken.

— Was! Sie haben ihn also auch so gesehen? fragte ich.

— Ich und viele Andere. Das nennt man seine Rückkehr zur Jugend.

Ich muß gestehen, ich wurde dadurch tief gedemüthigt; ich glaubte allein mit diesem Schauspiel begünstigt zu sein. Meine einzige Gunst war das Retiro gewesen. Und auch das ist noch fraglich.

---



## Zehntes Kapitel.

Frau von Parabère gab mir Gelegenheit, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, nach Hause zurückzukehren. Sie ließ mich von einem schwachköpfigen alten Diener, den sie aus Mitleid in ihrem Dienste behielt, und der nur noch als Respectsperson zu gebrauchen war, in meine Wohnung zurückführen.

Meine Cousine sah mich übrigens kaum, mein Leben gefiel ihr nicht, Sie wollte nicht dafür verantwortlich sein und erwartete ungeduldig meinen Gemahl, um ihn zu bitten, mich anderswo einzumieten.

Ich wußte, daß er nicht so bald zurückkehren werde. Da es mir in diesem Kloster durchaus nicht gefiel, so begann ich damit, Herrn Du-Deffand meinen Entschluß anzukündigen, eine Wohnung für mich zu nehmen.

Meine Freunde hatten ein ganz angenehmes Haus in einem abgelegenen Stadtviertel entdeckt, wo ich keine Nachbarn hatte, denn die Nachbarn sind die Plagen des Lebens. Wenn ich noch sähe, würde ich deshalb nicht hier bleiben. Aber eine Blinde! die sieht alle Welt an, einerlei, wo sie ist. Uebrigens habe ich nichts zu verbergen.

Ich schlief an jenem Tage einige Stunden; ich stand am Abend aus und war kaum angekleidet, als man mir die Gräfin Alexandrine von Tencin anmeldete. Ich habe schon einige Worte von ihr gesagt und will heute ihr Kapitel erschöpfen. Ich sah sie ziemlich oft, ohne sie zu lieben, wie es bei Allen, die sie kannten, der Fall war.

Frau von Tencin, die Schwester der Frau von Fériol, hatte viel von ihrer Schwester in ihrem Charakter, aber ihre Schönheit und ihr Geist waren von anderem Caliber. Die Gräfin Alexandrine behauptete einen hohen Platz in der Welt und herrschte auf seltsame Weise, ohne, wie schon bemerkt, geliebt und beachtet zu werden. Ihre Bosheit, die Wichtigkeit, womit sie ihr eigenes Leben und das ihres Bruders, des Cardinal Erzbischof von Lyon, leitete, ihre Gewandtheit und ihre Intrigue machten, daß man sie überall fürchtete.

Ich meinestheils suchte sie nicht auf. Ich hatte bemerkt, daß sie mich zum Reden zu bringen wünschte, um ihre Barke desto besser durch die Klippen zu lenken. Sie wußte, daß ich im Palais-Royal und in Sceaux bei den beiden Machhabern des Augenblicks sehr gut angeschrieben war; seitdem suchte sie mit mir anzuknüpfen. Ich konnte ihr in einem Augenblicke der Noth zu etwas nützlich sein.

Hatte sie mein Glück entdeckt? Hatte sie gewittert, daß irgend eine Gnade zu erlangen sei? Sie war ganz besonders bezaubernd. Was mich betraf, ich blieb nicht zurück, und ich kann Ihnen versichern, wir zeigten viel Geist.

Da sie mir wieder unter die Feder kommt, verlasse ich sie nicht mehr, und sie ist an der Reihe, mir zu sitzen; es ist eine gute Stelle, denn weniger Menschen Leben ist so stürmisch gewesen, wie das ihrige, das können Sie mir glauben. Ich kenne sie als Original durch ihre Neffen d'Argental und Pont-de-Veyle, die fast seit siebzig Jahren, während welcher wir neben einander ausgedauert, meine Freunde waren und noch sind. Es ist keine Bekanntschaft von einem Tage und man hat Zeit zu plaudern.

Louise Alexandrine von Tencin ist mit den reizendsten Eigenschaften und den abscheulichsten

Fehlern geboren, die ein sterbliches Wesen nur haben kann.

Sie war schön, wohlgebildet und von außerordentlichem Geist; sie nahm nach Gefallen alle Masken und Gesichter an; sie hatte immer den Geist desjenigen, mit dem sie sich unterredete, weshalb sie ebenso viel Anhänger wie Zuhörer hatte.

Da sie die jüngste Tochter ihres Hauses war, wurde sie zur Nonne bestimmt und man brachte sie sehr früh in das Kloster Montfleury in der Nähe von Grenoble. Von diesem zarten Alter an hatte sie eine unerschütterliche Entschlossenheit und den festen Willen, sich nicht einsperren zu lassen.

Sie liebte die Welt, sie bedurfte derselben; die Intrigue war schon ihr Leben, und kaum war sie in das Kloster eingetreten, als sie es völlig umkehrte. Die Nonnen empfanden Freundschaft für sie, oder wenigstens die jüngeren, wegen der seltsamen Lehre, die sie ihnen predigte, und wegen der Mittel, die sie beständig anzuwenden wußte, sie zu unterhalten.

Sie ließ von den Pensionärinnen und Postulantinnen Komödie spielen; sie organisirte Gesellschaften, wozu man die ganze Provinz einlud. Der Bischof, der Anfangs ein wenig widersetzlich war, billigte sie endlich, als Alexandrine ihm die Unschuld und die Nothwendigkeit derselben, um den Geist der jungen Nonnen zu beschäftigen, dargethan hatte.

— Dieses Kind, sagte er in seinem Enthusiasmus, wird eine Mutter der Kirche, ein wahres Licht werden, sie weiß Alles.

Sie wußte in der That Alles, ohne jemals viel gelernt zu haben; sie war sehr träge in den Studien und fand nur ihre Thätigkeit wieder, wenn es galt, sich Bewegung zu machen. Dieses Kloster verwandelte sich, sie brachte es zum Leben.

So blieb sie bis zum Alter von sechzehn Jahren. Frau von Tencin besuchte sie nach der Verheirathung ihrer Schwester mit dem Herrn von Fériol, indem sie ihr ankündigte, daß ihre zweite Schwester bald auf dieselbe Weise würde versorgt werden, und daß sie selber sich vorbereiten müsse, in drei Monaten den Schleier zu nehmen,

— Madame, versetzte die Novize, ich habe keine Lust dazu.

— Ei, meine Liebe, Du bist sehr ehrgeizig und Du wirft nirgends eine bessere Lage finden. Du wirft vor dem fünfundzwanzigsten Jahre Aebtissin werden. Welcher Mann würde Dir eine bessere Stellung verschaffen?

— Auch will ich keinen Mann, Madame.

— Was willst Du denn da? Willst Du ledig bleiben?

— Ich will Stiftsfräulein werden, Madame.

— Dein Vater will nicht davon hören, seine Pläne sind gefaßt. Seine beiden jüngsten Kinder sollen der Kirche geweiht sein. Dein Bruder und Du, ihr liebt einander sehr und könnt einander dienen.

Alexandrine hielt sich noch nicht für geschlagen, sie bat und flehte und beschwor ihre Mutter, es half Alles nichts. Sie ging sogar so weit, zu sagen, sie wolle ihr Gelübde am Altar verweigern; ihre Mutter lachte nur darüber und fragte sie, ob sie alle Beschwerden des Klosters ertragen wolle, ohne die Wohlthaten desselben zu ernten?

Dies brachte die künftige Nonne zum Nachdenken, sie verlangte noch zwei Monate zu reiflicherer Ueberlegung; man bewilligte sie ihr, sehr entschlossen, zu äußersten Mitteln zu greifen, wenn ihre Ueberlegung nicht günstig ausfallen sollte.

So jung Alexandrine war, sah sie doch unwillkürlich ein, daß, Zeit gewonnen zu haben, schon

viel ist.

Der böse Geist beschützte sie; er führte einen jungen Beichtvater, Namens Fleuret, glaube ich, in die Abtei, der sehr heilig und fromm, aber ebenso einfältig wie heilig war, und das wollte nicht wenig sagen. Fräulein von Tencin hatte ihn in acht Tagen durchschaut und in ihm einen künftigen Beistand entdeckt.

Sie begann damit, ihn für sich zu interessiren, indem sie ihm ihre Leiden und Kämpfe anvertraute und vor seinen Augen eine Maske der Heuchelei annahm, die sie für ihn ebenso fromm und eifrig machte, wie er es selber war. Sie beklagte nur ihr Unglück, ihr Beruf führe sie nicht zum Kloster, sie würde sich nicht an dieses selbstsüchtige Leben gewöhnen können, ihr Herz habe das Bedürfniß, auf der Erde zu lieben, die Liebe zum Himmel könne es nicht ganz erfüllen.

Der gute Priester beklagte sie, bewunderte sie, hielt sie aufrecht in ihren Kämpfen, machte ganz laut bekannt, daß sie gezwungen werde, aber daß sie mit so gutem Herzen bete, daß sie mit so lautem Geschrei um den Beruf stehe, daß Gott nicht taub bleiben und ihr diese letzte Gnade gewähren werde, die unerläßlich zu ihrem Glücke sei, da sie doch ihre Gelübde ablegen müsse.

Die beiden Monate vergingen; Alexandrine protestirte noch immer; sie ging zum Altar und legte ihr Gelübde ab, für eine Andere wäre alles geschehen gewesen, für sie war es nur eine eitle Formalität, und sie hatte ihren Plan.

Sie widersetzte sich in der Art, daß es deutlich wurde, wie sehr man sie gezwungen und wie sehr sie den Stand verabscheue, den man ihr aufgedrungen.

Indessen gab sie das größte Beispiel der Andacht; sie erfüllte ihre Pflichten so, daß sie ihre Gefährtinnen erbaute und laut wegen ihrer guten Aufführung gelobt wurde.

Der Abbé Fleuret erklärte sie für einen Engel, er wußte in der Welt nichts mit ihr zu vergleichen, die berühmtesten Heiligen und Märtyrer kamen ihr nicht gleich.

Ohne es zu bemerken, ohne die Absicht zu haben, ohne es sich träumen zu lassen, kam er dahin, sich nur mit ihr zu beschäftigen. Er hörte fast täglich ihre Beichte und empfing das Geständniß ihres erschreckten Gewissens. Sie beschuldigte sich so leichter Unvollkommenheiten, daß er sie selbst wegen ihrer Delicatesse tadelte. Alles erschreckte sie, Alles flößte ihr Mißtrauen ein.

Nach und nach wurde sie traurig, sie fing an zu fasten und ihren Körper zu kasteien; zugleich wurde ihre Beichte seltener, was die Nonnen sehr in Erstaunen setzte. Jedesmal, wenn sie sich den Sacramenten näherte, geschah es mit Furcht, sie hörte sogar auf zu communiciren, und als man sie über den Grund befragte, antwortete sie:

— Ich bin nicht würdig, den Besuch des Erlösers zu empfangen.

Die Erfahrensten erklärten, daß sie ohne Zweifel große Kämpfe zu erdulden habe, daß sie den Verlust des Umganges mit der Welt bedauere, und daß man ihre Bedenklichkeiten nicht mit Gewalt zu beseitigen suchen dürfe.

Was den Abbé Fleuret betraf, der sie fast nicht mehr sah, dessen Leben war entfärbt und er starb fast vor Sehnsucht, den Grund von dem Allen zu erfahren.

Er suchte sie eines Morgens auf, als sie in einer der heiligen Jungfrau geweihten und am Ende des Parks belegenen Kapelle betete. Als sie ihn erblickte, erbebt sie und ließ den Kopf sinken.

— Meine Schwester, sagte er zu ihr, ich will Sie nicht stören; aber ich bin gewiß, Sie bedürfen meiner und ich bin gekommen.

Nach augenblicklichem Bedenken stand sie auf und gab ihm die Versicherung, daß sie sich völlig wohl befinde und daß sie keines Menschen bedürfe, wohl aber des Schutzes Gottes und der Gebete der ganzen Welt.

— Ich bin unvollkommen, fügte sie hinzu, Sie wissen es besser, als irgend sonst. Jemand, mein Vater, und gegenwärtig befinde ich mich in einer Zeit der Dürre, wo ich mich den Sacramenten nicht nähern kann, wo die Betrachtung mir sogar gewissermaßen unmöglich ist, ich muß also schweigen und mich demüthigen.

— Sie müssen sich ohne Zweifel demüthigen, aber Sie dürfen nicht schweigen, im Gegentheil müssen Sie reden, mit mir, Ihrem geistlichen Lehrer, mit mir, der ich den Befehl habe, Sie in den Hafen des Heils zu führen. Sie leiden, irgend ein böser Gedanke bemächtigt sich Ihrer, Sie fliehen Ihren Gott, während Sie sich in seine Arme werfen sollten, ich bringe Ihnen sein Wort, ich bringe Ihnen Muth. Gestehen Sie Alles und hören Sie mich an.

Alexandrine ließ sich lange bitten, sie begann, dann hielt sie inne, darauf begann sie wieder von Neuem und dann hielt sie nochmals inne.

— Ich werde es nimmermehr können!. rief sie endlich.

— Sie müssen den Willen haben, versetzte der arme Mann, von seinem Eifer und einem unbekanntem Gefühl angetrieben, welches sein Herz ohne sein Wissen erfüllte, es handelt sich nur darum, zu wollen.

— Ich kann es nicht, ich will nicht mit Ihnen davon reden, mein Vater; aber dies muß ein Ende nehmen, ich würde daran sterben und zwar schuldig sterben, ich werde Ihnen schreiben.

— Bald?

— Noch diesen Abend, das verspreche ich Ihnen; jetzt lassen Sie mich, ich beschwöre Sie, gestatten Sie mir, mich zu sammeln.

Der wackere Mann gehorchte; er hatte viel erlangt und war glücklich.

Alexandrine zeigte sich an dem Abende nicht, sie blieb in ihrer Zelle oder in der Kapelle, wozu sie die Erlaubnis, hatte. Diejenigen von den Nonnen, welche sie bemerkten, erschranken über ihre Blässe und fügten hinzu, sie wäre gewiß krank.

Die Priorin stieg zu ihr hinauf, um sich zu überzeugen. Sie fand sie schreibend, und als sie diesen Brief zu sehen verlangte, wozu sie das Recht hatte, antwortete diese:

— Ich schreibe an meinen Beichtvater.

Bei diesem Worte mußte jede Nachforschung eingestellt werden, der Brief wurde beendet, dieser Brief, wovon ich die Abschrift habe, und den ich hier mittheilen will. Man wird daraus die Gräfin Alexandrine kennen lernen, besonders wenn ich die wenigen Zeilen am Ende hinzufüge, die an ihren Neffen Pont-de-Veyle gerichtet sind, der sie um diese Abschrift gebeten hatte.

Frau von Tencin leugnete diese Schlechtigkeiten nicht, da es ihr nicht schaden konnte; sie machte einen ziemlich guten Handel mit sich selber in dieser Art und gab sich nicht die Mühe, sich zu verstellen. Sie gab sehr wenig auf die öffentliche Meinung; der einzige Ruf, den sie vermeiden wollte, war der der Ungeschicklichkeit. Außerdem erlaubte sie, daß man Alles an ihr herabsetzte, nur nicht ihren Geist.

Dies also ist der Brief:

*»Sie wollen wissen, was mich bewegt und mich quält, mein ehrwürdiger Vater, und es ist meine Pflicht, es Ihnen zu sagen, ich bin Ihnen ein schmerzliches und grausames Geständniß schuldig, ein Geständniß, welches mich tödtet, und welches ich Ihnen dennoch unmöglich länger*

verbergen kann. Ohne Sie, ohne den Schutz des Himmels habe ich nichts weiter zu thun, als zu sterben, denn ich bin unwürdig zu leben. Gott und Sie, das ist meine Hoffnung. Ach! ich bin eine große Sünderin, ich bin eine, elende Kreatur, ich weiß nicht, wie ich Ihnen entdecken soll, was ich auf dem Herzen habe, noch auch, welches strafbare Gefühl wider meinen Willen und allen meinen Anstrengungen zum Trotz mein Leben beherrscht.

»Ich habe alle Mittel, mich zu heilen, angewendet, außer einem einzigen, und es ist das, welches ich von Ihnen verlange, und welches Sie für mich erlangen können. Es ist ein äußerstes Mittel, es ist der Höhenpunkt meiner Wünsche, und Sie werden es mir nicht abschlagen.

»Ich bin nicht für das religiöse Leben geschaffen, mein Vater, jeder weiß es, Sie haben häufig das Geständniß meiner Kämpfe und Schmerzen gehört und wissen, was ich erduldet habe, seitdem der Wille meiner Eltern mich zum Kloster verurtheilt hat. Ich habe gebeten und gesteht, ich habe meine Mutter auf den Knien beschworen.

»Man hat es gewollt, ich habe gehorcht, ich habe meine Gelübde ausgesprochen. Seitdem hat sich ein unaufhörlicher Gedanke meines Gehirns bemächtigt und eine einzige Neigung beherrscht mein Herz. Meine Eltern haben mich aus dem Hause vertrieben, um mich in die Arme Gottes zu werfen. Ich liebe meine Eltern nicht mehr und ich liebe auch Gott nicht.

»Ich liebe einen Mann und diesen Mann darf ich nicht lieben; dieser Mann ist nicht frei, denn wir gehören beide dem Kloster an, und indem ich ihn liebe, begehe ich ein Verbrechen.

»Ich weine vergebens, ich leide, ich sterbe. Diese Liebe ist stärker, als meine Kräfte, stärker, als mein Wille. Sie zieht mich nicht nur zu meinem Untergange, sondern auch zu meinem Unglücke hin, denn dieser Mann liebt mich nicht und wird mich niemals lieben; dieser Mann ist ein Heiliger, von den Pflichten seines hohen Amtes durchdrungen, und sein frommer Blick hat sich nie vom Himmel auf die Erde niedergesenkt.

»Sie wollen diese schreckliche Wahrheit wissen, hier ist sie, mein Vater, hier ist sie, wie Gott sie sieht. Die Gefahr ist schrecklich und dieser Gefahr können Sie mich entziehen, Sie können es, wenn Sie an meine Leiden und an die Folgen derselben denken wollen.

»Ich muß dieses Kloster verlassen, ich muß es, bei der Gefahr, in diesem Leben unglücklich und in dem künftigen Leben verdammt zu sein. Wenn Sie den Eifer für das Haus des Herrn besitzen, werden Sie mich meinen Qualen entziehen und mich dorthin versetzen, wo ich leben sollte, Sie werden mich von der Schande und dem Elend, die meiner warten, befreien.

»Ich habe Vertrauen zu Ihnen, mein Vater; ich öffne Ihnen meine Seele, da ich weiß, daß Ihre Güte so groß ist, wie Ihre Tugend; ich sage Ihnen, was Sie allein auf der Welt nicht wissen sollten, weil sie aus diesem Geständnis) den nothwendigen Willen zu meiner Rettung schöpfen werden.

»Ich warte und dulde; wenn Sie zögern, werde ich nicht mehr kämpfen können, ich werde unterliegen und ich werde nicht allein unterliegen. Der Unschuldige wird zu der Schuldigen kommen, meine Stimme, von meinen Thränen gemildert, wird ihn zu mir hinziehen; mein Herz, von meinen Krämpfen und meiner Verzweiflung gebrochen, glauben Sie, mein Vater, daß es dem widerstehen wird? Ich bin achtzehn Jahre alt und ich bin schön; er weiß es noch nicht, aber er wird es erfahren, er wird es sehen, wenn ich ihm sagen werde, daß ich ihn liebe!

»Der böse Geist regiert mich, er ist es, der meine Feder führt, er treibt mich zu diesem Abgrunde hin, in den ich unfehlbar fallen werde, wenn Ihre rettende Hand sich nicht gegen mich ausstreckt. Haben Sie Mitleid mit meinem Schmerze und meinen Befürchtungen, retten Sie mich,

*retten Sie mich, und Gott wird es Ihnen vergelten!*

*»Ich verlange nicht wieder in die Welt einzutreten, ein Ordensstift wird sich öffnen, mich aufzunehmen: aber wenigstens werde ich nicht mehr zu diesem Schweigen, zu diesen Mauern, zu diesem lebendigen Grabe verurtheilt sein; aber wenigstens wird sich mir das Leben aus der Ferne zeigen, ich werde das Echo desselben hören, wenn ich mich auch nicht in den Strudel werfen kann, der mich entzückt und berauscht, und dann werde ich vielleicht vergessen.«*

Unter diesen Worten stand von der Hand der Stiftsdame geschrieben:

*»Sie begreifen wohl, mein liebes Kind, daß ich kein Wort davon wirklich meinte, wenigstens nicht für ihn, und daß, wenn ich Lust hatte, wieder in die Welt einzutreten, ein armer Priester, ein elender Abbé, wie dieser, mir höchstens als Werkzeug dienen konnte.«*

Diese Gräfin Alexandrine war ein elendes Geschöpf, welches mir immer einen entsetzlichen Widerwillen eingeflößt hat. Ich bin gewiß keine Frömmlerin und würde es in meiner Umgebung nicht sein können. Man gestattet nicht, daß ein Priester sich mir nähere, selbst in dem Kloster, welches ich bewohne, anders als zu der gewöhnlichsten Unterhaltung.

Zuweilen habe ich Lust, mich ihren Spöttereien zu entziehen und in den Schooß dieser Religion zurückzukehren, in welcher ich geboren bin und welcher meine Mutter und meine Tante mit so vieler Andacht gedient haben. Ich will nicht als Heidin sterben; der Tod wird nur durch diese göttliche Hand entwaffnet, welche die Hoffnung trägt und uns sanft von den Gütern dieses Lebens losmacht. Ich habe Aissé sterben sehen, sie ist im Himmel. Ich habe böse und gottlose Menschen sterben sehen; sie sind in der Hölle, und ich will nicht mit ihnen dorthin gehen.

Frau von Tencin war eine gewandte Person; man sagt, daß sie auch großen Schrecken empfunden hat. Bei den berühmtesten Philosophen war dies der Fall. Und hat Voltaire nicht communicirt, als man ihn mit den Teufeln, ihren Hörnern und Schwänzen erschreckten.

---

## Elftes Kapitel.

Es ist leicht, sich den Schrecken dieses guten, furchtsamen Priesters vorzustellen, als er einen solchen Brief las. Er sah nicht recht ein, daß es sich um ihn handelte, obgleich die Epistel um so klarer war, da sie keinen anderen Mann sah, außer dem Sacristan oder dem Bischof von Grenoble, einem Greise von mehr als achtzig Jahren. Er erbebte vom Kopf bis zu den Füßen, denn als er sein Gewissen prüfte, entdeckte er, daß er sehr nahe daran war, diese strafbare Liebe zu theilen, wenn er ihr nicht sogar schon zugekommen war.

Es war für ihn ein Donnerschlag, er wurde krank davon und erschien vierzehn Tage lang nicht im Kloster. Sein erster Gedanke war, sein Amt niederzulegen und um einen Nachfolger zu bitten. Wiederholte Briefe in demselben Styl bestärkten ihn in diesem Gedanken: Man muß die Gefahr fliehen, wenn man ihr nicht unterliegen will.

Später hatte er einen anderen Gedanken, nämlich, daß sein Gewissen ihm nicht gestatte, ein verirrtes Schaf in der Klostersgemeinschaft zu lassen, welches nicht nur völlig untergehen, sondern auch die anderen zu Grunde richten könne; Sie verlangte aus dem Kloster zu gehen, ihre Gelübde waren erzwungen, das wußte er, er konnte seinen geistlichen Vorgesetzten Zeugniß darüber ablegen, ohne das Geheimniß der Beichte zu verletzen, sie hatte es ihm gesagt und es wohl tausendmal wiederholt. Nachdem er nachgedacht hatte, faßte er seinen Entschluß und begann seine Schritte zu thun.

Mehr wollte die Schöne nicht. Er sah sie einmal, um es ihr anzukündigen; dann ging er nach Grenoble und schwur, er würde nicht nach Monfleury zurückkehren, wenn sie nicht herausgelassen werde.

Der Bischof war ein heiliger Mann, noch sehr scharfsichtig, ungeachtet seines hohen Alters; er bekleidete sein Bisthum seit dreißig Jahren und kannte alle seine Pfarrkinder. Er hörte die Vorstellungen des Abbé Fleuret an und ging selber, um das Fräulein von Tencin zu befragen. Nachdem er sie gesehen und angehört hatte, sah er wohl ein, daß ihr Beruf sie anderswo hinführe, daß sie eine schlechte Nonne abgeben und vielleicht irgend einen Scandal in der Kirche herbeiführen würde.

In Folge dessen übernahm er es, eine Veränderung der Observanz zu bewirken, die nur mit den Lippen ausgesprochenen Gelübde aufzuheben oder sie vielmehr in die elastischen Gelübde der Stiftsdamen zu verwandeln, welche Allem gleichen, nur nicht dem religiösen Leben.

In einigen Monaten war die Sache gemacht. Die Augustinerschwester wurde in die Gräfin Alexandrine von Tencin, Stiftsdame des Stifts von Neuville, welches zu jener Zeit am wenigsten gesucht war, verwandelt.

Man kann sich vorstellen, mit welcher Freude diese neue Gräfin ihren Schleier zu den Wolken fliegen ließ. Sie sagte ihren Gefährtinnen mit allen Zeichen der Zärtlichkeit Lebewohl; sie spielte schon köstlich Komödie und beauftragte sie mit Grüßen und Danksagungen an den lieben Beichtvater, dem sie die Gnade verdanke, nicht länger einem Verbrechen ausgesetzt zu sein, aber sie schrieb ihm nicht, er war zu ihren Plänen nicht nöthig, er war ein Werkzeug, welches sie zerbrechen und von sich werfen konnte.

Es gelang ihr Alles im Leben, und sie begann jetzt ihr Spiel.

Nachdem sie einige Wochen in ihrer Familie zugebracht hatte, wurde sie von ihrem Bruder, dem Abbé von Tencin, in ihr Kapitel geführt. Sie liebte ihren Bruder, wie es natürlich war, und dies war vielleicht das einzige lobenswerthe Gefühl, welches sie im Leben gezeigt, und wir wollen ihr diesen einzigen Ruhm nicht rauben. Sie wurde dennoch d'Alembert's Mutter und ich habe es diesem oft wiederholt, wenn er sich damit brüstete. Die Philosophen sind immer eitel.

Frau von Tencin hatte viele Liebhaber, ich will es nicht leugnen, aber ihre Kinder starben in der Wiege, ich bezeuge es, und folglich verleugnete sie sie nicht. Ich will ihre Geschichte mittheilen, so gut ich sie weiß, man kann sie später nach Gefallen angreifen oder vertheidigen, nur bitte ich, Gerechtigkeit anzuwenden.

Die Gräfin Alexandrine war zu gewandt, sich in ihrem Stift nicht so zu benehmen, um sich das Wohlwollen und die Freundschaft Aller zu erwerben. Wie in Monfleury fing sie damit an, sie zu unterhalten, indem sie sich zugleich sehr regelmäßig zeigte und der Kritik keinen Raum ließ. Da war keine Stiftsdame, die nicht für sie eingenommen war und ihr Lob verkündete.

Man schrieb an ihre Eltern, man schrieb an den Bischof von Grenoble, der sie empfohlen hatte, man dankte ihm für das kostbare Geschenk, welches er dem Stift gemacht, und man bat ihn, auch jetzt seinen Einfluß anzuwenden, daß die Neueingetretene bald zur vollen Hebung komme, die gewöhnlich nur in Folge des Alters oder des hohen Verdienstes ertheilt wurde.

Nicht als hätte sie es verlangt, Frau von Tencin strebte nicht nach so niedrigen Dingen, sie hatte andere Pläne. Sie ließ sie machen; sie zeigte eine sehr lebhaftere Erkenntlichkeit und wurde noch bezaubernder. Sie beobachtete strenge die Regeln und kündigte laut an, sie habe ihr Kloster nicht verlassen, um ein freieres Leben zu führen, sondern weil sie sich nicht für vollkommen genug hielt zur genauen Beobachtung der strengen Gesetze des heiligen Augustin. Ich glaube wenigstens, daß die Abtei von Monfleury die Regel des heiligen Augustin angenommen hatte.

So brachte sie oft ganze Stunden in der Kirche zu, Gott weiß, woran sie dachte. Sie beschämte durch ihre Handlungen die anderen Stiftsfräulein, die ein wenig weltlich waren, wie sie es alle sind, aber ohne sich eine Kritik oder eine Bemerkung zu erlauben.

Während dieser Zeit grub sie ihre Mine, ohne daß man es erwartete. Frau von Tencin dachte nicht daran, ihr Leben in Neuville zuzubringen, da hätte sie nur das Gefängniß vertauscht; sie sah vor sich Paris mit allen seinen Intriguen, seinem Glanze und seinen Abenteuern; man mußte dorthin gelangen, und zwar auf angemessene Weise. Ihre Mutter würde sie nicht dorthin geschickt haben, und vor allen Dingen hätte sie ihr nicht die Mittel, dort zu leben, verschaffen können.

Die Gräfin Alexandrine schlich sich ganz leise in das Vertrauen der Aebtissin ein, sie schmeichelte ihr und liebte sie auf solche Weise, daß sie nicht ohne sie sein konnte und daß sie ihr ihr ganzes Vertrauen schenkte. Sie kündigte ihr an, daß sie sie zu ihrem Secretair annehme und daß sie in dieser Eigenschaft an der Berathung Antheil nehmen werde.

Mit zwanzig Jahren! Dies war ein Triumph, den man noch nicht erlebt hatte. Sie zeigte nur Erkenntlichkeit und blieb bescheiden, so daß sich Niemand dadurch verletzt fühlte, sondern im Gegentheil noch mehr für sie eingenommen wurde.

Sie ließ sich loben und sich ihre Gunst verzeihen.

Seitdem sie mit den Angelegenheiten bekannt war, ging sie darauf ein und bemächtigte sich so vollständig derselben, daß sie sie alle leitete. Ihr gutes Glück wollte, daß das Stift mit einem benachbarten Gutsherrn über gewisse Vorrechte im Streit war, welche die Stiftsfräulein nicht



aufgeben wollten. Die Sache wurde in Lyon, aber auch und ganz besonders in Paris vor dem Rathe des Königs verhandelt.

Frau von Tencin behauptete, die Sache werde nicht gut vertheidigt und geführt, und sie zeigte Briefe, welche klar wie der Tag bewiesen, daß sie verloren sein würde, wenn man sie auf diese Weise weiter führe.

— Es müßte Jemand dort sein, des sich ausschließlich mit diesem Proceß beschäftigte, sagte sie furchtsam.

— Ohne Zweifel, antwortete man; aber wer?

— Ah! es ist schwierig.

— Ich weiß nicht, warum die Stifte keine Bevollmächtigten bei Seiner Majestät haben, denn wir sind doch gewissermaßen eine Macht. Wir haben Vasallen, wir haben wichtige Interessen am Hofe.

— Es ist ein Gedanke, der wohl der Ueberlegung bedarf.

— Ich fordere Sie auf, Madame, zu bedenken, welche Wichtigkeit das Stift von Neuville dadurch erlangen würde.

— Sie haben Recht.

— Wir müssen eine Person erwählen, um die Frau Aebtissin und das Stift zu vertreten, und die uns auf jede Weise Ehre macht.

— Irgend ein Würdenträger der Kirche müßte es sein.

— Nein; Eine von uns; man besorgt seine Angelegenheiten immer selber am besten.

— Und wer sollte es sein?

— Ah! ich weiß nicht.

— Wir haben mehrere von unseren Damen beurlaubt, aber nicht eine derselben vereint in sich die nöthigen Eigenschaften.

— Die erste ist Verstand.

— Dann Mäßigung.

— Dann Tact.

— Dann Schönheit, die nichts verdirbt.

— Und die regelmäßigste Aufführung.

— Aber das ist eine Vollkommenheit, die Sie verlangen, meine Damen! schloß die Aebtissin.

Jede gab ihre Meinung ab und mischte ihr Wort ein, mit Ausnahme der Frau von Tencin, die, seitdem sie die Sache vorgeschlagen, ein völliges Schweigen behauptete und nur beobachtete.

— Und Sie, Gräfin Alexandrine? fragte die Aebtissin, Sie schweigen, welches ist Ihr Gedanke?

— Ich denke, daß Sie Recht haben, Madame, und daß diese Damen eine unmögliche Vollkommenheit verlangen,

— Nein, versetzte eine ältere Dame, wir werden sie finden, ohne weit zu gehen.

— Und wer soll es denn sein?

— Sie, Frau von Tencin.

— Ich!

Und sie erröthete vor Freude, endlich das Ziel ihrer Wünsche erreicht zu haben; man hielt

diese Röthe für Bescheidenheit.

— Gewiß, fuhr die Aebtissin fort; nur weiß ich nicht, wie wir sie entbehren sollen?

Ein tiefer Seufzer wurde rings im Kreise gehört und antwortete auf diese Frage.

— Meine Damen, Sie setzen mich in Verwirrung; Sie thun mir zu viel Ehre an, ich bin nicht würdig —

— Sie sind aller Lobsprüche und jeder Ehre würdig. Es ist abgemacht, Sie werden uns vertreten.

— Wie soll ich wissen —

Sie ließ sich acht Tage lang bitten, indem sie wiederholte, es sei für sie ein zu ernstes Opfer, sie hasse die Welt, sie wolle in der Zurückgezogenheit leben — kurz, sie wendete die Ausflüchte des Stolzes und der Heuchelei an, die man immer beseitigen läßt und die immer glücken.

Wenn sich in einer zahlreichen Gesellschaft ein verderbtes und geistreiches Wesen findet, wird es die anderen leiten und das Geheimniß entdecken, — sich Bewunderung zu verschaffen. Die loyalen Menschen, die dem ersten Impulse folgen, bringen es zu nichts auf der Erde und in der Gesellschaft, wie sie heutiges Tages beschaffen ist. Ich beurtheile es nach mir selber und nach dem, was ich gesehen habe. Bei den seltenen Gelegenheiten in meinem Leben wo ich mich von meinem Herzen fortreißen ließ, wurde ich immer von ihm bethört, und selbst in meiner Neigung für Herrn Walpole, der deshalb von einem Ende des Jahres bis zum anderen Händel mit mir sucht, und zwar, weil ich ihn zu sehr liebe.

Er wird dies erst nach meinem Tode sehen, auch liegt mir nichts daran, gescholten zu werden, ich werde nicht mehr da sein, um es zu hören.

Ich habe Niemand so sehr geliebt, wie ihn, dafür kann ich einstehen. Ich empfand diese Regungen nicht für Formont, für den Präsidenten Hénault, für Pont-de-Veyle, noch für irgend einen Anderen. Es ist wohl der Mühe werth, eine fast achtzigjährige blinde Greisin zu sein und solche Gefühle zu haben.

Kehren wir zu Frau von Tencin zurück, die dergleichen nie gehabt hat, weder jung noch alt.

Es wurde also bestimmt, daß sie nach Paris abreisen solle, als Vertreterin des Stifts, daß sie direct mit der Frau Aebtissin und dem Stiftungsrath correspondiren, daß sie gänzliche Vollmacht haben, daß sie eine ziemlich beträchtliche jährliche Entschädigung haben solle, um die Würde ihrer Stellung aufrecht zu halten, daß sie jedes Jahr zurückkehren solle, um ihre Rechenschaft abzulegen und neue Instructionen zu einer Jahreszeit entgegenzunehmen, die ihr am gelegensten scheinen würde. Es wurde ihr volles Vertrauen und volle Freiheit bewilligt und man machte ihr die schmeichelhaftesten Complimente über das, was man von ihr erwartete.

Als die Gräfin Alexandrine ihre höchsten Wünsche erreicht hatte, hütete sie sich wohl, ihre Freude sehen zu lassen. Sie hielt an sich, sie zauderte, sie stellte sich, als lege sie sich ein schreckliches Opfer auf, indem sie ihren geliebten Zufluchtsort verließ, kurz, sie spielte eine so vollkommene Komödie, sie weinte so sehr, daß es keine Seele in Neuville gab, die sie nicht für die unglücklichste Person auf der Welt hielt und nicht ihre Aufopferung zum Besten des Hauses bewunderte.

Die Begleitung, die man ihr mitgab, war bescheiden, aber sie wollte nicht mehr. Eine einzige Kammerfrau und ein Lakai. Sie behielt sich vor, daß es künftig besser werden solle Von dem ersten Gasthause aus, wo sie übernachtete, schrieb sie an ihren Bruder, in Paris mit ihr zusammenzukommen; sie kannte sein Verdienst, sie wußte, was man von diesem Abbé erwarten

konnte, der wenigstens ebenso sehr Intrigant war, wie sie, aber zugänglicher vom Herzen aus, um sich leiten zu lassen. Sie diente ihm als Schirm für seine Thorheiten, deren er sonst noch viel mehr würde begangen haben.

Der Abbé von Tencin war ein hübscher Junge; er besaß, wie Alexandrine, einen unvergleichlichen Zauber und Grazie. Frau von Fériol kam derselben bei weitem nicht gleich, und ihre andere Schwester hatte mehr Aehnlichkeit mit dem Cardinal und der Stiftsdame; es wurde ein hübscher Witz auf sie gemacht, den ich später mittheilen werde, dessen ich mich aber heute nicht erinnere. Ich werde d'Argental darnach fragen, sobald ich mit ihm zusammenkomme.

Der Abbé war ein Jahr älter als seine Schwester. Als er ihren Brief empfing, eilte er herbei, was um so schneller geschah, da sie ihn zu der Reise mit dem Stiftsgelde versehen hatte.

Es war eine große Freude für sie, sich wiederzusehen, denn sie liebten einander mit einer unvergleichlichen Freundschaft. Zuerst trafen sie gemächlich ihre Anordnungen nach ihrer Bequemlichkeit und dann hatten sie eine von jenen Unterredungen mit einander, welche die Zukunft entscheiden. Sie schwuren einander Beistand, gegenseitige Unterstützung, unbedingtes Vertrauen und vollständige Nachsicht. Sie kamen nicht nach Paris, um sich dort heilig sprechen zu lassen. Sie wußten vorher, um das Glück zu erhaschen, besonders wenn man von niederem Stande aufsteigt, dürfe man in den Mitteln nicht wählerisch sein.

Ihr Name war Guérin, Tencin war der Name eines kleinen Guts, und die Berühmtheit ihrer Familie war weder groß noch alt. Der Großvater soll Schlosser gewesen sein, und die Aufstrebendsten kamen bis zum Parlament von Grenoble, aber nicht weiter.

Es war also ein großes Unternehmen, bei solchen Vorgängen und so wenig Unterstützung besonders hoch zu gelangen; sie ließen sich indessen nicht zurückschrecken und thaten wohl daran.

---

## Zwölftes Kapitel.

Frau von Tencin machte gleich Anfangs vortreffliche Bekanntschaften, zuerst durch die Empfehlungsbriefe der Aebtissin, und dann durch ihre Schwester, die Frau von Fériol, die mit dem Marschall d'Uxelles auf sehr freundschaftlichem Fuße stand und gute Gesellschaft bei sich sah.

Sie gefiel sehr in Paris, wie in Monfleury und in Neuville; sie verbarg sich hier nicht und wollte im Gegentheil den Schleier ganz verbergen, um sich Theilnehmer zu machen. Man kann es sich vorstellen. Sie war jung, schön, gewandt, von verehrungswürdigem Geiste und geneigt, alle wohl zu empfangen, vorausgesetzt, daß sie ihr gefielen und daß sie ihr zu irgend etwas nützlich sein konnten.

Ihr großer Ehrgeiz war, an den Hof zu gelangen, aber dazu war noch keine Aussicht vorhanden. Die Beweise ließen sich nicht liefern; glücklicherweise war das Stift von Neuville nicht das von Maubeuge oder das von Remiremont, sonst hätten alle Intriguen der Welt sie nicht dort einführen können. Die Stiftsdamen hätten sie lieber gesteinigt, als sie unter ihre Zahl aufgenommen.

In Ermangelung des Hofes oder wenigstens in Ermangelung von Versailles sah sie, was hier Besseres in Paris war. Außer dem Könige und den Prinzen wurde sie von den difficilsten Leuten als eine Person empfangen, mit der man sehr wohl verkehren könne, und sie benutzte es sehr bald.

Sie hatte nach einander ausgezeichnete und reiche Liebhaber, sie verlangte nichts für sich von ihnen, sondern Alles für ihren Bruder. Sie verschaffte ihm nach einander mehrere Pfründen und mehrere reiche Belohnungen. Der Abbé liebte das Geld sehr; sie gab nicht viel darauf. Nüchtern und ohne hervortretenden Geschmack für irgend etwas Anderes, als für die Freuden der Liebe, bedurfte sie nicht des Reichthums und that nichts, um denselben zu erlangen.

So ging Alles weiter bis zum Tode des verstorbenen Königs. Sie gabelten links und rechts Alles auf, was sie konnten, ohne einen bestimmten Zweck zu haben. Um diese Zeit warf die Gräfin Alexandrine ihre Angeln nach dem Regenten aus, und nach vielen Bemühungen und Bitten gelang es ihr, ihn zu sehen. Er fand sie schön, er fand sie angenehm und sagte es ihr, verlangte die Belohnung dafür, erhielt sie und dabei blieb es nach dem ersten Tage. Nicht als hätte sie die Verheißungen der Schönheit nicht alle gehalten, sondern weil sie die Ungeschicklichkeit beging, mit ihm von Staatsgeschäften zu sprechen, welche sie schon mit ihm in den Augenblicken zu leiten dachte, wo man nur von den Angelegenheiten der Liebe redet,

— Ich liebe die Frauen nicht, die mich so in meinem Alkoven befragen, sagte der Regent; wenn die Gräfin von Tencin wieder kommt, sage man ihr immer, daß ich im Staatsrath bin, und wäre es um zwei Uhr in der Nacht.

Ich bitte, sich vorzustellen, daß der Herzog von Orleans sich anderer Ausdrücke, als dieser, bediente; er nahm keine Rücksicht in solchen Fällen und wendete hübsche Ausdrücke an.

Diese Vertraulichkeit hatte also, zur großen Demütigung der Stiftsdame, die sich nicht darüber trösten konnte, keine weitere Folgen.

Die Regierung steckte ihr im Kopfe und ihre Pläne richteten sich auf den Abbé Dubois, diesen

widerwärtigen Grasaffen, der, von allen möglichen Krankheiten heimgesucht, nur ein Scheinbild der Liebe sein konnte.

Er war weniger difficil, als sein Herr, und er ging in die Fuchsfalle. Es cursirten zu jener Zeit Gerüchte über die Gräfin, woraus man unglaubliche Wundergeschichten machte. Ich erinnere mich derselben nicht, ich habe sie unter meinen Papieren gesucht, aber nicht gefunden.

Dieser Umgang blieb ziemlich lange verborgen und wurde dann plötzlich bekannt. Frau von Tencin machte sich kühn zum Kanal der Gnade, sie stellte sich an die Spitze des Hauses des Ministers und dirigitte es. Ohne dort zu wohnen, brachte sie ihr Leben dort zu, entließ die Ueberlästigen und empfing die Günstlinge. Dubois ließ sie machen, und wenn man sich darüber wunderte, hatte er immer dieselbe Antwort;

— Während sie bei mir im Hause die Herrin macht, beherrscht sie mich selber nicht, und ich mache mich zum Vortheil Anderer von ihrer Herrschaft frei.

Es versteht sich von selbst, daß der vielgeliebte Bruder die ersten Kothfleckchen dieses Handels erhielt. Er bekam eine gute Abtei, wurde ausgewählt, um Law zu bekehren, und erhielt von ihm eine klingende Belohnung, die nach seinem Ausspruche Wünschenswerther war, als die besten Versprechungen. Das System fand ihn nicht unvorbereitet. Er hatte schon am folgenden Tage die ihm von seinem Neubekehrten gegebenen Obligationen in Gold verwandelt und hütete sich, andere zu kaufen.

Dubois ernannte ihn zum Botschafter bei'm Papst in Rom, von dem er den Cardinalshut erlangen wollte, und Herr von Tencin hatte auch für seine Rechnung nicht auf den Hut verzichtet. Der Jesuit Laffiteau und er reisten zusammen in diesem Auftrage ab.

Noch am Abend vor dieser Abreise wurden sie durch einen Befehl des Parlaments zurückgehalten. Herr von Tencin wurde des unrechtmäßigen Handels mit geistlichen Aemtern angeklagt, weil er eine Abtei für einen seiner Neffen weggestibitzt habe, aber Dubois schlug die Sache nieder, und ungeachtet seiner Verurtheilung, ungeachtet der Gegenwart des Prinzen von Conti, der ihn verhöhnte und ihn verhöhnen ließ, wurde Herr von Tencin dennoch abgeschickt, und Dubois wurde nichts desto weniger Cardinal und erster Minister und dazu noch Erzbischof von Cambrai. Deshalb sagte ich zu Frau von Tencin, als sie mich mit ihren großen Verlegenheiten quälte:

— Ei, Frau Gräfin, Sie nehmen eine recht erstaunte Miene an, sich als die Maitresse einer so großen Person, und noch dazu eines Erzbischofs zu sehen. Bei Leuten Ihres Gewandes und Ihrer Art wäscht eine Hand die andere.

Sie gehörten nämlich alle Beide der Kirche an und waren Beide Emporkömmlinge.

Dubois starb, Frau von Tencin beweinte ihn auf ihre Art, aber das Wunderlichste war, seine Leichenrede auf ihre Weise zu hören. Ihre Neffen ertheilten Berichte, wobei man sich hätte todt lachen können.

— Er ist todt, sagte sie, mit dem einen Auge weinend und mit dem anderen blinzelnd, er ist todt, indem er dem Teufel ein Schnippchen schlug, der ihn an der Thür erwartete und der ihn nach seinen Verdiensten belohnen wird. Nie hat dieser Mann etwas Anderes geliebt, als das Geld, er liebte sich selber nicht, aus Furcht, sich einer seiner Launen hinzugeben und seiner Börse zu schaden. Er log, stahl, war boshaft, grausam und ohne Herz, aber er hatte so viel Geist, daß er dies Alles auslöschen konnte, wenn es zum Vortheil seiner Thaler nöthig war.

— Und Sie, Madame, liebte er Sie?

— Er liebte mich nicht, und ich vergalt es ihm vollständig, das kann ich Ihnen versichern. Wir haben nicht versucht, einander zu täuschen.

— Warum beweinen Sie ihn denn da?

— Damit die Thoren glauben, daß ich ihn bedauere.

— Warum trennten Sie sich nicht mit einer gegenseitigen so rührenden Ueberzeugung? —

— Weil wir Niemand hätten finden können, zu dem wir besser gepaßt hätten. An meiner Stelle würde ihn eine sehr aufgeklärte Person verlassen haben, an seiner würde ein erster Minister eine weniger scharfsichtige Gesellschafterin gesucht haben.

Wenigstens that sie sich ein wenig mehr Zwang an, als er!

Dies war eine große Veränderung für die Gräfin Alexandrine. Sie kehrte wieder in das Privatleben zurück, wie Voltaire sagte, der sie nicht leiden konnte. Sie bewegt sich wie eine Säge, fügte er hinzu.

Die Zahl ihrer Liebhaber vermehrte sich beständig, und das Glück des Abbé folgte ihrer Richtung. Sie sahen einander weniger, weil er viel reiste und die Gräfin sich nicht von Paris entfernte, da sie nicht anderswo hätte leben können. Sie ließ das Stift im Stiche und verschaffte sich ein Breve vom Papst, welches ihr gestattete, ein weltliches Leben zu führen.

Sie benutzte dieses Breve reichlich und ging bis an die äußerste Gränze der Erlaubniß.

Ich komme zu dem großen Abenteuer ihres Lebens, zu dem, worüber jede andere Frau vor Kummer und Scham gestorben wäre, zu der Geschichte dieses Unglücklichen La Frenaye, wovon wir alle Zeugen gewesen, und in die ich mich verwickelt fand, was mich sehr beunruhigte.

Wir müssen ein wenig in der Geschichte zurückgehen, um sie aufzuklären.

Der Abbé von Tencin war eben als Gehilfe des Cardinal von Bussy nach Rom abgereist, als die Gräfin ich weiß nicht bei welchem Schöngeist, denn sie war davon umgeben, den alten Egoisten Fontenelle traf, den sie, als sie anfang zu schreiben, zum Geliebten angenommen hatte, um einen Lobredner an ihm zu finden.

Sie hatte ihn lange nicht gesehen, sie war bezaubert von seinem Geiste, so wie von seiner Unterhaltung, und sie bat ihn sehr, sie zu besuchen, was er auch that.

Nach und nach verwandelte sich dieser Umgang und wurde zu einer Reihe von Abhandlungen, zu einem Austausch von Witzten und Scherzen, aber sie waren einander nöthig. In Abwesenheit ihres Bruders fand sie Niemand, der ihr so sehr zusagte.

Eines Tages plauderte Fontenelle mit ihr und theilte ihr mit, er kenne einen Mann, der ein Herz besitze, Mitglied des Staatsrats sei, sich leidenschaftlich in sie verliebt habe, und keinen andern Wunsch hege, als ihr den Hof zu machen,

— Nun, so führen Sie ihn zu mir, versetzte sie; ein Mann, der ein Herz hat, ist in dieser Zeit ein Wunder; es wird mir nicht leid sein, ihn zu sehen, um ihn genau zu beobachten.

— Es fehlt ihm nicht an Vermögen, er ist aus einer guten Richterfamilie; Sie können ihn wohl empfangen und ihn dem Cardinal vorstellen.

Dubois lebte damals noch.

Herr de la Frenaye, der erwähnte Mann, der ein Herz besaß, wurde eines schönen Tages vorgestellt und sehr gut empfangen. Er hatte wenig Geist, wenigstens von dem, welcher glänzt, er war ziemlich wohlgebildet, seine Manieren waren die eines Edelmannes, so mußte er wohl einiges Verdienst haben, denn Frau von Tencin, die sich darauf verstand, bewilligte ihm die Ehre

ihrer Gunst und bewahrte sie ihm vier Jahre lang.

Ich möchte nicht beschwören, daß er sie allein genoß, und wir haben Gründe genug, das Gegentheil zu denken.

Dieser Umgang war von vielen Stürmen begleitet. La Frenaye war von heftiger Eifersucht. Er liebte seine Geliebte so sehr, daß er in seiner Wuth von nichts Anderem sprach, als sie zu tödten, und sich selber obendrein.

Er führte entsetzliche Scenen auf, wenn er einen Mann bei ihr fand, besonders seit dem Tode des Cardinal Dubois, wo er der alleinige Besitzer ihres Herzens zu sein glaubte.

Ich habe ihn immer für ein wenig wahnwitzig gehalten. Er kam oft zu mir, brachte einige Stunden damit zu, mir seine Leiden zu erzählen, und ich muß gestehen, daß er mich sehr langweilte. Ich konnte nicht begreifen, wie die Gräfin Alexandrine ihn so lange hatte dulden können.

Eines Morgens war er in meinem Zimmer, ich konnte mich nicht von ihm frei machen, und ich suchte ein Mittel, hinauszukommen, als man mir d'Argental anmeldete, der in meinem Boudoir geblieben war. Ich ergriff die Gelegenheit und stand auf, um zu ihm zu gehen.

Ich fand ihn erhitzt, mit verwirrtem Kopfe und in unglaublichem Zustande. Die Thür war offen geblieben.

Ah! Madame, haben Sie meine Tante gesehen? fragte er mich.

— O nein, antwortete ich, eben so erstaunt über die Frage, wie über die Art, in der sie ausgesprochen wurde.

— Ich suche sie überall, meine gute, liebe Tante — Sie sehen mich verwirrt, weil ich ihr nachgelaufen bin, und ich muß sie doch wiedersehen.

— Was giebt es denn so Dringendes? Was haben Sie ihr zu sagen? Hat sich irgend etwas bei Ihrer Frau Mutter zugetragen? Sie haben eine' sehr freudige Miene.

— Ob ich freudig bin! ich will es meinen. Meine Tante ist diesen Morgen so gütig, so reizend, so liebenswürdig für mich gewesen.

— Und was hat sie Ihnen denn gethan, mein armer d'Argental?

— Ich will es Ihnen sagen, ich werde es nur Ihnen sagen; aber ich muß es sagen, oder ich werde davon ersticken.

Ich wurde so neugierig und interessirte mich so dafür, daß ich La Frenaye in meinem Zimmer vergaß; ich setzte mich zu d'Argental nieder und befragte ihn hastig.

Der Jüngling erzählte mir entzückt, daß er seine Tante liebe; es wäre nicht Liebe, sondern eine lebhaft Freundschaft, und er habe nie gewagt, es ihr zu sagen, weil sie ihm zu viel Respect einflöße. Endlich am Morgen, als er zum Frühstück zu ihr gegangen, habe er den Muth gehabt, ihr sein Herz zu öffnen, um ihren Rath anzuhalten, sie zu bitten, für ihn eine Führerin und Freundin zu sein, da ihm der Charakter seiner Mutter nicht verspreche, in ihr zu finden, was er suche.

Frau von Tencin hätte ihm mit reizender Grazie geantwortet, wäre von seiner Bitte entzückt gewesen und habe es übernommen, ihm in allen Dingen zu rathen, und gesagt, daß sie ihn häufig, wie sie das Recht habe, als Tante und als Freundin zu sehen hoffe.

D'Argental war so entzückt, so glücklich, daß er ihr sehr schlecht dankte, daß er nicht wußte, was er denken sollte, und später, als wieder zu sich kam, suchte er sie bei allen seinen Freunden, um ihr seine Erkenntlichkeit zu bezeugen.

Es war sehr unschuldig, und ich sah kein Wort daran zu tadeln.

Mitten unter diesen Mittheilungen meines jungen Freundes hörte ich die Thür meines Zimmers auf solche Weise schließen, daß wir fast auf den Rücken gefallen wären. Ich erinnerte mich dann, daß er da war, und mir fiel auch seine entsetzliche Eifersucht ein.

— Ah! rief ich, wir werden die Ursache irgend eines Unglücks sein — La Frenaye hat Alles gehört.

— Mein Gott, Madame, ich laufe zu meiner Tante.

— Hüten Sie sich davor. Das Mittel wäre schlimmer, als das Uebel. Die Gräfin wird sich schon allein aus der Verlegenheit zu helfen wissen; sie hat zu viel Verstand, um Furcht vor diesem Burschen zu empfinden.

— Es ist gleich, ich bin unruhig.

— Es ist keine Ursache dazu vorhanden, sage ich Ihnen. Sie wird mit einigen Strafpredigten, einigen Drohungen, einigen in die Luft abgefeuerten Pistolen davon kommen, und das Alles wird ihn besänftigen.

Der junge Mann verließ mich auf der Stelle; dessenungeachtet möchte ich nicht behaupten, daß er nicht ein wenig in seine Tante verliebt war, ohne es sich träumen zu lassen, denn obgleich d'Argental die Demoiselles und die Schauspielerinnen besuchte, hatte er doch eine seltene Reinheit der Gefühle bewahrt.

Ich erfuhr später von Frau von Tencin, was aus dieser Unterredung hervorging und welche schreckliche Folgen sie hatte.

---



## Dreizehntes Kapitel.

Frau von Tencin war eben nach Hause gekommen, als Herr de la Frenaye erschien. Seine Blässe, das Zittern seiner Stimme verkündete einen Sturm; sie war daran gewöhnt und erschrak nicht darüber. Sie fragte ihn in sehr ruhigem Tone, mit wem er es zu thun habe?

Er sank auf den ersten Stuhl nieder und blieb fast ohne Bewußtsein dort sitzen. Die Gräfin näherte sich ihm und wiederholte seine Frage.

— Was ich habe, Madame, was ich habe? — Sie wagen, mich darnach zu fragen?

— Nun ja, ich frage darnach, ich werde immer darnach fragen. Sie sind entweder wahnsinnig oder krank.

— Ich bin weder wahnsinnig noch krank, Madame; ich bin endlich aufgeklärt worden. Ich kenne Sie, ich habe das Geständniß aus dem Munde Ihres Mitschuldigen gehört.

— Welches Mitschuldigen?

— Oh! diese Frechheit! Sie haben also mehrere, da Sie nach dem Namen fragen?

Frau von Tencin brach in ein lautes Lachen aus.

— Das ist grotesk komisch — niedrig komisch, und ich will nicht mehr davon hören; ich nehme es nicht zurück, Sie sind entschieden wahnwitzig.

Der arme Mann war es offenbar, und er bewies es, aber dieser Ausbruch war noch nicht der vollständige Ausbruch. In dem Augenblick, als sie es am wenigsten erwartete, unterbrach er sich, um von ihr seine Taschenpistolen zurückzufordern, die er ihr geliehen hatte,

— Ah! die will ich Ihnen sogleich zurückgeben. Sie ging zu ihrem Bureau, wo sie sie eingeschlossen hatte, und überreichte sie ihm.

— Sie geben sie mir? Sie fürchten nicht, daß ich davon Gebrauch mache, Madame? versetzte er mit erneuerter Wuth.

— Und gegen wen?

— Gegen Ihren Neffen, gegen diesen kleinen d'Argental, der die Kühnheit hat, Sie zu lieben, und dessen Liebe Sie anzunehmen die Schändlichkeit haben.

Die Gräfin lachte noch stärker.

— Oh! mein Neffe! mein Neffe! es handelt sich um meinen Neffen! meinen Neffen wollen Sie tödten? Es ist bewundernswürdig! in Wahrheit ich konnte nicht weniger von Ihrer Güte und Vernunft erwarten.

Er erhob die Pistole in die Luft. Frau von Tencin ein nahm die andere, indem sie neben ihm stand, und erhob sie gleichfalls, aber ohne eine feindliche Absicht, denn die Waffen waren nicht geladen.

— Ah! Madame, Sie wollen mich ermorden, wie Sie versucht haben, Herrn von Nocé zu ermorden, ich sehe es wohl. Sie haben mehrere Liebhaber vergiftet die dem Cardinal mißfielen; ich hätte beinahe dasselbe Schicksal gehabt, ich bin demselben durch ein Wunder entgangen, man hatte es mir gesagt, und ich glaubte es nicht, jetzt aber zweifle ich nicht daran.

Die Gräfin wurde aufmerksam bei dieser Beschuldigung; dennoch war es nicht das erstemal, daß dieselbe zu ihr gelangte, und sie war deshalb schon ein wenig unruhig gewesen.

Ein unglücklicher Zufall wollte, daß mehrere Personen am folgenden oder zweiten Tage nach einem Mittagessen bei ihr gestorben waren. Diese Personen waren Dubois verdächtig, und man verfehlte nicht, ihn zu beschuldigen. In diesem Jahrhundert sind die Vergiftungen in der Mode; wegen der geringsten Veranlassung hat man Jemand in Verdacht und überführt ihn.

Sie hatte indessen die Geistesgegenwart, ihn reden zu lassen und sich nicht zu vertheidigen. Sie hörte ihn zu Milde an und schloß ihm mit ihren Liebkosungen den Mund, Er widersetzte sich ihr nie und er verehrte sie so abgöttisch, daß er völlig den Verstand davon verlor.

Sie besänftigte ihn durch ein Wort, bis seine Eifersucht von Neuem begann und er sein unsinniges Geschrei fortsetzte.

Was mir in dem Allen nicht gefällt, ist, daß die Gräfin beträchtliche Summen bis zu vierzig- und fünfzigtausend auf einmal bei sich hatte deponiren lassen. Es konnte nicht für sie sein, sie liebte das Gold nicht, und machte sich nichts daraus, es war also für ihren Bruder. Andererseits indessen ist durch ein Billet, wovon ich hier die Abschrift mittheilen werde, bewiesen, daß der Erzbischof (denn er war jetzt bereits Erzbischof von Embrun) ihr Geld borgte. Dieser ganze Theil der Geschichte ist ziemlich dunkel.

D'Argental, der außer Athem bei seiner Tante ankam, wurde nicht zu ihr gelassen. Die Diener, die an diese Scenen gewöhnt waren, ließen Niemand ein, wenn dieselben stattfanden. Nichts war bekannter, als dieser vertraute Umgang, man sprach überall davon, und Voltaire lachte tagelang darüber. Er war in ausgezeichnetem Grade ein Affe und copirte La Frenaye's Wuth. Er hatte sogar darüber eine Parodie des Wahnsinns des Orest in Versen gemacht, die sich nach seinem Tode unter seinen Papieren finden muß: er hat sie aus Rücksicht für seine lieben Engel, die d'Argental, nicht herausgegeben.

Dabei verblieb die Sache und einige Tage ging Alles gut.

Plötzlich zeigte der Liebende eine auffallende Traurigkeit, er ging mit gekreuzten Armen ganz allein in den dunklen Alleen der Tuilleries, er sprach laut, zeigte die Faust, redete eingebildete Wesen an, so daß er die Aufmerksamkeit der Gärtner erregte, welche den Oberaufseher besonders auf ihn aufmerksam machten, und dieser ihn besonders überwachte.

Als er zu der Gräfin Alexandrine kam, stieß er häufig Ausrufungen aus wie:

— Sie wollen es? Dies wird übel werden! Oder auch:

— Sie lieben ihn. Unglückliche!

— Wen denn? fragte sie,

— Ihr Herz antwortet für mich, ich habe nicht nöthig, ihn zu nennen.

Sie wohnte damals in der Rue St. Honoré nahe beim Palais Royal.

Eines Abends kam er ziemlich spät zu ihr, es war im Monat April; es war herrliches Wetter und es herrschte eine frühzeitige Wärme. Er machte ihr den Vorschlag, am folgenden Tage zu den Wiesen von Saint Gervais zu gehen, um Veilchen zu pflücken und die Lilien wachsen zu sehen.

— Nein, antwortete sie, ich liebe das Land in dieser Jahreszeit nicht, es ist kalt, es sind weder Blumen noch Früchte da, man weiß nicht, wo man sich hinsetzen soll, Moos und Gras sind noch nicht hervorgekommen. Reden Sie mir vor dem Monat Mai nicht von Ihren Idyllen.

— Sie wollen es nicht?

— Nein.

— Sie haben etwas Anderes zu thun?

- Durchaus nichts.
- Jemand zu empfangen?
- Niemand.
- Ich kann also kommen?
- So viel Sie wollen.
- Da werde ich kommen, zweifeln Sie nicht daran.
- Kommen Sie.

Nur erinnern Sie sich an Ihre Worte und vergessen Sie sie nicht, Gräfin. Ich werde zurückkehren, um Sie abzuholen, wenn das Wetter schön ist.

- Warum wollen Sie sich diese Mühe geben, ich werde nicht gehen.
- Hören Sie mich zu Ende. Ich werde kommen, um Sie abzuholen, und wenn Sie es mir noch verweigern, nun — nun so werden Sie sehen, was daraus erfolgen wird.
- Noch eine Scene und neue Drohungen!
- Sie werden sehen, sage ich Ihnen. Leben Sie wohl. Er ging fort und sie hielt ihn nicht zurück, er langweilte sie. Am Abend kamen ihre gewohnten Gäste, man war sehr heiter, Fontenelle unter Anderen war blendend.

La Frenaye trat ein, ohne mit irgend Jemand zu sprechen, er grüßte die Gräfin kaum und begab sich in einen Winkel. Man achtete nicht auf ihn; eine angenehme Verhandlung fand zwischen d'Argental und dem Verfasser »der Welten« statt. Sie scharmützelten eine Stunde nach besten Kräften. Frau von Tencin hörte ihnen mit Vergnügen zu.

La Frenaye durchschritt den Kreis. Ich war dabei; ich sehe ihn noch; er ging gerade auf seine Geliebte zu und sagte in unbeschreiblichem Tone zu ihr:

- Theilen Sie doch den Preis aus, Madame, das Tournier ist für Sie geschehen.

Jeder sah ihn an, man verstand ihn nicht, man erinnerte sich erst später daran. Nach einem Augenblick sprach Jemand den Namen des Grafen de Nocé aus, La Frenaye redete diese Person an.

- Er ist noch immer sehr krank, nicht wahr? fragte er.
- Verzeihen Sie mein Herr, er befindet sich vortrefflich.
- Es ist unmöglich, er sollte todt sein.

Man brach in ein lautes Lachen aus.

- Lachen Sie immerhin, fuhr er fort, wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Nach dem bescheidenen Abendessen, welches uns die Gräfin gab, entfernte man sich, und La Frenaye führte mich bis zu meinem Wagen.

— Leben Sie wohl, Madame, sagte er zu mir, als er mich verließ. Ich denke, ich werde Sie nicht so bald wiedersehen.

- Sie reisen ab?
- Ja, ich reise ab.
- Auf lange?
- Auf eine große Reise, die wir alle machen werden.
- Ach, mein Gott! noch immer Ihre Ideen!
- Madame, ich habe diesen Morgen den Todesstreich empfangen, und diesen Abend wieder

einen, ich bin zweimal getroffen worden; Sie werden sehen, was geschehen wird. Kommen Sie morgen nicht in diese Wohnung, es ist der letzte Beweis der Freundschaft, den ich Ihnen gebe.

— Ich werde im Gegentheil hierher kommen.

— Da haben Sie es sich selber zuzuschreiben. Leben Sie wohl.

Und er verließ mich, ohne einen Gruß.

Ich kehrte in meine Wohnung zurück und dachte nicht mehr daran.

Am folgenden Tage nahm ich mir vor, zu der Gräfin zu gehen und mit ihr darüber zu lachen und zu plaudern. Ich bekam Besuch und war daher nicht frei; ich hatte selber damals viele Beschäftigungen und Kummer. Vielleicht, wenn ich meinen Plan hätte ausführen können, wäre das Unglück nicht geschehen.

Frau von Tencin war allein; das Wetter war sehr schön, wie am Tage zuvor. Pont-de-Veyle und seine Mutter waren bei guter Zeit gekommen; sie wollten nach Meudon zu Frau von Coatqueen gehen, und Frau von Tencin weigerte sich, ihnen zu folgen; sie war unwillkürlich ungeduldig wegen dieses Wahnsinnigen.

Gegen zwei Uhr kam er.

— Madame, sagte er düsterer und wilder, als gewöhnlich, ist es Ihnen gefällig, heute auf die Wiesen von Saint Gervais zu gehen?

— Nein, nicht mehr, als gestern.

— Da lieben Sie mich nicht. Ich war dessen gewiß, ich kann nicht daran zweifeln, und mein Plan ist gewählt.

— Welcher?

— Sie werden es erfahren, Madame, aber vorher müssen Sie wissen, daß meine Vorsichtsmaßregeln genommen sind, und daß dies Alles auf Sie zurückfallen wird.

Indem er diese Worte sagte, zog er einen Gegenstand aus der Tasche.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Dieser Gegenstand war eine Pistole, diesmal sehr gut geladen und gespannt. Frau von Tencin beunruhigte sich nicht darüber, sie hielt die Sache nicht für ernster, als gewöhnlich.

— Sehen Sie sie wohl an, fuhr er fort, es ist meine Rettung. Ich habe nur eine; ich habe nur eine nehmen wollen, denn wenn ich noch eine genommen, hätte ich dem Verlangen nicht widerstehen können, Sie mit mir zu nehmen, wohin ich gehe.

— Ich danke Ihnen, ich befinde mich ganz wohl hier.

— Sie werden sich bald nicht mehr so wohl befinden, denn Sie werden ein trauriges Schauspiel sehen. Adieu, Undankbare, Boshafte, Verworfene! Adieu! Sie tödten mich; Sie haben mich elend gemacht, und ich kann diesem Unglück nicht widerstehen. Sein Sie verflucht, Sie, Ihre Liebhaber, Ihr Bruder und Alles, was Sie lieben.

Als er diese Worte beendete, setzte er sich die Pistole vor die Stirn, und ehe Frau von Tencin den Argwohn haben konnte, daß er diesmal im Ernst sprach, schoß er sich eine Kugel durch den Kopf, so daß sie bespritzt wurde.

Man kann nicht sagen, was sich darauf begab. Diese Frau, die kein Herz besaß, die diesen Unglücklichen nie geliebt hatte; diese Frau, die vor allen Dingen die Verlegenheiten und Hindernisse aus ihrem Leben entfernen wollte; diese Frau mußte, als der erste Augenblick vorüber war, an die Folgen denken, welche aus dieser schrecklichen Katastrophe entstehen mußten. Sie war Anfangs überrascht, erschrocken, dann unruhig um ihrer selbst willen; Schmerz und Bedauern fanden sich nicht ein. Vielleicht war sie sogar entzückt, von diesem Eifersüchtigen befreit zu sein. Die Art, wie es geschehen war, mißfiel ihr allein.

Sie würde lange an derselben Stelle und in demselben Zustande geblieben sein und die Leiche angestarrt haben, ohne sie zu sehen, wären nicht ihre Leute, beunruhigt von dem Pistolenschusse und bekannt mit der beständigen Wuth La Frenaye's, hastig herbeigeeilt. Sie blieben von diesem Schauspiele ergriffen stehen; und als sie ihre Herrin ebenso unbeweglich wie ihren Liebhaber sahen, hielten sie sie für todt, wie ihn, und begannen ein schreckliches Geschrei auszustoßen.

In einigen Minuten war das Zimmer mit Menschen angefüllt, dieses bevölkerte Stadtviertel gerieth bald in Aufregung, und man ging, die Justiz herbeizuholen, die sich nicht bitten ließ, zu kommen.

Da fanden nur Thränen, Erstaunen, Fragen statt; man wollte diesen entstellten Körper wegnehmen, man wollte die Gräfin entfernen, die wie vernichtet dalag, und nicht im Stande war, sich zu bewegen; man wollte ihr andere Kleider anlegen und diese schrecklichen Spuren beseitigen; man überhäufte sie mit Fragen, man beklagte sie, man beschuldigte sie, sie antwortete nicht, vertheidigte sich nicht und gab keine Erklärung; es war ein Wesen ohne Bewegung und Willen. Diese Soldaten, dieses Volk, diese Frauen, die sie umgaben, diese Berührung mit der Canaille, dieser üble Geruch von dem Blut und von so vielen Personen in einem kleinen geschlossenen Zimmer, die Aufregung, die Furcht, alle diese vereinten Empfindungen drangen auf ihr Herz ein, und sie befand sich übel.

Unter dem Herzen, unter dem physischen Herzen wenigstens, verstehe ich dieses Herz, welches sich erhebt, wenn es von einer ungewohnten Sache afficirt wird, von dem anderen ist

nicht die Rede, und ich will nicht, daß man mich beschuldigt zu lügen.

Die vertraute Kammerfrau der Gräfin, als sie sich allein diesem Abenteuer gegenüber sah, hatte glücklicherweise die Geistesgegenwart, den Erzbischof und Frau von Fériol rufen zu lassen. Ich befand mich bei dieser Letzteren, und wir eilten dorthin.

Wenn ich hundert Jahre lebte, und man gibt mir die Versicherung, daß ich sie erlebe, würde ich dieses Schauspiel nicht vergessen. Wie es scheint, hatte Frau von Tencin Feinde unter dieser Menge, denn sie wollten das Haus nicht verlassen und schrien, man müsse sie sogleich in das Chatelet führen, denn sie habe diesen Mann ermordet. Einige Andere vertheidigten sie, und ungeachtet der Unwahrscheinlichkeit, ja der Unmöglichkeit der Thatsache muß ich gestehen, daß sie weniger zahlreich waren.

Die Gegenwart des Erzbischofs beruhigte sie ein wenig oder that ihnen wenigstens Zwang an. Sie schwiegen, aber ihre Blicke sprachen, und sie waren sehr drohend. Ich bin vor der Menge nicht tapfer, ich wäre gern weit entfernt gewesen, indessen behauptete ich meine Fassung,

— Was gibts denn? fragte Herr von Tencin mit stolzer Miene; was bedeutet dieses Gerücht? Es ist ein Unglück in diesem Hause geschehen; respectiren Sie es und entfernen sich.

Sie blieben.

— Ich werde Gewalt brauchen lassen, verstehen Sie mich? Frau von Tencin muß sich von diesem entsetzlichen Schrecken erholen, stören Sie ihre Ruhe nicht mehr. Ein Wahnwitziger, von ihrer Tugend zurückgewiesen, hat sich zu ihren Füßen getödtet; es ist ein großer Gegenstand der Trauer, aber kein Gegenstand des Scandals.

Bei den Worten die *Tugend der Frau von Tencin* erscholl, ungeachtet der ernstern Veranlassung, ein lautes Lachen aus allen Winkeln des Saales. Herr von Tencin wurde fast davon in Verlegenheit gesetzt, indessen ließ er sich nicht ganz außer Fassung bringen.

Die Justiz schritt zu der Entfernung der Leiche, die Menge folgte, blieb aber vor der Thür stehen und vermehrte sich von den Vorübergehenden; es war ein Aufstand in dem Stadtviertel. Die drohendsten Bemerkungen wurden über die Gräfin und ihre Familie ausgesprochen. Man hörte sie sogar laut sagen:

— Sie ist eine Mörderin; aber es wird ihr nichts geschehen, sie ist eine alte Maitresse dieses alten Grasaffen Dubois. Ah! wenn es Jemand von uns wäre, würde der Grèveplatz nicht Galgen und der Henker nicht Stricke genug haben.

Dies fing schon damals an; und welche Fortschritte haben die Herren Philosophen im Raisoniren dieses Volk machen lassen, welches bald gar nicht regiert sein wollte. Es ist sehr einleuchtend, wenn Gott sich nicht thätig einmischt, so ist die Monarchie verloren.

Wir blieben sehr lange bei der Gräfin, um eine Art von Rath zu halten.

— Es ist kein Augenblick zu verlieren, sagte Frau Fériol, mein Bruder, handle Deinerseits, ich werde meinerseits handeln. Ich werde den Marschall aufsuchen und ihn zu dem Herzog schicken, es ist wichtig, daß er von uns in Kenntniß gesetzt werde, ehe er von einer andern Seite irgend etwas erfährt, denn die Verleumdungen werden so schnell verbreitet.

— Und ich, fügte d'Argental hinzu, ich will zu Frau von Prie laufen, wir müssen Sie in diesem Falle für uns haben.

— Ich weiß nicht, was ich will, versetzte der Erzbischof. Meine Schwester, meine arme Schwester! welch' ein entsetzliches Unglück!

— Es ist keine Veranlassung zu klagen, fügte ich hinzu, erlauben Sie mir zu sagen. Wenn ich

in irgend etwas nützen kann, so verschonen Sie mich nicht.

Man schickte mich zu dem Herzog von Luynes, von welchem ich eine seltsame Antwort erhielt:

— Wenn Sie nicht mit diesen Leuten verkehrten, Madame, würden Sie keine solche Unannehmlichkeiten haben, und nicht genöthigt sein, für eine solche Intrigantin, wie diese Nonne, die ihr Gewand abgelegt hat, zu bitten. Seit langer Zeit haben Frau von Luynes und ich darauf verzichtet, Ihnen Vorstellungen zu machen, aber wir werden uns in nichts mischen und uns weder um Sie noch um Ihre Freunde bekümmern. Sie hätten mit uns in Gesellschaften gehen können, zu welchen Ihre Geburt Sie berechtigt, Sie haben diese Gaukler vorgezogen, tragen Sie die Strafe dafür, ich beklage Sie nicht.

Von der Art war die Nachsicht und Menschenliebe meines frommen Oheims. Meine Tante war besser, sie hätte mich nicht so empfangen. Sie hat fortwährend mit mir verkehrt und mich bis zum Tode unterstützt, wofür ich ihr vielen Dank schuldig bin.

Das Erste, was die Leute des Königs thaten, war, La Frenaye's Papiere zu durchsuchen. Man fand zuerst einen an den Erzbischof adressirten und in folgenden Ausdrücken abgefaßten Brief, den man unter den Beweisstücken des Processes finden kann.

Er ist wie von einem Schuhflicker geschrieben; für eine Frau von so viel Geist war es ein drolliger Liebhaber.

*»Mein Herr, es ist mir sehr leid, zu sterben, ohne im Stande zu sein, Sie zu bezahlen. Ich habe die äußersten Anstrengungen gemacht, um Ihnen das zu bezahlen, was ich Ihnen bezahlt habe. An dieser Unfähigkeit ist Ihre Schwester Schuld. Nachdem ich seit drei Jahren vor ihrer beiderseitigen Dienerschaft wie in einem Liebeshandel gelebt, hat sie sich meines ganzen Vermögens bemächtigt, mein Vertrauen gemißbraucht, indem ich Alles unter ihren Namen stellte, hat sie mich in die grausame Notwendigkeit versetzt, umzukommen. Wenn Sie die Strafe Gottes vermeiden wollen, schicken Sie sie in ihr Kloster zurück, aus welchem sie gewiß nicht auf ordnungsmäßigem Wege befreit worden ist.«*

Neben diesem wunderlichen und unzusammenhängenden Briefe befand sich ein Testament, welches gerade das Gegentheil sagte. Hier der Anfang. Ich werde nichts von den Angelegenheiten der Erbschaft erwähnen, wovon Niemand je etwas verstanden hat.

*»Auf die Ankündigungen und Drohungen, die ich seit langer Zeit von Frau von Tencin erhalten habe, mich zu ermorden oder mich ermorden zu lassen, und was ich vor einigen Tagen sogar geglaubt habe, daß sie es ausführen würde, weil sie eine von meinen Taschenpistolen abgeborgt hat, welche ich ihr zu geben den Muth gehabt habe, und da sie, so viel ich bestimmt weiß, Alles gethan hat, was sie konnte, um Herrn von Nocé ermorden zu lassen, und da ihr Charakter sie zu dem größten Verbrechen fähig macht, so habe ich geglaubt, daß die Vorsicht, mein Testament zu machen, wie es hier folgt, sehr angemessen sei.«*

Weiter unten sagte er:

*»Diese Elende ist so verworfen, daß die Erinnerung an sie mich schauern macht. Die öffentliche Verachtung, Frevelthaten, grausame Handlungen, dies Alles ist zu schwach, um auszudrücken, was ich erlebt habe. Aber ihr großer Haß ist davon hergekommen, daß ich sie überrascht habe, als sie mir vor einem Jahre mit ihrem alten Liebhaber Fontenelle untreu geworden, und daß ich entdeckt habe, wie sie ein neues Liebesverhältniß mit ihrem Neffen d'Argental angefangen.*

*Ich ende damit, die Gerechtigkeit des Herzogs und des Siegelbewahrers anzuflehen. Sie dürfen nicht zugeben, daß diese Unglückliche ihr schändliches Leben noch länger fortsetze. Sie ist in das Kloster Monfleury in der Nähe von Grenoble eingetreten; man muß sie nöthigen, dorthin zurückzukehren, um dort ihre Sünden abzubüßen.«*

Man sieht ein, daß man nach ähnlichen Beweisen nicht dabei stehen bleiben durfte, sondern daß man den Proceß fortsetzen mußte.

Ehe der Marschall und Herr von Tencin handeln konnten, wurde die Gräfin in ihrem Hause in unserer Gegenwart verhaftet.

Ich entfernte mich, aber d'Argental wollte seine Tante begleiten, und man wagte nicht, ihn daran zu verhindern. Sie war nicht überführt, sie war nur angeklagt, und man konnte sie nicht mit der äußersten Strenge behandeln. Der Criminalrichter erwartete sie im Chatelet mit La Frenaye's Leiche.

Man ließ sie geradezu in den Saal eintreten, worin dieselbe sich befand. Sie wußte es nicht, und als sie sie erblickte, stieß sie einen entsetzlichen Schrei aus und wurde ohnmächtig in den Armen ihres Neffen, der die Richter für Barbaren erklärte.

Man brachte sie wieder zu sich, stellte ihr einen Lehnstuhl hin und bezeugte ihr einige Rücksicht, aber ohne diesen schrecklichen Gegenstand aus ihren Augen zu entfernen. So blieb sie vier Stunden. Man befragte sie auf alle mögliche Weise, richtete die umständlichsten Fragen über ihr vergangenes Leben an sie, und ging sogar so weit, sie zu befragen, wie viele Liebhaber sie gehabt und ob es wahr sei, wie La Frenaye es behauptete, daß sie mit Fontenelle und ihrem hier gegenwärtigen Neffen ein Liebesverhältniß gehabt habe?

D'Argental stand auf und war gerade daran, den Degen zu ziehen. Zwei Gerichtsdienner hielten ihn zurück.

— Verhalten Sie sich ruhig, junger Mann, sagte der Criminalrichter, und beleidigen Sie das Gericht nicht. Zu dem, was wir thun, haben wir volles Recht.

D'Argental schwieg, beruhigte sich aber nicht, wie man sich leicht denken kann, da die Sitzung nicht angenehm für ihn war, der seine Tante so zärtlich liebte.

Als das Verhör geendet war, fühlte sich die Gräfin völlig erschöpft. Man trennte sie von ihrem Neffen und führte sie ins Gefängniß, an den Ort, wo man in Chatelet die Verbrecher unterbringt. Sie wurde davon erschreckt und brachte eine entsetzliche Nacht zu. Man mußte einen Arzt holen, was ihre Feinde nicht verfehlten auszulegen, als ob die Gewissensbisse sie tödteten.

---



## Fünfzehntes Kapitel.

Indessen waren Ihre Freunde thätig und ließen dem Herzog und dem Parlament, welches sich durchaus mit der Sache beschäftigen wollte, keinen Augenblick Ruhe.

Der Erzbischof brachte es durch viele Bitten und Thränen, denn er ging überall hin, um zu weinen, dahin, daß man sie in die Bastille brachte; es war eine Verbesserung, und man hielt sie nicht mehr unter den großen Verbrechern vom Bürgerstande gefangen, die für den Grèveplatz bestimmt waren.

Sie blieb dennoch in strenger Haft; es war verboten, sie zu besuchen, man konnte nicht bis zu ihr gelangen, und selbst die Briefe kamen nicht an sie. Man versuchte ihr einige Leckerbissen zukommen zu lassen, aber sie erhielt sie nicht.

Man kann sich nicht vorstellen, was sie bei dieser Absonderung litt, sie wäre beinahe wahnsinnig geworden. Sie, an die große Gesellschaft, an Geist, an eine so süße Schmeichelei, welche sie umgab, gewöhnt, man begreift leicht, was sie empfinden mußte, ohne die Unruhe wegen der Zukunft zu rechnen.

Niemand glaubte indessen an einen Mord, man dachte viel Böses von ihr, aber selbst ihre Feinde sahen ein, daß sie sich anders dabei benommen haben würde. Man mordet nicht mit der Gewißheit, dafür gestraft zu werden und die Frucht seines Verbrechens nicht zu ernten, wenn nicht eine wilde Leidenschaft vorherrscht, und Frau von Tencin war nicht leidenschaftlich.

Dennoch mußte eine Untersuchung stattfinden, weshalb sie mehrere Monate im Gefängnisse blieb. Endlich kam die Sache vor den Staatsrath. La Frenaye wurde noch im Tode verurtheilt, Frau von Tencin von der Beschuldigung freigesprochen und La Frenaye's Testament feierlich für nichtig erklärt.

Der Erzbischof besuchte seine Schwester nach dem Urtheilsspruche und acht Tage lang wurde ihr Haus nicht leer. Ich war eine der Ersten, die zu ihr eilten; ich hatte lebhaften Antheil an ihrer Verhaftung genommen und dann wollte ich ihr Gesicht sehen. Man sagte, sie sei so verändert und habe so gealtert, daß ich mich auch davon zu überzeugen wünschte.

Sie war groß, sie hatte von Natur einen langen Hals, sie war mager und trocken; als sie aber aus dem Gefängniß kam, war sie ein Skelett. Sie war zu jener Zeit beinahe fünfundvierzig Jahre alt, und man sah es ihr nicht an, nach ihrem Abenteuer schien sie sechzig zu sein.

Sie bemerkte mich schon aus der Ferne und rief mir entgegen:

— Ah, meine liebe Marquise, es ist aus damit, ich habe mein letztes Wort gesagt.

— Warum das? Sie haben noch Geist genug, so daß die Unterhaltung Ihnen gestattet sein muß.

— Ah, meine Königin, ich bin stumm, und will nicht mehr von diesen Leuten reden hören. Ich will für meinen Bruder, für meine Freunde, für die Wissenschaften leben; übrigens weiß ich nicht mehr, ob es Männer auf der Welt gibt.

— Ich glaube es wohl, Madame, und doch —

— Sie sind sehr jung und finden mich sehr alt, um noch an die Galanterie zu denken, Sie meinen, ich sollte damit zu Ende sei. Ah! die Zeit vergeht auch für Sie; Sie werden bald auf dem Punkte sein, wo ich bin, und dann erfahren, daß man sich niemals zu alt hält, um zu gefallen.

— Ich glaube es nicht, Madame.

— Sie werden es sehen, ich bin auch wie Sie gewesen. Ein Schleier zieht sich über die Spiegel.

So plauderten wir lange und ich fand sie sehr entmuthigt. Sie hielt Wort und beschäftigte sich nur noch mit ihren Romanen.

Sie war von dieser Zeit an bis an ihren Tod in alle Intriguen verwickelt und dessen ungeachtet bei Hofe gut angeschrieben. Unter dem Hofe verstehe ich die Minister und die Gesellschaften, denn beim Könige und der Königin hatte sie keinen Zutritt. Es war keine Aussicht, daß sie dahin gelangen würde, bei ihren Proben und besonders bei ihrem Rufe. Zwei solche waren zu viel.

Sie hatte eine Correspondenz und eine Freundschaft, worauf sie viel gab, mit dem Papst Benedict dem Dreizehnten glaube ich. Er schickte ihr sein Portrait und sie zeigte Allen, welche kamen, seine Briefe; darum wurde sie aber dennoch nicht heilig gesprochen,

Sie hatte Voltaire zum beständigen Feinde, der ihr keinen guten Faden ließ und sie wie eine Orange abschälte.

— Doch würde ich noch eine Gabel nehmen, fügte er hinzu; ich würde sie nicht mit den Fingerspitzen anrühren.

Ich glaube schon gesagt zu haben, daß jedes von Beiden einen verschiedenen Grund von diesem Hasse angab. Sie behauptete, er habe ihr den Hof gemacht und sie habe seine Huldigungen zurückgewiesen. Er dagegen versicherte, daß er nicht daran gedacht habe, und daß gerade das Gegentheil der Fall gewesen. Man bestrafe ihn wegen dieser Gleichgültigkeit, und man habe sie noch viel mehr deshalb bestraft. Die Gräfin, versicherte er, habe ihre Zeit in der Bastille dazu benutzt, ihn bei dem Regenten und bei Dubois als den Verfasser von: »*Ich habe gesehen*« zu denunciren.

— Es ist um so schlimmer von ihrer Seite, da sie die Wahrheit wußte; sie hat die Bosheit der Oenone und nicht die der Phädra angewendet; sie hat nicht die Leidenschaft dieser Unglücklichen zur Entschuldigung. Sie ist trocken am Körper, trocken am Herzen, trocken an Phantasie; es ist ein Pergament, auf dem man nichts lesen kann, und welches die Ratten angefressen haben.

Ihr Bruder, der in der That als Gehilfe des Cardinal von Bussy in Rom gewesen war, kehrte später in der Eigenschaft eines Geschäftsträgers zurück. Er besorgte dort nicht nur die Geschäfte Frankreichs, sondern zuerst die des Cardinal Dubois, seines Patrons, und dann seine eigenen.

Er ließ sich nach einander zum Erzbischof von Embrun, Erzbischof von Lyon und endlich zum Cardinal ernennen. Er hielt ein Concil in Embrun gegen den Bischof von Senez und er setzte alle Federn der Zeitungsschreiber in Bewegung,

Er drängte sich in die dichtesten Geschäfte ein; er schrieb wenig und wollte nur zwei Dinge: viel Geld haben und erster Minister werden.

Das Erstere erlangte er, und war im Begriff, das Letztere zu erlangen. Der Cardinal Fleury stellte sich, als wollte er ihn zu seinem Nachfolger ernennen, doch geschah es nur, um ihn dem Könige im Voraus verleidet zu machen und ihn zu verhindern, dazu zu gelangen. Ich habe nie einen Affen, eine alte Frau, einen Schüler oder einen Procurator gesehen, der boshafter und verschlagener war, als dieser achtzigjährige Cardinal. Ich glaube, er hat bis in die dritte Generation seine Feinde vorausgesehen und ihnen Schranken entgegengestellt.

Ich habe immer meinen Verkehr mit Herrn von Tencin selbst nach dem Tode seiner Schwester

fortgesetzt und wir werden ihn zur Zeit des Fräulein von Lespinasse wiederfinden.

Ich bin zu einem Augenblick meines Lebens gekommen, wovon schmerzlich zu erzählen ist. Indessen führten fast alle dieses Leben; man hätte mehr Muth und Tugend bedurft, als ich hatte, um dem Strome zu widerstehen, der uns fortriß. Ich will mit den Tencins ein Ende machen, und ein Abenteuer erzählen, welches uns gemeinschaftlich betraf, und dessen Folgen für mich fortdauerten, während es für sie nur die Dauer eines unerwarteten Eindrucks hatte. Indessen wird es, um den Charakter Beider zu schildern, als letzter Pinselstrich dienen.

Es war die Rede von einem wunderbaren Schlosse, von einem Finanzpächter gegen Ende seines Lebens für eine Geliebte erbaut, die er zu haben vorgab, und die nie etwas Anderes für ihn war, als ein Hausschild. Er vergoldete sie von allen Seiten; so machten es diese Finanzpächter, und die Umgebungen von Paris waren von ihren Thorheiten voll.

Dieses Schloß, welches in einem köstlichen Winkel des Waldes von Senart lag, hatte unermessliche Summen gekostet. Man hatte künstliche Wasserleitungen, Springbrunnen, Wasserfälle i ad kleine Flüsse, ja selbst einen See angelegt. Die Bäume waren herrlich; dies glich einem jener verborgenen Schlösser in den Feenmärchen, wo man Prinzessinnen einschließt, die von bösen Zauberern verfolgt werden.

Herr von Tencin hatte Lust, ein Landgut zu besitzen; dieses war zu verkaufen, weil die Gottheit sich mit ihrem Wohlthäter entzweit, und seine Wohlthaten verschwendet hatte, so daß sie der Willkür ihrer Gläubiger Preisgegeben war.

Samuel Bernhard weigerte sich, ihr beizustehen, und verhinderte sie nicht, das *Paradies* zu verkaufen. Man ging aus Neugierde dorthin, selbst wenn man nichts dort zu thun hatte, und es kam in die Mode, dieses Wunder anzusehen. Das Hübsche von der Sache, um die Vergleichung mit dem Feenschlosse zu beenden, ist, daß Alles wie auf einen Schlag mit dem Zauberstabe verschwand. Der alte Banquier kaufte es unter der Hand wieder und ließ Alles, was er erbaut hatte, dem Boden gleich machen. Man sah keine Spuren mehr davon.

Frau von Tencin und der Erzbischof kamen, mir eines Tages den Vorschlag zu machen, diesen schönen Ort zu besuchen, und ich willigte gern ein. Wir fuhren in der Carosse des Erzbischofs ab, der Niemand weiter bei sich hatte, als einen gewissen Abbé d'Aillan, seinen Kaplan, eine Art von Marionette, den er überall mitnahm, und der, sobald er sich niedergesetzt hatte, einschlief. Nichts konnte bequemer sein, und es war, als wenn er ihn ausdrücklich bestellt hätte.

Wir plauderten ganz heiter auf dem Wege. Diese Promenade nach dem »*Paradiese*« war hinlänglich besucht, so daß ein Gastwirth hier wohl ein Zelt ausschlagen und vortreffliche Geschäfte hätte machen können, wenn er den Besuchern zu essen gegeben. Das Wetter war vortrefflich; es war sehr heiß. Wir hatten eine Menge Obst bei uns. Dubois schickte der Gräfin jeden Morgen vortreffliche Früchte.

Sie und ihr Bruder genirten sich nicht sehr vor mir; indessen waren sie sehr besorgt wegen dessen, was zwischen mir und dem Regenten vorgegangen war. Sie vermutheten irgend ein Einverständnis und da der Abbé für nichts zählte, weil er den Schlummer des Gerechten schlief, so hatten sie einander das Wort gegeben, während der kleinen Reise meine Beichte zu hören.

Ich sah den Herzog von Orleans zuweilen insgeheim, wenigstens was mich betraf, denn ich glaube nicht, daß er sich genirte. Ich hatte mich geweigert, bei irgend einem Souper zu erscheinen, und irgend Jemand zu sehen, und außer der Frau von Parabère hatte ich durchaus Niemand eingestanden, was sich zugetragen hatte. Unter ihren übrigen Eigenschaften hatte Frau von Parabère die einer unbedingten Verschwiegenheit. Ich war ihrer gewiß, auch beschuldigte

ich Niemand, als den Herzog von Orleans, als ich sah, daß mein Abenteuer bekannt geworden war. Ich wollte es um keinen Preis gestehen; dieses Gerücht machte der Sache ein Ende.

Dahin kam es nach meiner Spazierfahrt zu dem Paradiese, Larnage, der durch diese Vertraulichkeit mit Seiner Hoheit zurückgedrängt worden war, und der doch nicht aus meinem Herzen gekommen war, kehrte in mein Gedächtniß zurück. Ich empfand starke Versuchungen, ihn zurückzurufen; ich that es. Er antwortete mir in einem sehr respectvollen und zugleich sehr leidenschaftlichen Briefe, weigerte sich aber, mich zu sehen. Er litt an einer Art von Hypochondrie, die Alles in seinem Leben schwarz erscheinen ließ.

»Ich kann nicht zu Ihnen kommen, Madame, bei einer ähnlichen Gemüthsstimmung, Sie würden das erste Opfer davon sein; ich würde Sie langweilen, und ich weiß, wie sehr Sie die Langeweile fürchten. Man darf mich nicht beschuldigen, ich bin keiner so schrecklichen Ideen und widersinnigen Urtheile fähig, wie man mir zuschreibt. Ich liebe Sie noch immer mit derselben Leidenschaft; es scheint mir nur, daß Sie diese Liebe nicht verdienen, wie ich es ehemals glaubte. Verzeihen Sie mir, daß ich so zu Ihnen rede; ich leide. Ich werde zu Ihnen gehen, wenn ich geheilt bin, wenn Sie mich zu der Zeit empfangen wollen.«

Ich war keine Frau, ihm Gewalt anzuthun; ich nahm es an, und es war ein Unglück. Wenn er zurückgekehrt wäre, hätte er mich durch seine Gegenwart und Unterhaltung vielleicht verhindert, mich zu zerstreuen. Ich langweilte mich; daher kommen alle meine Narrheiten. Voltaire wiederholte es oft:

— Die Langeweile bringt alle Narrheiten der Frauen und alle Ausschweifungen der Männer hervor.

Ich begann den Kampf gegen diese alte Feindin, die mich so oft besiegt hat, mit welcher ich leben muß, und die ich nie selber habe besiegen können! Dieser ewige Kampf wird so lange wie mein Leben währen, ich werde ihn nicht beseitigen. Die Langeweile ist meine Herrin, seitdem ich mich kenne. Dies führt mich zuweilen zu philosophischen Gedanken über das, was wir nicht wissen; es ist unmöglich, daß nicht noch sonst etwas Anderes dabei sein sollte, und daß die Seele hienieden ihr letztes Wort sagt.

Kehren wir jetzt zu meinem Besuche im »Paradiese« und zu dem zurück, was darauf folgte. Herr Walpole wird sagen, wenn er dies liest, daß ich capricenhaftig bin; ich weiß nicht, wo er diesen Hund von Wort aufgefischt hat.

---

## Sechzehntes Kapitel.

Wir plauderten also in dieser Carosse, ziemlich zusammengerüttelt von den schlechten Wegen und unterbrochen von den Ausrufungen des Abbé, welcher zuweilen plötzlich erwachte. Es war sehr bequem für mich, die ich schweigen wollte, aber sehr unangenehm für die Anderen, die ihre Rolle spielten und darauf rechneten, mich zum Reden zu bringen, indem sie mich in ihre Klatschereien verwickelten.

Frau von Tencin war unerschöpflich, von dem Regenten und von dem Glück zu reden, eine wenn auch nur vorübergehende Beziehung der Freundschaft zu ihm zu haben, daß man ihn unrichtig beurtheilt, unrichtig gekannt habe, und daß man ihn mit Frauen sehen müsse, welche seinen Charakter schätzen könnten, und die ihn zum Guten führten, anstatt ihn im Schlamm zu lassen, in den man ihn gestürzt.

Ich antwortete, sie habe vollkommen Recht und ich sei ganz ihrer Meinung.

— Kennen Sie ihn, Madame? Sie haben ihn oft bei Frau von Parabère gesehen, nicht wahr? Es ist mir, als hätten Sie mir es gesagt.

— In der That, Madame, ich habe die Ehre gehabt, ihn einigemal zu treffen. Oh! mein Gott, welch ein schlechter Weg'.

— Himmel! ich habe eine Beule vor der Stirn! rief der Abbé sich umwendend.

So ging es auf dem ganzen Wege. Ich unterhielt mich sehr. Wir kamen an.

Es war entzückend, ich blieb begeistert von dem, was ich sah, von diesem Glanze und von diesen Gärten der Armida. Wir hatten den ganzen Tag daran zu sehen.

— Eure Eminenz würden hier sehr gut wohnen, sagte der Abbé, vor allen diesen Liebesgöttern und Venusbildern, die er für Madonnen und Engel hielt.

Die Gräfin Alexandrine lachte darüber, bis sie weinte, und ich ebenfalls. Wir belustigten uns, so daß er Ausrufungen des Erstaunens ausstieß, als wir ihm erklärten, was dieses Haus sei und in welcher Absicht man es errichtet habe.

— Ist es möglich, mein Gott! gibt es solche verderbte Menschen.

Und der Mann, der seit so vielen Jahren in einer so wenig geistlichen Gesellschaft gelebt hatte, hielt wirklich die ganze Welt für so keusch und rein, wie er selber es war; freilich schlief er wenigstens die Hälfte des Tages und die ganze Nacht. Frau von Tencin fügte hinzu:

— Er ist so einfältig, daß ich selbst für seine Träume einstehen kann!.,.

Gegen Abend stiegen wir zu dem Pavillon hinunter, wo man eine Abendmahlzeit bestellt hatte. Der Koch hatte sich für sein Geld von dem Kastellan ein hübsches Zelt zu verschaffen gewußt, worin er diejenigen seiner Gäste bewirthete, die ihm als die vornehmsten und reichsten erschienen. Unser Aussehen, unsere Equipage, die violetten Strümpfe und der Kragen des Erzbischofs schienen ihm des Vertrauens würdig. Er setzte uns eine sehr, gute Mahlzeit vor, selbst die Weine waren trinkbar, kurz man speiste ganz erträglich zu Mittag, ja sogar besser, als in einigen Häusern in Paris.

Wir wollten gerade abreisen, als wir von unserer Seite her zwei Cavaliere ankommen sahen, wovon der eine die Uniform der französischen Garde trug. Sie lachten aus vollem Herzen und schienen in Höflichkeiten zu wetteifern.

— Es ist an Ihnen, Chevalier.

— An Ihnen, Marquis.

— Ich werde gewiß nicht vorangehen.

— Auch ich nicht.

— Wir müssen uns indessen entscheiden.

— Ach ja! ich fühle das dringende Bedürfniß dazu.

— Da sind ein paar sehr heitere Cavaliere, sagte der Erzbischof, man sollte denken, daß sie sich über uns aushalten.

— Das mag sein, sagte Frau von Tencin sich brüstend.

— Sie scheinen zu zaudern; wir können die Sache ausgleichen, fuhr Seine Eminenz fort. Abbé, gehen Sie und fragen Sie sie meinerseits, mit wem wir die Ehre haben zu reden, und was wir thun können, um ihnen zu dienen.

Der Abbé ging. Ich kann meinen Lesern keinen andern Begriff von seiner Haltung und seinem Wesen geben, als wenn ich ihn mit einem aufgespießten Pfau vergleiche. Sein Gewand und sein Kragen bildeten den Schweif, und er ging auf so seltsame Weise, daß die Officiere, als sie ihn näher kommen sahen, in ein homerisches Lachen ausbrachen, welches wir im Pavillon hörten.

— Mein Herr, sagte er nach drei Verbeugungen, als er zu den Fremden kam, könnten Sie mir sagen, wer dieser Herr da ist, und Sie da, mein Herr, würden Sie nicht die Gefälligkeit haben, mich mit diesem Herrn bekannt zu machen? Ich komme von Seiner Eminenz dem Herrn von Embrun.

Er besaß eine so übertriebene Einfalt, daß sie ihn für einen Mann von Geist hielten. Man zeigt gewöhnlich nicht so viel davon, wenn man es nicht absichtlich thut.

Sie antworteten ihm wie Kapuziner, die Hände gefaltet, und gingen auf seine Redeweise ein.

— Dieser Herr da, begann der Officier, ist der Chevalier de Bellevue.

— Und der Herr hier, fügte der Andere hinzu, ist der Marquis von Meuse,

— Was können wir thun, um Seiner Eminenz zu dienen?

— Seine Eminenz läßt fragen, mit wem er die Ehre habe zu reden, und erkundigt sich zu gleicher Zeit, was er thun kann, um es Ihnen angenehm zu machen.

— Seine Eminenz kann in unserer Erkenntlichkeit den Platz einnehmen, den, wie man sagt, der Magen in dem Leben eines Menschen einnimmt, wir werden vor Hunger sterben.

— Hier ist ein Gasthaus.

— Gewiß, aber in diesem Gasthause ist kein Stück Brod, keine Bouillon, nicht mehr ein Lerchenschenkel übrig.

— Ich sehe nicht —

— Wie, Sie sehen nicht auf der Tafel Seiner Eminenz diesen vortrefflichen Kapaunen, wovon noch mehr als die Hälfte übrig ist, diese Hammelkeule, diese Schüssel mit gebratenem Gehirn und was noch weiter, wobei mir der Mund wässert.

— So wollen Sie also zu Mittag speisen?

— Parbleu! wir wünschen nichts weiter.

Er begrüßte sie wieder und kehrte zu uns zurück.

Ich hatte Alles gehört und bat schon den Erzbischof, sie rufen zu lassen. Der Abbé kam mit gemessenen Schritten zurück, ich war jung, unbesonnen, ungeduldig, und stürzte mich auf die

Thür zu.

— Nein, Herr, rief ich, der Herr Erzbischof von Embrun und die Gräfin Alexandrine von Tencin, seine Schwester, laden Sie ein, an dieser Mahlzeit Theil zu nehmen, die sie Ihnen von ganzen Herzen anbieten.

— Und die schöne Abgesandte? fuhr der Marquis von Meuse statt, der bei meinem ersten Wort herbeigelaufen kam.

— Es ist die Frau Marquise Du-Deffand, fiel der Abbé ein, der zum erstenmal in seinem Leben ein Wort zur rechten Zeit sprach.

Der graziöseste Dank wurde an uns gerichtet, sie nahmen die Einladung an und setzten sich ohne Weiteres an die Tafel.

In der ersten Viertelstunde aßen sie ohne aufzublicken.

In der zweiten begannen sie die Augen zu erheben, der Marquis von Meuse sah mich an und ich ihn ebenfalls. Der Marquis von Meuse war ein hübscher junger Mann; wir errötheten nicht; man erröthete nicht unter der Regentschaft.

Der Chevalier von Bellevue wendete sich unwillkürlich zu Frau von Tencin; Beide hatten Geist, Schelmerei, ja noch etwas mehr, nämlich Bosheit.

Nachdem der Marquis von Meuse die ersten unbedeutenden Fragen des Erzbischofs beantwortet hatte, richtete er andere an mich, die es nicht weniger waren, nur war das Ganze verschieden; meine Antworten waren es auch. Wir sprachen von dem Hause, von dem Garten, von den Leuten, welche hierher kamen, und von der Wahrscheinlichkeit eines Ankaufs.

— Es wird eine Tänzerin sein.

— Es wird ein Finanzmann sein.

— Es wird ein großer Herr sein.

— Und was würden Sie sagen, meine Herren, wenn es ein Erzbischof wäre.

— Ah! Ich würde sagen, Eminenz, daß ein einziger Erzbischof in Frankreich Geist genug hat, um in einem ehemaligen Venustempel nicht lächerlich zu ein.

— Verzeihen Sie, mein Herr, wir treiben den Teufel aus.

— Es gibt Teufel, Eure Eminenz, die Allem widerstehen.

— Meinen Sie?

— Ja, das sind die weiblichen Teufel. Lucifer selber würde sie nicht verbannen können.

Plaudernd und essend blickte mich der Marquis an, ich sah es wohl, doch that ich, als ob ich es nicht bemerkte, und er ließ sich nicht dabei ertappen. Die Nacht kam; das Wetter war von der Art, daß es selbst die elenden glücklich machte; wir athmeten, wir plauderten leise und lieblich unter den Blumen am Rande des Wassers, daß Niemand daran dachte, fortzugehen.

---

## Vierter Band

### Erstes Kapitel.

**F**rau von Tencin war sehr furchtsam im Wagen; sie erinnerte sich der Wege und sprach zuerst von der Rückkehr.

— Ah! wir befinden uns hier so gut! rief ihr Bruder.

— Und wenn wir umgeworfen werden?

— Wir werden nicht umgeworfen werden, wenn es aber zufällig geschehen sollte, haben wir weiter nichts zu thun, als wieder aufzustehen.

— Du scherzest immer, mein Bruder.

— Meine liebe Schwester, Du bist zu furchtsam. Kehren Sie nach Paris zurück, meine Herren?

— Ja, Eure Eminenz.

— Da können wir den Weg zusammen machen.

— Wir werden sehr glücklich sein, wenn Eure Eminenz und diese Damen es erlauben wollen.

Wir erlaubten es sehr gern, die Gräfin empfand Furcht und ich coquettirte. Der Abbé wurde abgeschickt, um die Leute anzutreiben, und die Unterhaltung dauerte fort.

Sie wurde vertrauter, so wie die Nacht herankam. Eine reizende Mattigkeit bemächtigte sich unserer Sinne, wir empfanden die gewöhnlichen Wirkungen einer guten Verdauung, die unter Bedingungen der Bequemlichkeit und des Vergnügens vor sich ging, welche sich von allen Dingen reflectiren.

Es wurde die Nachricht gebracht, daß Alles bereit sei; wir standen, auf, der Marquis reichte mir mit zierlicher Grazie und auffallender Galanterie die Hand.

Wir kamen zu der Karosse des Erzbischofs, ich stieg ein; Frau von Tencin und Seine Eminenz thaten dasselbe und die beiden jungen Kavaliers erreichten ihre Chaise wieder.

Sie behaupteten einen köstlichen Weg über grünen Rasen zu wissen, der viel kürzer wäre. Man kam darin überein, daß unser Kutscher dem ihrigen folgen sollte; sie fuhren voran, und unsere Heiterkeit stieg aus einem ungewohnten Grad für Leute, die einander zum ersten Mal sehen.

— Dieser Marquis von Meuse ist ein Mann von Geist, ein sehr wohlgebildeter Edelmann, begann der Erzbischof.

— Er hat eine gute Miene, aber ich ziehe ihm den Chevalier de Bellevue doch noch vor, versetzte die Gräfin Alexandrine.

— Und Sie, Abbé?

— Ich ziehe sie Beide vor.

So antwortete der Abbé immer in ähnlichen Fällen.

In der ersten Stunde ging Alles vortrefflich, das Wetter war schön, der Weg bewunderungswürdig, der Mond glänzend. Wir warfen einander von dem einen Wagen zum



andern Scherze zu, wir rollten durch den Wald und ich habe selten eine köstlichere Reise gemacht. Nach einer Stunde sahen wir das Ende der Bäume nicht, wir mußten indessen draußen sein.

— Beunruhigen Sie sich nicht, rief man uns aus der Chaise zu, wir wissen sehr gut, wohin wir fahren; sein Sie ruhig.

Der Abbé öffnete ein Auge, wendete es zum Horizont und sagte sentenziös.:

— Ich glaube, daß es diese Nacht regnen wird.

— Ah! bah! Abbé! rief ich, es kann heute nicht regnen, es ist ein zu schöner Tag.

— Ich fürchte sehr, daß Sie sich irren, Frau Marquise.

— Hören Sie, meine Königen, fügte Frau von Tencin mit ihrem schleppenden Accent hinzu, den sie sehr komisch zu machen wußte; er hat alle Eigenschaften der Enten, und sie sind vortreffliche Barometer.

Wir fingen an zu lachen und der Abbé lachte eben so laut, wie wir, denn er verstand nicht, um was es sich handelte. Noch eine Stunde verging; die Prophezeiung nahm ein Ansehen der Wirklichkeit an, der Himmel bedeckte sich und wurde dunkel, und Blitze funkelten in der Ferne, Wir hatten den Wald verlassen, wir fanden von Zeit zu Zeit noch einige Baumgruppen; wir verfolgten keinen gebahnten Weg und fuhren durch eine sehr verlassene Gegend. Die Gräfin Alexandrine hegte eine verborgene Furcht, wovon sie uns nur durch ihre Seufzer benachrichtigte, bis zu dem Augenblick, wo ein Blitz die Wolke spaltete, und ein ziemlich heftiger Donnerschlag machte, daß eins von unseren Pferden sich bäumte.

— Wir sind verloren! wir sind verloren! rief sie.

— Wir sind nicht verloren, antwortete der Erzbischof, aber wir haben uns vielleicht verirrt und davon müssen wir uns überzeugen. Abbé, rufen Sie diesen Herren zu.

Die beiden Carossen hielten fast zu gleicher Zeit an, und der Marquis von Meuse kam an den Wagenschlag.

— Nun, sagte Herr von Tencin, wohin kommen wir?

— Meiner Treu! Eminenz, ich weiß es nicht genau; und der Chevalier und ich waren eben daran, uns selber diese Frage vorzulegen. Ich glaube, unser Schlingel von Postillon hat zu viel getrunken und den Weg verloren.

— O Himmel, mein Herr! aber was soll aus uns werden?

— Nun, Frau Gräfin, wir werden vielleicht irgend eine Hütte oder einen Schuppen finden, wo wir die Nacht zubringen können.

— Aber es ist unmöglich! Ich will es nicht. Da kommt das Gewitter und wir sind vielleicht von Straßenräubern umgeben!

— Dieser Ort steht in der That nicht in allzu gutem Rufe, Frau Gräfin.

— Sie scherzen, mein Herr.

— Ich sehe nicht, was man anders thun sollte, Madame, und die Frau Marquise Du-Deffand lacht ebenfalls.

— In dem Alter dieser Dame lacht man über Alles.

— Sehen Sie, Frau Gräfin, es ist herrliches Wetter —

— Es regnet stark.

— Es herrscht eine erstickende Hitze, Sie sitzen auf den Kissen eines guten Wagens und es ist

kein großes Unglück, eine Nacht bei dem Sternenlichte hinzubringen.

— Es ist aber kein Stern zu sehen.

— Der Mond ist am Himmel, und das kommt auf dasselbe heraus, wenn er auch verborgen ist.

— Und das Abendessen?

— Wir gehen aufs Marodiren aus.

— Und die Räuber?

— Wir sind sieben Männer, ohne Seine Eminenz und den tapfern Abbé zu rechnen, und würden uns wehren können.

— Haben Sie Waffen?

— Die Chaise voll.

— Ach! die verwünschte Partie.

— Im Gegentheil, Madame; es ist eine reizende Partie, und ich habe nie eine köstlichere mitgemacht.

— Auch ich nicht, fügte der Chevalier hinzu.

Frau von Tencin faßte dieses Wort auf.

— Nun, auch ich nicht, wenn es denn sein muß, versetzte sie.

Ihr Gesicht erheiterte sich unmittelbar.

Man hielt Rath, was zu thun sei; das Ungewitter nahm zu und drohte schrecklich zu werden. Nach ihrer klösterlichen Gewohnheit machte die Gräfin Alexandrine Zeichen des Kreuzes und stieß bei jedem Blitze Ausrufungen aus.

Der Marquis erbot sich, mit seinen Leuten Nachsuchungen anzustellen. Sie wollte es nicht zugeben, aus Furcht vor Räubern. Er machte den Vorschlag, zu bleiben, wo wir waren, Sie verweigerte es wegen des Gewitters, da die Bäume den Blitz anziehen. Er schlug vor, unsern Weg fortzusetzen. Dies ging auch nicht an, denn man verirrte sich immer mehr.

— Ich sehe kein viertes Mittel,

Ich lachte beständig, und um gerecht zu sein, muß ich hinzufügen, daß Seine Eminenz von Embrun mit einstimmte. Der Abbé schlief; das Licht weckte ihn, und die Augen reibend wendete er den Kopf um und murmelte:

— Löscht doch das Licht aus!

Wir sprachen hin und her; glücklicherweise handelten Andere für uns, während wir sprachen. Mein Lakai und der des Marquis, zwei entschlossene Burschen, näherten sich uns und verkündeten uns, daß sie in der Nachbarschaft eine Meierei neben einem Bauerhause gefunden, wo man uns aufnehmen und uns sogar ein Abendessen für unser Geld geben wolle.

— O Himmel! es ist eine Höhle.

— Höhle oder Grotte, meine liebe Gräfin, das ist immer besser, als unsere durchnäßte Carosse. Wir werden essen, wir lassen das Gewitter vorüberziehen, wir ruhen uns aus. Man wird uns unsern Weg andeuten, die Sonne geht früh auf in dieser Jahreszeit, und dann reisen wir ab.

Es waren noch viele Schwierigkeiten zu besiegen; aber die Mehrzahl drang durch, und bald wurden wir in eine sehr reinliche Hütte geführt, worin ein Mann und eine Frau wohnten, die nicht allzu arm waren, und uns einen eßbaren Eierkuchen bereiteten, uns Cider und köstliche Milch mit Schwarzbrot, so gut es nur sein konnte, vorsetzten. Dies erinnerte mich an Chamrond.

Darneben war, wie unsere Leute gesagt hatten, ein verfallener Thurm, der als Stall und Remise

diente. Dort brachte man die Pferde und die Wagen unter, gab dorthin den Dienern ihr Abendessen, und wir waren alle sehr erfreut von unserem guten Glück, nur immer mit Ausnahme der Gräfin, die sich nach ihrem Bett sehnte und behauptete, auf einer hölzernen Bank könne Sie keinen Geist haben.

---

## Zweites Kapitel.

Ich überlasse es den Lesern, sich dieses Abendessen und diese Nacht vorzustellen; wir hatten uns entschlossen, über Alles zu lachen. Von Zeit zu Zeit schwur die Gräfin, man würde Fallthüren öffnen und bewaffnete Straßenräuber daraus hervorkommen sehen, die sich über uns herstürzen würden, um uns zu erwürgen.

Unser Wirth, der friedlichste aller Menschen, gleiche Cartouche oder einem von seinen Lieutenants, welcher der Todesstrafe entflohen sei. Sie habe ihn bei der Hinrichtung gesehen und sei gewiß, ihn unter Tausenden zu erkennen.

So weit ging Alles vortrefflich.

Wir blieben bis zum Morgen da. Man zeigte uns unseren Weg; wir waren nicht weit von Paris und kamen noch zeitig genug an, um uns in unsere Betten zu legen und einige Stunden zu schlafen.

Der Marquis und der Chevalier ließen sich am folgenden Tage bei mir einschreiben. Der Marquis kam bald wieder und ich empfing ihn; er kam oft, ja alle Tage wieder, und wir kamen dahin, womit damals viele Leute anfangen. Man giebt mir die Versicherung, daß es heutiges Tages nicht mehr so ist.

Herr von Meuse hatte unendlich viel Geist; er besuchte die vornehmste und beste Gesellschaft und verschaffte mir die Bekanntschaft einer Person, welche bald die mächtigste im Königreich werden sollte, nämlich der Marquise von Prie. Sie war sehr bekannt als Maitresse des Herzogs, ersten Prinzen von königlichem Blut und Enkels Ludwig des Vierzehnten, durch seine Mutter, die Tochter des verstorbenen Königs und Frau von Montespan.

Wir waren alle beide jung, sie ein wenig älter, doch befanden wir uns auf verschiedenen Wegen. Ihr Vater war Berthelot de Pleneuf, Geschäftsmann und Financier, dessen Familie sich nichts desto weniger mit bedeutenden Personen in Verbindung gesetzt hatte, wie mit den Matignon, den Novion und Anderen, Pleneuf wollte besonders Geld gewinnen und säete es aus, um noch mehr zu erhalten, Frau von Pleneuf warf es mit Entzücken zu den Fenstern hinaus. Sie hatte viele Liebhaber: den Prinzen Karl, Herrn von Mazarin, Senneterre, Herrn von Montmorency und viele Andere.

Pleneuf kümmerte sich nicht darum, wenn er nur seine Koffer füllte, gleichviel wie, dann war er zufrieden. Er wußte es zu machen, daß er bei den Lieferungen der Lebensmittel angestellt wurde, wovon er die Hälfte stahl, aber noch zu glücklich war, sein Leben zu erkaufen, indem er sein ganzes Vermögen hergab.

Seine Tochter war schon an den Marquis von Prie, Gesandten in Turin, verheirathet. Die Mutter und Tochter waren in allen Dingen Nebenbuhlerinnen und verabscheuten einander herzlich. Sie suchten einander in allen Dingen zu schaden, auch triumphirte die Tochter vollständig, als ihre Mutter ruinirt war und sich auf Kleider von grobem Camelott beschränkt sah.

— Ich werde ihr geben, was sie will, sagte sie, nur nicht die Mittel, sich zu verschönern.

Ich glaube nie ein hübscheres Geschöpf gesehen zu haben, als dieses, besonders in ihrer ersten Jugend. Sie war groß, schön abgerundet, hatte ein heiteres und herausforderndes Gesicht, eine

Nase, um den Leuten die Köpfe zu verdrehen, aschfarbiges Haar, Zähne, Füße, Hände und Teint bewundernswürdig, und ausgezeichnet wie eine Göttin und fein wie ein Elfe.

Sie hatte alle Talente und eine reizende Stimme; sie tanzte zum Entzücken, spielte Klavier und setzte Alle, die sie sahen, durch ihre Grazie und Eleganz in Erstaunen.

Ihr einziges Streben war die Herrschsucht; sie mußte überall befehlen und ihr Stolz war unersättlich. Eben so galant, wie ihre Mutter, hatte sie Liebhaber nach ihrer Laune, und ohne daß sich ihr Herz je dabei interessirte.

Sie ging ohne Veranlassung von einer verliebten Unterhaltung zu einer Geschäftsverhandlung über; sie war zu gleicher Zeit verführend und kalt, die beiden wesentlichen Eigenschaften, um die Menschen zu führen, wohin man sie will.

Frau von Prie wurde mit fünfzehn Jahren verheiratet, folgte ihrem Gemahl nach Turin und wollte schon die Gesandtschaft leiten. Sie gab dort aus, so viel ihr beliebte, so daß sie bis auf sechs- oder siebentausend Livres Renten zurückgekommen waren, und daß sie ihrerseits auch groben Camelott tragen mußte, bis sie ein Mittel fand, ihre häusliche Einrichtung wieder herzustellen.

Sie überredete diesen armen Gesandten, sie nach Paris zu schicken, indem sie sich rühmte, irgend eine Pension oder Zulage zu erhalten, die es ihnen möglich machen würde, ihren Angelegenheiten Ehre zu machen. Er willigte ein. Sie war damals achtzehn Jahre alt.

Als sie nach Paris kam, begann sie damit, eine kleine Wohnung in der Nähe der Conception zu miethen und fünfhundert Franken jährlich dafür zu zahlen. In der Folge nahm sie Madame Sechelles, ihre Tante, zu sich, um eine Respectsperson bei sich zu haben, und als sie dies gethan, stellte sie sich dem Herzog von Orleans in den Weg, Ihre Besuche hatten keinen anderen Zweck, als seine Maitresse zu werden und Frankreich in seinem Namen zu regieren.

Anfangs wartete sie in der Gallerie des Palais Royal an einem Tage der Audienz und ließ sich von Herrn von Nocé, den sie kannte, ihm vorstellen. Er fand sie hübsch und sagte ihr einige verbindliche Worte.

Am folgenden Abend auf dem Maskenballe im Opernhause erkannte sie ihn leicht. Er war betrunken, was ihre Aufgabe erschwerte. Sie unternahm sie indessen doch, ohne davor zurückzubeugen, unterhielt ihn, ertrug seine trunkenen Galanterien, schmeichelte ihm aus allen Kräften, und folgte ihm endlich ins Palais Royal, indem sie den Gipfel ihrer Wünsche erreicht zu haben glaubte.

Er führte sie, strauchelnd zu einer Thür, welche nicht die von Nanettens Hause war; sie öffnete sich vor ihnen, und sie erblickten einen großen sehr hell erleuchteten Speisesaal. Die Herzogin von Berry, Frau von Phalaris, Frau von Parabère und alle Roués waren in der lebhaftesten Unterhaltung. Man stelle sich ihr Erstaunen vor, da sie auf ein tête-à-tête gerechnet hatte.

Sie glaubten sie aufziehen zu können, aber sie hatte eben so viel Geist, wie sie selber; sie hatte Kaltblütigkeit und antwortete ihnen auf eine Weise, um ihnen zu zeigen, wenn sie sie bei dem Prinzen Fuß fassen ließen, so würde sie sie von dort vertreiben.

Von diesem Augenblick an gelobte man ihr, daß sie nicht mehr dort erscheinen solle. Der Regent wurde hintergangen, man erzählte ihm tausend Märchen und bewies ihm, daß sie ihn langweilen würde, und daß sie Politische Absichten habe, was er auf den Tod haßte, und so wollte er sie nicht mehr ansehen.

Sie hegte deshalb einen Groll, den sie ihnen später nach besten Kräften vergolten hat.

Außer dem Herzog von Orleans gab es nur einen einzigen Mann in Frankreich, der ihrer würdig war, einen einzigen, den sie einzugestehen sich herabließ, ohne Nachtheil für die Anderen, die sie mehr oder weniger verheimlichte. Alle ihre Batterien waren nach dieser Seite gerichtet und der Platz war leichter einzunehmen. Der Herzog war jung; er war nicht schön und hatte keins von den Verdiensten, die aus einem Prinzen eine Person machen; aber er war erster Prinz vom königlichen Blute, und zwar bei der Minderjährigkeit des Monarchen, so daß Alles von ihm abhing.

Die Marquise ließ sich zu der Frau Herzogin führen, nicht zu der Mutter, die sie instinctmäßig fürchtete, sondern zu der jungen, der guten und lässigen Mademoiselle de Conti, die sie sehr gut empfing, und sie unter die Zahl ihrer vertrauten Bekannten aufnahm.

Der Herzog sah und liebte sie. Er besuchte sie sehr oft in der kleinen Wohnung, die sie in der Nähe der Conception bewohnte, und die sie unter dem Vorwande der Sparsamkeit zu verlassen sich weigerte.

Sie hatte damals zwei Liebhaber: Herrn von Alincourt, denselben, den Frau von Parabère so lange behielt, und den englischen Gesandten Lord Stair. Sie entließ sie aber und dachte sich ernstlich mit ihrem Glück zu beschäftigen.

Aber der Herzog war, wie schon bemerkt, sehr häßlich, und er mißfiel ihr auf fast unüberwindliche Weise. Es kostete ihr noch einen Kampf von einem Monat, sich zu entschließen, ihn bei sich zu empfangen, nachdem sie ihn zuerst dazu aufgefordert hatte.

Als dies geschehen war, forderte er den Vortheil davon. Sie beherrschte den Regenten besser, als wenn er sie als Maitresse angenommen hätte, indem sie dem Herzoge Ideen ihn zu controliren und den Willen einflößte, sich Rechenschaft ablegen zu lassen. Diese Anmaßung ärgerte den Cardinal Dubois; um sie zu beseitigen, beschloß er, Frau von Prie zu Grunde zu richten.

Folglich sendete man an den Herzog die Frau von Brillière ab, die Mutter des jungen Saint Florentin, den man zum Herzog zu machen und mit Fräulein von Platen zu verheirathen wünschte. Sie hieß Mailly mit Namen. Ihr Geliebter Nangis wurde entlassen, wie d'Alincourt vor ihm, und Frau von Brillière übernahm es, diese Eroberung zu versuchen. Sie ging zu wiederholten Malen zum Herzog, obgleich nicht mehr jung, war sie doch zierlich und hübsch. Frau von Prie, eingebildet auf ihre achtzehn der neunzehn Jahre, kümmerte sich nicht um eine Frau, die sie als alt betrachtete, und die sie anderweitig zu beschäftigen wußte. Auch machte Frau von Brillière viel Fortschritte, und vielleicht würde es ihr geglückt sein, zu triumphiren, wenn der Tod des Herzogs von Orleans nicht gelegen gekommen wäre, um diese Pläne zu vereiteln.

Unter triumphiren verstehe ich, Frau von Prie auszustechen, denn was die geheimen, Triumphe betrifft, so glaube ich wohl, daß sie sie gewonnen hat, und Niemand zweifelte daran. Dies sind Triumphe, wenn es Triumphe gibt, die man zu theuer mit einem Manne wie der Herzog erkaufte hat. Ich hätte sie um keinen Preis gewollt, das kann ich beschwören. Indessen ging der Handel so gut wie möglich vor sich, und als der Herzog von Orleans am Schlagflusse starb, kam der Abbé von Broglie, der Freund des Herzogs, wie Bonneau der Karl des Siebenten war, ihn bei Frau von La Brillière aufzusuchen, wo er sehr ruhig zu Abend speiste, und ihm die Katastrophe mitzutheilen. Der Regent — der es nicht mehr war, da der König volljährig geworden — war noch nicht todt.

— Mein Herr, Sie haben nur Eins zu thun, und wenn Sie es vernachlässigen, so verlieren Sie

Ihre ganze Zukunft. Gehen Sie im Augenblick zum Könige, lassen Sie den Einflüssen keine Zeit, zu wirken, und verlangen Sie kühn von ihm die Stelle des ersten Ministers, woran Ihre Geburt Ihnen das Recht gibt Anspruch zu machen. Er wird überrascht sein und nicht wagen, es Ihnen abzuschlagen. Wenn Sie zögern, werden Sie die Stelle besetzt finden.

— Aber Abbé —

— Aber, gnädigster Herr, Sie haben noch eine halbe Stunde Ihr Schicksal in Ihren Händen, nachher werden Sie es nicht mehr in Ihrer Macht haben.

— Gnädigster Herr, fügte die Dame hinzu, deren Herz schlug, versäumen Sie es nicht.

— Sie wollen es!

— Ich will Sie führen, der Augenblick ist günstige der König ist mit Herrn von Fréjus allein, dieser vermag. Alles bei ihm, wie Sie wissen. Gott weiß, welche Gedanken er im Kopfe hat, und welche er dorthin versetzen wird. Wenn Sie ihm nicht durch einen unerwarteten Schlag zuvorkommen, werden Sie morgen beim Erwachen erfahren, daß Sie einen Herrn haben.

— So kommen Sie denn, weil es sein muß!

Er ließ sich bis zur Thür des Cabinets des Königs führen, in welches der Abbé ihn gleichsam hineinschob. Er trat ein und fand den jungen Monarchen mit seinem Lehrer, seinen Kopf auf seine Hände gestützt und sehr ergriffen.

— Sire, sagte er zu ihm, ich erbitte mir von Eurer Majestät die Stelle des ersten Ministers, welche der Herzog von Orleans erledigt gelassen hat; ich glaube nicht, daß mir sie Jemand streitig machen kann; meine Geburt nähert mich Eurer Majestät, die Jugend des Herzogs von Chartres macht ihn unfähig, einen Staat wie Frankreich zu regieren, und der Antheil, den ich während der Minderjährigkeit Eurer Majestät an den öffentlichen Angelegenheiten genommen habe, vereint mit diesen Gründen, werden Sie, hoffe ich, bestimmen, meine Bitte nicht zu verweigern.

Der König wendete sich zu dem Bischof von Fréjus, dieser fühlte vollkommen, daß er nicht mit einem Satze zu der ersten Stelle gelangen könne, um den Oheim des Königs, den Neffen Ludwig des Vierzehnten, zu ersetzen.

Er bedurfte eines Ueberganges. Während dieser Zeit wollte er sich so weit erholen, um sich möglich zu machen. Der alte Maulwurf grub seine Höhle. Er kannte den Herzog, er wußte vorher, daß er ihm tausend Vorwände des Bruches geben würde, wenn der Augenblick ihm günstig schiene. Er konnte keine bessere Marionette finden. Er hatte also seinem Zögling vorher seine Lection gegeben.

Als der König ihn daher stillschweigend um seine Meinung befragte, nickte der Lehrer mit dem Kopfe, und Ludwig der Fünfzehnte machte dasselbe Zeichen gegen den Herzog, der sich damit begnügte und dagegen eine tiefe Verbeugung machte.

Gleich darauf öffnete Herr von Fréjus die Thür. Es waren einige Personen in dem Cabinet von denjenigen, welche alle Winde wittern, um zu wissen, von welcher Seite sie kommen. Er ließ sie eintreten und sagte, der König wolle sie sehen. Sie ließen sich nicht bitten, wie man leicht denken kann, und sogleich sagte Herr von Fréjus zu ihnen, nach dem Verluste, den der König eben durch den Tod des Herzogs von Orleans erlitten, könne er nicht besser thun, als die Autorität in die Hände des Herzogs niederzulegen und ihn zu bitten, die Stelle des ersten Ministers anzunehmen, welche er mehr als irgend sonst Jemand auszufüllen fähig sei.

Der Herzog fand jetzt Worte des Dankes, woran er bis dahin gekaut hatte, Herr von Brilliere,

welcher sich nicht ruhig fühlte, zog den Eid des ersten Ministers aus der Tasche, den er sogleich ablegen mußte.

Der Herzog ging darauf hinaus und hielt einen großen Hof, den er verabschiedete, um allein zu bleiben; wenigstens hoffte er es. Aber es war nicht so.

Die Herzogin, seine Mutter, erwartete ihn in dem großen Zimmer mit seiner Gemahlin. Die Herzogin war entzückt und hielt sich überzeugt, daß sie Alles im Staate regieren werde; sie rechnete ohne Frau von Prie und ohne den Charakter ihres Sohnes. Er beeilte sich, ihre Complimente zu empfangen, und kündigte an, daß er ermüdet sei, daß er sich ein wenig ausruhen wolle, denn er müsse am folgenden Morgen sehr früh aufstehen, weil er ein schreckliches Geschäft haben werde.

— Du wirst nicht allein sein, mein Sohn, sagte die Frau Herzogin mit angenehmer Miene zu ihm, wir Alle werden Dir helfen, und es wird Dir nicht an Freunden fehlen an der Stelle, die Du einnehmen wirst.

— Ich beunruhige mich nicht damit, mir welche zu verschaffen, Madame, die Freunde sind mir nicht nützlich, denn alle sind interessirt, und was das betrifft, was ich zu thun habe, so bedarf ich nicht, daß man mich unterstützt. Es ist eine Aufgabe, die ich allein erfüllen werde; vergessen Sie das nicht; es sei ein für allemal gesagt.

Für eine Frau von Geist hatte die Herzogin eine schwere Schule durchzumachen.

Die junge Herzogin sagte kein Wort. Sie wußte nur zu gut, mit wem sie es zu thun hatte.

Der Herzog ging hinaus und kehrte in sein Zimmer zurück. Er verabschiedete einige Hofleute, die ihm gefolgt waren, an der Thür. Als er eintreten wollte, sagte ihm sein vertrauter Kammerdiener sehr leise und respectvoll:

— Wenn Eure Hoheit mir erlauben wollen, so bitte ich Sie, die kleine Treppe zu wählen.

— Warum das?

— Das Schlafzimmer Eurer Hoheit ist von der Frau Marquise de Prie und Ihr Cabinet von der Frau von La Brillière eingenommen.

— Ah! sagte der Prinz, das ist ein wenig zu viel Freiheit. Haben sie einander gesehen?

— Nein, gnädigster Herr, dem Himmel sei Dank, nein!

Ein Geräusch ungestümer Stimmen zeigte ihnen, daß der Dank nicht mehr angemessen sei.

---



### Drittes Kapitel.

Frau von Prie wurde ungeduldig in diesem Zimmer, doch würde sie es um alle Welt nicht verlassen haben; sie hatte von dem guten Glück Wind bekommen. Sie ging sehr aufgereggt auf und ab und fragte sich, ob sie nicht zu der Frau Herzogin gehen sollte, wohin sich der Prinz gewiß zuerst begeben würde. Ein Gedanke hielt sie zurück, sie würde nicht unbefangenen reden und ihre Bedingungen festsetzen können.

Es fiel ihr ein, einen Brief zu schreiben — ich weiß nicht an wen; sie suchte um sich her nach einer Feder und Tinte, und fand Beides nicht. Ohne sich etwas dabei zu denken, trat sie in das Cabinet und ging gerade auf das Bureau zu, in dessen Nähe Frau von La Brillière wenn möglich in noch lebhafterer Ungeduld saß, weil sie ihrer Macht weniger gewiß war.

Frau von Prie stieß einen Schrei der Ueberraschung und des Zornes aus; sie näherte sich der Frau von Brillière und fragte sie in gebieterischem Tone, was sie dort thue?

— Und Sie, Madame? versetzte die Andere.

— Ich, antwortete Frau von Prie, sich breit in einen Lehnstuhl setzend; ich! ich erwarte Seine Hoheit, den Herzog, und ich habe das Recht, ihn in seiner Wohnung zu erwarten, da er mein Geliebter ist.

Frau von La Brillière blieb wie betäubt sitzen; sie glaubte nicht an so viele Kühnheit, noch dazu bei einer so jungen Frau.

— Ich habe Ihnen gesagt, was ich hier thue, Madame, und warum ich das Recht habe, hier zu sein; ich frage Sie jetzt meinerseits: Und Sie?

— Seine Hoheit der Herzog hat mir Audienz gegeben, Madame.

— Zu dieser Stunde? versetzte sie in dem liebenswürdigsten Tone und wie mit dem lebhaftesten Wohlwollen, es ist also wohl sehr dringend?

— Ja, Madame, entgegnete Frau von La Brillière.

— Ah! ich errathe. Es ist wegen der Heirath Ihres Herrn Sohnes, Er ist ein reizender junger Mann, Ihr Herr Sohn; ich habe ihn gut gekannt, als wir beide Kinder waren, wir spielten immer zusammen bei der Präsidentin von Morville. Man fand, daß er dem Herrn von Nangis sehr ähnlich sehe.

— Ah! ah! Sie spielten bei der Präsidentin von Morville, Madame; es war ohne Zweifel, ehe Ihr Herr Vater auf die Galeeren kam, wovon er sich so geschickt zu befreien gewußt hat.

Frau von La Brillière glaubte den Schlag reichlich zurückgezahlt zu haben; aber sie kannte ihre Gegnerin nicht. Diese brach in ein lautes Gelächter aus und sah sie gerade an.

— Ah! Madame, Sie sind recht zufrieden mit dieser Redensart, nicht wahr? Und doch irren Sie sich, wenn Sie glauben, daß Sie mich verletzen können, was geht mich der Herr von Pleneuf und seine Galerren an? Was habe ich mit dem Allen zu thun? Ich bin die Marquise von Prie, ich bin zwanzig Jahre alt, ich bin schön, ich bin reich, ich werde geliebt, ich werde mächtig werden. Was geht mich das Uebrige an?

Frau von La Brillière hatte nichts darauf zu antworten, sie sah sich gefangen; zu gleicher Zeit erkannte sie deutlich genug, daß eine Nebenbuhlerin dieser Art nicht leicht zu vertreiben sein würde. Sie suchte nach einer Antwort und war bemüht, sich zu mäßigen und ihre Batterien nicht

zu demaskiren.

— Ich bitte Sie um Verzeihung, Madame, ich räume Ihnen den Platz, da Seine Hoheit nicht kommt.

— Nein, nein, unterbrach sie Frau von Prie, sie zurückhaltend, Sie wollen sich auf die Treppe stellen. Sie würden nicht viel dabei gewinnen, aber Sie würden ihn aufhalten und dadurch machen, daß ich warten müßte. Es ist besser, Beide zu bleiben und sich auszusprechen, und es wird nie wieder dahin kommen.

Frau von La Brillière war aufgestanden; sie nahm ihren Sitz nicht wieder ein, ging aber nicht fort.

— Lassen Sie sehen, Madame, Sie sind die Geliebte Seiner Hoheit des Prinzen Herzogs gewesen, und sind es noch, nicht wahr?

— Ei, Madame, mit welchem Rechte —?

— Ich habe Ihnen mein Recht gesagt, Sie wissen es, lassen Sie uns also nicht mehr davon reden. Es ist nicht die Rede von mir, sondern von Ihnen. Jener alte Grasaffe Dubois hatte den Einfall, Sie gegen den Herzog los zu lassen, um ihn zurückzuhalten und mich fortzuschicken, weil ich ihm im Wege war, und weil ich ihm ein wenig von meiner Energie einblies. Leugnen Sie es nicht, ich weiß es wohl, ich habe es schon am folgenden Tage gewußt. Dies hat mich nicht verhindert, eine Stunde zu schlafen. Glauben Sie vielleicht, daß ich auf den Herzog eifersüchtig bin?

Frau von Brillière wußte in Wahrheit nicht, welches Gesicht sie vor diesem seltsamen Geschöpf annehmen sollte, welches nichts schonte, welches über nichts erzürnt wurde, und welches von selber weiter ging, als sie sie hätte führen können, wenn sie sie gehaßt hätte.

— In Wahrheit, Madame, erlauben Sie mir, mich zu entfernen.

— Nein, nein, ich will nichts davon hören! wir müssen der Sache ein Ende machen, sage ich Ihnen; Sie müssen völlig aufgeklärt werden über das, was Ihrer wartet; wir werden nachher ruhiger sein.

— Ich bin nicht unruhig, so viel kann ich Ihnen versichern.

— Oh! wirklich! und Sie sehen Ihre schönen Pläne zusammenfallen, ich kenne sie alle. Es ist Ihnen vielleicht nicht ernst damit; im Grunde ziehen Sie den Herrn von Nangis, einen wohl gebildeten, tapferen und reizenden Liebhaber von so vielen Jahren diesem scrophulösen, häßlichen und unangenehmen Prinzen vor, und das ist wohl zu begreifen. Kehren Sie zu ihm zurück; er liebt Sie seit so langer Zeit und wird zurückkehren. Was mich betrifft, so hören Sie meinen Plan, und was von dieser Nacht an geschehen wird.

Frau von La Brillière, die sich unwillkürlich dafür interessirte, setzte sich jetzt nieder.

— Ich werde Frankreich regieren, Madame, das sage ich Ihnen, und ich verlange nicht, das Geheimniß zu wissen. Ich werde der erste Minister sein, und nicht der Herzog; nicht als wäre er unfähig dazu, sondern weil sein Wille mir unterworfen ist, und weil ich ihn auf eine - Weise zu leiten weiß, so daß er nicht Lust haben wird, mich daran zu verhindern. Ich allein kenne meine Macht und habe sie bald entdeckt; wenn Sie suchten, würden Sie sie auch entdecken.

Frau von La Brillière fand Gelegenheit, eine stolze Miene anzunehmen, als wollte sie sagen, daß ihr das gleich wäre.

Frau von Prie fing wieder an zu lachen und über die zu spotten, die sie vernichtete.

Sie setzte ihre Rede fort und bewies ihr deutlich, daß sie keinen Anspruch zu machen habe.

Die unglückliche Postulantin ergriff etwas zögernd ihre Partei und war nicht mehr in Verlegenheit, einen Ausgang zu finden. Ihre Nebenbuhlerin machte der Sache ein Ende.

— Ich bin bezaubert, mit Ihnen geplaudert zu haben, Madame, wir verstehen einander vollkommen, und um es Ihnen zu beweisen, bitte ich Sie um Eins.

— Um was denn?

— Bleiben Sie hier bei mir, erwarten Sie Seine Hoheit den Herzog; sein Sie die Erste, ihm Glück zu wünschen, er wird es nicht vergessen, und das wird Ihnen dienen können; übrigens bin ich ganz zu Ihren Diensten.

Die arme Frau von La Brillière hatte nicht die Kraft, sich zu mäßigen, und sie brach heraus. Man fürchtete sie nicht einmal mehr! Sie begann darauf zu antworten, der Frau von Prie ihr Unglück, ihre Aufführung vorzuwerfen, kurz Alles, was ihr einfiel. Die Favoritin hörte sie an und betrachtete sie, ohne die Augenbraunen zu bewegen, das Lächeln auf den Lippen, und als hätte sie mit einer Freundin gesprochen. Sie ließ sie aus reden, und einen Augenblick der Ruhe benutzend, als die Andere Athem schöpfte, sagte sie:

— Nun, Madame, geniren Sie sich nicht; dies mag vielleicht wahr sein; aber Sie können mich wenigstens nicht eine alte Frau nennen, und das ist es, was Sie ärgert.

Bei diesem Schlage erbebt Frau von Brillière vom Kopf bis zu den Füßen, und in diesem Augenblick kam der Herzog herein.

Er blieb bestürzt stehen, oder stellte sich wenigstens so. Frau von Prie bemerkte ihn zuerst, da sie nicht aufgebracht war.

— Ah! gnädigster Herr, rief sie, indem sie auf ihn zulief, ich bin sehr glücklich, Ihnen endlich die ganze Freude mitzutheilen, die ich empfinde, und ich hoffe, daß Sie nicht daran zweifeln.

— Madame, versetzte der Herzog, indem er sie leicht mit der Hand zurückschob.

— Ah! es ist wegen dieser lieben Frau da, meiner besten Freundin! Fürchten Sie nicht, gnädigster Herr, ich habe ihr nichts verborgen, und wir lieben einander sehr; fragen Sie sie nur.

Frau von Brillière benutzte den Augenblick, sich durch einen anderen Ausgang zu entfernen. Sobald sie verschwunden war, brach Frau von Prie in ein lautes Lachen aus und klatschte in die Hände. Der Herzog fand sie so drollig, daß er nicht umhin konnte, dasselbe zu thun, ungeachtet der üblen Laune, die bald verschwand.

Dann traten sie in das innere Gemach, und am folgenden Tage war Frau von Prie erster Minister.

Ich habe sie, wie ich erzählt, bei Herrn von Meuse gekannt, und wir haben uns in unterhaltenden Gesellschaften sehr belustigt; sie vergaß es nicht, und ich fand sie, während sie in Gunst stand, immer als dieselbe. Sie bewilligte mir, was ich wollte; ich mißbrauchte es nicht, und fuhr nur fort, sie wie vor ihrer Erhebung zu besuchen: aber freilich hatte sie häufig etwas Anderes zu thun.

Der Herzog war kein liebenswürdiger Mann; ich habe vertraulich mit ihm zu Abend gespeist und nicht einen Schatten einer Erinnerung von diesen Festlichkeiten behalten, als daß der Herzog die Krebse leidenschaftlich liebte, und daß er alle Tage die schönsten haben mußte, die man nur sehen konnte. Er ließ sie mit Gewürz zubereiten.

Alle Welt weiß, daß er verdrängt wurde, weil er einen Kampf mit dem Cardinal Fleury auf den Antrieb der Frau von Prie unternommen, welche Marie Leczinska zur Königin von Frankreich gemacht, von deren Unterstützung sie sich überzeugt hielt, und vermöge welcher sie die Stelle

mit Sturm nehmen zu können glaubte.

Bei dieser Gelegenheit vergaß sie ihre gewohnte Klugheit; sie berechnete weder den Charakter des Königs, noch den der Königin, und am wenigsten den des alten Lehrers. Der König mußte ihm glauben und ihn vor allen Anderen anhören. Die Königin hielt man für furchtsam und sagte, sie könne nicht ertragen, daß man etwas gegen ihn sage, und vor allen Dingen könne sie die Frau von Prie nicht ertragen, die den großen Scandal des Hofes bildete.

Sie wurden geopfert, sobald Fleury seinem Zögling zwischen ihnen und ihm die Wahl ließ. Der Herzog wurde fortgeschickt, wie ein Lakai, und Frau von Prie auf das Landgut Courbépine verbannt. Sie war an ihrem Clavier, als man ihr das königliche Schreiben überbrachte, und sie wußte vorher nichts davon. Der König war in Rambouillet bei dem Grafen von Toulouse, und sie glaubte, daß der Herzog ebenfalls dort sei, während ein Gardelieutenant ihn schon nach Chantilly führte.

Man ließ ihr kaum Zeit, einige Kleidungsstücke zusammenzupacken und ihre Dienerinnen zu rufen. Man gestattete ihr nicht, irgend eins von ihren Papieren anzurühren.

— Und die Briefe von meinen Liebhabern, wenn ich deren habe? sagte sie mit ihrer gewohnten Kühnheit.

— Nun, man wird sie lesen, Madame; aber sein Sie ruhig, Niemand wird davon Kenntniß nehmen, als Seine Eminenz der Bischof von Fréjus.

— Nun! er kann sie der Prinzessin von Carignan in ihrem tête-à-tête zeigen, das wird die beiden Ehrwürdigen wieder aufheitern.

Niemals sah man eine frechere Frau, wie ich schon gesagt habe.

Sie ging stolz und mit aufgerichtetem Kopfe fort, und rief, die Königin wäre eine Undankbare, der König wäre ein Kind und der alte Fleury ein Fisch, sie wisse das sehr gut, und man werde es später sehen.

Sie schrieb es, glaube ich, an den Abbé von Broglie, oder ich weiß nicht, an wen sonst, der die Gunst des Bischofs genoß, indem sie hoffte, daß man es ihm zeigen würde. Man verfehlte nicht.

Sie kam auf ihrem Landgute Courbépine an, wie ein Kind, welches geboren wird. Sie schrieb tausend Thorheiten an ihre Freunde, indem sie sie aufforderte, sie zu besuchen, wenn sie nicht fürchteten, die Pest zu bekommen.

Man hat gesagt, daß sie geglaubt, wieder an den Hof zurückkehren zu dürfen, und daß sie ihre Ungnade nicht eher angenommen, als bis sie ihre Stelle als Hofdame der Königin verloren. Das ist nicht wahr, sie hatte dieselbe nicht mehr von dem Augenblick, wo sie Paris verlassen, und wo der Bischof von Fréjus die Macht gehabt, den Herzog zu vertreiben.

Man hat auch gesagt — was sagt man nicht, besonders von den Unglücklichen — man hat auch gesagt, daß Frau von Prie an dem Tage ihrer Abreise von einem Liebhaber niedrigen Standes Abschied genommen, welchem die Nachbarn behilflich gewesen, durch ein offenes Fenster zu gelangen. Es ist wieder eine Lüge; ich leugne nicht, daß sie einen Liebhaber gehabt, mehrere vielleicht, aber gewiß waren sie nicht von niederem Stande. Der, welchen sie mit so vielem Kummer verließ, war gerade ein junger Lord, dessen Namen ich vergessen habe, der aber von der höchsten Geburt war. Er besuchte sie in Courbépine, und wir trafen dort zusammen.

Herr von Meuse und ich verfehlten nicht, sie mehrmals dort aufzusuchen. Ihr Aeußeres blieb sich gleich, aber der Kummer bemächtigte sich ihrer, was sie indessen selbst ihren besten Freunden nicht eingestand.

Wir sahen sie jeden Tag abnehmen. Sie veränderte sich auf schreckliche Weise, wir wollten versuchen, ihr ihre Heiterkeit wiederzugeben, und während eines Aufenthalts bei ihr hatten wir verabredet, uns jeden Morgen einige satirische Verse zu schicken. Sie sendete mir einige, die nicht nach meinem Geschmacke waren, und ich antwortete ihr mit folgenden, welche ganz nach der Weise Chapelain's waren.

Man hat es unter meinen Papieren wieder gefunden, und hier ist es:

Wenn mit dem Deinen streitet mein Geschmack,  
De Prie, und Du ihn übel findest, so  
Denk an den Streit des Krebses und der Mutter.  
Ein besseres Citat hier anzuführen,  
Nenn ich die Bibel, wo es heißt, ein Splitter  
Im Aug' des Nächsten sei auffallender,  
Als in dem eignen Aug' der Balken ist.

Voltaire hat mir immer gesagt, daß der zweite Vers falsch wäre. Er fügte hinzu, die Frauen von Stande sollten sich nicht mit der Poesie abgeben, aber sie schrieben bewundernswürdig in Prosa.

Die arme Frau von Prie war bei ihrer Verbannung fünfundzwanzig Jahre alt. Im folgenden Jahre sah sie wie ein Wachsbild aus, und wir baten sie, ihre Aerzte zu befragen. Sie ließ Sylva, den Leibarzt des Herzogs, kommen; sie selber hatte einen betitelten Arzt, und beide behandelten ihre Krankheit als Einbildung. Da sie wirklich viel litt, so schickte sie uns eine schriftliche Consultation an Chirac, den Leibarzt des Königs und des verstorbenen Regenten, der damals sehr in der Mode und sehr geschickt war.

Ich überbrachte sie ihm selber; er las sie sehr aufmerksam, dann richtete er viele Fragen an mich, über das Alter der Frau von Prie, über ihr Gesicht, ihre Magerkeit, kurz über Alles, was er zu wissen wünschte. Ich antwortete ihm der Wahrheit gemäß. Er fing an zu lachen.

Sie sind Alles dessen völlig gewiß, Madame?

— Ob ich dessen gewiß bin!

— Nun bei ihrem Alter und ihrer Constitution, bei dem, was Sie mir von ihrem Gesicht und ihrer Stärke sagen, wird Frau von Prie lange leben, ja sie wird ihr Jahrhundert beenden, wenn sie nur an dieser Krankheit sterben soll.

— Ich gebe Ihnen die Versicherung, mein Herr, daß es sehr ernstlich ist, und daß sie sich entsetzlich verändert hat.

— Das sind Vapeurs, es ist Langeweile und Kummer; es wird verschwinden und in wenigen Monaten nicht mehr zu bemerken sein. Sie ist heiter, sagen Sie?

— Sehr heiter, aber sie thut sich Zwang an.

— Wenn sie litte, würde sie nicht heiter sein. Man thut sich in solchem Grade keinen Zwang an. Beruhigen Sie sich, Madame, es wird nichts sein.

— Ich werde ihr selber diesen tröstenden Ausspruch überbringen; möchte er sich nur bestätigen!

Ich reiste in der That nach Courbépine ab, und bei meiner Ankunft benachrichtigten mich die Leute, daß die Marquise sehr niedergeschlagen sei, und daß sie keinen Augenblick geschlafen habe. Ich lief zu ihr; sie empfing mich mit blassem und kläglichem Gesichte, so daß man wohl Mitleid mit ihr haben konnte.

Sie that sich Zwang an, zu lachen und zu scherzen.

— Es ist nichts, sagte ich zu ihr; Chirac hat sein Orakel abgegeben: Sie werden hundert Jahre leben.

Sie antwortete mir nur mit einem traurigen Lächeln.

---

## Viertes Kapitel.

— Ja, meine Königin, ja, Sie werden hundert Jahre leben; Sie haben Vapeurs, Sie sind wie Herr Argan, und ich komme, um das Amt Toinettens zu erfüllen.

— Meine Schöne, warum haben Sie Herrn Diafoirus nicht mitgebracht? Er würde uns belustigt haben, denn wir sind hier ganz verlassen.

— Wir bedürfen dessen nicht; übrigens wird der Präsident Henault morgen kommen, wie man mir gesagt hat.

— Der arme Präsident! er ist ein guter Freund. Er möge sich nicht beeilen, wir werden uns nicht wiedersehen Madame, ich werde diese Nacht sterben.

— Welche Idee! erwarten Sie wenigstens den Diafoirus, nach dem Sie sich sehnen, er wird Ihnen seine Mittel geben.

Ich scherzte, aber ihr armes Gesicht war so verändert, daß ich aus allen Kräften zitterte.

Sein Sie ruhig, liebe Marquise, ich werde Sie nicht stören; ich kenne die Welt zu gut, um die Leute mit meinem Tode zu belästigen, nachdem ich sie während meines Lebens so wenig wie möglich belästigt habe.

— Ich werde Sie nicht verlassen.

Sie werden mich verlassen, um sich auszuruhen; wir werden mit einander zu Abend speisen, wir wollen versuchen, noch zum letztenmal recht zu lachen. Wir wollen uns umarmen, und morgen bei Ihrem Erwachen werde ich von der andern Welt aus sehen, ob Sie mich beklagen.

— Was! zu Abend speisen, in dem Zustande, worin Sie sich befinden?

— Meine Königin, Chirac versichert, daß ich nicht krank bin, ich will den ersten Leibarzt Seiner Majestät nicht Lügen strafen, und ich werde mit den Waffen in der Hand sterben.

— Ruhen Sie sich vielmehr aus, meine liebe Marquise, ich werde mit Ihnen plaudern, und Sie werden unmerklich einschlafen,

— Durchaus nicht. Ich werde mich schön machen; Sie sollen die letzte Person sein, die ich sehe, und diese letzte Person soll mich geschmückt sehen; so werde ich bei den Todten ankommen. Pluto wird keine Grimasse machen.

Was ich auch sagen und thun mochte, sie wollte es so, und man servirte uns in einem zierlichen kleinen Cabinet, voll von verderblichen Phantasien, ein Souper der berühmtesten Feinschmecker würdig. Was Frau von Prie betraf, sie war in der That schön und geputzt; sie hatte Roth aufgelegt, nicht viel, aber gerade genug, um die natürlichen Farben nachzuahmen. Sie erinnerte mich an die schönen Zeiten, Sie aß nur sehr wenig, doch trank sie einige Gläser spanischen Wein, den sie sehr liebte; sie schimmerte von Geist und Heiterkeit; dann wurde sie plötzlich ohnmächtig.

Wir brachten sie wieder zu sich, wir sorgten für sie, ihre Frauen und ich. Ich wollte sie zu Bette bringen.

— Nein, sagte sie, ich habe mein Abendessen noch nicht beendet, und ich will mich wieder dazu niedersetzen.

Sie hörte uns nicht an; man mußte ihr gehorchen. Sie fuhr fort und nahm die Unterhaltung

wieder auf, wo sie sie unterbrochen hatte, indem sie mit mir von sich selber sprach, als wenn sie nicht mehr lebte, mir ihre Wünsche und tausend Thorheiten auftrug an die, welche sie liebte oder nur kannte.

— Man hat mir viele Liebhaber beigelegt, meine Königin: ich gestehe, ich habe deren wohl einige gehabt. Ich bedauere sie nicht, denn es verlohnte sich nicht der Mühe, sie zu lieben. Sie werden es übernehmen, den Herzog zu besuchen, ich bin gewiß, daß er bald seine Partei ergreifen wird. Er war glücklich, sich von mir frei zu machen. Mein Geheimniß, ihn ehemals zu leiten, war weder sein Geist, noch seine Zärtlichkeit, sondern nur seine Furcht vor der Herzogin, seiner Mutter. Wenn ich nicht dagewesen wäre, hätte sie sich dort eingenistet, und es hätte der Anwendung der Autorität bedurft, um sie zu vertreiben, und dazu war er unfähig. Ich war ein Erhaltungsmittel, das ist Alles.

Um ein Uhr Morgens forderte sie mich auf, mich zur Ruhe zu begeben.

— Ich habe mich ermüdet und muß schlafen. Ich fühle mich wohl.

— Ist es gewiß?

— Ich stehe Ihnen dafür; glauben Sie es mir.

— Gute Nacht, liebe Königin, umarmen wir uns.

— Auf morgen.

— Ja, auf morgen, auf morgen. Man wird Sie in Ihr Zimmer führen.

Ich umarmte sie in der That mit Zärtlichkeit. Ich sollte sie nur todt wiedersehen.

Ich schlief wie gewöhnlich, und als ich erwachte, überreichte mir eine Kammerfrau sehr traurig ein kleines Bittet, welches nur folgende wenige Worte enthielt:

»Leben Sie wohl, liebe Königin, ich scheid. Ich habe verboten, Sie zu wecken.«

— Wie! rief ich, Frau von Prie!

— Ach! Madame, sie ist um vier Uhr diesen Morgen verschieden.

— Und Sie haben mich nicht gerufen?

— Madame hat es mir ausdrücklich verboten. Der Herr Präsident Henault ist angekommen.

— Bitten Sie ihn, herein zu kommen; es ist nothwendig, daß ich mit ihm spreche.

Ich putzte mich ein wenig heraus, denn von dieser Zeit an begann der Präsident mir den Hof zu machen. Er kam und wir beklagten einander. Dies war nicht Alles, wir mußten Anzeigen machen, die Familie in Kenntniß setzen, der Präsident übernahm es, zu schreiben und die ersten Befehle zu ertheilen; ich dagegen erklärte, daß ich noch an demselben Tage abreisen werde, nachdem ich meiner armen Freundin ein letztes Lebewohl gesagt. Herr von Meuse sollte zu mir kommen, und ich wollte ihm diesen Anblick ersparen.

Ich reiste in der That ab. Der Präsident wendete viel Galanterien gegen mich an, indem er mich in meine Carosse begleitete. Obgleich er nicht mehr jung war, hatte er doch viel Verstand.

Der Tod der Frau von Prie machte nicht das geringste Aufsehen in Paris: ich kündigte ihn unseren Freunden an und denen, die ihr zur Zeit ihrer Gunst am meisten geschmeichelt hatten, und man antwortete mir mit zwei Redensarten aus der Oper oder dem Schauspiel des letzten Abends:

— Die arme Marquise! Wahrlich, das heißt jung sterben!

Und dann sprach man von etwas Anderem.

Frau von Parabère allein wurde sehr davon betroffen. Sie war traurig und in übler Laune. Ihr



Liebhaber, der erste Präsident Herr von Beninghen, hatte sie verlassen. Sie war im Begriff, sich an d'Alincourt anzuschließen, den Frau von Prie ehemals wegen des Regenten aufgegeben.

— Ah! sagte sie, dieser d'Alincourt wird mir Unglück bringen, dies ist die dritte Geliebte, die er in sechs Monaten begräbt. Uebrigens bin ich eine gewissere Unglückbringerin, als er, wie Sie sich erinnern werden.

Indessen ging es ihr sehr im Kopfe herum.

Herr von Meuse war scherzhaft, wie man weiß; er war sehr leidend, und diese Neigung, zu scherzen, verließ ihn selbst während seiner Krankheit nicht. Man rieth ihm, Isey, Professor der medicinischen Facultät, zu Rathe zu ziehen, der ein ernster und gesetzter Mann und zugleich furchtsam und stolz war. Er brauchte zu gleicher Zeit Sganarelle und Purgon. Herr von Meuse belustigte sich sehr darüber und sprach vierzehn Tage lang von ihm, wie von einer höchst komischen Figur,

Gerade zu dieser Zeit begegnete diesem Isey ein Abenteuer, welches einen schrecklichen Lärm machte, und wovon ich erst viel später den Schlüssel erhielt. Der König und der Cardinal mischten sich ein, ganz Paris wurde davon aufgeregt, man sprach von nichts Anderem, und ich erschöpfte mich in Muthmaßungen. Hier ist die Thatsache.

Eines Abends ziemlich spät erhielt Isey ein Billet, in welchem man ihn aufforderte, sich am folgenden Tage um sechs Uhr in die Rue du Pot-de-Fer in der Nähe des Luxembourg zu begeben. Er strebte nach Geld und suchte den Kreis seiner Kunden zu erweitern; er begab sich dorthin und fand einen Mann, der ihn erwartete und ihn bat, ihm zu folgen.

— Es ist also nicht hier? fragte er.

— Nein, mein Herr, noch einige Schritte.

Isey glaubte, es handle sich um ein geheimes Accouchement, und dachte nicht weiter darüber nach, da ihm dies oft vorkam. Man führte ihn zu einer ziemlich ärmlichen Thür, der Mann klopfte an, man öffnete, er ließ Isey eintreten und blieb auf der Straße.

Der Portier kam und sagte ihm, er möge zum ersten Stock hinaufsteigen, wo man ihn erwarte. Er stieg hinauf und trat in ein Vorzimmer, welches weiß tapezirt und wo Alles weiß war. Ein malerischer Lakai, vom Kopf bis zu den Füßen weiß gekleidet, reifartig gepudert, mit einem weißen Haarbeutel, kam auf ihn zu, machte eine tiefe Verbeugung und sagte, indem er in jeder Hand einen Wischlappen hielt und vor ihm niederkniete:

— Erlauben Sie, mein Herr.

— Was?

— Ich muß Ihnen die Füße abwischen.

— Es ist unnöthig, ich bin nicht zu Fuße gegangen, ich steige eben aus meinem Wagen.

— Es muß aber doch geschehen, mein Herr, ich habe meine Befehle.

Der Arzt ließ ihn machen, obgleich dieses seltsame Vorspiel ihn ein wenig in Erstaunen setzte.

Als die Ceremonie vorüber war, öffnete man ihm noch zwei andere Zimmer, die ebenfalls weiß ausmöblirt waren, wie das erste. Am Ende des zweiten Zimmers erblickte er einen anderen Lakai, der wie der erste gekleidet war, und welcher, er mochte wollen oder nicht, das Abwischen fortsetzte.

Endlich führte man ihn in ein Schlafzimmer, wo die Wände, die Lehnstessel, die Vorhänge, die Tische, der Fußboden, die Decke, Alles weiß war. Ein Mann in weißer Nachtmütze und weißem Schlafrock und mit einer weißen Maske versehen saß am Kamin.

Sobald et Isey erblickte, sah er ihn einen Augenblick an, dann sagte er mit Grabesstimme zu ihm:

— Ich habe den Teufel im Leibe.

— Nun, mein Herr, was wollen Sie, daß ich dabei thun soll?

— Ich habe Sie nicht kommen lassen, um zu sprechen. Warten und schweigen Sie.

Dann nahm er weiße Handschuhe, die neben ihm auf einem Tische lagen. Es waren sechs Paare. Er zog sie drei Viertelstunden lang abwechselnd an und aus, ohne ein Wort zu sagen. Isey sah ihn an und dachte mit einem Narren zu thun zu haben. Seine Furcht wurde noch größer, als er um sich her an den Wänden ein ganzes Arsenal erblickte. Er wurde von einem allgemeinen Zittern ergriffen und setzte sich, obgleich man ihn nicht dazu aufgefordert hatte, da er sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Er hatte große Lust, sich zu entfernen.

— Mein Herr, sagte er noch immer zitternd, ertheilen Sie mir Ihre Befehle, ich bitte Sie, ich werde bei meinen Patienten erwartet und meine Zeit gehört nicht mir.

— Schweigen Sie, antwortete der Andere mit furchtbarer Stimme, ich werde Sie gut bezahlen, was liegt Ihnen daran? Sie haben nichts zu sagen.

Dann fing er wieder an eine Viertelstunde lang seine Handschuhe anzuziehen, und überall herrschte tiefes Schweigen. Er zog an einer Klingelschnur, welche weiß war, wie alles Uebrige. Die beiden Bedienten kamen und brachten Binden und alle Arten von Necken und Instrumenten.

— Lassen Sie mir zur Stunde fünf Pfund Blut ab, begann das Gespenst.

— O Himmel, mein Herr, und wer hat eine solche Verordnung erlassen?

— Ich.

— Sie! das ist mir nicht genügend, mein Herr, ich kann nur nach meiner eigenen Verantwortlichkeit oder nach der eines meiner Collegen handeln. Erlauben Sie mir wenigstens, mich von Ihrem Zustande zu versichern.

— Ich verbiete es Ihnen! Wie! bin ich nicht Herr, mir Blut abzulassen, wenn es mir gut scheint? Mein Blut gehört mir; lassen Sie es mir ab und beeilen Sie sich.

Es mußte geschehen, aber er hatte Furcht. Er wagte nicht am Arme eine Ader zu öffnen, aus Besorgniß, daß es üble Folgen haben möchte, und er entschied sich für den Fuß, wo die Gefahr geringer ist. Hierauf zog der weiße Tyrann einen sehr feinen weißen Strumpf herunter, und dann nach einander zehn Paar, legte endlich einen mit weißem Atlas gefütterten Filzschuh ab und zeigte das zierlichste Bein und den zierlichsten Fuß von der Welt.

— Es ist eine Frau, dachte Isey.

Er öffnete die Ader und das Blut kam. Bei dem zweiten Becken wurde der Mensch ohnmächtig. Die erste Bewegung des Arztes war, ihm die Maske abzunehmen.

Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr, riefen die beiden Bedienten, es möchte Ihnen sonst übel ergehen.

Man streckte den Patienten am Boden aus, verband ihm den Fuß und nach und nach kam er wieder zu sich.

— Wärmt mein Bett und legt mich hinein, sagte er mit sterbender Stimme,

Man gehorchte sogleich. Mehr und mehr in Verlegenheit gesetzt und durchaus nicht beruhigt, näherte er sich dem Kamin, um seine Lancette abzuwischen. Plötzlich fühlte er eine Hand auf seiner Schulter und sah hinter sich die große Gestalt, im Hemd und den einen Fuß in der Luft

daherhinken. Der Patient hatte sein Bett verlassen, und rief für Einen, der sich eben noch kaum aufrecht halten konnte, in ziemlich lautem Tone zu:

— Hier sind fünf Thaler, nehmen Sie sie.

Er nahm Sie.

— Sind Sie zufrieden?

— Ja.

— So gehen Sie fort und schnell.

Der Andere ließ es sich nicht zweimal sagen und entfernte sich.

Er fand die Bedienten wieder, die ihn mit brennenden Kerzen hinaus begleiteten und das Lachen nicht unterdrücken konnten, worüber er in Zorn gerieth.

— Ah! Ihr Schurken, was soll das bedeuten? Wollt Ihr Euren Scherz mit mir treiben? Wozu diese Possen?

— Mein Herr, man hat Ihnen nichts zu Leide gethan, nicht wahr? Man hat Sie gut bezahlt; was liegt Ihnen daran? Gehen Sie und fragen Sie nicht weiter darnach.

Sie führten ihn zu seinem Wagen zurück, und in seinem Leben war er nicht so froh, als von dort entfernt zu sein. Er beschloß, nicht davon zu reden, da er nicht wußte, was daraus entstehen würde.

Am folgenden Tage fragte ein Lakai in vornehmer Livree, die ebenso unbekannt wie auffallend war, an seiner Thür, wie er sich nach einem Aderlaß befinde, den er an einem weißen Manne vorgenommen?

Von der Zeit an hielt er es nicht für nöthig, darüber zu schweigen, und erzählte Alles. Als man sich auf den Weg machte, das weiße Haus aufzusuchen, fand man es sogleich. Isey und seine Diener bezeichneten es; als man aber eintrat und es durchsuchte, war Niemand da, und keine Spur von dem zu finden, was der Arzt gesehen hatte. Das Beste davon war, daß die Nachbarn versicherten, diese Thüre wäre seit langer Zeit nicht geöffnet worden, und sie hätten weder weiße Männer noch Arbeiter gesehen. Isey glaubte in den Händen der Teufel gewesen zu sein.

Es war Herr von Meuse mit einem Dutzend toller Kerle, wie er, gewesen, die eine große Summe zusammgelegt und einen possenhaften Streich ausgeführt hatten. Einer von ihnen willigte ein, sich eine Ader öffnen zu lassen, die anderen spielten die verschiedenen Rollen und lachten wie wahnsinnig über die Furcht, die sie ihm eingejagt.

Sie bewahrten ihr Geheimniß gut, um sich desto besser darüber zu belustigen. Sie waren bei Nacht durch die Gärten in diese Wohnung eingetreten, die einem von ihnen angehörte, und hatten sie angeordnet, wie wir sie gesehen haben.

Herr von Meuse erzählte es mir zwei Monate später; wir waren beide alt, und meine Blindheit begann bereits sich anzukündigen. Fräulein Aissé war diejenige von uns, welche sich am besten aufs Rathen verstand, Sie schützte keine Furcht vor und witterte den Scherz. Wir wollten es nicht glauben, und sie hatte doch Recht.

---

## Fünftes Kapitel.

Ich bin jetzt genöthigt, eine höchst einfältige Sache zu erzählen, die mir mehr Schaden und Nachtheil brachte, als tausend Thorheiten, denn was die Gesellschaft jener Zeit nicht verzieh, war, dumm zu sein, und ich war es.

Herr von Meuse sing an, mich zu vernachlässigen, und ich bemerkte es. Bei mir ist die Liebe niemals blind gewesen. Ich träumte, nicht verlassen zu werden, und daß, um einen Bruch zu bewirken, alle Schuld auf mich zurückfallen würde.

Wir alle waren gegangen, um den Herzog von Gesvres zu besuchen, der in Saint-Ouen krank lag, wo er auf seinem Bette, gleich einer Wöchnerin, ganz Frankreich empfing; es war eine Komödie, und zwar eine der belustigendsten, die man sich nur vorstellen konnte. Man hatte damals eine rechte Wuth auf die Knoten und das Ausgezackte — zwei einfältige Moden, die man abzuschaffen sehr wohl gethan hat.

Der Herzog von Gesvres, sehr häßlich, sehr klein, sehr entstellt, lag in seinem Nette, mit Bändern und Spitzen bedeckt. Ueberall waren Blumen, Ausschnitze! und Schleifen im Bereiche seiner Hand, und seine Freunde um ihn her, alle grün gekleidet, Rock, Weste und Beinkleider. Tafeln von zwanzig Couverts waren beständig gedeckt; es herrschte eine wüthende Pracht und Alles war grün.

Ein andermal stand er auf, setzte sich auf ein Sopha von grünem Lampas, in eine grüne Decke gehüllt, einen grauen Hut, grün gestickt, mit zurückgeschlagenem grünen Federbusch und ein mächtiges Rautenbouquet in der Hand.

Man kann sich diese Erscheinung vorstellen, und was man von einem solchen Pavian sagte.

Sein Bruder, der Herzog von Evernon, hatte eine andere Thorheit, nämlich die der Medicin und Chirurgie. Er wollte alle Welt behandeln, und trepanirte, wenn ihm ein Unglücklicher in die Hände fiel, der das Bewußtsein verloren hatte. Endlich verheirathete er einen von seinen Kutschern und gab ihm fünf und zwanzig Louisd'or, um sich in seiner Hochzeitsnacht eine Ader öffnen zu lassen, worin dieser nur mit großer Mühe willigte.

Wir hatten uns also an diesem Schauspiel erfreut und kehrten zusammen zurück. Unterwegs sprachen wir ziemlich erbittert; er warf mir mein anspruchsvolles Wesen vor. Damit endet es immer in der Liebe.

— Mein Herr, sagte ich zu ihm, ich habe darüber nachgedacht, und wenn dies so fortgeht, werden Sie mich nöthigen, mich mit meinem Gemahl wieder auszusöhnen.

— Ich werde dem keine Hindernisse in den Weg stellen, Madame; ich weiß nur zu gut, was ich Ihnen schuldig bin.

— Herr Du-Deffand begeht gegen mich das größte Unrecht, er langweilt mich, sonst schwöre ich Ihnen, würde ich keinen Mann finden können, der so viel werth ist, wie er.

— Ich habe die Ehre, Ihnen zu danken.

— Ich bitte Sie, sein Sie weniger unangenehm, Marquis, wir führen ein Schauspiel gegen einander auf.

— Ich bitte Sie, sein Sie weniger anspruchsvoll, Marquise, mir machen, daß wir einander gegenseitig verspotten.

— Gestehen Sie zu, daß sich das nicht der Mühe verlohnt.

— Gestehen Sie zu, daß wir große Kinder sind.

— Ich werde alles zugestehen, was Sie wollen, wenn Sie nur nicht mehr so flatterhaft sind.

— Ist es wahr?

— Vollkommen.

— Nun, so gestehen Sie zu, daß Monsieur Berthier Ihnen nicht mißfällt. Gestehen Sie, daß Fräulein Aissé Sie mit ihm bekannt gemacht hat, in der Hoffnung, daß er Sie von Ihrer Traurigkeit befreien möge.

— Es ist möglich.

— Gestehen Sie zu, daß Sie sie gebeten haben, ihn nach und nach zu bewegen, die beiden langen Locken von seiner Perücke abzuschneiden, die ihn alt machten, um Ihnen besser zu gefallen.

— Ich will nicht das Gegentheil behaupten.

— Was! Sie verbergen es nicht!

— Warum sollte ich es verbergen? Ich weiß, daß es Ihnen nichts ausmacht, und was mich betrifft, mich langweilt es weniger, als irgend sonst etwas, und so können Sie es nicht auffallend finden, daß ich mich mit den Locken einer Perücke beschäftige.

In diesem Tone fuhren wir zu reden fort, bis wir meine Wohnung erreichten, und in dem Augenblick, als er mich an der Thür verließ, benachrichtigte mich mein Lakei, daß ein Herr mich erwarte, der von meinem Bruder komme und mir einen wichtigen Brief zuzustellen habe.

Ich beeilte mich, in den Salon zu treten. Es war ein burgundischer Edelmann, den ich sehr gut kannte und der ein Gesicht nach den Umständen zeigte.

Er gab mir einen Brief von meinem Bruder, worin mir derselbe den Tod unserer Großmutter, der Herzogin von Choiseul. in erster Ehe Wittve des Präsidenten Brulard, ersten Präsidenten des Parlaments Dijon, gebornen Marie Bouthillier de Chavigny, anmeldete. Sie war am Abend zuvor fast plötzlich im zweiundachtzigsten Jahre in der Rue du Temple gestorben. Ich war in Sceaux, und die Meinigen hielten es nicht für nöthig, mich davon zu benachrichtigen.

Mein Bruder, der seit einigen Tagen angekommen war, befand sich bei ihr, sowie auch Herr von Choiseul. Ich muß gestehen, daß ich sie sehr selten sah.

Sie hinterließ mir viertausend Livres Reuten, was für mich ein beträchtlicher Zuschuß war. Ich weinte nicht, und legte mich nieder, denn ich erwartete am folgenden Tage den Besuch meines Bruders.

Er kam in der That und begann mir eine Strafpredigt über meine Lage, über meine Absonderung von Herrn Du-Deffand, die meine Familie in Verlegenheit setze, und mich anders stelle, als die anderen Frauen.

— Laß ihn zurückkommen, rufe ihn zurück, und behalte ihn in Deiner Nähe. Du bist jung. Du bist schön, meine Schwester, man verleumdet Dich, und jetzt hat sich Deine Lage verbessert.

Er quälte mich lange und anhaltend, Herr von Meuse fehlte mir jeden Augenblick: einige Freunde vereinten sich mit ihm, und es war eine beständige Folge von Schritten und Ueberlegungen auf meiner Seite und auf der der Andern, Endlich willigte ich ein.

Wir hatten angeordnet, daß Herr Du-Deffand zu seinem Vater gehen und sechs Monate dort bleiben solle. Mein Bruder schrieb an ihn, und anstatt zu antworten, verließ der arme verliebte

Mensch Alles, und kam in einem Uebermaße des Entzückens, so daß er sich nicht halten konnte, bei Herrn von Chamrond an.

Mein Bruder eilte herbei, um mir diese Nachricht anzukündigen. Ich stieß ein lautes Geschrei aus. So hatte ich es nicht verstanden. Ich hatte beschlossen, sechs Monate wie eine Vestalin zu leben, ehe ich ihn wiedersehen wollte; denn ich wünschte keinen beleidigenden Verdacht zwischen uns, eben so wenig von seiner Seite, wie von Seiten der Welt, und diese Rückkehr machte die Sache so ganz verschieden, daß ich nicht mehr wußte, welchem Heiligen ich mich weihen sollte.

Ich ließ einige von meinen guten Freundinnen kommen, um die Sache mit meinem Bruder und mir zu besprechen. Es wurde entschieden, daß man Herrn von Du-Deffand nicht wieder fortschicken könne, erstens, weil er nicht gehen würde, und dann weil dies vor den Augen derjenigen, die um seinen Schritt wußten, nicht schicklich sein würde; es war eine Veranlassung, uns auf immer zu entzweien. Man drang in mich, ihn zu sehen.

Ich machte Schwierigkeiten; man stellte mir vor, daß es nicht so schrecklich sei, und Frau von Launay ging auf der Stelle fort, um ihn zu holen

Man benachrichtigte mich von seiner Ankunft; ich wurde sehr roth und verlangte einen Aufschub von einer halben Stunde.

— Nein, antworteten sie mir, nichts würde besser sein für Sie, als diese Versöhnung. Sehen Sie ihn, gleichen Sie sich aus, und möge dies morgen die Neuigkeit in der Stadt und am Hofe sein.

Ich gab nach. Ich bin die Person, die am schnellsten nachgibt, um nicht gelangweilt zu werden. Alle entfernten sich, außer meinem Bruder, der Herrn Du-Deffand hereinführte und uns dann mit einander allein ließ.

Ich war im ersten Augenblick ein wenig, ja sehr verlegen, das muß ich gestehen, als ich aber diesen armen Mann ansah, kehrte mein Muth zurück; er war verlegener als ich.

— Madame, sagte er zu mir, und da blieb er, stecken. Ich bin, ich bin — sehr glücklich.

— Und er nahm meine Hand und küßte sie.

— Ich auch, mein Herr, antwortete ich ihm, ich war Herrin meiner selbst geworden, und auch ich bin sehr zufrieden.

— Wir werden uns nicht mehr verlassen, Madame, nicht wahr?

— Ich bitte um Verzeihung, mein Herr, wir werden uns verlassen.

— Noch einmal!

— Ja, und zwar sogleich, wenns gefällig ist.

— Was, ich bleibe nicht hier?

— Nein, mein Herr.

— Warum denn?

— Weil das unmöglich ist.

— Aber noch?

— Ich will uns beide nicht zum Gespräch machen bei denen, die uns kennen, und uns auf dem Pont-Neuf besingen lassen.

— Wer würde es wagen, so unverschämt zu sein?

— Mein Herr, Sie sind sehr tapfer, das weiß ich wohl, aber man ist nicht tapfer gegen das

ganze Publicum, und das Publicum würde sich einmischen, dafür stehe ich Ihnen.

— Was liegt ihm daran.

— Es liegt ihm nichts daran, aber uns. Sie wissen nicht, wie es in Paris zugeht, mein Herr. Hier gibt man allen Frauen mit Recht oder mit Unrecht Liebhaber, und ich habe deren gehabt, so gut wie die Anderen. Ich höre nicht, daß man Sie beschuldigt, mit ihnen zu theilen, und ich werde deutlich beweisen, daß ich keine Frau bin, Ihnen solche Niedrigkeiten aufzuerlegen.

— Ich glaube es.

— Sie werden es nur glauben, wenn es ihnen zu sehr bewiesen ist, und doch werden sie es nicht glauben. Aber meine Freunde werden es glauben, wir werden es alle Beide wissen, Sie und ich, und das ist mir hinreichend.

— Sie sind ein Engel!

— Ich bin eine rechtschaffne Frau, was die Treue betrifft; ich werde es bis zum Tode behaupten.

— Muß ich denn zurückkehren, woher ich gekommen bin?

— Nein, da Sie einmal hier sind, geht es nicht an; nur werden wir nicht bei einander wohnen. Sie kommen hierher, um zu Mittag und zu Abend zu speisen, wir zeigen uns überall, aber Sie bringen die Nacht nicht in meinem Hause zu.

Er machte eine Grimasse. Ich hielt mich gut, und ungeachtet seiner Bitten wollte ich nicht davon absteigen, um welchen Preis es auch sein mochte.

— Meine schöne Marquise, wiederholte er, es ist Grausamkeit, denn am Ende bin ich immer Ihr Mann.

— Eben deshalb will ich Ihnen Achtung verschaffen, mein Herr, und Sie nicht lächerlich machen. Ich bin wahr und gerade, und schwöre Ihnen, daß Sie mir keine Vorwürfe zu machen haben sollen, und daß Sie auch keine erhalten werden.

Er unterwarf sich mit großer Mühe. Von diesem Tage an kam er mit einigen Personen zum Abendessen; er saß mir gegenüber und machte die Honneurs des Hauses wie der Herr. Ich hatte an Herrn von Meuse geschrieben, überzeugt, daß er nach dem Abschied, den er erhalten, keine Tragödie machen und zufrieden sein würde, von der Kette frei zu sein. Mein Brief war kurz, höflich, und selbst zärtlich, von dem Gesichtspunkte der Freundschaft aus, indem ich ihn bat, nicht zurückzukehren.

— Wir werden uns wiedersehen, fügte ich hinzu; Sie werden mich immer bereit finden, das wahrhafte Vergnügen zu beweisen, welches ich empfinde, Sie zu sehen.

Während wir bei Tische waren, überbrachte man mir die Antwort; ich steckte sie in die Tasche, indem ich erwartete, allein zu sein, um meinen Freunden eine Genugthuung zu beweisen, die ich nicht empfand.

Herr Du-Deffand war bezaubert, öffnete die Augen vor Entzücken, sprach nicht und sah mich nur an. Ich empfand ein wahres Gefühl des Interesse für ihn; ich hätte ihn gern mehr geliebt, aber dies war nicht von mir abhängig. Die Freundschaft ist ebenso unwillkürlich, wie die Liebe.

Als das Abendessen beendet war, folgten noch einige Augenblicke der Unterredung; man ging, und Herr Du-Deffand mit den Anderen, indem er tiefe Seufzer ausstieß, worüber die, welche es hörten, laut lachten; denn die Welt hat kein Mitleid mit solchen Unglücklichen.

Als ich allein war, öffnete ich den Brief des Herrn von Meuse. Ich öffnete ihn mit der Zuversicht, einige Zeilen des Bedauerns und Redensarten zu finden, wie sie die endende Liebe

darbietet, die sich ihres Gegenstandes zu entledigen sucht. Wie groß war meine Ueberraschung, als ich diese Zeilen las:

*»Ich war weit entfernt, Madame, einen solchen Treuebruch zu erwarten. Der Abschied, den ich erhalte, ist der gefühlvollste und am wenigsten verdiente, den man je einem Manne ins Gesicht geworfen. Ich liebe Sie seit zu langer Zeit, um ihn ernsthaft zu nehmen, und dieses Phantom von Ehemann scheint mir besonders bewundernswürdig als Vorwand erfunden zu sein. Sie werden zweimal nachdenken, Madame, ich bin keiner von denen, die man weggagt und die sich weggagen lassen, ohne ein Wort zu sagen. Ich liebe Sie; Sie haben mir die Ehre angethan, mich auch ein wenig zu lieben. Wir sind einander nicht überdrüssig; ich sehe also nicht ein, warum wir uns trennen sollten. Denken Sie also nach; ich verlange nicht, daß Sie irgend einen Lärm machen, aber ich sage Ihnen indessen vorher, daß ich unseren Umgang nicht als abgebrochen ansehe, und daß ich, um mich darüber wegzusetzen, wenn ich nicht weggehen will, etwas Anderes, als eine Laune und die Rückkehr eines Ehemanns nöthig ist, der keiner ist.«*

Das Papier fiel mir aus den Händen. Ich begriff sehr wohl, daß dies eine Angelegenheit der Eigenliebe und des Widerspruches sei; indessen hatte mein feiges Herz die Schwäche, davon entzückt zu sein. Ich fragte mich, was ich thun wolle; ich war weit vorgeschritten, und sah kein Mittel, mich mit Herrn Du-Deffand und der Welt auszusöhnen. Andererseits kannte ich den Marquis und seinen Eigenwillen. Wenn er durchaus an seinem Platze bleiben wollte, schien es mir schwer, ihn davon zu vertreiben. Ich schlief die ganze Nacht nicht.

Das Nachdenken und die Vernunft sagten mir, ich solle mich dem Herrn von Meuse gegenüber gut halten. Was konnte er mir thun? Mir irgend eine Scene in einem tête-à-tête bereiten, wenn er mich an einem gelegenen Orte träfe, denn vor dem Publicum würde er nicht daran denken. Wäre es nicht besser, dieser Gefahr zu trotzen, als mich noch ferner so gequält zu sehen, wie es vorher geschehen war, und mir das Ansehen einer leichtfertigen Person zu geben, ohne aber als solche zu leben. Ich schrieb also:

*»Sie irren sich, Marquis; was ich Ihnen gesagt habe, ist sehr ernstlich, wir können einander nicht mehr sein, was wir früher gewesen. Obgleich Sie es behaupten mögen, lieben Sie mich doch nicht mehr, Sie haben es mir hundertmal zu erkennen gegeben, daß unser Verhältniß Ihnen drückend ist, und ich habe das leichteste und angemessenste Mittel suchen müssen, es aufzuheben. Dieses Mittel habe ich in der Rückkehr des Herrn Du-Deffand zu mir gefunden. Ich verlasse Sie nicht, ich gebe Ihnen weder einen Nebenbuhler noch einen Nachfolger; Sie haben sich über nichts zu beklagen. Enthalten Sie sich also, alle Tage zu mir zu kommen, erscheinen Sie hier nur in weiten Zwischenräumen und nicht so bald, ohne sich gänzlich zu verbannen. Benehmen Sie sich wie ein galanter Mann und zeigen Sie, wie sehr Sie der Freundschaft würdig sind, die ich nicht aufhören werde für Sie zu hegen.«*

Als dieser Brief abgeschickt war, wurde ich ruhiger, nicht als wenn ich eine große Wirkung davon hoffte, aber ich hatte wenigstens meine Pflicht gethan. Herr Du-Deffand kam an bei guter Zeit und verließ mich während des Tages nicht. Am Abend gingen wir zum Souper zu der Herzogin de La Vallière, und die erste Person, die ich erblickte, war Herr von Meuse. Er schien mich zu erwarten, wenigstens war er in der Nähe der Thür, und er warf mir einen vernichtenden Blick zu, als ich vorüberging.

Ich wurde bestürzt davon, indem ich die Herzogin und die anderen Damen des Kreises begrüßte, machte ich zwei oder drei linkische Bewegungen, so daß man meine Unruhe bemerken mußte. Er sagte indessen Niemanden etwas davon.



Ich setzte mich nieder; kaum saß ich da, als der Marquis sich mir näherte und mir eine tiefe Verbeugung machte. Ich erwiderte dieselbe mit aller gleichgültigen Höflichkeit, die mir zu Gebote stand.

— Ich wußte, daß ich die Ehre haben würde, Sie diesen Abend hier zu treffen, Madame, deshalb bin ich hierhergekommen, sagte er, indem er auf einem leeren Tabouret hinter einem Lehnstuhl Platz nahm.

— Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, mir so schnell eine Antwort zu überbringen, mein Herr, und ich danke Ihnen dafür. Alles ist angeordnet, der Friede ist geschlossen, nicht wahr?

— Der Friede! aber Madame, wir sind nicht im Kriege mit einander; es scheint mir, als wäre nichts in der Vergangenheit unserer Bekanntschaft verändert.

Ich sah, daß er entschlossen war, mir die Stirn zu bieten; das machte mich ungeduldig und gab mir Muth.

— Ei, mein Herr, lassen Sie uns nicht scherzen.

— Ich scherze nicht, Madame.

— Sie wissen wohl, daß man ein Zeichen einlegen muß und daß unser Roman in Stocken gerathen ist.

— Ich weiß von dem Allen nichts, Madame, und Sie wissen, daß ich es nicht wissen will.

— Alsdann, mein Herr, räume ich Ihnen den Platz.

— Das ist unnöthig, Madame, ich werde Ihnen folgen.

Ich wurde roth vor Zorn, stand aber dennoch auf; er bot mir mit dem liebenswürdigsten Lächeln und einem Eifer die Hand an, der mir nicht gestattete, sie ihm vor den Zeugen zu verweigern, die uns ansahen und sich vorbereiteten, ihre Glossen über uns zu machen.

Wir durchschritten also im Pomp den Salon, die Augen Aller waren auf uns gerichtet und wir glichen einem Ehepaar vom Lande. Nichts konnte reizender sein, als sein Benehmen; er zeigte eine bezaubernde Galanterie und zerdrückte mir die Hand fast. Nie habe ich eine solche Qual ausgestanden.

Die Herzogin hatte Mitleid mit mir und rief mich zu sich, so daß er mich wohl loslassen mußte. Sie sagte mir einige liebenswürdige Worte, behielt mich bei sich und umgab mich so geschickt mit unseren Freunden, daß der Marquis nicht im Stande war, wieder zu beginnen.

---

## Sechstes Kapitel.

Einige Tage dauerten die Scharmützel fort und wir wichen Beide nicht, Er hatte sich mit Eigensinn seine Rolle vorgezeichnet und ich mußte auch bei der meinigen bleiben. Ich befestigte mich in der Meinung der Welt und in der meiner Freunde, denn ich fühlte, daß meine Zukunft davon abhängig sei.

Herr Du-Deffand zeigte sich beharrlich und seine Liebe nahm mehr und mehr zu, so daß er lästig wurde. Ich war genöthigt, mich mit Strenge zu waffnen und wollte und durfte seinen Bitten nicht vor der bestimmten Frist nachgeben.

Der Kampf wurde heftiger, ich hatte einen auf beiden Seiten, mit meinem Gatten und mit Herrn von Meuse, und ich habe nie eine grausamere Zeit erlebt.

Wir machten Besuche in der Stadt, speisten zu Mittag und zu Abend, und ich wußte es so gut anzuordnen, daß ich dem Marquis niemals begegnete, denn meine Freunde luden uns nicht zusammen ein. Darüber gerieth er in Wuth, und schrieb mir furchtbare Briefe und drohte mir mit aller Uebertriebenheit von der Welt, wenn ich ihm nicht nachgebe.

Ach! ach! muß ich es sagen? Ich ließ mich wieder fangen. Ich war glücklich über diesen Widerstand, indem ich dieses Glück bekämpfte und mir verbot, es zu zeigen. Wenn ich ein wenig gefaßt gewesen wäre, würde ich ohne Zweifel gesiegt haben, aber weit entfernt, gefaßt zu sein, wurde ich fortgetrieben.

Herr Du-Deffand war das unbeholfenste Wesen von der Welt. Wenn er glücklich war und sich zärtlich zeigte, verursachte er mir Vapeurs. Er kam schon bei Sonnenaufgang, doch ließ man ihn nicht zu mir herein, und er setzte sich vor der Thür nieder und stand wohl zehnmal auf, um sich bei meinen Frauen zu erkundigen, in welcher Stunde ich zu klingeln pflege.

— Herr Marquis, antworteten sie ihm, Sie haben nur noch ungefähr anderthalb Stunden zu warten.

Sie belustigten sich über ihn und kamen, es mir zu sagen, wenn ich erwachte. Ich verzögerte den Augenblick noch, aber sobald er wußte, daß ich bei meiner Toilette sei, eilte er herbei. Er küßte mir die Hand und machte tausend Thorheiten, und als ich ungeduldig wurde und es ihm verwies, wurde er ernsthaft, setzte sich mir gegenüber und begann über alle möglichen Gegenstände zu plaudern, über die wichtigsten und schwierigsten, befragte mich und bat mich dringend um meinen Rath, während ich ihn nicht anhörte. Man ließ uns viel allein, denn meine Freunde, welchen ich meine Gedanken nicht sagte, fürchteten uns zu stören.

Ich kann mein Leben nicht beschreiben, und wie sehr ich bei diesem verlängerten tête-à-tête litt. Ich hatte indessen die Zukunft als eine resignirte Frau angenommen. Um die Leute nicht plaudern zu machen, opferte ich mich auf und widmete mich dem Märtyrthum der Meinung Anderer. Es war schön, aber es war ein anderer Charakter, als der meinige nöthig, um diesen Heroismus aufrecht zu halten.

Jeder Tag, welcher verging, fiel wie Blei auf meinen Kopf. Ich erwachte mit gebrochener Seele, ich blickte um mich und das Gespenst meines Gatten erschien mir, ehe ich ihn selber gab. Andererseits rief mich der Marquis, ich widersetzte mich, ich litt! ach! welche Folterqual!

— Mein Gott! sagte ich, und mein Leben wird immer so sein! immer! Auf! ich will

Schönggeist oder Frömmlerin werden, sonst würde ich sterben, man muß sich doch beschäftigen.

Schönggeist! davon fühlte ich keine Spur mehr in mir, ich war geistlos geworden.

Frömmlerin! das konnte ich auch nicht werden, es fehlte mir der nöthige Glaube und die Zärtlichkeit zur Frömmigkeit.

Was war zu machen?

Ich wartete die Zeit ab, ich wollte glauben, daß ich mich daran gewöhnen würde.

Ach! ich gewöhnte mich nicht daran. Ich sagte nichts, aber welche Figur spielte ich! Ich fand keine Antwort mehr, kein Wort in der Unterhaltung, er sprach ganz allein.

Mademoiselle Aissé fragte mich:

— Was fehlt Ihnen?

— Nichts.

Sie hatte mich nicht verstanden. Das gute und tugendhafte Mädchen verstand nur ihre Pflicht.

— Sie hatten seit sechs Wochen eine so bezauberte Miene, sind Sie es jetzt nicht mehr?

— Immer.

Sie nahm meine Komödie für Wahrheit, ich hatte nicht mehr die Kraft, sie zu spielen, aber sie sah es nicht.

Frau von Parabère fragte mich ihrerseits, denn meine Freunde wurden unruhig.

— Lassen Sie sehen, meine Königin, was hat diese Miene zu bedeuten? Was gibt es denn endlich?

Ich langweile mich.

— Es ist Ihr Mann?

— Ich fürchte es.

— Nun gut! lassen Sie ihn laufen, und rufen Sie den Marquis zurück, er verzehrt sich vor Ungeduld und er wiederholt es mir den ganzen Tag. Wenn Sie fortfahren, ihn zurückzuweisen, wird er irgend eine Thorheit begehen.

— O Himmel! was wird die Welt dazu sagen?

— Die Welt! Sie beschäftigen sich mit der Welt? Die Welt spricht ohne Aufhören, man mag sie nun dazu treiben oder nicht, sie muß eben ihre Glossen machen — wenn nicht über diesen Gegenstand, so doch über einen anderen. Machen Sie nicht mehr daraus als ich. Und beschäftige ich mich denn damit?

Frau von Staal kam.

— Ah! Madame, man verlangt nach Ihnen! man erwartet sie in Sceaux, Die Herzogin von Maine kann nicht ohne Sie leben.

— Ueberbringen Sie ihr meine Entschuldigungen, meine liebe Madame, ich kann Ihre Hoheit nicht besuchen, ich habe meinen Gemahl.

— Können Sie ihn nicht auf einige Wochen verlassen?

— Nein, Madame, nicht auf eine Stunde, ehe sechs Monate um sind.

— O Elend! so nehmen Sie ihn doch mit.

— Ebenso wenig. Wir dürfen nicht unter demselben Dache wohnen. Und dann wissen Sie nicht, was Sie verlangen!

— Es ist ein Langweiliger.

— Leider ja!

— Da nehmen Sie ihn nicht mit. Die Herzogin würde ihn nicht ausstehen können; die Langweiligen verursachen ihr Fieber.

— Wem sagen Sie das? Sie führen also den Herrn von Staal niemals zu ihr?

Ich sagte dies mit unschuldiger Miene und sie fing an zu lachen.

— Boshafte! Glücklicherweise gehöre ich nicht zu denen, welche behaupten, daß die Frau und der Mann nur eine Person ausmachen.

— Es werden im Gegentheil oft drei oder gar vier daraus, was sehr gewöhnlich ist.

Wir lachten alle Beide über diese Wahrheit. Dies that mir wohl, denn ich lachte so wenig.

Man kann sich vorstellen, daß diese Reden in meinem Kopfe Wurzel schlugen, und daß ich mich sehr unglücklich fühlte, doppelt unglücklich, weil man mich beklagte. Die Sache wurde so weit getrieben, ich zeigte eine so traurige Miene, eine so beständige Traurigkeit, und ich veränderte mich auf solche Weise, daß mein Gatte genöthigt war, es zu bemerken. Er seufzte, er erhob die Augen zum Himmel, er wollte reden, wagte aber nichts zu sagen; endlich eines Abends sahen wir einander an, Beide gleich langweilig und gelangweilt.

— Madame, sagte er, nachdem er seine Zunge nach dem Grundsatz des Weisen siebenmal umgewendet hatte.

— Mein Herr!

— Madame! oh! Madame!

— Nun weiter? —

— Nun, Madame, ich sehe, daß ich Ihnen mißfalle.

— Sie mißfallen mir nicht,

— Wirklich, Madame?

— Nein, Sie mißfallen mir nicht, mein Herr.

Ich antwortete ihm dies in dem Tone einer Frau, die große Lust hat, Jemand zu beißen, und die Zähne zusammenbeißt, um der Versuchung nicht zu unterliegen.

— Ach, Madame, ich sehe wohl, daß Sie mich nicht mehr lieben.

— Nicht mehr! Mein Herr! dieses Wort ist sehr anspruchsvoll von Ihnen,

— Sie haben mich also nie geliebt.

— Immer, wie jetzt.

— Ach! das wäre sehr wenig.

Ich wollte ihm dies Wenige nicht rauben, und schwieg.

— Was soll ich thun, Madame?

— Alles, was Sie wollen, mein Herr.

— Sie geben mir keinen Rath?

— Es ist nicht meine Aufgabe, mein Herr, Sie sind älter, als ich, und Sie wissen selber, wie Sie sich zu benehmen haben. Man hat Sie nie einer Unbesonnenheit beschuldigt.

— Soll ich mich entfernen?

— Ich schicke Sie nicht fort.

— Soll ich bleiben?

— Ich halte Sie auch nicht zurück.

— Sie verursachen mir viel Kummer, Madame.

— Es geschieht nicht absichtlich, mein Herr. Ich quäle Sie nicht, ich lasse Sie in Freiheit; Sie haben kein einziges Wort des Widerspruchs von mir gehört.

— Sie nehmen sich nicht einmal diese Mühe.

Es war die Wahrheit.

An dem Tage wurde nichts weiter hinzugefügt; wir brachten bis zum Abendessen damit zu, jeder in seinem Winkel nachzudenken; ich machte Knoten, wovon mir mehr als die Hälfte mißlang. Endlich kamen einige Personen, und wir befanden uns nicht mehr allein.

Diese Scene, oder vielmehr diese Unterhaltungen, erneuerten sich häufig. Ich hielt es nicht mehr aus, es war mir, als wenn ich sterben sollte. Die Langeweile bemächtigte sich meines Gehirns; ich hatte keine witzige Einfälle mehr, ich wurde einfältig, und ich war endlich dahin gekommen, meine Partei zu ergreifen.

Er ließ mich bis an den Abgrund gehen, und ich sagte zu Frau von Parabère, die mir meine Apathie vorwarf:

— Was wollen Sie sagen, meine Königin, ich werde schwachköpfig werden, und Alles ist zu Ende.

— Madame, dies hat nicht den gewöhnlichen Sinn; wenn man Ihren Geist besitzt, hat man nicht willkürlich darüber zu verfügen, sondern man ist ihn den Anderen schuldig.

Es fiel ihr ein, mich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, ohne mir ein Wort davon zu sagen, und eines schönen Tages ging sie zu Herrn Du-Deffand, der hoch erstaunt war, sie eintreten zu sehen. Er erschöpfte sich in Verbeugungen und Begrüßungen, rückte Lehnstuhl herbei, alle Lehnstuhl seines Salons auf einmal — es war ja eine so schöne Dame!

— Mein Herr, ich bitte Sie sehr um Verzeihung, ich komme nicht von Madame Du-Deffand, ich komme aus eigenem Antriebe.

— Zu viel Ehre, Madame, meine gehorsamsten Dienste stehen Ihnen zu Gebote.

— Mein Herr, wissen Sie, daß Madame Du-Deffand dem Tode nahe ist?

— Madame Du-Deffand dem Tode nahe, Madame! rief er, indem er einen Seitensprung machte; aber ich speiste noch gestern Abend bei ihr; sie aß mit sehr gutem Appetit. Diesen Morgen habe ich mich schon nach ihr erkundigen lassen, da ich mich nicht wie gewöhnlich zu ihr begeben konnte. Man hat mir antworten lassen, daß sie sehr gut geschlafen habe. Ist ihr ein Schornstein auf den Kopf gefallen?

Frau von Parabère brach in ein lautes Gelächter aus, so seltsam wurde dieser Satz ausgesprochen.

— Nein, mein Herr, sie stirbt nicht an einem Schornstein, sie stirbt an Langeweile.

— An Langeweile!

— Ja, mein Herr, an Langeweile.

— Ach! ich kann nichts dabei thun.

— Im Gegentheil, mein Herr, Sie allein können etwas dabei thun.

— Wie denn?

— Sie können fortgehen.

Der arme Mensch blieb wie vernichtet stehen.

— Hat sie Sie beauftragt, mir dies zu sagen?

— Nein, ich habe es errathen. Wie kommt es, daß Sie es nicht auch errathen?

— Ich bin es also, der sie langweilt?

— Sie sehen es nicht?

— Nein, Madame, sie ist so gut, daß sie es mir verbirgt.

Der arme Mann ließ es sich nicht träumen, ungeachtet unserer Scenen und Erklärungen. Er hielt es für Laune oder für ein Spiel, um unsere Gelübde besser halten zu können, indem wir die Versuchungen und die Zärtlichkeit von uns entfernten,

Sie plauderte eine Stunde über diesen reizenden Gegenstand, und der Erfolg davon war, daß Frau von Parabère tanzend zu mir kam und mir in dem erfreutesten Tone sagte:

— Ach! meine Königin, danken Sie mir, ich habe Alles angeordnet, und er wird kommen, von Ihnen Abschied zu nehmen.

— Wer?

— Herr Du-Deffand.

— Wie? was ist geschehen?

Sie erzählte mir die Unterhaltung und ich hatte die Schwachheit, davon bezaubert zu sein,

— Morgen werden wir bei mir mit dem Marquis zu Abend speisen, meine Königin, und Alles wird vergessen sein.

Feiges Herz! thörichtes Geschöpf! ich glaubte an diese neuen Freuden, ich fühlte mich verjüngt, ich fühlte mich wie neugeboren und fiel der Frau von Parabère um den Hals, die mir eben einen schlechten Dienst geleistet.

— Und was wird die Welt dazu sagen?

— Die Welt wird acht Tage davon sprechen und dann zu einer Anderen übergehen.

— Und meine Freunde?

— Die Spröden und die Frömmelinnen werden Ihnen den Rücken wenden, wenn Sie Geist zeigen, werden sie Ihnen später nachlaufen.

Wir lachten wie wahnsinnig und waren noch in diesem Zustande, als ein Brief von Herrn Du-Deffand ankam. Hier ist er, ich habe ihn aufbewahrt, und er erregt noch zuweilen Gewissensbisse in mir:

*»Madame, ich wollte Ihnen die Hand küssen, ehe ich abreiste, aber ich habe den Muth nicht dazu. Ich fürchte bei Ihnen zu bleiben, wenn ich zu Ihnen gehe; ich fürchte, daß Sie mich selber zurückhalten werden, und daß es Ihnen später leid sein wird. Empfangen Sie also hier mein Lebewohl. Ich kehre zu meinem Vater zurück, zu dem ich lieber sogleich hätte gehen sollen, um Sie nicht zu langweilen. Sein Sie ruhig, ich denke nicht daran, Sie unglücklich zu machen, ich erkenne an, daß wir nicht für einander geschaffen sind, und ich werde mich von Ihnen fern halten, bis zu dem Tage, wo Sie mir sagen werden, daß ich Sie nicht mehr langweile. Dies wird niemals der Fall sein, und ich wünsche, daß Sie mit der Freiheit, die ich Ihnen zurückgebe, zufrieden sind.«*

Ich empfand ein wahrhaftes Bedauern; ich glaube, wenn ich allein gewesen wäre, würde ich ihn zurückgerufen haben. Frau von Parabère ersparte mir diese Thorheit, denn ich würde ihn am folgenden Tage wieder fortgeschickt haben. Ich ließ an meiner Thür sagen, daß ich krank sei, daß ich Niemand empfangen, und die Marquise schickte, ohne mich davon in Kenntniß zu setzen, einen von meinen Bedienten ab und ließ den Herrn von Meuse rufen.

Als wir am Abend in lebhafter Unterhaltung waren, wurde meine Thür geöffnet und er trat ein. Ich stieß einen Schrei der Ueberraschung und Freude aus,

— Ja, rief sie, er ist es!

Er zeigte sich bezaubernd, entzückt, liebenswürdig. Das Souper war köstlich, ich hatte meinen Geist vollständig wieder gefunden, ich fühlte mich so frei von aller Verlegenheit! Er entfernte sich mit Frau von Parabère, indem er ankündigte, daß er am folgenden Tage wiederkommen werde.

Ich blieb allein zu Hause und wagte nicht, Jemand zu besuchen; er erschien nicht und auch nicht am folgenden Tage. Ich begann unruhig zu werden, zeigte es aber nicht und ging nicht aus dem Hause. Die Marquise wollte hier wieder einen Streich ihres Handwerks spielen, aber ich verhinderte sie daran. Er schrieb endlich am dritten Tage, und hier ist der Brief. Ich habe sie noch alle:

*»Ich danke Ihnen, Madame, für das reizende Souper von neulich Abends, und ich mache Ihnen meine Entschuldigungen, daß ich nicht die Ehre gehabt habe, Sie seitdem wiederzusehen. Ich bin in diesem Augenblick sehr beschäftigt; ich habe freilich keinen Mann, aber ich habe tausend Geschäfte, tausend Vergnügungen, die mir nicht mehr gestatten, wie ehemals, den vergessenen Weg zu verfolgen. Uebrigens, Madame, lassen die Gegenwart eines Mannes während zweier Monate und eine lange Abwesenheit Spuren zurück, die sich nicht auslöschen lassen. Man findet die Menschen nicht mehr, wie man sie verlassen hat; sie sind nicht mehr dieselben, weder für unsere Augen noch auch für ihre eigenen. Es ist ein Unglück, wofür ich empfindlicher bin, als ein Anderer, dem ich aber nicht abzuhelpen weiß. Wenn ich einen freien Augenblick habe, werde ich mich beeilen, Ihnen den Hof zu machen. Rechnen Sie mich gefällig zu der Zahl Ihrer Freunde; halten Sie sich von meiner Erkenntlichkeit und von dem Eifer, Ihnen zu danken, überzeugt. Madame, ich lege meine ergebensten Dienste zu Ihren Füßen nieder.«*

Dies war die Ohrfeige, die ich erhielt, weil ich einen bösen Rath angenommen und weil ich meinen Feind, meinen tödtlichen und erbitterten Feind nicht zu besiegen gewußt hatte. Wir haben immer die Ursache unseres Unglücks in uns selber und wissen sie nicht zu entfernen.

Ich kann nicht schildern, was ich empfand, ich kann die Scham, die Traurigkeit und den Zorn nicht beschreiben, die sich meiner bemächtigten. Ich sah, was daraus erfolgen mußte, und was daraus erfolgte. Es war ein Zetergeschrei, Frau von Luynes an der Spitze, die mich so sehr gebilligt hatte und die sich über diese Rückkehr zur Pflicht erfreute.

Fräulein Aissé, Frau von Fériol, Frau von La Vallière, Alle schrien aus vollem Halse, und man entschied sich fast dafür, mir den Rücken zu wenden. Frau von Parabère vertheidigte mich gegen Alle. Ich hegte jede Verpflichtung gegen sie und vergaß es niemals.

Frau von Staal kam eines schönen Tages, um mich zu der Herzogin von Maine abzuholen, und dies machte diesen Häkeleien ein Ende.

---

## Siebentes Kapitel.

Die Herzogin von Maine hatte bekanntlich viel Geist: Wie alle mächtigen und reichen Leute war sie sehr egoistisch; sie wollte unterhalten sein, und ich unterhielt sie. In diesem Augenblick war es ein Glück für mich. Sie hörte erzählen, was vorging, wurde von Kränkungen in Kenntniß gesetzt und trug der Frau von Staal auf, mich zu ihr zu rufen.

— Wenn sie einmal in Sceaux ist, fügte sie hinzu, bedarf sie dieser Frauen nicht mehr, die nicht so viel werth sind wie sie und die sie quälen. Ich weiß, was Langeweile ist, ich kenne sie, ich habe eine schreckliche Furcht davor, und ich begreife ihren Zustand.

Man wird leicht einsehen, daß ich mich nicht bitten ließ. Ich beeilte mich, sehr schnell die Reise anzutreten.

Ehe ich nach Sceaux abreiste, wollte ich umziehen und in Paris eine Wohnung nehmen, die meinem Vermögen und meinen Gewohnheiten entsprach. Man hatte mir in der Rue de Beaune ein hübsches kleines Haus angedeutet, sehr versteckt und wohl versehen nicht mit Möbeln, wohl aber mit schönem Tüfelwerk und Spiegeln, kurz mit Allem, was den Luxus des Innern bildet. Es war ein hübscher Garten dabei, der mir gefiel; ich war damals noch nicht blind und sah gern die Vögel auf den Zweigen und die Blumen in den Beeten; ich liebte den Rasen mit den Gänseblümchen, die mich an meine Kindheit, an das Dorf und Schloß Chamrond erinnerten, wo ich meine besten Tage verlebte.

Sobald ich meine Möbeln in meiner Wohnung untergebracht hatte, wollte ich der erhaltenen Einladung entsprechen. Frau von Staal kam mehrmals im Auftrage Ihrer Hoheit zu mir und gab mir die Versicherung, daß ich in Sceaux nicht ein vorübergehendes Asyl, sondern eine Wohnung haben werde; daß die Prinzessin mich bitten lasse, mich dort als zu Hause zu betrachten und so oft wie möglich dorthin zu kommen, um dort so lange zu bleiben, wie ich könne.

Sceaux war nicht mehr so glänzend wie ehemals, es war nicht mehr der Glanz, wovon ich die letzten Strahlen gesehen hatte. Seit der Verschwörung Cellamares, seit seiner Gefangenschaft empfing die Herzogin von Maine nicht mehr so zahlreiche Gesellschaften; die Lection war gut gewesen, denn sie machte keine Verschwörungen mehr.

Ich habe nichts von diesem großen, unbesonnenen Unternehmen gesagt, weil sich der Bericht darüber in allen Büchern findet. Es giebt keinen Rapierskratzer, der nicht der entferntesten Nachkommenschaft darüber Rechenschaft abgelegt hätte. Ich habe auch nichts von meinem Bedauern über den Tod des Regenten gesagt, und dies fällt mir ein. Ich empfand indessen wahrhaftes Bedauern, welches ich aber nicht zu erkennen gab, um nicht unter die Zahl seiner Beweinerinnen gerechnet zu werden.

Er war sehr gut gegen mich gewesen. Ich hatte ihm keine Vorwürfe zu machen, selbst nicht die, welche die Frauen an alle Männer richten können, nämlich die der Undankbarkeit.

Er war immer geneigt, mich auf jede Weise zu verpflichten, und zeigte sich verhältnißmäßig verschwiegen. Unser Umgang wurde nicht bekannt; man sprach davon, ohne dessen gewiß zu sein; ich aber gestand ihn niemals ein. Er dauerte nur so kurze Zeit, daß er in dem verliebten Leben dieses Prinzen, in welche so viele Kapitel nach einander vorüberzogen, nicht mitzählte.

Als ich einmal meine Anordnungen getroffen hatte, reiste ich mit dem Präsidenten, welcher



anfang sich auf ernsthafte Weise mit mir zu beschäftigen und welcher einer der eifrigsten Tafelgenossen der Frau Maine war, nach Sceaux. Das Schloß von Sceaux war köstlich, wie ich schon erzählt habe. Der Park, die Gärten, die Gewässer, Alles war reizend. Als ich hier ankam, fühlte ich, daß ich hier glücklich sein und meinen Kummer vergessen würde.

Man lebte dort nur im Geiste, und der Geist ist mein Gott. Ich ziehe und zog immer, besonders damals, den Geist allen Dingen vor.

Der Hof der Prinzessin bestand aus ganz besonders geistreichen Personen, aus einem Dutzend Leute, die sich nicht von dort entfernten, und außerdem aus den Leuten des Hauses: aus Frau von Charost, Frau von Luynes, aus der Marquise von Lambert, aus dem Cardinal von Polignac, dem ersten Präsidenten von M<sup>ê</sup>

Die Herzogin von Maine war die Seele des Zirkels. Ihr Gemahl hatte vielleicht mehr Geist, als sie, aber er zeigte nicht so viel. Die Gewohnheit, von seiner Frau beherrscht zu werden, nöthigte ihn, Alles in sich einzuschließen. Wenn sie nicht da war, wurde er lebenswürdiger.

Ich erinnere mich an ein Wort, welches ich von ihm gehört habe, und welches mir sehr auffallend gewesen ist.

— Nur eine einzige Person auf der Welt hat mich genau gekannt. Ich bin niemals wirklich ich selber gewesen, als bei ihr.

Ich glaube, daß er hierin die Wahrheit sagte.

Die Herzogin von Maine bewahrte ungeachtet ihrer Bedrängnisse dieselbe Heiterkeit, denselben Durst nach Vergnügen. Es war unmöglich, mehr Beredsamkeit, mehr Scherzhaftigkeit, mehr wahre Höflichkeit zu besitzen, aber sie ließ ihre Gnade durch eine Ungerechtigkeit, durch einen Stolz und eine Tyrannei ohne Beispiel erkaufen. Man mußte ihr durchaus gehorchen: man durfte kein anderes Geschäft haben, als sie zu unterhalten.

Unter dieser Bedingung billigte sie und ließ alles Uebrige hingehen.

Auch als ich nach meinem Bruche ganz zerknirscht bei ihr ankam, rief sie mir aus der Ferne, sobald sie mich erblickte, zu:

— Man sagt, daß Sie traurig sind, Madame, ich hoffe, das ist nicht der Fall, nicht wahr?

— Wenn ich traurig gewesen wäre, Madame, würde ich die Traurigkeit bei Ihrer Hoheit vergessen.

— Ist das gewiß?

— Ja, Madame, und Ihre Hoheit thun mir Unrecht, wenn Sie mich zweimal fragen.

— Nun, Präsident, Sie, der Sie sie hierher geführt haben, ich hoffe, Sie haben sie von ihrem Bedauern geheilt. Sie bedauern einen Langweiligen, Marquise! Ah! das würde ich Ihnen nicht verzeihen.

— Oh! Madame, versetzte ich, es ist vielleicht kein Langweiliger, den ich bedaure, sondern ein Gelangweilter.

— Was das betrifft, Madame, das haben wir alle zu erwarten, es ist das Ende von Allem.

Man schmeichelte mir, man empfing mich wie den verlorenen Sohn. Larnage war auch da. Wir hatten uns seit langer Zeit nicht gesehen. Er liebte mich noch immer, und ich liebte ihn jedesmal, wenn mich nicht eine gefährliche Neigung von seiner Seite wegführte. Dieser Jüngling war mein guter Genius. Wenn ich ihn geheirathet hätte, wäre ich die rechtschaffenste und glücklichste Frau von der Welt gewesen. Dies konnte dem Anscheine nach nicht sein, und mein Weg war anders vorgezeichnet. Man gab mir ein Zimmer nach meinem Geschmack neben der Frau von Staal, die

seit ihrer Gefangenschaft in der Bastille keine von ihren Functionen im Haushalte der Prinzessin erfüllte. Indessen beklagte sie sich sehr über ihre Herrin, und so viel ist gewiß, daß sie sie nicht behandelte, wie eine Person, die so viel gelitten und sich so ergeben gezeigt, ein Recht hat, es zu fordern.

An demselben Abend war ich bei einer Art von Komödie zugegen, und man kündigte uns noch andere an. Voltaire, der lange sein Leben bei der Marschallin zugebracht hatte, in die er verliebt war, kam zuweilen nach Sceaux. Gerade an diesem Tage geschah es auch, und die Herzogin bestellte ein Stück bei ihm, welches er nicht nur zu machen, sondern auch zu spielen versprach.

Ich fand gleichfalls den Grafen von Toulouse bei seinem Bruder. Nach dem Tode des Regenten hatte er seine Ehe mit der Marquise von Gondrin, Fräulein Noailles, erklärt, die er seit mehreren Jahren liebte und die er insgeheim geheirathet hatte. Dies war eine schöne Liebe. Frau von Gondrin besaß tausend gute Eigenschaften, unter welchen sich besonders die des Herzens auszeichneten.

Was den Grafen von Toulouse betrifft, der war ein redlicher Mann und ein großer Seigneur im vollen Sinne des Worts. Er hatte keinen ausschweifenden Geist, wie sein Bruder, dagegen hatte er eine Loyalität, eine Rechtschaffenheit und Ritterlichkeit, ebenso unverwundbar wie die der alten Helden. Er hatte vom Könige Alles, was er Gutes an sich hatte, und nur wenig von seiner Mutter, außer dem bezaubernden Lächeln der Mortemarts.

Er wohnte gewöhnlich in Rambouillet, wohin der König ohne Aufhören ging, auch sah man ihn sehr wenig in Sceaux: Es war ein außerordentlicher Aufenthalt. Er bat beständig den Herzog und die Herzogin von Maine, zu ihm zu kommen, aber es geschah auf solche Art, daß sie es ausschlugen, da der König sie nicht gern sah und der Cardinal eine solche Zusammenkunft fürchtete. Er fürchtete ihre Intriguen, ihr beständiges Verlangen nach Macht, den Durst nach dem Throne, der sie verzehrte. Frau von Maine sagte in den Tagen ihres Vertrauens völlig richtig:

— Ich würde nie einen Bastard geheirathet haben, wenn ich nicht gehofft hätte, daß er oder seine Kinder eines Tages Ansprüche an die Krone haben würden. Er ist am Ende doch der Sohn des verstorbenen während unser kleiner Ludwig der Fünfzehnte vielleicht der Sohn eines Nangis oder eines Malezieu ist. Die Herzogin von Burgund war noch nicht so sicher.

— Niemals wurde ein Wort von dem Herzog von Maine vor irgend einer Person in dieser Hinsicht ausgesprochen. Er war die persönliche Verstellung und Zurückhaltung. Er war nicht immer bei den großen Festen zugegen, aber er fehlte nicht bei den kleinen. Wer ihn nicht kannte, hätte bei seinem sanften Wesen, bei der Schwäche seines unentschlossenen Charakters seine Tiefe, seine Pläne und seinen verzehrenden Ehrzeiz nicht errathen lassen.

Frau von Etaal hat mir erzählt, daß er ganze Nächte damit hingebracht, wie ein Wüthender im Park umherzuwandern, seine Mutter und den König zu verfluchen, der ungeachtet seiner Macht seine Stellung nicht unantastbar machen konnte, und unaufhörlich die Worte ausgerufen:

— Bastard! Ich bin ein Bastard!

Niemand war Zeuge von diesen Scenen, und wenn man ihn zufällig so reden hörte, hütete man sich wohl, es ihn errathen zu lassen.

Ich hatte meinen Tag schlecht gewählt, denn am Tage nach meiner Ankunft reiste man nach Sorel und Anet ab, zwei der hübschesten Oerter in der Welt, wohin sich der Hof von Sceaux bei der großen Sommerhitze begab. Frau von Ribé

Sie hatte sich sehr erkältet und war fieberhaft, aber darum kümmerte sie sich nicht, sie ging doch überall hin. Die Fürsten haben eigens gebildete Körper. Wenn sie wie wir gebaut wären, würden sie keine so unglaubliche Heldenthaten verrichten können, wie sie es thun. Frau von Maine, so groß wie ein Kind von zehn Jahren, war stärker als ein Mann von sechs Fuß.

Am Tage nach unserem Platzregen fand eine große Jagd im Walde statt, wozu man sich entschließen mußte. Wir erlebten zwei Gewitter nach einander. So lange der Donner währte, verbarg sich Ihre Hoheit in der Hütte eines Wildhüters; wenn es aber blos regnete, blieb sie in ihrem Wagen, ungeachtet dieser Erkältung, und ließ sich bis auf die Haut durchnässen, indem sie herzlich lachte. Ich lachte nicht, denn ich fand wenig Gefallen an dieser Unterhaltung.

So hatten wir mehrere Tage lang, Wasserpartien und sehr heitere Soupers, wobei Frau von Maine leidenschaftlich spielte. Ich war sehr unglücklich darin und floh den Tisch, wobei sie mich immer zurückhielt. Man mußte ihr immer ihren Willen thun, welcher derselbe auch sein mochte, und wenn man sich ihr gleich widersetzte.

Eines Abends wann wir beschäftigt, die Vorlesung eines hübschen Gedichts in Versen von einem ungenannten Verfasser anzuhören, und die Herzogin suchte uns zu dem Glauben zu bringen, daß sie oder der Herzog von Maine dieser ungenannte Verfasser sei. Ich muß gestehen, daß es reizend war. Man brachte einen Brief, den ein gestiefelter und von der Reise sehr beschmutzter Courier eben abgegeben und um eine Antwort gebeten hatte.

— Ah! sagte die Prinzessin, er ist von Herrn von Voltaire. Was will er?

Ich habe versäumt zu sagen, daß er uns nicht nach Anet begleitet hatte, und daß er in Sceaux geblieben, das heißt nach Paris zurückgekehrt war.

— Er wird kommen, fügte sie hinzu, nachdem sie gelesen hatte, wird Madame du Châ

Sie gab der Frau von Staal ein Zeichen, die ihr als Secretair diente, und ertheilte ihr Befehle.

Die Vorlesung wurde fortgesetzt; es war später nur von Voltaire und von der schönen Emilie die Rede., Es war der Anfang ihrer Liebe, flammend, göttlich und astronomisch, wie sie war. Sie hatte ihrem Geiste Gewalt angethan und er hatte sich mit ihr in die Wolken erhoben, um in Gesellschaft den Mond und die Sterne anzusehen. Sie stiegen dennoch auf die Erde herunter, wenn es ihnen gefiel, und dann benahmen sie sich seltsam genug, wie wir sogleich, sehen werden.

In den folgenden Tagen beschäftigte man sich noch mit diesen beiden Personen, und als sie dann nicht erschienen, waren die Eindrücke nicht von langer Dauer an diesem Hofe, und man dachte nicht mehr an sie. Die geringste Kleinigkeit, die sich ereignete, machte, daß man die vorhergehende vergaß.

Plötzlich, in dem Augenblick, als man nicht daran dachte und sich von der Tafel entfernte, sah man sie wie zwei Gespenster mit dem Geruche einbalsamirter Leichen erscheinen. Es war Mitternacht. Eine hübsche Stunde, sich bei einer solchen Gelegenheit zu zeigen. Aber sie sind immer so außerordentlich gewesen; Voltaire hatte das Wesen und Benehmen seiner Emilie angenommen. Vor allen Dingen will ich nicht verfehlen, ihr Portrait zu zeichnen. Ich habe es nach der Natur entworfen, und es ist von einer Ähnlichkeit, wovon alle Welt betroffen war.

»Man stelle sich eine große und trockene Frau mit geröthetem Teint, eckigem Gesicht und spitzer Nase vor; das ist die Figur der schönen Emilie, mit welcher sie so zufrieden ist, daß sie Alles aufwendet, um sie geltend zu machen: Federn, Quasten, Glasperlen, Edelsteine, Alles ist in Ueberfluß vorhanden; da sie aber der Natur zum Trotz schön und dem Vermögen zum Trotz

reich gekleidet sein will, ist sie genöthigt, das Nothwendige, als Hemden und andere Kleinigkeiten, aufzugeben, um sich dieses Ueberflüssige zu verschaffend.

»Sie hat ziemlich viel natürlichen Verstand. Das Verlangen, noch mehr zu haben, macht, daß sie das Studium der abstrusesten Wissenschaften den angenehmen Kenntnissen vorzieht. Durch diese Seltsamkeit glaubt sie einen größeren Ruf und eine entschiedene Ueberlegenheit über alle Frauen zu erlangen.

Sie hat sich nicht auf diesen Ehrgeiz beschränkt, sie hat Prinzessin sein wollen; sie ist es geworden — nicht durch die Gnade Gottes, nicht durch die des Königs, sondern durch ihre eigene. Diese Lächerlichkeit hat man ihr hingehen lassen, wie die anderen; man hat sich gewöhnt, sie wie eine Theaterprinzessin anzusehen, und man hat fast vergessen, daß sie eine Frau von Stande ist.

»Madame ist mit so vieler Anstrengung bemüht, zu scheinen, was sie wirklich ist. Selbst ihre Fehler sind ihr vielleicht nicht natürlich; man konnte sie ihren Ansprüchen, ihrer geringen Rücksicht und ihrem Stande als Prinzessin, ihre Magerkeit ihrem Berufe als Gelehrte und ihre Unverschämtheit ihrer Rolle als elegante Frau zuschreiben.

»So berühmt auch Madame du Châtelet sein möchte, würde sie doch nicht zufrieden sein, wenn sie nicht gefeiert würde, und dahin ist sie gekommen, indem sie die erklärte Freundin des Herrn von Voltaire geworden. Er ist es, der ihrem Leben Glanz verleiht, und, ihm wird sie die Unsterblichkeit verdanken.«

Dieses Portrait wurde gerade bei der Herzogin von Maine entworfen, wo es die allgemeine Billigung erhielt. Man nahm von allen Seiten Abschriften davon, ohne daß aber eine davon zu Voltaire oder zu Madame du Châtelet bei Lebzeiten dieser gelangte. Nach ihrem Tode zeigte d'Argental, der eine Abschrift davon aufbewahrt hatte, dieses Meisterstück dem trostlosen Wittwer, der es aufmerksam las und in bedächtigem Tone zu seinem Engel sagte:

— Madame Du-Deffand ist eine Malerin; sie hatte meiner Treu Recht.

Und er sprach von anderen Dingen.

Um auf diese Reise und auf ihre Ankunft zurückzukommen, das war ein Theatercoup. Sie bedurften eines Abendessens, sie bedurften der Betten, und dafür war nicht gesorgt. Der Portier mußte aufstehen, und mehrere Personen wurden in ihrer Ruhe gestört. Es fand ein Umzug statt und es wurden Klagen erhoben, welche tausend Stürme erregten.

Madame du Châtelet machte selber ihr Bett, so sehr waren die Leute beschäftigt, auch that sie es, um sich eine Miene der gefälligen Einfachheit zu geben. Sie machte es so gut, daß sie sich nicht hineinlegen konnte, und am folgenden Morgen hielt sie uns lange Vorträge über die Proportionen und über das Niveau und was weiß ichs; ich verstand nichts davon und die Andern eben so wenig.

Man hatte ihr nur vorläufig ein Zimmer gegeben; der Marschall von Maillebois ging nach Paris und sollte ihr das überlassen, welches er inne hatte. Am folgenden Morgen verlangte sie ein anderes, dann wieder ein anderes und so versuchte sie es mit vieren nach einander. Das Schöne dabei war, daß sie aus jedem die Tische mitnahm, welche sich darin befanden, um sie endlich in diesem letzte gewählten zu vereinigen; sie bedurfte Tische von allen Formen: für ihre Reiseneccessaire, für ihre Papiere, für ihre Bücher, für ihre Quasten und Troddeln und für ihre Pomaden.

Sie machte einen Lärm, so daß sie die Siebenschläfer hätte erwecken können, wegen einer

Tintenflasche, die über ihre Rechenexempel ausgeschüttet worden; sie beklagte sich über den Lärm, doch hatte sie selber die seltsamsten Tollheiten.

Frau von Staal trat eines Morgens wie eine Wahnsinnige lachend in mein Zimmer und sagte:

— Meine Königin, können Sie errathen, was Madame du Châtelet gegenwärtig macht?

— Wahrscheinlich beschäftigt sie sich mit Ziffern und Planeten.

— Durchaus nicht: sie macht eine Uebersicht ihrer Grundsätze. Es ist eine Uebung, die sie jedes Jahr wiederholt, sonst könnten sie ihr entwischen und so weit fortgehen, daß man keinen einzigen wiederfinden würde.

— Ich glaube es wohl! Ihr Kopf ist ein Gefängniß für jene; es ist nicht der Ort ihrer Geburt, und man muß sie sorgfältig überwachen.

Weder sie noch Voltaire zeigten sich anders, als bei anbrechender Nacht. Sie arbeiteten den ganzen Tag, und man bemerkte sie nur beim Abendessen; sonst servierte man ihnen in ihrem Zimmer.

— Wenn Mademoiselle de Breteuil sich in der Madame du Châtelet, auf diese Weise gesattelt, sehen könnte, würde sie es nimmer glauben, sagte, die Herzogin von Maine, die dieses regelwidrige Benehmen nicht leiden konnte und dessen überdrüssig zu werden begann.

Sie wiederholten und ließen eine Art Posse wiederholen, die Voltaires unwürdig war, die sie uns vorstellten und die wir in Sirey wiederfinden werden. Die Schauspieler waren erträglich, Voltaire vortrefflich, und die schöne Emilie hielt sich dadurch, daß man ihr immer wiederholte, daß sie klein und korpulent sei, was einen seltsamen Gegensatz zu dieser laugen und dünnen Stange bildete.

Sie spielte die Rolle eines Mädchens Namens Mademoiselle de la Cochonniere. Man trug mir die Rolle ihrer Gouvernante Barbe an, aber ich lehnte diese Ehre ab. Ein gewisser Vanture, den Frau von Maine immer Bonaventure nannte, spielte Boursouflé. Da er nun aber selber sehr aufgeblasen war, so stellte er die Aufgeblasenheit zu natürlich dar und war durchaus nicht unterhaltend. Da der Gegenstand im höchsten Grade forcirt war, so mußte auch Alles wie der Gegenstand sein. Ein gewisser Herr Pins, Intendant der Herzogin von Estrées, stellte einen Dieb im kleinen Maßstabe, Namens Mandrin, als einen ehrlichen Mann dar. Die übrigen Rollen waren dem Ganzen untergeordnet; als Posse war es nicht übel, aber es that mir leid, daß sie dem großen Namen Voltaires zugeschrieben wurde. Er veredelte denselben ein wenig durch ein Sprichwort, welches er selber mit Madame Dutour, der Narbe der Mademoiselle de la Cochonniere, aufführte. Man war mit dem Abend sehr zufrieden, man lachte ziemlich viel, und man unterhielt sich, wie man sich an diesem Hofe unterhielt, indem man viel über Andere spottete.

Die besten Personen unter denen, die sich dort befanden, waren die Herzogin von Saint-Pierre und die Herzogin von Estrées. Man erwies ihnen alle Aufmerksamkeiten. Man hielt sich darüber auf, daß Herzoginnen in Sceaux der Herzogin von Maine den Hof machten! Diese unglückliche Bastardin hatte unter der vorhergehenden Regierung und zu Anfang der Regentschaft so viele Abenteuer gehabt! Der Herzog, von Saint-Simon und andere Emporkömmlinge hatten sich wegen dieser Würde auf so hohe Stelzen erhoben, weil der Hof von Sceaux, sie dorthin rief, um sie zu einem Gegenstande des Gelächters zu machen.

Am Tage nach der Komödie verließen uns Voltaire und seine Urania, und der Herzog von Richelieu wollte sie sehen, ehe er sich nach Genua begab. Beim Scheiden erzählten sie mir, daß sie nach Lothringen abreisten, um sich dort niederzulassen.

— Wir entsagen der Welt, Madame; wir wollen uns in der Einsamkeit niederlassen, um uns den Künsten und der Freundschaft zu widmen. Sie werden, uns besuchen, nicht wahr?

— Gewiß, antwortete ich, sehr neugierig, dieses tête-à-tête und ein von diesen beiden Geschöpfen geleitetes Haus zu sehen.

— Wir laden wenigstens nicht alle Welt ein; wir sind sehr difficile und werden es immer sein. Man wird uns bitten, dorthin kommen zu dürfen, zweifeln Sie nicht daran.

— Ich zweifle nicht daran, und ich danke Ihnen, Madame. Was Sie betrifft, Herr von Voltaire, Sie kennen meine Bewunderung für Sie.

Sie reisten sehr früh ab, und man sah sie nicht wieder. Dann fand ein Concert von Kritiken auf ihre Rechnung statt, welches erst in fünf oder sechs Tagen ein Ende nahm. Frau von Maine konnte nicht darüber schweigen.

— Ich lasse Voltaire dies Alles hingehen, er kann nicht dafür; er ist der Sohn eines Notars, und unsere Lebensweise ist ihm unbekannt; aber Madame du Châtelet, Mademoiselle de Breteuil!

— Madame, versetzte ich, es ist gerade deshalb. Herr von Breteuil hat sein Fräulein Tochter in den Gewohnheiten der Intendanten der Provinz und der Magistratur von Paris unterrichten können, aber mit denen des Hofes ist er unbekannt.

Er hat ihn wenigstens aus der Dachluke angesehen. Er hat offenbar sein ganzes Leben lang gute Gesellschaft empfangen und gesehen. Reden Sie mir nicht davon, ich werde nimmermehr dieses Wesen und Benehmen als Göttin der Bourgeoisie verdauen. Der Geist Voltaires dient ihr als Regenschirm; man hat nichts darüber zu sagen, ich wiederhole es, er würde sich auf den Tisch setzen, was ich ihm hingehen lassen würde, aber ihr nichts!

Frau von Maine konnte Madame du Châtelet nicht leiden. Uebrigens war es überall gleich, und der größte Geist des Jahrhunderts hatte hierin einen seltsamen Geschmack. Das Schlimmste war, meiner Meinung nach, daß sie lächerlich und langweilig war.

---

## Achtes Kapitel.

Als Voltaire und seine Gottheit abgereist waren, setzten wir unser gewohntes Leben wieder fort, das heißt, es fanden viele Spazierfahrten, viele Jagden und viele Lustpartien statt. Am Abend wurde das Cavagnolspiel gespielt und zuweilen Sprichwörter und Komödien aufgeführt — immer Geist, Verse, Chansons, worin sich der Herzog von Maine vor Allen auszeichnete. Ich liebte diese Gesellschaft sehr und fand ein großes Gefallen daran.

Frau von Staal beklagte sich laut über ihre Herrin, sie versicherte, sie könne nicht mit ihr leben, sie würde fortgehen, und doch blieb sie immer da. Ungeachtet ihrer bekannten Fehler hatte die Herzogin eine Grazie, einen Zauber und eine Manier, sich zu benehmen, die nur ihr eigen war. Man rechtfertigte sie, ehe man sie beschuldigen konnte. Man suchte Entschuldigungen für sie, so sehr wünschte man gut mit ihr zu sein.

Ich sagte oft zu ihr:

— Madame, wenn Sie, anstatt Ihre Zeit damit hinzubringen, mit dem Herzog von Orleans zu zanken, ihn ohne Hindernisse hätten sehen können, so würden Sie Beide Frankreich regiert haben; er hätte Sie angebetet, er würde noch leben und Sie würden einander immer noch lieben.

— Weil wir einander nie geliebt haben würden.

Sie hatte ein trockenes Herz und einen leeren Kopf; auch war sie nur unglücklich durch Eitelkeit und vereitelten Ehrgeiz. Man gebe dem Herzog von Maine wirkliche Ansprüche an den Thron; man mache, daß die Prinzessin die Erste sei, daß sie etwas und Jemand beherrschen könne, und sie würde keine Wünsche mehr aussprechen.

Es geschah in Anet etwas, was uns sehr erschütterte; die arme Herzogin von Estrées glitt auf der Treppe aus, schlug mit dem Kopfe auf die Stufen, blieb ohne Bewußtsein liegen, und es wurde ihr sogleich eine Ader geöffnet. Sie speiste fast wie gewöhnlich zu Abend und versicherte am folgenden Tage, daß sie durchaus nichts empfinde.

Acht bis vierzehn Tage vergingen in einem befriedigenden Zustande. Plötzlich fühlte sie sich ein wenig leidend, und sie ließ sich das Abendessen auf ihr Zimmer bringen; Frau von Fervaques leistete ihr Gesellschaft, und sie lachten viel mit einander. Frau von Fervaques verließ sie um Mitternacht, und die Herzogin legte sich nieder. Kaum in ihrem Bette, ließ sie ihren Kopf auf die Brust sinken und röchelte.

Ihre Frauen stießen ein entsetzliches Geschrei aus und brachten das ganze Haus in Aufruhr. Man lief dorthin, und die Herzogin von Maine voran. Es wurde alle Sorge für die Leidende angewendet; man schickte überall hin reitende Boten, um Aerzte herbeizuholen, da der unsrige seine Unfähigkeit zugestand. Sie kamen zu spät, denn sie lebte nicht mehr.

Dieser Todesfall verbreitete zwei Tage lang Schrecken unter dieser so heiteren Gesellschaft; bis zum Begräbniß war man wie versteinert; als es aber einmal vorüber war, dachte man nicht mehr daran. Ich habe nie ein so schnelles Vergessen erlebt.

Frau von Staal sprach lange darüber.

— Nun sehen Sie, meine Königin, wenn ich stürbe, würde es eben so sein. Man würde mich vielleicht ein wenig mehr bedauern, da ich nützlicher bin! Aber man würde es nicht so sehr zeigen, da ich keine Herzogin bin!

Was mich betrifft, ich hatte keine Ansprüche an eine Zuneigung, die ich nicht empfand. Ich kehrte mit der Herzogin, von Maine nach Sceaux zurück, wo wir den ganzen Herbst zubrachten. Um Weihnachten machten wir Couplets, die, wie ich versichern kann, sehr geistreich waren. Ich hatte sie alle aufbewahrt, aber das Fräulein de Lespinasse hatte sie, vielleicht aus Nachlässigkeit, mitgenommen, und ich habe sie seitdem nie wiederfinden können. Es ist mir leid, denn ich würde sie hin angeführt haben.

Man versammelte sich gegen acht Uhr in dem Salon zu Sceaux. Es war Musik da welche die beliebtesten Weihnachtslieder spielte, wonach Jeder seine Verse machte. Man ließ die Ereignisse des Hofes und der Gesellschaft die Revue passiren; man verlangte nicht mehr, als daß die Krippe den Vorwand dazu bildete.

Herr von Saint-Aulaire und der Herzog von Maine waren vortrefflich; ich verstand nicht viel davon, denn ich habe meine Gedanken nie zu einem Couplet zerhacken können.

Wir hatten auch Davisart und die Präsidentin Dreuillet, von, der, ich bereits gesprochen zu haben glaube.

Davisart hatte die Thorheit der Aufopferung. Er liebte den Herzog von Maine so sehr, daß er sich für ihn hätte tödten lassen können, und er hatte beständiges Herzklopfen wegen der Ueberzeugung, ihn zum ersten Minister ernennen zu sehen, Es kam kein Courier an, man brachte keinen Brief, ohne daß er rief:

— Er ist endlich an seinem Platze, nicht wahr?'

Und nichts konnte ihm diese Hoffnung nehmen, so lange der Prinz lebte. Selbst bei seinem Tode ging er nicht davon ab. Er verfaßte ihm eine Grabschrift, worin er ihn als den Sohn Jupiters und ersten Minister des Olymp darstellte.

In Folge der Verschwörung wurde Davisart natürlich in die Bastille geschickt, doch glaube ich nicht, daß er tief in dieselbe eingeweiht war.

Er hatte seine Freundin, die Präsidentin Dreuillet, nach Sceaux geführt, in welche die Herzogin von Maine mit Recht vernarrt war, obgleich sie ihr siebzigstes Jahr zurückgelegt hatte; sie besaß einen bewundernswürdigen Geist und machte köstliche Epigramme und Chansons.

Wir speisten eines Abends im Arsenal, wo die Herzogin einen Pavillon am Ufer des Flusses hatte erbauen lassen. Madame Dreuillet war sehr schwach und schien nur eben noch zu athmen. Nach der Suppe bat die Prinzessin sie, zu singen.

Der Präsident Henault, welcher der Herzogin näher saß, sagte ganz leise zu ihr:

— Aber, Madame wir müssen wenigstens fünf oder sechs Stunden an der Tafel sitzen, wenn Sie schon jetzt anfangen, wird sie es nimmermehr bis zu Ende aushalten.

— Sie haben Recht, Präsident, versetzte sie; aber sehen Sie nicht, daß keine Zeit zu verlieren ist und daß diese Frau am Braten sterben kann?

Wir sahen einander an, wir wurden von diesem grausamen Scherze betroffen, obgleich er uns nicht in Erstaunen setzte; wir kannten die Herzogin von Maine und ihr Herz.

Wir hatten auch einen Abbé de Vaubrun, Bruder der Herzogin von Estrées, der sich nicht von der Herzogin entfernte. Ich habe sein Portrait entworfen, wie es damals Mode war; ich finde es wieder und will es hier niederschreiben, es war ein Original.

Der Abbé de Vaubrun ist auf der rechten Seite drei Ellenbogenlängen hoch und zwei und eine halbe auf der linken Seite, was seinen Gang sehr unregelmäßig macht. Er trägt den Kopf hoch und zeigt mit Vertrauen ein Gesicht, welches Anfangs überrascht, aber doch nicht so auffällt, wie



die Bizarrerie seiner Züge es zu verlangen scheint. Seine Augen sind gerade das Gegentheil seines Geistes; sie haben mehr Tiefe, als Oberfläche; sein Lächeln bezeichnet für gewöhnlich die Zufriedenheit, die er für die Hervorbringungen seiner Phantasie hegt. Er verliert seine Zeit nicht bei dem Studium, noch bei dem Aufsuchen der soliden Dinge, die ihm nur unter der geringen Anzahl der Leute von Geist und Verdienst Ehre machen., Er beschäftigt sich ernstlich mit allen Kleinigkeiten. Er weiß zuerst die Neuigkeiten des Tages; von ihm erhält man immer das erste Kompliment über die angenehmen Ereignisse. Niemand weiß mit mehr Galanterie eine abgeschmackte Bemerkung zum Besten zu lenken, Niemand kennt besser den Preis der Rücksicht, die man erlangt, wenn man mit hochgestellten oder durch ihre Geburt ausgezeichneten Personen lebt. Er ist sehr gefällig gegen seine Freunde; er läßt es an keiner Pflicht gegen sie fehlen. Man sieht ihn bei ihrem letzten Todeskampfe mit demselben Vergnügen, womit er Zeuge ihres glücklichen Erfolges gewesen. Er hat keine Delicatesse in der Freundschaft, welche Verlegenheit erregt; er begnügt sich mit dem Schein, und er fühlt sich mehr geschmeichelt von den öffentlichen Zeichen der Rücksicht, als von der wirklichen Achtung, Die Herzogin von Maine hat ihn vollkommen ergründet, indem sie von ihm sagte, er wäre das Erhabene des Frivolen.«

Sie konnte ihn um so besser schildern, da sie fast ebenso viel Recht zu derselben Schilderung hatte.

So verging also das Leben in diesem Inneren. Ich glaube nicht mehr davon reden zu müssen; denn in der Folge geschah nichts weiter. Es waren beinahe dieselben Gesichter, dieselben Unterhaltungen. Ich brachte fast alle meine Zeit bis zum Tode der Herzogin von Maine in diesem Hanse zu. Ich werde indessen noch einen Zug hinzufügen.

Man brachte mich gewöhnlich in dem kleinen Schlosse unter, weil ich viel hin und her ging, sowohl nach Paris, als zu meinen verschiedenen Freunden auf ihre Landsitze, nach Montmorency zu Herrn und Madame Du-Châtel, nach Champs zu Madame de la Guiche, und noch zu vielen andern Orten.

In einem Jahre, als ich mich erkältet hatte und wir lange aufblieben, machte man mir den Vorschlag, in dem großen Schlosse zu wohnen, was mir sehr lieblich erschien; ich durste zu allen Zeiten nicht ausgehen, um zu Mittag oder zu Abend zu speisen. Ich nahm es an.

Fräulein Delaunay — denn indem ich meine Notizen nachsehe, bemerke ich, daß sie zu jener Zeit noch nicht verheirathet war — Fräulein Delaunay kam in aller Eile, mich aufzufordern, es nicht zu thun.

— Man hat viel von Ihren Abwesenheiten und von der Unannehmlichkeit gesprochen, ein Zimmer in dem großen Schlosse so oft leer zu haben. Man hat hinzugefügt, daß eine unbedeutende Erkältung und ein Husten nicht von Wichtigkeit sei, daß gewisse Leute auf die geringste Unpäßlichkeit achten, ohne an die Bequemlichkeit und die Unangenehmheit der Andern zu denken. Wenn Sie Ihr Zimmer wechseln, werden Sie Nadelstiche bekommen, das sollen sie sehen.

Ich schwankte nicht. Ich hatte große Lust, ganz fortzugehen, meine Freundin beschwor mich, es ihr zu Liebe nicht zu thun. Ich blieb, aber ich zeigte, daß ich ungern daß mir gegebene Wort wegen des neuen Zimmers zurückgab.

— Ah! Vortrefflich! Antwortete sie mir einfach, Nichts ist mir so zuwieder, als im Corridor an einer verschlossenen Thür vorüberzugehen, ich bin deshalb den Rest des Tages traurig.

Dies war aller Dank, den ich dafür erhielt.



## Neuntes Kapitel.

Ich hatte eine Freundin, von welcher ich auch mit einiger Umständlichkeit reden muß, den diese Freundin hatte auch ihre unglückliche Berühmtheit. Das arme Geschöpf hatte ein trauriges Ende für einige Augenblicke des Glücks, und doch noch ein seltenes Glück. Es handelt sich um Frau von Vintimille. Ich hatte in Sceaux mit ihr Bekanntschaft gemacht, oder vielmehr durch Noailles und die Frau Gräfin von Toulouse, da die Fräulein von Nesles bei Frau von Noailles erzogen worden waren. Ich habe noch nicht von Paris Duvernay und von seinen Brüdern gesprochen, die Anfangs Rathgeber und Freunde der Frau von Prie und dann der Frau von Chateauroux waren; es ist eine Sache, die alle Welt weiß. Man hat sie gegen Ende der Regierung Ludwig des Vierzehnten aus ihren Gebirgen von Savoyen ankommen sehen; sie hielten eine Herberge, wo sie so glücklich waren, daß die Herzogin von Burgund auf ihrer Durchreise bei ihnen einkehrte. Sie bemerkte sie, weil sie hübsche Kinder waren, und ließ sie nach Frankreich kommen, wo sie das bekannte Glück machten.

Frau von Vintimille, die zweite Tochter des Marquis de Nesles, war eine Frau von gutem Herzen, von ausgezeichnetem Geiste, groß und ziemlich schön. Sie lebte sehr gut, ohne daß man von ihr gesprochen, da sie nicht nach Glanz und Ruhm strebte. Ihre Schwestern waren verheirathet. Obgleich die Töchter einer Frau, die wegen ihrer ausschweifenden Lebensweise sehr bekannt war, verschaffte ihnen doch ihr guter Name und ihre anständige Mitgift gute Partien,

Die älteste heirathete den Grafen von Mailly.

Die zweite den Marquis von Vintimille, der von italienischer Abkunft war.

Die dritte den Marquis von Flavacourt.

Die vierte den Marquis von La Tournelle.

Die fünfte den Marquis, späteren Herzog von Lauraguais.

Alle, außer Frau von Flavacourt, wurden die Maitressen des verstorbenen Königs.

Ich habe nichts mehr als die Anderen von Frau von Mailly, von Frau von La Tournelle, die Herzogin von Chateauroux wurde, noch von der Frau von Lauraguais zu sagen. Jeder kennt ihre Abenteuer, man hat sie auf den Dächern erzählt. Frau von Vintimille ist aus vielen Gründen in der Dunkelheit geblieben, wovon der erste war, daß sie sehr jung starb, und dann lag in dem, was ihr begegnete, ein Geheimniß, welches viele Leute zu verbergen ein Interesse hatten.

Frau von Mailly, eine große und edle Frau, wurde auf eine schmachvolle Weise beschuldigt, während man sie hätte beklagen sollen. Frau von Chateauroux, die man als Heldin betrachtete, taugte nichts. Sie war eine Ehrgeizige, und sie hatte wegen ihres Verlustes für diesen Ehrgeiz Alles geopfert.

Sobald ich Frau von Vintimille sah, gefiel sie mir durch die große Schönheit, die in ihrem Gesichte lag. Ich gefiel ihr ebenfalls und es entstand eine große Vertraulichkeit zwischen uns. Es war zu Anfang der Gunst der Frau von Mailly; Frau von Vintimille ging viel zu Hofe, und Frau von Mailly nahm sie mit in die kleinen Zimmer.

Frau von Mailly verehrte Ludwig den Fünfzehnten nicht wegen seiner Macht und seiner Größe, denn sie wollte nichts von ihm annehmen, und er mußte sie zwingen, ihr bescheidenes

Vermögen ein wenig zu verbessern. Sie liebte ihn leidenschaftlich; sie war bereit, dieser Liebe alle möglichen Opfer zu bringen und sie hat es reichlich bewiesen.

Sie suchte ihrem Liebhaber jedes Vergnügen zu verschaffen und versammelte um sich alle Personen, die ihm gefielen. Eine einzige zeigte sich als ihre wahre Freundin, und dies war Frau von Vintimille. Sie sagte ihr Alles, sie vertraute ihr ihre geringsten Gedanken an und that nichts, ohne sie zu befragen.

Ich will eins von den geheimsten und auffallendsten Blättern des menschlichen Herzens aufschlagen, einen von jenen Eindrücken, die sich nur erzählen lassen, und die man eben so wenig erklären als ergründen kann. Ich weiß nicht, was ich an der Stelle der Frau von Mailly und ihrer Schwester gethan haben würde, aber gewiß hätte ich nicht wie Beide gehandelt.

Ludwig der Fünfzehnte war zu jener Zeit gewiß der schönste und reizendste Mann in seinem Königreiche. Er vereinte alle Reize des Geistes mit denen des Körpers. Er war gut, er war leutselig, er war tapfer und bezaubernd, Frau von Mailly starb fast vor Furcht, nicht geliebt zu werden; sie wußte wohl, daß er sie nicht gewählt, sondern nur angenommen hatte, Sie war nicht mehr ganz jung, sie war nicht durchaus schön, nur ihr Geist war vom ersten Range, und sie fürchtete, daß der Geist für einen Fürsten dieses Alters nicht die stärkste Anziehungskraft besitzen werde.

Seit einiger Zeit wurde ihre Schwester nachdenkend; sie schien ihre vertrauten Mittheilungen zu fliehen; sie fand Vorwände, nach Versailles oder nach Choisy zu kommen, um sich besonders vom Könige zu entfernen.

Dieser fragte dagegen beständig nach ihr; er beklagte sich über ihre Abwesenheit und wunderte sich besonders darüber.

Frau von Mailly wollte den Grund davon wissen; sie schrieb an ihre Schwester und bat, sie zu besuchen und sich nicht länger abgesondert zu halten, indem sie hinzufügte, wenn sie es ihr verweigere, so würde sie selber kommen, sie zu besuchen.

Frau von Vintimille antwortete, sie wäre im Begriff, Paris auf einige Zeit zu verlassen, und sie bäte ihre Schwester, sich nicht zu bemühen, da sie sie doch nicht auffinden werde. Frau von Mailly konnte sich diese Antwort und diese Abwesenheit nicht erklären. Sie erkundigte sich bei der Marquise und erfuhr endlich, daß sie in Navarre bei der Herzogin von Bouillon sei.

Als der König von dieser Reise hörte, brach er in einen wahrhaften Zorn aus. Er beschuldigte Frau von Mailly, daß sie sie habe abreisen lassen, daß sie sie nicht zu bewachen verstanden und nicht gewußt, wie sie sich verhalten solle, und was sie zu thun habe, damit sie zurückkehre,

— Wenn Eure Majestät es wollen, so will ich sie in Navarre aufsuchen, versetzte die vortreffliche Frau, vielleicht wird sie mir nicht widerstehen,

— Thun Sie das, Gräfin, — reisen Sie sehr schnell dorthin und kehren Sie noch schneller zurück, und wir werden erfreut sein. Ich habe immer gern dieselben Gesichter in meiner Nähe; und dann ist sie Ihre Schwester, und da muß sie mir wohl sehr theuer sein.

Die Gräfin ließ es sich nicht zweimal sagen und reiste nach Navarre ab.

Als Frau von Vintimille sie erblickte, brach sie in Thränen aus.

— Ach! meine Schwester! meine Schwester! rief sie, was willst Du hier?

Sie ging einsam im Park spazieren, neben dem Denkmal, welches man dem Pferde des Herrn von Turenne gesetzt, welches man im Marstalle des Schlosses verpflegt, und dem man nach seinem Tode die Ehre eines Mausoleums hatte zu Theil werden lassen.

Frau von Bouillon sagte zur Frau von Mailly, die arme Frau habe nichts weiter gethan, seitdem sie dagewesen, als daß sie geseufzt und allein spazieren gegangen.

— O Himmel! meine Schwester! was ist Dir? was bedeuten diese Thränen?

— Ich bin krank, meine Schwester, ich bin aus Paris abgereist, um mich zu retten. Ich floh, was ich sah und was mein Uebel nährte; ich würde mich vielleicht geheilt haben, und da kommst Du und erinnerst mich an Alles.

— Ich komme, um Dich zu holen, meine Schwester.

— Mich zu holen? mich! mich zu holen! ist es möglich! Du kommst, mich zu holen?

— Ja, im Auftrage des Königs.

— Sage mir das nicht, sage mir das nicht! rief sie noch mehr weinend.

— Ich verstehe Dich nicht, meine Schwester, Du betrübst mich sehr; liebst Du mich denn nicht mehr?

— Ich Hab? Dich nie so sehr geliebt.

— Sollte ich Dich beleidigt haben, ohne es zu wollen?

— Du! o niemals, mein Gott!

— Hat denn der König —

— Der König! der König! Könnte ich mich beklagen?

— Was ist es denn da? Kein Hofmann würde es an dem haben fehlen lassen, was er Dir schuldig ist, sollte ich denken, oder er würde bald lernen, es zu bereuen. Ich bin nicht rachsüchtig, ich habe nie vom Könige verlangt, irgend etwas zu thun, um meine Würde aufrecht zu halten; aber Du, meine Schwester, ich würde nicht leiden, daß Dir irgend eine Beleidigung widerführe.

— Niemand hat mich beleidigt; ich bin krank, das ist Alles.

— Du willst nicht zurückkehren?

— Das kann nicht geschehen.

— Ich werde indessen nicht ohne Dich zurückkehren. Der König würde es mir nicht verzeihen.

— Sage dem Könige, daß Herr von Vintimille es mir verbietet.

— Herr von Vintimille! ah, meine Schwester, hat sich denn Herr von Vintimille jemals um das bekümmert, was Du thust, und hat er die Macht gehabt, Deinen Willen zu fesseln?

— Meine gute, meine liebe Schwester, ich beschwöre Dich, beharre nicht weiter dabei, laß mich.

Frau von Mailly war Anfangs zu vortrefflich und dann zu schlau, um ihr zu gehorchen

— Du hast einen Kummer, meine Schwester, Du verbirgst ihn mir, die ich Dir alle meine Gedanken sage.

— Ich habe Dir auch alle meine Gedanken gesagt, meine Schwester, ich verberge Dir nichts. Ich bitte Dich, lehre nach Versailles zurück, und verlaß mich.

— Ich werde Dich nicht verlassen, Du wirst mit mir reisen, der König will es, der König wünscht, daß Du mir folgst, und Du wirst mir folgen.

— Ich werde Dir nicht folgen, ich werde Euch Beide nicht wiedersehen, wenigstens nicht bis ich —

— Bis was —

— Ich habe zu meiner Weigerung nichts hinzuzufügen, meine Schwester, geh!

Der Kampf währte lange. Frau von Mailly versuchte auf jede Weise ihre Schwester zu überreden und sie zu bewegen, zu thun, was sie wünschte. Frau von Vintimille hielt sich gut, und die Gräfin war genöthigt, wieder abzureisen, wie sie gekommen war.

Als er sie allein ankommen sah, drückte das Gesicht des Königs den lebhaftesten Wechsel aus. Er hörte sie ungeduldig an und unterbrach sie, indem er sagte, Frau von Vintimille würde kommen, das wisse er wohl, und da wolle er sie holen lassen."

Bei diesen Worten begann Frau von Mailly die Wahrheit zu erkennen, die sie bis jetzt von sich gewiesen hatte. Sie konnte sich die Wahrheit nicht verbergen; die Kälte des Königs während der folgenden Tage bestätigte ihre Befürchtungen.

Sie ging darauf in sich und befragte ihr eigenes Herz. Sie fragte sich, wozu sie fähig sei, um ihrem Liebhaber zu beweisen, wie theuer ihm sein Glück sei und wie gering sie ihr eigenes anschlage, wenn es sich um ihn handle.

Ihr Herz antwortete, daß sie sich ohne Zaudern und gänzlich opfern werde, bei dieser Freude, sich zu opfern, dieser Wuth der schönen Seelen, wofür sie so schlecht belohnt werden.

Sie brachte mehrere Nächte ohne zu schlafen zu; der König zeigte sich selten mehr bei ihr und erschien dort nur des Anstands wegen. Seine üble Laune dauerte fort, die Marquise kam nicht, Frau von Mailly sah ein, daß der Widerstand fortdauerte und daß sie allein ihn zu beseitigen vermöge. Der König vergaß sich sogar so weit, daß er eines Abends bei ihr sagte:

— Wozu nützt die höchste Macht, wenn man nicht im Stande ist, das zu erlangen, was man am meisten wünscht.

Am folgenden Morgen früh ließ sie den Herzog von Richelieu zu sich kommen, den beständigen Vertrauten der Liebesverhältnisse seines Herrn, den Minister seiner Vergnügungen und aller seiner Räthe, welchem er am meisten Vertrauen bewilligte.

— Mein Herr, sagte sie zu ihm, Sie sind der Freund des Königs, Sie sind der meinige, Sie werden mir einen Dienst nicht verweigern.

— Ich bin nur zu glücklich, Ihnen denselben zu leisten, Frau Gräfin, zu glücklich, Ihnen und Seiner Majestät meine Ergebenheit zu beweisen.

— Beantworten Sie mir offen eine Frage. Wollen Sie es?

— Das hängt von den Umständen ab, Madame.

Offen zu antworten! Man kann von einem Hofmanne keinen größeren Beweis der Ergebenheit, als diesen verlangen. Die Gräfin lächelte traurig bei dieser Antwort.

— Ich verlange viel, das ist wahr. Indessen habe ich auf Sie gerechnet. Der König verbirgt Ihnen nichts; Sie müssen also die Ursache seiner Traurigkeit wissen. Welches ist sie? sagen Sie es mir,

— Ich — ich weiß sie nicht, Madame.

— Sie wissen sie wohl — sie kann Ihnen nicht unbekannt sein. Reden Sie also.

— Madame, wenn der König sie mir anvertraut hätte, würde ich sie nicht verrathen.

— Er liebt mich nicht mehr!

— Er liebt Sie, nur —

— Nur? —

— Nein, ich kann Ihnen das nicht wiederholen.

— Ich würde Sie auf meinen Knien darum bitten, gnädigster Herzog, wenn ich nicht wüßte, daß Sie es nicht zugeben würden.

— Meiner Treu, Gräfin, Sie sind am Ende immer eine Frau von Geist, und Sie haben ein so großes Herz, daß Sie vielleicht diese Thorheit begreifen und verzeihen werden.

— Reden Sie doch! Sie machen, daß ich sterbe.

— Nun also, der König liebt Sie noch immer; doch liebt er Sie nicht allein; es fehlt Ihnen etwas, wenn Ihre Frau Schwester nicht bei Ihnen ist. Er würde Frau von Vintimille nicht ohne Sie lieben; aber er liebt Sie weniger ohne Frau von Vintimille.

Die arme Frau wurde außerordentlich blaß. Sie konnte nur mit Mühe das Schluchzen unterdrücken.

— Oh! sagte sie, ich wußte es wohl, der König liebt mich nicht, aber es ist grausam für mich, es von Neuem zu hören,

— Ich wollte es nicht —

— Ja, ich habe es verlangt. Noch eine Frage, und dann würde ich Sie bitten, zu überlegen. Weiß meine Schwester etwas davon?

— Ohne Zweifel. Der König hat zu ihr von seinem Gefühl gesprochen, und deshalb ist sie entflohen.

— Er hat sie zurückgerufen?

— Ja, er hat ihr geschrieben. Sie hat sich geweigert, zu kommen, und sie hat ihm geantwortet, daß sie nur einem Cabinetsbefehl gehorchen würde, und er hat nicht gewagt, sie weiter zu treiben.

— Ich danke Ihnen, gnädigster Herzog, das Uebrige ist jetzt meine Sache. Noch eine letzte Frage: Liebte Madame de Vintimille den König? Glauben Sie es?

— Muß ich offen reden?

— Ich bitte Sie darum.

— Nun gut, meine liebe Gräfin, wenn sie ihn nicht geliebt hätte, würde sie sich nicht so schnell entfernt haben.

Frau von Mailly antwortete nichts. Für diese Seelen gibt es Wunden, über welche sie nicht schreien und sich beklagen, die aber nichts auslöscht.

Sie entließ den Herzog, ließ Seiner Majestät sagen, daß sie krank sei, und blieb bis zum folgenden Tage eingeschlossen, ohne irgend Jemand bei sich zu sehen. Was sie in jener Nacht litt, läßt sich begreifen, aber nicht erzählen. Sie stand dem Anscheine nach ruhig auf, rief eine ihrer Frauen herbei, in die sie volles Vertrauen setzte, und gab ihr den Befehl, insgeheim Alles auf ihre Abreise vorzubereiten.

— Mein Gott! wollen die Frau Gräfin den Hof verlassen?

— Nein, mein Kind, ich gehe nach Navarre, um Frau von Vintimille zu besuchen; ich nehme nur Bourguignon mit, ich kann mich vollkommen auf ihn verlassen. Während dieser Zeit bin ich krank, verstehst Du wohl? Niemand wird eingelassen, selbst nicht der König. Man muß gut Wache halten, und meine Abwesenheit darf nicht bekannt werden. Sage Bourguignon, daß er eine Chaise auf dem Wege nach Saint-Cyr bereit hält. Verschaffe mir das Costüm einer Haushälterin oder einer Händlerin, damit ich nicht erkannt werde, mehr verlange ich nicht.

Die ergebene Dienerin machte keine Bemerkung; sie erfüllte getreu die Absichten ihrer

Herrin, und als Alles bereit war, benachrichtigte sie sie davon.

— Ich befehle Dir an, daß Niemand hier eintreten darf, nicht einmal er, am wenigsten er!

— Aber, Madame, wenn Seine Majestät die Thür erbrechen sollte?

— Er wird sie nicht erbrechen! dazu hat er nicht Liebe genug.

Hierauf reiste sie ab und stieg vor dem Schweizerteiche, in einem Kopfputze von Zitz und völlig unkenntlich, in den Wagen.

In Navarre angekommen, stieg sie in einem Gasthause ab. Als Frau von Vintimille die Handschrift erkannte, empfand sie ein heftiges Zittern. Sie flößte Mitleid ein, so sehr war sie verändert — dieser Kampf tödtete sie,

— Madame ist da, sie wünscht die Frau Marquise zu sprechen, sagte Bourguignon, sie wird nicht fortgehen, ohne Sie gesehen zu haben. Sie ist verkleidet, um sich nicht zu compromittiren. Soll sie hierherkommen, oder wollen die Frau Marquise ihr ein Rendezvous an einem abgelegenen Orte geben?

— Meine Schwester hier! meine Schwester verkleidet! sie will mich sehen, sie will mit mir reden, aber ich kann es nicht — ich darf es nicht!

Bourguignon behaute, er schilderte den schrecklichen Zustand, worin sich die Gräfin befinde, er erzählte von ihren Qualen und Leiden, deren Ursache er nicht kannte, und von dem festen Entschlusse, Navarre nicht zu verlassen, ohne mit ihrer Schwester gesprochen zu haben.

— Nun gut, sagte diese, so möge sie auf der Stelle kommen; ich bin allein, die Herzogin von Bouillon und ihre Gäste werden den Tag in Evreux bei dem Bischof zubringen, ich will sie empfangen und wir wollen mit einander plaudern. Man weiß, daß ich krank bin, und Niemand wird daran denken, ohne meinen Befehl zu mir zu kommen.

Bourguignon ging, seine Herrin aufzusuchen; er führte sie nach Navarre und ließ sie in das Zimmer der Frau, von Vintimille eintreten, wo er sie zurückließ, um im Vorzimmer zu warten.

Als die beiden Schwestern allein waren, sahen sie einander an, ehe sie mit einander sprachen. Beide waren von der Veränderung ihrer Züge betroffen. Frau von Mailly erschien wie eine Verurtheilte, die zur Hinrichtung geführt wird. Frau von Vintimille athmete kaum. Endlich gewann ihre gegenseitige Zärtlichkeit die Oberhand, und sie warfen sich einander weinend in die Arme.

— Ah! meine Schwester! rief Frau von Mailly, ich überbringe Dir mein Glück, schlage es nicht aus.

---



## Zehntes Kapitel.

Frau von Vintimille nahm ihren Vorschlag nicht an; sie blieb mit gesenktem Kopfe und verwirrt stehen. Das arme Opfer sollte noch das erste Wort hervorbringen.

— Du antwortest mir nicht, sagte sie; solltest Du die Grausamkeit haben, mich zurückzuweisen?

— Dich zurückzuweisen, meine Schwester! Ah! Du verkennst meine Zärtlichkeit,

— Nein, meine Schwester, nein; aber ich weiß Alles.

— Du weißt Alles?' Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

— Ja, Alles! versetzte das vortreffliche Wesen.

— Wenn Du Alles weißt, meine Schwester, so weißt Du auch um meine Kämpfe, Du weißt, daß ich mich widersetzt habe, daß ich entflohen bin, daß ich mich entschlossen, eher zu sterben, als mein und sein Herz anzuhören.

— Nein, Du wirst nicht sterben; nein, er soll meinerwegen nicht unglücklich werden, und ich komme, um Dir das zu sagen.

— Was meinst Du mit diesen Worten, meine Schwester? Ich habe keine Hoffnung, ich will keine haben; ich habe mich seinen Bitten, seinen Befehlen widersetzt, ich werde noch weiter fliehen, wenn es sein muß, lieber als Dir seine Liebe zu stehlen. Verzeihe mir ein unwillkürliches Gefühl, ein Gefühl, welches mich tödtet, wie ich Dir wiederhole. Ach! wenn ich es nicht habe überwinden können, so habe ich ihm wenigstens nicht nachgegeben.

Frau von Maily weinte still; sie schwiegen alle Neide einige Augenblicke, dann versetzte sie:'

— Du kennst mich noch nicht, meine Schwester, Du weißt nicht, welche Liebe ich für den König empfinde, noch auch, was ich vermöge dieser Liebe unternehmen kann.

— Ich weiß, wie sehr ich ihn liebe, meine Schwester, und was ich leide.

— Ja, aber nicht wie ich; Du widerstrebst ihm, und ich würde ihm nie in irgend etwas widerstanden haben! Unterbrich mich nicht, und höre an, weshalb ich so weit gekommen bin, um es Dir zu sagen.

— Ich höre, meine geliebte Schwester, und ich bin gewiß, daß Deine Worte aus dem Herzen kommen.

— Meine gute Schwester, der König liebt Dich, der König ist unglücklich, der König kann nicht ohne Dich leben; Du mußt wieder zurückkommen.

— Mein Himmel!

— Du mußt mit mir zurückkehren, er muß glücklich durch Dich und Du glücklich durch ihn sein —

— Und Du?

— Ich, ich werde glücklich sein durch Dein Glück; habe ich Dir nicht gesagt, daß ich Dir das meine schenke?

— Und Du wirst Dich zurückziehen?

— Nein.

— Was! Du wirst bleiben, Du wirst Zeugin sein —

— Ich werde es sehen, meine Schwester, und er wird mir vielleicht danken, Dich herbeigeführt zu haben.

Frau von Vintimille wollte ihren Ohren nicht trauen; ich gestehe, daß ich an ihrer Stelle ebenso gedacht haben würde. Ihre hohe Aufopferung geht über meine Begriffe, ich verstehe sie nicht, ich würde sie nicht nachahmen können, ich bewundere sie und finde sie so übermenschlich, daß es für mich ein Utopien ist.

— Was! meine Schwester, was! ist es möglich? Eine solche Tugend! eine solche Güte! Oh! ich bin derselben unwürdig.

— Nein, denn Du Hast gut gekämpft, Du Hast mir Dein Glück aufopfern wollen, Du hast um meinetwillen Dein Herz gebrochen, Du hast alle mögliche Sorge angewendet, und es ist an mir, mich zurückzuziehen. Du bist jung, Du bist schön, Du kannst ihn lange lieben; ich werde für Euch Neide eine Freundin sein; ich werde die ergebene Zeugin Deines Glücks sein, und ich werde es vor der Welt verbergen, im Schatten dessen, welches ich verloren habe.

— Wie! Du willst noch —

— Ich will Alles, was Du willst. Verfüge über mich, aber komm erst, dann wird er weiter befehlen.

Frau von Vintimille ließ sich der Form wegen, glaube ich, viel bitten. Sie hatte große Lust nachzugeben und gab nach. Es wurde zwischen ihnen verabredet, daß man die Abwesenheit der Herzogin von Bouillon benutzen wolle, daß man ihr einige Zeilen zurücklassen wolle, um sie in Kenntniß zu setzen, daß eine dringende Botschaft die Marquise abrufe, und daß man auf diese Weise jede Erklärung vermeiden könne.

Die beiden Schwestern stiegen in den Wagen der Marquise, und Bourguignon brachte wieder die Postchaise herbei. Vermöge ihrer Verkleidung wurde Frau von Mailly für eine Bürgerfrau oder für eine von den Dienerinnen ihrer Schwester gehalten. Sie machten den Weg bei endlosen Herzensergießungen zusammen, Frau von Mailly hatte fast Freude darüber; vermöge ihrer Aufopferung fühlte sie sich fast glücklich. Sie ließ ihre Schwester vor sich in das Schloß eintreten, und um den Schein zu bewahren, verbarg sie sich und kehrte in ihr Bett zurück.

Ihre Verleugnung ging nicht so weit, um Zeugin von dem Entzücken ihres Geliebten bei dem Anblick ihrer Nebenbuhlerin zu sein.

Frau von Vintimille hatte ein Zimmer im Schlosse neben dem der Gräfin. Es war eine Verbindungsthür zwischen den beiden, welche der König häufig benutzte, um von der Einen zu der Anderen zu gehen. Sie begab sich geradezu dorthin, machte eine passende Toilette und fragte sich, wie sie sich zu benehmen habe, um den König von ihrer Ankunft in Kenntniß zu setzen.

Der Herzog von Richelieu konnte ihr diese Mühe ersparen. Sie schrieb ihm also auf einem kleinen Stück Papier diese einfachen Worte:

»Die Marquise de Vintimille, diesen Morgen von Navarre angekommen, wünscht die Ehre zu haben, den Herzog von Richelieu so bald wie möglich bei sich zu sehen.«

Als der Herzog von Richelieu dieses Billet erhielt, beeilte er sich, es dem Könige zu bringen; er verstand das Uebrige, und seine Erfahrung konnte ihn nicht täuschen.

— Sie ist da, rief Ludwig der Vierzehnte.

— Ja, Sire, in ihrem Zimmer.

— So. wollen wir schnell dorthin gehen,

— Sie erwartet Sie, Sire, da sie mich zu sprechen verlangt.

— Und Frau von Mailly?

— Sie ist krank.

— Noch immer?

— Ja, Sire. Ich habe diesen Morgen darauf bestanden, eintreten zu wollen, und Bernardine hat mir unerbittlich die Thür geschlossen.

— Die arme Gräfin!

— Frau von Vintimille befindet sich wohl, Sire. Wir werden vermuthlich diesen Abend bei ihr speisen.

Der König antwortete nicht und ging auf dieses Zimmer zu, welches er, so lange es leer gewesen, mit einer Miene des Zornes angesehen hatte.

Die Marquise hörte ein Geräusch, erkannte seine Fußstritte, legte die Hand aufs Herz und glaubte zu ersticken.

— Ah! Madame! rief der König rasch herbeiläufend, Sie haben sich sehnlichst erwarten lassen.

— Sie hatte nicht die Stärke zu antworten und machte nur eine Verneigung.

— Sie werden jetzt nicht wieder abreisen!

Der Herzog von Richelieu, der mit Ludwig dem Fünfzehnten eingetreten war, entfernte sich unter irgend einem Vorwande, und ließ sie allein.

Zu Anfang eines Liebesverhältnisses zählen die Tage der Abwesenheit dreifach. Man macht mehr Fortschritte durch Erinnerungen und Kämpfe, als durch Sorgfalt und angestrenzte Aufmerksamkeit, Es scheint, als sei man sich eine Entschädigung schuldig. Die Frau, die so oft gegen sich selber angekämpft, die sich verweigert hatte, was sie leidenschaftlich wünschte, schien bei diesen eingebildeten Zurückweisungen alle ihre Kräfte erschöpft zu haben. Als sie ihren Geliebten empfing und sich strenge gegen ihn benehmen wollte, hatte sie nicht den Muth dazu, sie wurde im Voraus besiegt und gab ebenso sehr aus Ungeduld und Mattigkeit, als aus Liebe nach.

Als der König Frau von Vintimille verließ, hatte die arme Frau von Mailly ihrer Schwester nichts mehr zu geben.

Am folgenden Tage wußten die schlaunen Hofleute Alles. Das Vorzimmer der Marquise wurde von einer ausgewählten Menge umlagert; sie empfing Niemand, sie blieb zwischen ihrem Geliebten vom Tage zuvor und dem Vertrauten dieser Liebe getheilt. Das Abendessen war von einer tollen Heiterkeit. Während dieser Zeit litt die unglückliche Gräfin entsetzlich. Allein gelassen in der Tiefe ihres Zimmers, hatte sie ihre Schwester und vielleicht auch den König den ganzen Tag erwartet, aber Niemand war gekommen.

Ganz ihrem Glücke hingegeben, wagte die Marquise nicht, vom ersten Tage an Ludwig dem Fünfzehnten zu sagen, wem sie es verdanke. Sie wagte nicht mehr bei ihrer edlen Nebenbuhlerin einzutreten. Sie schämte sich ihrer selbst wegen dessen, was sie nicht gesagt und was sie vielleicht gedacht hatte.

Frau von Mailly wollte Alles wissen, und besonders von Bernardinen, welcher sie die Worte wie mit Zangen entriß. Sie brachte den Tag und die Nacht mit Weinen zu.

— Ich werde sie vielleicht morgen sehen, sagte sie zu sich selber, die Undankbaren! sie verdanken mir ihr Glück, und sie haben mir nicht einmal gesagt, daß sie glücklich sind.

Am folgenden Tage sah sie sie ebenso wenig. Sie sah jetzt ein, daß der Herzog von Richelieu

sie getäuscht habe, und daß der König ihrer nicht bedürfe, um ihre Schwester zu lieben. Ihr erster Einfall war, sich zurückzuziehen, ohne ein Wort zu sagen, und ohne sich zu beklagen, in einem Kloster, ihren Schmerz und ihre Reue zu Verbergen. Die Hoffnung hielt sie zurück und dann dieses gebieterische Bedürfnis), diese erste Nothwendigkeit des Lebens für eine Frau, welche liebt, ihren Geliebten zu sehen.

Sie wartete.

Drei ganze Tage vergingen, nach welchen man ihr endlich ihre Schwester anmeldete.

Frau von Vintimille, von welcher ich alle diese Einzelheiten erfahren habe, hat mir später die Versicherung gegeben, daß sie wohl hundertmal geneigt gewesen, zu gehen und sie zu umarmen, und daß sie nicht gewagt, sie aufzusuchen.

Ich schämte mich meiner selbst, fügte sie hinzu, und ihre Großmuth beugte mich nieder,

Ihre Unterredung war sehr rührend. Frau von Mailly wurde von ihrer Schwester gebeten, den König am Abend auf einen Augenblick zu empfangen.

— Er will Dich sehen, Dir danken, Dir alle seine Bewunderung, alle seine Zärtlichkeit aussprechen.

— Oh! ja, es ist die Erkenntlichkeit und das Mitleid, die ihn zu mir führen. Er verdankt mir Deine Ankunft, verdankt mir die köstlichen Augenblicke, die eben vergangen sind.

Frau von Vintimille versuchte, sie zu überreden, daß der König mit denselben Gefühlen, wie ehemals, zu ihr komme.

— Würdest Du da nicht eifersüchtig werden? rief die Andere, und kannst Du mir einen größeren Beweis von meiner Verlassenheit geben, als indem Du mich selber fortschickst?

Frau von Mailly irrte sich indessen. Der König kam in der That am Abend; er war zärtlich; er war Alles, was ein Liebhaber sein kann, der eine Frau so wenig liebt, daß er zwei zugleich lieben kann.

Frau von Mailly hatte den Ruhm, ihn zurückzuweisen und ihrem der Schwester gegebenen Versprechen treu zu bleiben; aber sie wurde bald getröstet, sie wurde fast glücklich, sie behielt die Hoffnung auf die Zukunft.

So verging die Zeit. Ludwig der Fünfzehnte blieb zwischen den beiden Schwestern vor dem ganzen Hofe, der an eine Theilung der Neigung glaubte. Es war nichts dergleichen. Frau von Vintimille wußte es; auch duldete sie Frau von Mailly in der Nähe des Königs, ohne Einem von Beiden einen Schatten eines Zweifels oder Verdachtes zu zeigen.

Sie hatte einen herrschsüchtigen Charakter; indem sie die Maitresse des Königs wurde, wollte sie seine Macht theilen, sie wollte vor allen Dingen, daß er allein regiere und die Zügel des Staates wieder nehme; sie predigte ihm den Ruhm und die Unabhängigkeit; sie wünschte ihm die schönsten Blätter in der Geschichte. Frau von Chateauroux, führte später nur aus, was sie vor ihr ausgedacht.

Der König hörte ihr mit Vergnügen zu; Frau von Mailly hatte ihn nicht an diese Sprache gewöhnt. Allem fremd, was nicht ihre Liebe oder das Vergnügen ihres Geliebten betraf, erhielt sie ihn in der Weichlichkeit und der Unterordnung, nicht aus bestimmter Absicht, sondern weil die Liebe ihr einziger Gedanke war, weil sie ihn und nicht den Monarchen liebte, weil sie neben ihm vergaß, was nicht ihm angehörte.

Nach einigen Monaten wurde Frau von Vintimille schwanger; das war freilich eine andere Sache; von diesem Augenblicke an verehrte der König sie; er verließ sie nicht: er that nichts,

ohne sie um Rath zu fragen, so daß er den alten Minister beunruhigte, der von ganzem Herzen Frau von Mailly bedauerte und der Alles in der Welt darum gegeben hätte, wenn sie ihren Platz wieder einnehmen können.

Ich sah die Marquise ziemlich oft; sie hatte ihre Freunde nicht aufgegeben, und ungeachtet ihrer Macht schrieb sie mir, daß sie mich nicht vergessen. Ich traf Ludwig den Fünfzehnten mehrmals bei ihr; wenn ich noch jung gewesen wäre, würde ich diesen Mann geliebt haben, obgleich mir der König klein und winzig erschien gegen seinen großen Vorgänger.

Die Marquise erzählte mir Vieles; sie entwarf mit drei Strichen sehr ähnliche Portraits, und keiner von den Hofleuten entging ihren Satiren. Sie ließ mir meine beiden Pensionen auszahlen; die an die Kasse der Königin verlangte sie selber von Ihrer Majestät, und diese heilige Marie Leczinska konnte den Maitressen ihres Gemahls aus Reue nichts abschlagen.

Ihre Gesundheit wurde sehr schwankend während ihrer Schwangerschaft. In den beiden letzten Monaten stand sie nicht mehr auf. Ich ging häufig zu ihr, um ihr während der Stunden Gesellschaft zu leisten, wo der König nicht bei ihr sein konnte, und wo sie sonst Niemand empfing. Sie veränderte sich sichtbar und war sehr leidend.

— Madame, sagte sie eines Tages zu mir, behalten Sie meine Worte: ich werde nicht wieder aufkommen, und dies ist meine letzte Krankheit!

— Welche Ideen von der anderen Welt, Madame, in Ihrem Alter, und noch dazu wegen einer so natürlichen Sache!

Was ich empfinde, ist nicht natürlich — im Gegentheil! Man hat mich und mein Kind zugleich tödten wollen. Es wird ihnen nur zur Hälfte gelingen; das Kind lebt wenigstens. Was mich betrifft, ich werde ihnen nicht lange im Wege sein.

— Wen meinen Sie, Madame? Wer sollte ein Interesse dabei haben, Sie dem Tode zu weihen? Sie sprechen von Niemand übel, so viel ich weiß.

— Wen ich meine? Die Feinde des Königs, die Feinde seines Ruhmes — die, welche die Herren seines Reiches sein und ihn unter Vormundschaft halten wollen.

— Der Cardinal?

— Ich nenne Niemanden, und es ist auch nicht nöthig, sie zu nennen. Das Ereigniß wird geschehen, und ich verlange nur von Ihnen, sich zu erinnern.

Ich habe mich in der That erinnert.

Frau von Mailly zeigte für ihre Schwester alle Sorgfalt einer Mutter. Man kann nicht sagen, was sie bei dieser Gelegenheit war. Sie vergaß sich selber gänzlich; sie schlief weder bei Tage noch bei Nacht, sie bat den König mit gefalteten Händen, die Kranke so wenig wie möglich zu verlassen, und der König wurde aus Neigung und Interesse dazu bewogen. Er liebte Frau von Vintimille sehr und wünschte lebhaft, ihr Leben zu erhalten; aber es war anders bestimmt.

---

## Elftes Kapitel.

Der Augenblick der Entbindung kam. Die arme Frau litt drei Tage und drei Nächte die unerhörtesten Schmerzen; der König verließ sie fast gar nicht, und Frau von Mailly, die neben ihr saß, gestattete Niemanden, ihr Freundschaftsdienste zu leisten. Ihre anderen Schwestern zeigten sich kaum.

Endlich wurde sie entbunden und brachte einen Knaben zur Welt, welcher Graf von Luc genannt wurde. Seine Aehnlichkeit mit dem Könige war auffallend und nahm beständig zu, und als er das männliche Alter erreichte, gab man ihm den Beinamen der halbe Ludwig. Ich glaube, er lebt noch. Ludwig der Fünfzehnte liebte ihn immer und zog ihn selbst seinen rechtmäßigen Kindern vor. Er hat keinen von seinen natürlichen Söhnen anerkannt, das Beispiel seines Großvaters hatte ihn belehrt, aber dieser wurde auf ganz besondere Weise behandelt. Die Damen haben sich sehr gütig gegen ihn gezeigt und beständig sein Glück überwacht, wofür sein hoher Vater schon reichlich gesorgt hatte.

Am Tage nach der Entbindung befand sich Frau von Vintimille besser; man glaubte sie gerettet; sie hing doppelt stark am Leben und wollte ihre Ahnungen vergessen. Sie ließ mir durch eine ihrer Frauen schreiben und bat mich, sie auf einen Augenblick zu besuchen, um zu bewundern, wie vortrefflich sie sich befinde, und wie sehr ihre Ahnungen sie getäuscht. Ich kam in der That.

Ihr Brief war vom Tage zuvor datirt; ich hatte ihn erst am Morgen erhalten und beeilte mich. Ich kam damals ziemlich oft nach Versailles und hielt mir dort ein Absteigequartier.

Als ich in das Vorzimmer der Marquise eintrat, fand ich dort mehrere Lakaien, die schweigend und mit langen Gesichtern dastanden. Ich fragte nach ihrem Befinden. Man antwortete mir, sie befinde sich sehr schlecht, und ich könne sie wahrscheinlich nicht sehen.

— Wie! rief ich, sie hat mir erst gestern schreiben lassen, damals befand sie sich vortrefflich!

— Ja, Madame, aber diese Nacht ist eine schreckliche Krisis eingetreten; man hat alle Aerzte herbeirufen müssen, und sie haben erklärt, wenn kein Wunder eintrete, würde sie den Tag nicht überleben.

Diese Nachricht traf mich wie ein Donnerschlag. Diese arme Frau, so jung, so voll Verstand, so beliebt und so mächtig. Ich erinnerte mich an ihre Ahnungen und wurde davon überzeugt. Indessen wollte ich nicht auf das Glück verzichten, sie noch einmal zu sehen, und ich bestand darauf.

Man sagte mir, wenn der König bei ihr wäre, könne man mich nicht zu ihr lassen, aber zu dieser Stunde würde er sich vielleicht entfernen, und dann wolle man mich hineinführen.

Der Lakai ging sich zu erkundigen und kehrte zurück. Frau von Mailly bat mich, einen Augenblick einzutreten; denn sie war allein bei der Kranken. Sie kannte ihre Freundschaft für mich, und auch die, welche ich zu ihr hegte, und sie glaubte ihren Willen zu erfüllen, indem sie mich nicht zurückwies, da sie mich zu sich gerufen hatte.

Welches Schauspiel bot dieses Zimmer dar! Dieses Idol des Glücks, gefallen in der Mitte des Luxus und von Allem umgeben, was ihr Leben angenehm und glücklich machen konnte! Dieser Tod, mächtiger, als die Wissenschaft, mächtiger, als der mächtigste König der Eide, entriß ihm

seine Geliebte, während er seine Schätze aufgeopfert haben würde, um sie zu erhalten! Dieses königliche Kind, unter Schmerzen geboren, weinend in seiner vergoldeten Wiege, wie das Kind des Armen auf seinem feuchten Stroh! Es kamen mir philosophische Ideen in den Sinn; ich blieb stumm bei diesem Bilde und fand kein Wort bei allen meinen Gedanken.

Frau von Mailly näherte sich mir, ohne ein Wort zu sagen; sie deutete mit einer Geberde der bewundernswürdigen Beredsamkeit des Herzens auf ihre Schwester. Die Marquise lag regungslos, sterbend und ohne Bewußtsein da. War ihre Seele noch zugegen? Ich weiß es nicht. Ihr Gesicht erschien mir von seltsamer Farbe, sie glich einem gelblichgrünen Marmor. Ich machte eine Bewegung der Ueberraschung und des Kammers, die der Gräfin nicht entging.

— Ja, sagte sie mit leiser Stimme zu mir, man hat sie getödtet. Sie glauben es, nicht wahr?

— Wenn das ist, Madame, muß man eine auffallende Rache nehmen,

— Sie rächen! und an wem? wo soll man die Schuldigen finden? Nein, Madame, man muß Gott bitten, uns allen zu verzeihen, da wir Sünder sind, und uns seine Gnade wieder zu gewähren. Meine arme Schwester hat nicht einmal die Sacramente empfangen.

Diese Anwendung von Frömmigkeit überraschte mich nicht an Frau von Mailly: die zärtlichen Seelen haben immer einen Winkel im Herzen für den lieben Gott. Er erwartet sie, wenn die Menschen sie verlassen, und es ist selten, daß sie bei diesem Rendezvous fehlen, Frau von Mailly fehlte nicht dabei.

Lange sah ich dieses Gesicht an, ehemals so voll Leben und Bewegung, und jetzt eine unbelebte Masse. Ich war mehr betroffen, als gerührt. Mein Geist und meine Gedanken waren mehr im Spiel, als meine Empfindungen. Ich blieb einige Minuten und entfernte mich dann. Frau von Mailly war sehr redlich, so weit ihre Betrübniß es ihr gestattete. Ich bin gewiß, daß ihr kein persönlicher Gedanke in den Sinn kam. Der Tod ihrer Schwester sollte ihr den König wiedergeben; sie dachte nicht einmal daran.

Ich verließ sie und kehrte nach Paris zurück. Im Laufe des Tages starb Frau von Vintimille.

Der Verdacht der Vergiftung verbreitete sich überall; ich muß sagen, daß ich davon überzeugt bin. Sie und Frau von Chateauroux, haben das gefährliche Glück, von einem Könige geliebt zu werden und ihn, nach dem Styl der Dichter, auf den Flügeln des Ruhmes zu der Nachwelt tragen zu wollen, mit ihrem Leben bezahlt. Die letzten Maitressen Ludwig des Fünfzehnten haben aus Frankreich gemacht, was sie wollten, weil sie keine Nebenbuhler hatten. Frau von Pompadour besonders, denn die arme du Berry verlangte nichts Besseres, als sich nicht in die Staatsgeschäfte mischen zu dürfen. Ich habe sie einmal seit dem Tode Ludwig des Fünfzehnten bei dem Herzog von Aiguillon getroffen, wo sie uns ein sehr drolliges und sehr unterhaltendes Geständniß ablegte.

— Mein Gott, Madame, sagte sie zu mir, fragen Sie doch den lieben Herzog, ob man mich nicht treiben mußte, mich mit den Ministern und den Parlamenten zu beschäftigen. Ich dachte nur daran, schöne Roben, Juwelen und Federn zu haben. Die Politik war nicht mein Handwerk, und meine größte Freude war, wenn der König die Thür schloß und verbot, uns damit zu langweilen.

— Ist es wahr, Madame, daß Sie ihn Frankreich nannten?

— Ihnen, Madame, die Sie eine Frau von Geist sind, kann ich Alles gestehen, Sie werden es begreifen. Ja, dies ist wahr, und es unterhielt ihn sehr. Wenn ich fluchte, war er entzückt davon; er wiederholte mir den ganzen Tag, die großen Damen und Herren langweilten ihn, und er würde

vor Aerger sterben, wenn er mich nicht habe. Ludwig der Fünfzehnte hatte auch viel Geist, das können Sie glauben. Ich habe oft bedauert und er auch, daß die Leute von Geist in seinem Königreiche ihn nicht hörten und kannten, sonst würde Alles ganz anders gegangen sein.

Sie hatte vielleicht Recht!

Sie wollte versuchen, mich in Saint-Joseph zu besuchen, aber ich ordnete es so an, daß nichts daraus wurde, ich würde viele von meinen Freunden, die nicht so philosophisch sind, wie ich, in die Flucht geschlagen haben.

---



## Zwölftes Kapitel.

Ich war seit langer Zeit des Lebens, wie ich es führte, überdrüssig. Meine Sommer in Sceaux, um die man mich beneidete, schienen mir schwer zu ertragen, so viel kann ich Ihnen versichern, und mein Haus in der Rue de Beaune, welches sich jeden Tag füllte, wo man zu Mittag und zu Abend speiste, war wirklich zu schwer für meine Börse.

Ich stand zwischen Herrn von Formont und dem Präsidenten Henault, Ich habe meine erste Zusammenkunft mit Formont im Walde erzählt. Seitdem kam er oft, ja immer, und seine Besuche waren mir nicht unangenehm. Der Präsident liebte mich bis zur Anbetung, so sagte er wenigstens am Ende eines Portraits, welches er von mir entworfen und welches ich aus Bescheidenheit nicht wiederholen will:

»Durch sie bin ich der Glücklichste geworden und habe auch am meisten gelitten, denn sie ist die, welche ich auf Erden am meisten geliebt habe.«

Formont liebte mich vielleicht weniger, aber er liebte mich besser. Ich war also nicht wenig in Verlegenheit um so mehr, die die Langeweile immer bei dem Einen wie bei dem Anderen zugegen war. Ich wollte mich zwingen, sie anzuhören, sie zu ertragen, indem ich mir wiederholte, daß sie gute Freunde wären, daß Freunde sich nicht immer finden und daß man sie zart behandeln müsse.

Unglücklicherweise wollten sie mehr als meine Freunde sein!

Der Tod der Frau von Vintimille und die Erschütterung der Frau von Mailly hatten den Gedanken der Frömmigkeit in mir angeregt. Ich begann zu denken, daß der gute Gott besser sei, als seine Geschöpfe, und ich dachte, wenn ich die Ekstasen einiger Frommen sähe, würde ich mich nicht mehr langweilen.

Ich ging also zu der Frau von Luynes, welcher ich mein Vorhaben mittheilte, indem ich eine so zerknirschte und fromme Miene, wie nur möglich, annahm. Sie gab mir ihren Beifall zu erkennen und empfahl mich an ihren Schützling, den Pater Lenfant, einen der aufgeklärtesten Männer der Kirche. Er besaß viel Geist und Welt. Ich wurde von ihm gut empfangen, als ich mich ihm darstellte, zeigte er sich sehr geschmeichelt von meinem Vertrauen, und unterwarf sogleich einen Plan meiner Aufführung, indem er mich fragte, ob ich ihn befolgen wolle.

— Ich bin aufrichtig, Herr Abbé, antwortete ich; ich werde ihn befolgen, wenn er mir nicht zu viele Mühe macht, und wenn ich den Muth dazu habe.

— Madame, man muß Gott bitten, Ihnen diesen Muth zu senden, und er wird es Ihnen nicht verweigern.

— Mein Gott, mein Vater, es scheint, als sei ich wenig beredt, und als benehme ich mich schlecht. Gott hat mir noch nie etwas bewilligt, um was ich ihn gebeten habe.

— Er hat seine Pläne, Madame.

— Möchte er sie für mich anwenden.

Da waren also viele Dinge, worauf ich verzichten mußte. Ich hatte ein langes Verzeichnis davon, welches ich der Frau von Boufflers zeigte, welche ihrerseits durchaus nicht geneigt war, darauf zu verzichten.

— Was das Roth und den Präsidenten betrifft, fügte ich hinzu, so werde ich ihnen nicht die

Ehre anthun, sie aufzugeben.

Der Präsident erfuhr es und war in Verzweiflung darüber.

Er erzählte es überall und beklagte sich laut darüber. Man berichtete es mir von verschiedenen Seiten, Ich antwortete, es wäre mir leid, aber ich könne dem Präsidenten nicht mehr Wichtigkeit beilegen, als er habe.

Ich versuchte es mit der Frömmigkeit.

Ach! mein Gott! verzeihe es mir! Ich fand diesen Zustand noch langweiliger, als die anderen, und ich fand mich zu der Betrachtung nicht geeignet. Die Vespren besonders! die Vespren! davon wurde ich ganz betäubt.

Ich fragte den Pater Lenfant, ob dies die erste Notwendigkeit wäre, und ob er glaube, daß es dem ewigen Vater besonders angenehm sei, drei Stunden lang zu seinem größeren Ruhm Latein herauswürgen zu hören.

Er antwortete mir, Gott wolle gepriesen sein, und der Weihrauch der Herzen wäre ihm der kostbarste.

Ich hätte ihm viel antworten können; aber ich enthielt mich dessen, denn ich habe immer die religiösen Streitigkeiten vermieden. Die Ueberzeugung ist die Grundlage jeder Verhandlung, wie es mir scheint, und in dieser Sache ist man niemals überzeugt, weil man keinen positiven Grund anzugeben hat. Man kann dm Glauben haben, aber der Glaube ist keine Ueberzeugung; über den Glauben läßt sich nicht streiten, er wird uns auferlegt. Man glaubt, weil man glaubt, der Glaube ist eine Tugend, eine von den theologischen Tugenden sogar, es ist ein Verdienst, eine Verpflichtung in der katholischen Religion, und darum kann man nicht darüber streiten.

So lebte ich beinahe sechs Monate, erfüllte meine Pflichten und langweilte mich köstlich. Die Gelegenheiten, in meine Irrthümer zurückzufallen, waren zu häufig, es kam mir der Einfall, in die Provinz zu gehen, ein anderes Leben zu versuchen und mich in der Familie ein wenig zu erholen. Ich schrieb an meinen Bruder und bat ihn, mich auf einige Zeit in Chamrond aufzunehmen. Ich fügte hinzu, wenn ich mich wohl bei ihm befinde, könnte ich ganz dort bleiben, und meine Neffen würden es schmerzlich empfinden.

Mein Bruder antwortete mir in einem langen Briefe, in welchem er mir sein Haus mit Erkenntlichkeit — dies was das Wort — anbot. Er hoffe, daß ich mich bei ihnen zu Hause fühlen werde, und daß ich sie nicht mehr verlassen werde.

Ich hatte Freunde in Genf, die Familie Saladin, die mich dringend bat, dorthin zu gehen; ich hatte Freunde in England, die mich verlangten; ich hatte sogar welche in Dänemark; aber diese begnügten sich damit, an mich zu schreiben, da sie wohl wußten, daß ich sie in so weiter Ferne nicht aufsuchen werde. Ich hatte überall Freunde, die mir in Menge zuströmten. Man hatte mich als Muster der Mode aufgestellt und man stritt sich um das Vergnügen, ja um die Ehre, mich zu sehen. Ich fühlte mich Anfangs geschmeichelt, dann gelangweilt, und hatte große Lust, sie zu fliehen.

Ich hatte auch Voltaire und Madame du Châtelet versprochen, sie zu besuchen, und es ist eine Reise, worüber ich ein wenig später berichten werde, da sie nicht zu den am wenigsten interessantesten meines Lebens gehörte. Man erfährt immer gern etwas von diesem großen Manne, von dem dieses Jahrhundert voll gewesen ist, und den ich so unberühmt habe anfangen sehen.

Indessen wollen wir nach Chamrond gehen. Ich sagte allen meinen Freunden Lebewohl, ich vermietete mein Haus und stellte meine Möbeln auf einen Boden bei dem Präsidenten. Man hat

behauptet, daß er jeden Morgen hinaufgestiegen und vor dem Sopha, auf dem wir neben einander gesessen, Betrachtungen angestellt. Ich konnte mir einen ernsten Mann bei einer so seltsamen Beschäftigung, die dem gesunden Menschenverstande so fern lag, nicht vorstellen. Es ist aber wahr, daß er mich auf einfältige Weise liebte.

Als ich Paris verließ, ging ich nach Cirey. Es war nicht der Weg, aber ich entfernte mich von der Richtung, um diese seltsamen Eremiten zu sehen. Ich möchte heute davon reden. Viard hat meine Aufzeichnungen verlegt, und ich werde sie nicht suchen. Er stirbt fast aus Furcht, daß Herr Walpole sie aus Versehen mitgenommen hat, denn er hatte sie ihm bei seiner letzten Reise anvertraut. Herr Walpole hatte versprochen, sie wiederzugeben, und er wird es ohne Zweifel vergessen haben. Ich kann nicht glauben, daß er es absichtlich gethan, da alle Papiere, die ich besitze, ihm zufallen, und er es weiß.

Ich war mit einem frommen Entschlusse aus Paris abgereist, aber mein Besuch in Cirey störte mich ein wenig. Von dort ging ich nach Lunéville, wo ich den guten König Stanislaus nebst Frau von Boufflers traf. Ich hatte die Ehre, diesem vortrefflichen Fürsten vorgestellt zu werden, der viel von Voltaire mit mir sprach und mich wie eine Freundin seiner Freunde behandelte.

Dieser Hof in Lunéville glich dem in Sceaux an Geist, aber man fühlte sich dort viel mehr zu Hause, wegen der Güte des Königs, die sich um ihn verbreitete und sich nie erschöpfte. Frau von Boufflers befand sich dort besser, als die Königin, sie commandirte und hatte keine Verlegenheit. Sie betrog den armen König und zog ihm seinen Kanzler de la Galissonnière vor. Der König wußte es und zeigte es nur einmal durch jene hübsche Bemerkung, die man so oft wiederholt hat.

Eines Abends saß er wie ein Bürger an seinem Kamin, zwischen seiner Maitresse und seinem glücklichen Nebenbuhler. Davor ist man nicht durch die Macht gesichert. Vor dem Tode und vor dem Betrüge sind wir alle gleich. Molière würde ein anderes Wort sagen.

Nachdem er so ruhig wie gewöhnlich mit ihnen geplaudert und gelacht hatte, stand er auf, küßte Frau von Boufflers auf die Stirn, ging auf sein Zimmer zu, wendete sich noch einmal in der Thür um und sagte mit seinem bezaubernden Lachen, mit sanfter flötenartiger Stimme:

— Mein Kanzler wird Ihnen das Uebrige sagen.

Ich blieb acht Tage in Lunéville. Man hat so viel von Stanislaus gesprochen, daß ich nichts Neues hinzuzufügen haben werde, Viard meint, daß diese Aufzeichnungen sich bei denen von der Reise nach Cirey befinden. Ich will an Herrn von Walpole schreiben, sie mir zurückzugeben, und wir werden später darauf zurückkommen.

Ich kam in Chamrond an, ziemlich ermüdet von meinen verschiedenen Abwegen, und vor allen Dingen wünschend, mich auszuruhen. Man empfing mich im Triumph, man bereitete mir einen feierlichen Empfang, und die ganze Nachbarschaft machte sich auf, um mich zu sehen. Ich bat meinen Bruder und meine Schwägerin, mich mit dieser Ehre zu verschonen und mich eine Zeitlang in Ruhe zu lassen.

— Ich bin nicht hierhergekommen, um Huldigungen anzunehmen und die Dame zu spielen, mein Bruder. Bewillige mir jetzt eine kurze Frist, nachher wollen wir weiter sehen.

Mit dieser Antwort mußten sie sich begnügen und die Nachbarn ihr gewohntes Leben führen, was nicht ohne Murren geschah und ohne die schöne Dame aus Paris zu beschuldigen, die sich weigerte, sie zu empfangen, und die unverschämt genug war, die Einsamkeit mehr zu lieben, als ihre Gesellschaft.

Ich fand Chamrond sehr verschönert. Ich ging mit Entzücken in den väterlichen Alleen

spazieren, wo die Erinnerung an meine Tante mir wie ein guter Gedanke kam. Ich glaubte sie noch immer neben mir zu sehen. Sie beging in ihrem Leben nur eine Thorheit, und das war meine Verheiratung, und ich vergalt es ihr.

Als ich bei meinem Bruder ankam, fand ich eine Person dort, die eine große Rolle in meinem Leben gespielt hat, und von welcher ich mich bemühen werde mit Unparteilichkeit zu sprechen, was mir sehr schwer sein wird. Sie hat mir sehr viel Leid zugefügt, ich habe sie sehr geliebt, und sie ist grausam undankbar gewesen, ich glaube es wenigstens und will die Thatsachen unparteiisch erzählen, dann kann der Leser selber urtheilen.

Man sieht leicht, daß von Fräulein von Lespinasse die Rede ist, Sie war seit vier Jahren in Chamrond, wo sie die Stelle der Gouvernante der Kinder meines Bruders bekleidete.. Sie fühlte sich sehr unglücklich dort und war es in der That auch, denn meine Schwägerin ließ sie ihre prekäre und abhängige Stellung theuer zahlen

Vor allen Dingen will ich hier ein Portrait dieses Fräuleins mittheilen, welches der Präsident Henault gemacht, damit man mich nicht der Parteilichkeit beschuldige, wenn ich es selber machte. Später will ich die Geschichte ihrer Geburt und die ihrer ersten Jahre bis zu ihrem Eintritt in das Haus meines Bruders erzählen, wo ich sie zu meinem Unglück fand. Folgendes ist das Portrait, welches der Präsident Henault in einem Briefe an mich entworfen, und worin er sich an sie wendet.

»Mein Fräulein, ich will Ihnen sagen, wie ich Sie finde; die, welche glauben, daß Sie eine Schmarotzerin sind, werden Sie nicht wieder erkennen. Sie sind Weltbürgerin und fügen sich in alle Lagen. Die Welt gefällt Ihnen, Sie lieben die Einsamkeit; die Annehmlichkeiten unterhalten Sie, doch verleiten sie Sie nicht. Ihr Herz wird nicht wohlfeil weggegeben. Es bedarf der starken Leidenschaften, und es ist um so besser, denn sie kommen nicht oft wieder! Indem die Natur Sie in einen gewöhnlichen Stand versetzte, gab sie Ihnen die Mittel, ihn auszufüllen. Ihre Seele ist edel und erhaben und Sie werden niemals unter der Menge bleiben. Ebenso ist es mit Ihrer Person; sie ist ausgezeichnet und Sie werden Aufmerksamkeit auf sich ziehen, ohne schön zu sein. Es ist etwas Pikantes in Ihnen; man müßte Beharrlichkeit anwenden, um Ihnen den Kopf zu verdrehen, aber man würde es auf seine eigenen Kosten thun. Man muß Sie erwarten, denn man würde Sie nicht bewegen, zu kommen. Ihre Coquetterie ist gebieterisch. Sie geben sich der Träumerei hin, wie unsere Geliebte; Sie verstehen nicht mehr davon, als von der Musik, und darin sind Sie verschieden; aber Sie haben zwei Dinge an sich, die nicht zusammenpassen. Sie sind sanft und stark; Ihre Heiterkeit verschönt Sie und gewährt Ihren Nerven, die zu sehr angespannt sind, eine Erleichterung, Sie haben Ihre eigene Meinung und lassen den Andern die ihrige; Sie sehen Alles aus der Vogelperspective; Sie sind außerordentlich abgeschliffen. Sie haben die Welt errathen; wenn man Sie anderswohin verpflanzte, würden Sie überall Wurzel fassen; Sie würden zu Madrid durch einen Jalousieladen sehen; Sie würden in London Ihr Halstuch schräg umhängen; in Constantinopel würden Sie dem Sultan sagen, daß Sie keine staubigen Füße haben; nach Italien zu gehen, rathe ich Ihnen nicht so sehr, es sei denn um irgend einen Kirchenvater zu erhaschen. Im Ganzen sind Sie keine Person wie eine andere, und um wie Hurlekin mit einem Schlage zu enden, gefallen Sie mir sehr.«

Es lag etwas Wahres in dem Allen, das muß ich gestehen, und besonders, wenn man die Vorliebe eines Mannes abrechnet, der dem Fräulein von Lespinasse den Vorschlag machte, sie zu heirathen, als, sie mich verließ.

Nun will ich die Geschichte dieses Fräuleins und ihrer Eltern mittheilen. Es verlohnt sich wohl

der Mühe, sich ein wenig auszuruhen.



## Dreizehntes Kapitel.

Das Fräulein von Lespinasse war die natürliche Tochter der Marquise von Albon, deren rechtmäßige Tochter mein Bruder geheirathet hatte. Sie war folglich die natürliche Schwester meiner Schwägerin.

Die Marquise von Albon wohnte in Lyon; sie war damals sehr jung und schön und eine der am besten gestellten und angenehmsten Frauen aus der Provinz. Sie liebte ihren Mann nicht und hatte einen gewissen Widerwillen gegen ihn, den sie nur mit Mühe überwand, als sie es aus Erkenntlichkeit thun mußte, nach dem, was seit der Geburt ihrer Tochter geschah.

Frau von Vichy, meine Schwägerin, war schon geboren, als ihre Mutter eine Reise nach Paris machte, um dort mit einigen Personen ihrer Familie zusammenzutreffen, die sich an den Hof begaben. Sie war dort in sehr guter Gesellschaft, amüsirte sich sehr gut und fehlte nirgends, wo etwas Interessantes zu sehen war.

Es war gerade zu der Zeit der Wunder des Diaconus Paris auf dem Kirchhofe Saint-Medard, und sie hatte den Plan, sich mit zwei oder drei Freundinnen und einigen Cavalieren dorthin zu begeben. Ohne diese Begleitung konnte man nicht dorthin gehen, nur mußte man vor allen Dingen seinen Ernst behaupten, denn wenn man über die Krampffanatiker spottete, konnte man fast gewiß sein, getödtet zu werden.

Sie machten sich freudig und heiter auf den Weg und versprachen sich großes Vergnügen von diesem Besuche, nachdem sie sich als Grisetten und Commis wohl verkleidet hatten. Frau von Albon war reizend in diesem Kostüm. Sie hatte eine ausgezeichnete Grazie, um Allen, die sie so sahen, den Kopf zu verdrehen.

Auf dem Grabe des heiligen Diaconus angekommen, erblickten sie die Versammlung andächtig kniend um eine alte Frau, welche mit bewundernswürdiger Gelenkigkeit Karpfensprünge ausführte. Es war wirklich ein Wunder; sie berührte die Erde nur, um sich wieder in die Höhe zu schnellen, wie auf einem Seiltänzerbrett.

Der Kirchhof Saint-Medard war der Ort, wo in ganz Paris am meisten Intriguen angeknüpft wurden, da diese seligen Personen eine sehr lebhaft Phantasie und ein sehr zartes Fleisch hatten. Auch verkleideten sich die jungen Herren beständig und gingen dorthin, um ihr Glück zu suchen.

Gerade an diesem Tage waren einige von ihnen auf einen Streifzug ausgegangen und verfehlten nicht, die schöne Albon zu bemerken, die wie die Uebrigen kniete und eine sehr ernste Miene annahm, um nicht in Lachen auszubrechen.

Sie zeigten sie einander und beschlossen einen Angriff auf sie zu machen. Der Herzog von Richelieu, der Anführer dieser tollen Schaar, behauptete, sie habe zu weiße Hände für eine der Töchter des heiligen Paris, der sie sich nie gewaschen.

— Ich spreche aus Erfahrung zu Ihnen. Ich habe ihn oftmals bei meiner Stiefmutter gesehen, die er zu bekehren unternommen hatte, und die ihn nicht eher zu sich einließ, als bis er den Waschtrog passirt hatte.

— Es ist vielleicht eine verkleidete Dame; es sind deren viele hier. Es ist wie ein Maskenball.

— Sehen Sie sich vor, was Sie thun, meine Herren, sagte ein Anderer.

— Bah! diese Damen haben es gern, wenn man es an Respect gegen sie fehlen läßt.

Nach und nach näherten sie sich der Marquise, die sie kommen sah und nicht begriff, was sie von ihr wollten. Sie dachte nicht an die Verkleidung, während es ihr vorkam, als wenn diese jungen Ladendiener ein sehr ausgezeichnetes Ansehen hätten und in sehr feine Stoffe gekleidet wären.

Einer von ihnen, der jung und schön war, hatte eine ganz aufrichtige und ehrliche Miene, auch konnte sie nicht umhin, seinen guten Anstand zu bemerken. Er kniete neben ihr nieder und begann die Unterhaltung mit einer großen Lobrede auf den heiligen Paris.

Die Marquise antwortete ihm zur Unterhaltung. Dann setzte er die Litanei und die Unterredung fort.

— Sie sind —

— Näherin, mein Herr, versetzte sie. Und Sie mein Herr?

— Conditior, mein Fräulein.

— O! das ist ein hübsches Geschäft; da ißt man den ganzen Tag Confect.

— Lieben Sie das Confect, mein Fräulein?

— Ob ich es liebe, mein Herr!

— Wenn ich es wagen dürfte, Ihnen davon anzubieten, mein Fräulein —

— Sie sind also der Herr Ihrer Waare, Sie haben keinen Patron?

— Nein, mein Fräulein, ich bin der Herr.

— Wo ist Ihr Laden? Ich werde Ihnen Zuckernüsse abkaufen.

— Ah! mein Fräulein, er ist nicht hier, er ist in Verdun.

— Sie verkaufen also auch Anisbrödchen?

— Ich verkaufe Alles, was Sie mir abkaufen wollen, mein Fräulein, oder vielmehr Alles, was Sie mir erlauben wollen, Ihnen anzubieten. Wo wohnen Sie?

Frau von Albon gerieth in Verlegenheit und warf ihm die Adresse ihrer Kammerjungfer zu. Man rief sie, ihre Begleiter wollten fortgehen; der junge Mann folgte ihnen aus der Ferne und die Marquise war unruhig darüber. Man scherzte mit ihr über die Eroberung; sie antwortete lachend, und man dachte nicht weiter daran.

Am folgenden Tage erhielt Fräulein Augustine, Kammerjungfer der Marquise, einen Korb voll Confitüren, eingemachter Früchte und Süßigkeiten aller Art, den ein hübscher Bursche, der die Antwort darauf abholen wollte, bei dem Portier abgegeben.

Fräulein Augustine war eben so jung und fast ebenso schön wie ihre Herrin: sie nahm das Geschenk unter ihrer Adresse an und sprach nicht davon, sagte aber doch, wenn der hübsche junge Mann wiederkomme, möge man sie in Kenntniß setzen.

Er kam in der That am folgenden Tage wieder. Man holte die Schöne herbei; sie kam herunter und sah einen reizenden jungen Unbekannten vor sich, dem sie ihr angenehmstes Gesicht zuwendete.

— Dies ist Fräulein Augustine, mein Herr, sagte die gefällige Thürhüterin.

— Fräulein Augustine! Fräulein Augustine! Näherin?

— Fräulein Augustine, Kammerjungfer der Frau Marquise von Albon, wenns gefällig ist, mein Herr, versetzte die Andere in empfindlichem Tone; wer spricht denn von einer Näherin?

— Ach! verzeihen Sie, mein Fräulein, Sie sind es also nicht.

Er ging sehr bestürzt und verlegen fort, als sie ihn zurückrief.

— Einen Augenblick, mein Herr, einen Augenblick, verständigen wir uns.

Mit einem so hübschen Burschen, der solche Geschenke gab, durfte man sich wohl einige Mühe geben.

— Sie kennen also ein Fräulein Augustine, die Näherin ist?'

— Ach ja!

— Und Sie glauben, daß sie hier wohnt?

— Sie hat mir ihre Adresse gegeben.

— Wo haben Sie sie denn gesehen, wenn ich fragen darf?

— Auf dem Kirchhofe Saint-Medard.

— Wann denn?

— Vorgestern!

— Vorgestern! wie, vorgestern? Hatte sie nicht eine Schmetterlingsmütze auf und trug eine himmelblaue Schürze und ein Zitzkleid mit weißem Grund?

— Ja, mein Fräulein, Sie kennen sie?

— Ob ich sie kenne! Aber es ist hier nicht der Ort zu plaudern. Kommen Sie diesen Abend wieder, steigen Sie die Treppe hinauf, da werden Sie eine Thür vor sich sehen. Wenn ich nicht da bin, erwarten Sie mich und Sie sollen mehr erfahren.

Der junge Mann entfernte sich mit vielen Danksagungen und versprach zu der angedeuteten Stunde wiederzukommen. Er fand Fräulein Augustine seiner wartend. Sie begann damit, ihm tausend Fragen vorzulegen, ohne eine von den seinigen zu beantworten, während der Zeit prüfte sie ihn mit einem Kennerblicke, und als sie sich von dem überzeugt hatte, was sie vermuthete, sah sie ihm gerade ins Gesicht und sagte zu ihm:

— Nun, mein Herr, nach der Auskunft, die Sie mir geben, will ich Ihnen einen freundschaftlichen Rath ertheilen: Geben Sie ihre Verfolgung auf!

— Ich! und warum?

— Weil die, welche Sie für Ihresgleichen halten, eine große Dame ist, die Sie von ihren Bedienten zur Thür hinaus werfen lassen würde.

— Meinen Sie?

Dieses: »Meinen Sie?« war sehr unverschämt oder anmaßend: die feine Kammerzofe täuschte sich nicht darin.

— Sie müßten denn auch ein großer Herr sein, in welchem Falle —

— Und was kann Dich auf einen so widersinnigen Gedanken bringen, mein schönes Kind?

— Diese Antwort, fürs Erste, dieses Dutzen, womit Sie mich beehren und welches Ihnen eine derbe Ohrfeige eintragen würde, wenn Sie wirklich der Conditor aus Verdun wären — Ihre feinen Hände und Ihre holländische Leinwand und dann der Korb mit den Confitüren, der mit rothen Schleifen und den schönen Dutzen von Atlaß verziert war. Ein Conditorbursche hat keine solche Ideen; es war mir schon verdächtig, ehe ich Sie nur sah.

— Und wenn ich in der That ein großer Herr wäre, würde es da weniger wahrscheinlich fein, daß ich aus der Thür geworfen würde?

— Zum Henker, mein Herr, das müssen Sie selber beurtheilen. Dies ist die Karte des Landes: Wir sind aus der Provinz, fünfundzwanzig Jahre alt, wir sind von Stande, wir verabscheuen unsern Gemahl, wir lieben das Lachen, wir lieben die Romane, wir sind coquett und wir



verabscheuen die hübschen jungen Herren nicht, wenn sie liebenswürdig sind.

— Ei! und was sagst Du selber dazu, Augustine? Hast Du Lust, Dich zu verheirathen?

— Ich habe fünf oder sechs Liebhaber?

— Willst Du eine Mitgift?

— Dergleichen schlägt man nicht aus.

— So hilf mir denn und ich verspreche Dir die Mitgift und den Mann.

— Würde es Ihnen nicht gleich sein, mir die eine ohne den andern zu geben?

— Du willst keinen Mann?

— Nein.

— Das Beispiel Deiner Herrin ermuthigt Dich nicht?

— O nein,

— Nun gut! so lassen wir den Mann laufen und sprechen nur von der Mitgift.

— Ihr Name, mein Herr?

— Wozu?

— Man muß sicher gehen.

— Ah! ja, das hatte ich nicht vorhergesehen. Ei! das ist ein schlaues Mädchen!

— Nun, wer sind Sie?

— Der Chevalier de Pontcarré, mein Kind. Ich habe einiges Vermögen, ich bin frei und sehr großmüthig.

— Sehr gut. Wo wohnen Sie?

— In der Rue de Richelieu,

— Vortrefflich.

— Und Deine Herrin?

— Wahrhaftig! ich kann es nicht verbergen, denn es wird Ihnen sehr leicht sein, es zu erfahren. Es ist die Marquise von Albon.

— Sie geht nicht zu Hofe?

— Nein. Sie hält sich nur vorübergehend hier auf, und der erwähnte Ehemann hat die Ausgabe nicht machen wollen.

— Wo kann man sie sehen?

— Ueberall, wo eine hübsche Frau sich zeigt.

Nach dieser Unterredung, in welcher der Chevalier vielleicht auf mehr als eine Weise das Handgeld gab, wurde ein Plan zwischen ihnen verabredet, und noch an demselben Abend begann die Ausführung mit der Uebersendung eines zweiten Korbes mit Confitüren, noch reicher und eleganter, als der erstere.

Als Augustine ihre Herrin auskleidete, sagte sie mit einem beobachtenden Blicke zu ihr:

— In Wahrheit, Madame, da fällt mir etwas sehr Seltsames ein.

— Was denn?

— Man hat mir einen Korb voll prächtiger Confitüren unter der Adresse Fräulein Augustine, Näherin, von Louis Giraud, Conditor in Verdun, gebracht.

— Ah! Du Hast es angenommen?

— Ja, Madame; und warum nicht?

— Weil — Du kennst diesen Louis Giraud?

— Nein, Madame, durchaus nicht.

— Und da —

— Und da?

— Wie Hast Du denn sein Geschenk annehmen können? Es ist nicht für Dich.

— Ei, Madame, dies ist gut zu nehmen —

— Und gut zurückzugeben, Mademoiselle.

— Indessen werde ich es nicht zurückgeben.

— Wirklich?

— Wirklich.

— Du wirst mir indessen doch etwas davon abgeben?

— So viel Sie wollen, Madame.

— Ich habe einiges Recht daran, ich will es Dir nicht verbergen.

— Sie, Madame?

— Ja, ich. Ich bin Fräulein Augustine, Näherin. Sie erzählte ihr, wie eine Tolle lachend, ihr Abenteuer und lobte dabei doch Louis Giraud, der ihr als ein sehr schöner Bursche von viel Geist und sehr guten Manieren erschienen war.

Augustine hörte zu, lachte mit ihrer Herrin, schmeichelte sich so gut sie konnte bei ihr ein und brachte ihr die Confitüren, und für diesen Tag wurde nicht weiter davon gesprochen.

Die Intrigue begann und wurde vortrefflich eingefädelt. Die Kammerzofe sprach beständig von diesem armen Louis Giraud, der vor Liebe sterbe, der den Rang der Marquise entdeckt habe, und der, ohne die geringste Hoffnung hegen zu können, dennoch fortfahre, sie anzubeten.

— Madame, er wird darüber den Verstand verlieren, sagte sie eines Morgens.

— Das ist freilich ein Unglück!

— Er ist in Verzweiflung, Madame, fuhr sie an einem anderen Tage fort.

— Was soll ich dabei thun?

— Madame, er ist seit langer als drei Stunden auf der Straße unter dem Fenster.

— Er möge dort bleiben.

Jeden Tag geschah ein anderes Ereigniß; jeden Tag sprach man von dem Conditior und von seiner Flamme.

Frau von Albon blieb nicht dabei stehen; sie behandelte dieses Abenteuer leicht, dachte aber dennoch daran. Wenn sie nicht gesehen zu werden glaubte, sah sie durch die Vorhänge nach dem schönen jungen Manne, den sie immer ausgezeichnete und reizender fand, und sagte leise und seufzend:

— Wie Schade!

Plötzlich sah sie ihn nicht mehr. Augustine, der sie strenge verboten hatte, sie weiter mit dieser Geschichte zu belästigen, sprach kein Wort davon. Frau von Albon wollte sie nicht dazu auffordern; aber endlich wurde sie ungeduldig, lenkte das Gespräch darauf hin und erkundigte sich scherzend nach dem armen Verliebten.

— Lachen Sie nicht, Madame, es ist keine Veranlassung zum Lachen.

— Wie so?

— Der arme Junge ist jetzt vielleicht nicht mehr auf der Welt,  
— Ist er krank?  
— Madame, er ist vielleicht mehr als krank; ich fürchte, er ist todt.  
— Todt! Und wovon sollte er gestorben sein?  
— Gestorben für Sie, Madame; er hat sich ertränkt, sich in den Fluß gestürzt,  
— Es ist nicht möglich! rief Frau von Albon erblassend.  
— Madame, es ist möglich, weil es wahr ist. Das gute Geschöpf that, als ob sie die Augen trocknete.  
— Erzähle mir das, erzähle mir das, Augustine! Was ist geschehen?  
— Sie haben mir verboten, mit Ihnen von ihm zu reden; das habe ich ihm gesagt, damit er mich in Ruhe lassen möge, und als er mich verließ, hat er sich ins Wasser gestürzt.  
— Mein Gott!  
— Ja, es lag Ihnen so wenig daran, und er war so glücklich zu wissen, daß sein Name durch mich zu Ihren Ohren gelangte! Sie haben ihm sein Glück geraubt, und die Verzweiflung hat sich seiner bemächtigt.  
— Ist er todt?  
— Es wäre das Beste für ihn. Man hat ihn wieder herausgefischt, aber er ist seit vorgestern nicht wieder zum Bewußtsein gekommen.  
— Augustine, man muß auf der Stelle dorthin gehen. Wo ist er?  
— Im Hospital, Madame, bis man ihn in seine Wohnung bringen kann. Man hat ihn in ein erbärmliches Bett gelegt — ihn, der so delicat, so elegant war — und das Alles für Sie, Madame. Ich möchte das nicht auf meinem Gewissen haben!  
Frau von Albon antwortete nicht. Sie blieb den ganzen Tag allein und wartete ungeduldig. Augustine war gegangen, sich nach dem jungen Manne zu erkundigen; als sie zurückkehrte, meldete sie, daß er noch immer in demselben Zustande sei.  
— Man zweifelt an seiner Herstellung?  
— Nicht ganz, Madame, aber es würde eines Wunders bedürfen, um ihn zu retten.  
— Gott wird es vollbringen!  
— Oder auch Sie, Madame.  
— Ich! Wie?  
— Ein Wort von Ihnen, ein einziges Wort, und er wird leben.  
— Was! Du willst, daß ich diesen Mann besuche? Du bist wahnsinnig, meine Liebe.  
— Es ist unnöthig, ihn zu besuchen; schreiben Sie, bevollmächtigen Sie mich, ihm in Ihrem Namen zu sagen, daß Sie wollen, daß er lebe.  
— Du versetzest mich in eine große Verlegenheit.  
— Madame, die Menschlichkeit fordert es.  
— Mein Kind, es ist dennoch sehr unangenehm.  
— Ach! Madame! es ist nicht meine Schuld; ich bin nicht als Näherin verkleidet auf dem Kirchhofe Saint-Medard gewesen.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Augustine erhielt den Auftrag, und acht Tage später erblickte Frau von Albon von ihrem Balkon aus den Genesenden, blaß und sich kaum aufrecht haltend, auf der Straße. Er begrüßte sie tief; sie antwortete ihm mit einem freundlicheren Lächeln, als gewöhnlich, doch zog sie sich rasch zurück.

Am folgenden Tage kam er wieder, und jeden Tag zeigte sie sich ein wenig länger.

— Madame, sagte Augustine, hier ist noch eine Einladung; er möchte mit Ihnen reden.

— Das geht nicht an.

— Madame, er wird noch einmal versuchen, sich zu tödten.

— Ich bin trostlos darüber, aber es muß dabei bleiben.

— Wissen Sie, die Sache ist sehr schwierig, und ich möchte nicht an Ihrer Stelle sein.

— Auch ich nicht.

Dieses naive Wort entfuhr ihr, aber es zeigte sich deutlich, was sie in dem Augenblick empfand.

Ein überwindlicher Zauber zog sie zu diesem jungen Manne hin; sie überraschte sich dabei, wie sie ihn stundenlang ansah, wohl verborgen, wie sie glaubte, Luftschlösser baute und Chimären ausdachte, die sie sehr weit wegführten. Er hatte ein so ausgezeichnetes Aussehen, ein so bezauberndes Benehmen — es mußte ein verkleideter Prinz sein, nie hatte ein Conditor eine solche Tournüre gehabt.

Die neue Forderung konnte indessen nicht bewilligt werden: ihn bei sich zu sehen! ihn zu sprechen! Wofür hielt man sie? Was mußte ihre Kammerjungfer davon denken? Wohin sollte das führen? Sie brachte die Nacht mit Nachdenken zu; sie prüfte ihr Herz und fand ein Gefühl darin, welches der Tyrann ihres Lebens geworden war, es riß sie mit sich fort, es mußte sie zu Grunde richten. Sie war noch Herrin ihrer selbst; sie fühlte, daß sie fliehen müsse und daß die Flucht ihr allein Sicherheit gewähren könne.

Am folgenden Morgen beim Erwachen ertheilte sie Befehle, und Fräulein Augustine wurde bestürzt, als sie erfuhr, daß man noch an demselben Tage nach Lyon abreise. Sie versuchte einige Bemerkungen zu machen, aber man legte ihr Schweigen auf, und zwei Stunden später stieg die ganze Hausgenossenschaft in den Wagen, so daß die Kammerjungfer nur kaum Zeit hatte, den Chevalier davon zu benachrichtigen.

Frau von Albon reiste traurig ab; sie sprach kaum mit ihren Leuten und kam in dem Augenblick in Lyon an, wo man sie am wenigsten erwartete. Sie schützte Unruhe, Unbehagen und die Sehnsucht vor, ihre Tochter wiederzusehen. Es wurde ein wenig davon gesprochen, aber man vergaß es.

Drei Monate später verließ Herr von Albon Lyon wegen einer Geschäftsreise, und er sollte lange ausbleiben. Frau von Albon war seit ihrer Rückkehr traurig; sie floh die Gesellschaft, sie schloß sich ein und jedesmal, wenn Augustine den Namen Louis Giraud aussprach, brachte sie sie zum Schweigen.

— Mein Gott! Madame, vielleicht ist er jetzt todt, sagte sie eines Tages zu ihr.

— Oder getröstet, antwortete die Marquise.

Der Gouverneur der Provinz war in diesem Augenblick in Lyon; er gab dort Festlichkeiten und bat Frau von Albon vergebens, dabei zu erscheinen. Sie weigerte sich entschlossen. Indessen sprach man von einem Tage der Unterhaltungen in einem schönen Schlosse, ganz nahe bei der Stadt, worauf ein Ball bei Nacht und ein wunderbares Abendessen folgen sollte. Mehrere Boten waren an Sie abgeschickt worden; sie beharrte bei ihrer Weigerung; endlich am Tage vorher meldete einer von ihren Leuten den Herzog von Pecquigny an, der von dem Gouverneur geschickt wurde und augenblicklich um die Gunst bat, mit der Marquise sprechen zu dürfen.

Ihn abzuweisen, würde unhöflich gewesen sein; sie gab den Befehl, ihn hereinzuführen, indem sie die gesellschaftlichen Pflichten verwünschte, die sie ihren Träumereien entzogen.

Der Herzog trat ein; sie erhob die Augen zu ihm und wurde blaß wie ein Gespenst. Es war das lebendige Bild Louis Giraud's,

Er sprach. Es war seine Stimme. Er sah sie an. Es war sein Blick.

Sie drückte die Hand auf ihr Herz, welches sehr rasch schlug, und ohne ein Wort hervorbringen zu können, deutete sie auf einen Stuhl.

Der Herzog setzte sich und begann einige unterbrochene Sätze, er war ebenso aufgeregt, wie sie.

Der Herzog war mit dem Herzog von Villeroy, mit dem Freunde seines Vaters, des Herzogs von Chaulnes, gekommen, um diese Provinz zu besuchen, die er noch nicht kannte; er war bei allen Festlichkeiten zugegen und suchte vergebens die schöne Marquise von Albon, die Blüthe der Schönheit, die Gottheit dieses Ortes; sie lebte beharrlich in einer unzugänglichen Einsamkeit, sie floh die, welche sie aufsuchten und sich mit solcher Leidenschaft ihr zu nähern wünschten. Er hatte sich die Freiheit genommen, von Seiten des Gouverneurs, von Seiten der ganzen Gesellschaft sie zu beschwören, am folgenden Tage bei diesem Feste zu erscheinen, und er hoffe, daß sie ihm nicht die Schande und den Schmerz einer Weigerung bereiten werde.

Frau von Albon antwortete einfach:

— Ich werde kommen, mein Herr.

Der junge Herzog sah, daß dies eine Verabschiedung sein sollte, und entfernte sich.

Die arme Frau kannte sich selbst nicht mehr, ihr Kopf und ihr Herz waren in Verwirrung und sie fragte sich, ob sie nicht träume.

War er es? war es eine unwahrscheinliche, unerhörte Aehnlichkeit? Wie sollte sie es erfahren? Sie konnte ihn nicht darnach fragen, und würde er es von selber sagen?

— Ah! wenn er es ist, dachte sie, wird er sich verrathen.

Am folgenden Tage machte sie sich so schön, wie drei Stunden der Toilette und die Kunst von drei Kammerjungfern dazu beitragen konnten. Sie sah Augustine an, die eine unerschütterliche Fassung behauptete; sie hatte wohl hundertmal eine Frage auf den Lippen, die sie würde compromittirt haben; sie hatte so viel Stärke, sich Gewalt anzuthun.

Die erste Person, die sie bei dem Feste erblickte, war der Herzog von Pecquigny; er schien sie zu erwarten und eilte ihr entgegen, um ihr seine Hand anzubieten. Er verließ sie nicht wieder — zärtlich, zuvorkommend, bezaubernd, wendete er alle Mühe an, ihr zu gefallen, richtete die zierlichsten Komplimente und die verliebtesten Blicke an sie, die er wagen konnte, ohne die Aufmerksamkeit der Neugierigen zu erregen.

Er suchte sie in die blühenden Gebüsche zu führen, wo die Gesellschaft sich nach Gefallen zerstreut hatte, Sie hatte sich mit einer häßlichen und beharrlichen Freundin versehen, die sie

nicht verließ und die sie selber verwünschte, als ihre große Tugend ihrem Herzen nachgab.

Es gibt solche Tugenden nur in der Provinz, Der Zweifel dauerte noch fort. Zwei Zwillinge, zwei Blumen auf demselben Stengel hätten einander nicht ähnlicher sein können. Indessen war er es?. Sie versuchte durch eine Unbesonnenheit aus der Verlegenheit zu kommen; sie sprach von dem Kirchhofe Saint-Medard. Gab sie ihm dadurch nicht Veranlassung, sich zu erklären? Um so mehr, da die Freundin nichts davon verstand.

— Ich habe diese Unglücklichen gesehen, sagte sie, nachdem sie die Unterhaltung darauf hingeführt hatte, ich habe sie mit Kummer und Mitleid gesehen; es sind, glaube ich, wenn nicht gefährliche, doch wenigstens unglückliche Fanatiker.

— Ich habe sie auch gesehen, antwortete er unbefangen. Ich bin dorthin gegangen, wie alle Welt, und wie Sie auch ohne Zweifel, Frau Marquise, unter einer Verkleidung; es wäre unbesonnen gewesen, sich ihnen ohne diese Vorsicht zu nähern.

Sie erröthete bis an die Haare; er mußte es sein! Die Freundin machte der Sache ein Ende.

— Man sagt hier, daß der Kirchhof Saint-Medard ein gefährlicher Ort sei, wo eine Menge galanter Intriguen angeknüpft werde, und wohin eine anständige Frau nicht gehen könne, ohne für das gehalten zu werden, was sie nicht sei.

— Sie mögen Recht haben, Madame. Viele gemeine Intriguen schreiben sich von jenem Orte her; aber ich weiß, daß wenigstens ein Gefühl aus einem thörichten Scherze hervorgegangen, welches für den, der es empfindet, eine ernste und geheiligte Sache ist, der Zweck seines Lebens, seine einzige Hoffnung auf Glück.

— Sie sind es gewiß selber, gnädigster Herr.

— Ja, Madame, ich bin es.

— Sollten Sie unter den Krampffanatikerinnen eine künftige Herzogin von Pecquigny gefunden haben?

— Erlauben Sie mir, diese Frage nicht zu beantworten, Madame.

Es war geschehen, er hatte Alles gesagt. Frau von Albon wurde so unruhig, daß selbst ihr Schatten es bemerkte.

— Was ist Ihnen, Madame? fragte sie; Sie erblassen. Wollen Sie mein Eau de Luce oder meine Tropfen der Königin von Ungarn?

— Ich danke Ihnen, Madame, ich bin nur ermüdet. Ich bin nicht an dieses Geräusch und diese große Gesellschaft gewöhnt. Ich möchte gern nach Hause zurückkehren,

— Wenigstens nicht vor dem Abendessen und dem Ball, Madame.

— Ich weiß nicht, gnädigster Herr! ich würde viel besser gethan haben, gar nicht zu kommen.

Diese Unruhe, diese Worte, diese Befürchtungen waren ebenso wie Geständnisse, die sie nicht unterdrücken konnte. Der glückliche junge Mann verstand es wohl. Er fürchtete, sie zu erschrecken, wenn er dieses Glück zeige, und war bemüht, den Ausdruck desselben zu mäßigen. Er erlaubte sich nicht einen Blick, womit sie sich waffnen konnte, um sich von ihm zu entfernen. Als sie sich entfernen wollte und er sie zu ihrem Wagen führte, drückte er ihr nicht einmal die Hand,

Als sie nach Hause zurückkehrte, kam ihr Augustine entgegen und sie schlug die Augen vor ihr nieder. Sie zitterte wegen ihres Geheimnisses. Am folgenden Tage kamen der Gouverneur und der Herzog von Pecquigny zusammen, und sie mußte sie empfangen. Der Herzog von Villeroy lud sie zur Mittagstafel in das Gouvernement ein, wohin sie sich begab. Wie konnte sie

es auch abschlagen?

Ueberall traf sie den Herzog von Pecquigny, und überall erhielt sie neue Proben von seiner Leidenschaft und von seinem unveränderlichen Respect; sie liebte ihn von ganzer Seele und fühlte sich unfähig, es ihm länger zu verbergen. Sie wählte zum zweiten mal die Flucht, das beste Schutzmittel, wenn es zur rechten Zeit angewendet wird.

Sie begab sich in die Tiefe einer sehr wilden Gegend. Sie nahm Augustine nicht mit, denn sie fürchtete sie! Sie nahm ihre Milchschwester, die Frau eines Bürgers Namens Lespinasse mit; Beide waren ihr im Leben und Tode ergeben.

Acht Tage vergingen, die ihr wie acht Jahrhunderte erschienen; am neunten befand sie sich allein und träumerisch in einem Pavillon am Ende des Parks fern von ihren Leuten und fern vom Schlosse; sie beweinte ihren unheilvollen Muth; sie klagte sich selber wegen ihrer Leiden und wegen der des vollkommensten Liebhabers an, der je gelebt. Die Thür ging auf und er trat ein.

In einer Secunde lag er zitternd und blaß zu ihren Füßen und flehte sie um Verzeihung an, durch sein Schweigen, welches beredter und überzeugender war, als die längsten Reden. Er fand sie in einem Augenblick der Schwäche und der Reue — sie reichte ihm die Hand, sie verzieh ihm; eine Viertelstunde später hatten sie keine Geheimnisse mehr für einander, und als am folgenden Tage die kleine Lespinasse bei ihrer Milchschwester eintreten wollte, glaubte sie zwei Stimmen zu hören, die sich mit einander unterhielten.

Wenn man geliebt hat, wird man leicht errathen, was zwischen den Liebenden vorging, und es wird unnöthig sein, daß ich es erzähle.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

Diese Liebe war wie ein schöner Roman. Der Herzog und die Marquise liebten einander mit Leidenschaft. Das Fräulein von Lespinasse machte, wie wir sehen, ihren Eltern keine Schande. Um ungestörter zu sein, blieben sie an eben diesem Zufluchtsorte, ohne andere Vertraute oder Gesellschaft, als die Milchschwester, die eine dienstfertige und zuverlässige Freundin war, von der nicht zu erwarten stand, daß sie sie verrathen werde

Aber die leidenschaftliche Liebe hat immer ein schmerzliches Ende; es scheint, als ob sie selber die Katastrophe herbeiruft und den Keim ihres Verderbens in sich trägt.

Herr von Albon hatte einen Vetter, der seit langer Zeit ein Auge auf die Marquise hatte und den günstigen Augenblick erwartete, bis zu ihrem Herzen zu gelangen. In der Provinz weiß man Alles, und so erfuhr er in seinem Versteck das Verschwinden des schönen Pecquigny, und mit einiger Geschicklichkeit und einigen Goldstücken, die er Augustinen gegeben, welche wüthend war, eine Nachfolgerin in ihren Functionen zu haben, erfuhr er Alles, was er wissen wollte. Es war ein Mann von festem Willen und Entschlossenheit, einer von den Männern, die, auf der untersten Stufe der menschlichen Gesellschaft stehend, gewöhnlich Verbrecher und Mörder werden.

Er umspürte das Schloß, wo Niemand eintrat; er versicherte sich auch, daß Niemand herauskam, und daß die Marquise mit ihrer Milchschwester und einigen Dienern allein war. Von dem schönen Herzog war nicht die Rede! Man verbarg ihn offenbar. Das mußte er erfahren.

Plötzlich kam er mit großem Geräusch an, verlangte, daß man die Gitterthore öffne, und rief, daß er der Vicomte de Saint-Luc, der Vetter des Herrn von Albon sei und in einem Auftrage von ihm komme.

Man verweigerte ihm Anfangs den Eintritt, man gab ihm die Versicherung, daß die Frau Marquise nicht da sei; als er aber darauf bestand und gelobte, daß er nicht gehen wolle, ohne sie gesehen zu haben, kam ein Befehl, ihn eintreten zu lassen.

Frau von Albon empfing ihn mit all ihrer Würde und fragte, wie er wagen könne, so mit Gewalt in ihre Thür einzudringen, und mit welchem Rechte er überhaupt dorthin komme.

— Zuerst, weil ich von meinem Vetter komme, und dann, weil ich Sie liebe.,

— Sie lieben mich!

— Oh! bereiten Sie sich nicht auf Ihre Strenge vor, meine Cousine Ich liebe Sie freilich, wenn auch nicht wie ehemals, sondern nur als Freund: und als Freund komme ich, Sie von dem zu benachrichtigen, was vorgeht, so wie von dem, was man von Ihnen sagt, um zu versuchen, der Sache ein Ende zu machen.

— Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.

— Versuchen Sie nicht, sich zu verstellen, meine Cousine, ich weiß Alles.

— Und was wissen Sie, mein Herr?

— Mein Gott, ich weiß, daß der Herzog von Pecquigny hier bei Ihnen ist, daß Sie einander wie in den Romanen lieben, daß Sie einander in Paris auf dem Kirchhofe Saint-Medard unter einer doppelten Verkleidung kennen gelernt. Zuerst war es Louis Giraud, dann der Chevalier de Pontcarré, und dies Alles verbirgt den Sohn des Herzogs von Chaulnes



Er wußte Alles! Frau von Albon hatte den Muth, Alles kühn zu leugnen; sie schrie über Verleumdung, sie ging sogar so weit, ihm anzubieten, im Schlosse zu bleiben, um sich zu überzeugen, daß sie allein da sei, indem sie sich auf Julie Navarre verließ, die ihr versprochen hatte, Alles anzuordnen.

Der Vicomte nahm sie beim Wort und blieb da. Er bewohnte das Zimmer des Marquis, welches ihm angeboten wurde, und von dort aus stellte er seine Beobachtungen an, indem er das größte Vertrauen erheuchelte.

Er sah ein, daß man den Herzog verborgen habe; er sah auch ein, daß während des Tages nichts zu sehen oder zu beobachten sei, daß man aber in der Nacht zusammenkommen werde, und wäre es auch nur um zu verabreden, was man thun müsse. Folglich blieb ihm nichts übrig, als die Zugänge zu dem Zimmer der Marquise zu bewachen und ein vollständiges Vertrauen zu zeigen.

Da er ein Meister in der Verstellungskunst war, machte es ihm keine Mühe, zwei harmlose Frauen zu hintergehen, die sich in ihren Vertheidigungsmitteln sehr sicher glaubten, und die keine bestimmte Kenntniß von seinem teuflischen Charakter hatten,

Herr von Saint-Luc zeigte sich als ein ergebener, aufrichtiger Freund und ein zärtlicher Rathgeber. Er beklagte seine Cousine, daß sie einer üblen Nachrede ausgesetzt sei, die sie nicht verdiene, und bot ihr seinen Beistand an, um sie sowohl gegen ihren Gemahl als auch gegen die öffentliche Meinung zu vertheidigen.

— Denn ich kann besser, als irgend Jemand bezeugen, fügte er hinzu, daß Sie hier sehr unschuldig leben; ich sehe, es, man wird es mir glauben, zweifeln Sie nicht daran, und beruhigen Sie sich.

Als er den Argwohn eingeschläfert hatte, begann er nach einigen Tagen zu handeln. Er schloß sich scheinbar in sein Zimmer ein, wenn er am Abend zurückkehrte, aber er bereitete sich einen Ausgang über eine kleine Treppe, die ziemlich entfernt von seinem Zimmer war. Die Ausgänge waren freilich vernagelt, aber mit Geduld und Anstrengung stellte er sie wieder her.

Eines Abends, als er seiner Sache gewiß war, versteckte er sich im Gehölz, dem Zimmer der Marquise gegenüber. Er versah sich mit einer Flinte, einer leichten und sichern Waffe; man wußte nicht, was geschehen konnte.

Er sah den Herzog sehr deutlich, von Julien geführt, eintreten; er zählte die Stunden des tête-à-tête, und als der Liebhaber, noch immer von der treuen Freundin begleitet, von Frau von Albon kam, folgte er ihnen aus der Ferne, um den Ort zu erfahren, wo man ihn verbarg.

Mit Filzschuhen versehen, machte er kein Geräusch. Herr von Pecquigny verließ das Schloß und wurde zu einem Pavillon geführt — zu demselben, wo er die Marquise überrascht hatte. Man hatte hier geschickt einen Versteck angebracht, nicht zu diesem Zweck, sondern um zur Zeit der Ligue dort Waffen zu verbergen, oder vielleicht auch, um hier einen wichtigen Gefangenen unterzubringen. Die Marquise kannte diesen Versteck; sie ließ sich nicht träumen, daß sie sich desselben eines Tages bedienen würde.

Der Plan des Vicomte war bald entworfen. Der Liebhaber ging gerade unter seinem Fenster vorüber, welches sich im unteren Stock befand, um zu seiner Geliebten zu gelangen; nichts war leichter, als es offen zu halten, sich auf die Lauer zu stellen und eine Kugel auf den nächtlichen Besucher abzuschießen. Der Vorwand war auch nicht schwer zu finden: zu dieser Stunde umschleichen nur Diebe die Wohnungen, wenn sich im Hause nur rechtschaffene Frauen

befinden, und die Tugend der Marquise war ihm zu wohl bekannt, als daß er daran zweifeln konnte.

Julie führte den Herzog nur an die Thür des Schlosses, welche sich leise hinter ihm schloß. Er ging gleichfalls allein durch einen langen Baumgang, gerade vor dem verrätherischen Fenster. Alles war also sicher, unfehlbar. Er rächte sich, er rächte seinen Vetter, und er compromittirte nicht zu sehr den Ruf seiner Cousine, obgleich man im Falle einer Entdeckung ihre Mitschuld nicht leugnen konnte.

An diesem ganzen Tage zeigte er sich bezaubernd; er kündigte seine nahe bevorstehende Abreise an; er zeigte sein Bedauern, eine lebhaft und uneigennützig Freundschaft und ein unbedingtes Vertrauen. Die Marquise war glücklich, ihn unrichtig beurtheilt zu haben, und über die in ihm vorgegangene Veränderung. Sie verließen einander fast nicht, und als sie sich nach dem Souper trennten, wünschte ihr der Vicomte einen guten Abend und küßte ihr zärtlicher als gewöhnlich die Hand.

Er hielt seine Fensterladen geschlossen, oder doch nahe zusammen, das Fenster offen, die Flinte gespannt und wartete. Es währte nicht lange, bis der Herzog am Ende der Allee erschien. Er ging vorsichtig, damit der Sand unter seinen Füßen nicht knirschen möchte, blickte um sich und schien einen Ueberfall zu fürchten. Sein über die Augen gezogener Hut und sein weiter Mantel machten ihn unkenntlich; indessen täuschte sich sein Feind nicht

Als er ihn nahe genug hatte, öffnete er die Fensterladen ein wenig. Das Geräusch, so leicht es war, beunruhigte den Liebenden; er blieb stehen und machte es so seinem Mörder noch leichter. Er legte auf ihn an, wie auf einen Hasen, gab Feuer und sah ihn unter dem Schusse fallen. Dann sprang er aus dem Fenster und schrie: »Ein Dieb! ein Dieb!« rief das ganze Haus herbei und lief mit allem Anschein des wohl gerechtfertigten Eifers auf sein Opfer zu.

Die Bedienten erwachten, aber vor ihnen waren die Marquise und Julie erschienen. Die Marquise lief, halb wahnsinnig vor Schmerz, mit fliegenden Haaren und im Nachtgewande in die Allee und stieß ein herzerreißendes Geschrei aus, während Julie sich vergebens bemühte, sie zum Schweigen zu bringen, und sie erinnerte, daß sie für ihren Ruf und ihre Würde zu sorgen habe.

— Mein Gott! rief die arme Frau, mein Gott! er ist todt! wer hat ihn getödtet?

— Ich habe einen Dieb verwundet, den ich in der Nacht in einer Allee Ihres Parks erblickte, meine Cousine. Ich rief: »Wer da?« aber er wollte entfliehen, und da schoß ich auf ihn und er fiel. Das ist Alles. Sie sind vor Schrecken außer sich; gehen Sie mit Julien hinein, man darf Sie nicht so sehen,

Sie hörte ihn nicht an, sie hatte sich auf den Körper geworfen, sie suchte ihn zu beleben und legte ihm die Hand aufs Herz.

— Es schlägt noch, sagte sie; man kann ihn vielleicht retten.

— Diesen Dieb retten, Madame! woran denken Sie?

— Ei! sehen Sie denn nicht, daß es kein Dieb ist! Er ist es ja, es ist der Herzog von Pecquigny, den ich liebe, für den allein ich lebe!

— Mein Gott! Madame, welches Unglück! warum haben Sie mich getäuscht? Wir wollen jetzt die Leute entfernen und ihm zu Hilfe kommen.

Der Vicomte ging selber den Leuten entgegen, welche mit Mühe erwachten und bei geringer Anstrengung viel Lärm machten.

— Es ist ein blinder Schrecken gewesen, sagte er zu ihnen; ich habe auf einen Baum gefeuert, den ich für einen Dieb gehalten. Gehen Sie wieder hinein — es ist nichts.

Vorher hatte er der Marquise und Julien geholfen, den Herzog hinter eine Hecke zu tragen, so daß man nichts sah. Mit Hilfe des frischen Wassers hatte man ihn wieder zu sich gebracht, aber man mußte die Wunde verbinden, welche gefährlich, ja tödtlich sein konnte; man wußte es nicht, Sie erwarteten den Vicomte mit Aengstlichkeit, da sie sich durch seine List täuschen ließen. Der Verwundete hatte sein Bewußtsein; aber er konnte nicht sprechen. Sein Blut floß in Strömen; sie verbanden ihn mit ihren Taschentüchern, mit dem seinigen, mit ihren Halskragen. Endlich erschien Herr von Saint-Luc.

— Mein Gott! Madame, welch ein entsetzliches Unglück! warum haben Sie mir Ihr Vertrauen verweigert? Ich war Ihrer völlig gewiß, und als ich einen Mann in dieser Allee erblickte, rief ich ihm zu, und als er nicht antwortete, gab ich Feuer. Ich bin strafbar, und ich möchte mein Blut hingeben, um sein Leben zu erkaufen. Ach! verzeihen Sie mir, verzeihen Sie mir!

— Darum handelt es sich nicht, mein Herr. Ich beschwöre Sie, helfen Sie mir, ihn in mein Zimmer zu tragen. Wenn Sie Ihr Vergehen bereuen, wenn Sie aufrichtig sind, so holen Sie mir einen Wundarzt herbei, damit er ihn wiederherstelle.

— Aber, Madame, man wird ihn sehen, man wird erfahren —

— Was liegt mir daran. Möge man es wissen, möge ich verloren sein, wenn er nur lebt. Gehen Sie, gehen Sie, mein Herr, ich beschwöre Sie.

Sie nahmen den armen jungen Mann in ihre Arme und trugen ihn in das Cabinet der Marquise, wo sich Juliens Bett befand. Sie legten ihn nieder, sie gaben ihm Weinessig zu riechen, verbanden ihm die Wunde so gut sie konnten, und endlich gab der Herr von Saint-Luc den Bitten der Marquise nach und entschloß sich, den Wundarzt herbeizuholen.

Der Zufall hätte sie nicht mehr begünstigen können. In der kleinen Stadt, die eine Stunde entfernt war, befand sich ein sehr gelehrter Mann, der sich zurückgezogen hatte nachdem er sich durch seine Kunst ein Vermögen erworben hatte; aber er verweigerte nie seinen Beistand. Die Marquise erinnerte sich an ihn und nannte ihn ihrem Vetter. Dieser ging selber, um ein Pferd zu satteln, und ritt im Galopp davon.

---

## Fünfter Band

### Erstes Kapitel.

**D**er Arzt ließ sich nicht bitten. Es war noch dunkel genug, um ihn durch den Park hereinzuführen, ohne daß er von der Dienerschaft gesehen wurde, die übrigens sämmtlich vom Lande und stumpfsinnig genug und unfähig war, das zu erwähnen, was man verbergen wollte. Als er zu dem jungen Herzog geführt wurde, errieth er bald das Geheimniß. Er untersuchte die Wunde, erklärte sie für gefährlich, wollte aber vor der Abnahme des Verbandes keinen bestimmten Ausspruch thun.

Die Marquise warf sich ihm zu Füßen und bot ihm ihr ganzes Vermögen an, wenn er ihn rette.

— Bieten Sie es dem lieben Gott an, Madame, denn Gott allein kann Wunder thun, wenn es sein Wille ist. Gott und ich lassen uns unsere Dienste nicht bezahlen; aber was meine geringe Macht betrifft, die steht ganz zu Ihrer Verfügung, fürchten Sie nicht, dieselbe zu sehr in Anspruch zu nehmen.

Und mit ausgezeichnete Besonnenheit kehrte er zu seiner Carriole zurück, befahl seinem vertrauten Diener, der ihn fuhr, nach Hause zurückzukehren und nicht zu sagen, wo er ihn zurückgelassen, seiner Frau und allen Anderen anzukündigen, daß er einige Tage in Lyon bei einem Kranken bleiben werde; man dürfe seinetwegen nicht unruhig sein, er würde nicht schreiben, und zurückkehren, sobald es möglich sei.

Dann kehrte er wieder in das Zimmer der Marquise zurück, rieb sich die Hände und sagte:

— Jetzt, Madame, wenn Sie mich mit dem Verwundeten verbergen können, werde ich ihn nicht mehr verlassen.

— Ach! mein Herr, Sie sind mein Retter! Möge der Himmel Sie belohnen!

Von diesem Augenblick an blieben der Arzt, die Marquise, Julie und der Vicomte Tag und Nacht bei dem Herzog von Pecquigny. Der Vicomte zeigte eine solche Verzweiflung, er klagte sich mit solcher scheinbaren Wahrheit an, daß die Marquise keinen Verdacht zu hegen wagte. Uebrigens war ihr Geliebter nicht todt, und vielleicht mochte es gelingen, ihn zu retten; die Verzeihung oder vielmehr die Nachsicht wurde ihr leicht.

So vergingen fünf Wochen in abwechselnder Furcht und Verzweiflung. Der Herzog phantasierte fast die ganze Zeit, er erkannte Niemand, das Fieber verzehrte ihn, und obgleich der Wundarzt die Kugel mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit herausgezogen hatte, wich doch dieses Fieber nicht. Endlich ließ es nach unendlichen Schmerzen nach und es trat Ermattung und Schwäche ein. Indessen zeigte sich eine merkliche Besserung, und der Arzt sagte eines Tages zu dem Vicomte, der ihn befragte:

— Er wird vielleicht noch einige Monate leben, aber er ist ein verlorener Mann.

Als die Marquise ihn bessern sah oder wenigstens glaubte, daß er in der Besserung sei, überließ sie sich einer wahnsinnigen Freude. Als er sie wieder erkannte, als er ihren Namen aussprach, als er ihr zulächelte, glaubte sie im Himmel zu sein.

Sie versprach, ihm die Wahrheit zu verbergen und ihm seinen Mörder nicht zu nennen, weil er eine so tiefe Reue und Ergebenheit gezeigt. Sie erzählte ihm unbestimmt die Geschichte und beschuldigte einen ungeschickten Bedienten oder Wildschützen, der sich wohl gehütet, sich anzugeben. Er glaubte es.

Es wurde besser und besser mit ihm, die Kräfte kehrten ihm zurück, und sobald er sich im Stande sah, ein wenig länger zu plaudern, verlangte er eine besondere Unterredung mit dem Wundärzte, indem er die Marquise bat, sich nicht darüber zu beunruhigen.

---

## Zweites Kapitel.

Mein Herr, sagte er zu dem Arzte, die Sorgfalt, die Sie seit meiner Verwundung gegen mich anwenden, der edle und großmüthige Charakter, den Sie zu erkennen gegeben haben, machen, daß ich alles Vertrauen zu Ihnen hege; ich weiß, daß ich mich an einen Mann von Herz und Ehre wende, und ich fürchte nicht, mich frei auszusprechen.

— Sie beehren und überhäufen mich mit Ihrem Vertrauen.

— Ich will Sie zuerst mit meinem Namen bekannt machen. Die Gründe, die mich bewogen haben, mich in diesem Schlosse, in diesem Zimmer zu verbergen, die Worte der Zärtlichkeit, welche der Marquise entfallen, haben Sie hinreichend mit denselben bekannt gemacht.

— Das ist wahr, mein Herr, aber ich erinnere mich derselben nicht mehr, davon können Sie sich überzeugt halten.

— Ich rechne darauf. Ich bin der Herzog von Pecquigny, Sohn des Herzogs von Chaulnes, ich wünsche die Wahrheit über meinen Zustand zu wissen, um die Mittel auszudenken, mich mit der größten Sicherheit für den Ruf meiner Freundin von hier zu entfernen.

— Ich will Ihnen Alles sagen, was ich Ihnen sagen muß, gnädigster Herzog, nach dem Gewissen eines rechtschaffenen Mannes und der Ergebenheit eines Herzens, welches noch nie Jemand getäuscht hat.

— Es ist gut, mein Herr, ich weiß, daß man meine Leute von meiner Seite in Kenntniß gesetzt hat, mich nicht zu erwarten, ich weiß, daß man so viel wie möglich die Gefahr meiner Abwesenheit abgewendet hat und daß mein Vater und alle die Meinigen nicht unruhig sind. Er glaubt mich bei einem Liebesunternehmen beschäftigt, wie es es in meinem Alter häufig der Fall ist.

— Sie sind sehr jung, gnädigster Herzog?

— Ich bin noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, und es würde grausam sein, zu sterben, da ich so Vieles habe, um das Leben zu lieben. Indessen, Doctor, will ich die Wahrheit wissen und zwar bestimmt und ohne Umschweife. Werde ich durchkommen?

— Muß ich Ihnen Alles sagen, gnädigster Herzog? Verlangen Sie es?

— Ja, mein Herr, unbedingt. Und diese Frage ist eine genügende Vorbereitung. Ich warte.

— Bei großer Sorgfalt können Sie noch einige Monate leben, gnädigster Herzog; aber mehr können Sie nicht erwarten.

Der junge Herzog erblaßte und legte seine Hand auf die Brust. Der Arzt fürchtete, ihn schmerzlich berührt zu haben, und beeilte sich, ihn zu trösten.

— Fürchten Sie nichts, Doctor, ich bin stärker, als Sie denken. Aber ich denke an sie. Ich will nicht hier sterben, ich will nicht, daß sie zu Grunde gehe. Ich werde Ihres Beistandes bedürfen; Sie werden mir denselben nicht verweigern.

— Ganz zu Ihrem Befehle, gnädigster Herzog!

— Ich muß abreisen, nicht wahr?

— Ja, mein Herr.

— Sie müssen die Güte haben, mich zu begleiten, und Alles vorzubereiten, um mich zu

meiner Familie zurückzuführen. Ich muß zu Hause erlöschten.

— Geben Sie Ihre Instructionen, mein Herr, und zählen Sie auf meine unbedingte Ergebenheit, wiederhole ich Ihnen.

Der junge Mann ordnete Alles mit Kaltblütigkeit und Scharfsicht an; er erklärte, er wolle in zwei Tagen abreisen und der Arzt solle ihn bis zum Schlosse Pecquigny begleiten, wo er sich ausruhen und von wo er seine Familie in Kenntniß setzen wollte. Auf diese Weise wurde die Marquise nicht compromittirt und Alles ging aufs Beste.

Der gute Wundarzt übernahm die Vorbereitungen; er miethete einen guten Reisewagen, den er an das Thor der kleinen Stadt kommen ließ und in welchem er und der Herzog fahren wollten; bis dorthin sollte der Wagen der Marquise, von dem Vicomte geführt, sie in der Nacht bringen. Auf diese Weise sollte Niemand im Schlosse etwas davon bemerken.

Die Marquise gab sich seit dem Flintenschusse für krank aus; es wurde geglaubt, daß er um ihretwillen dablief, jetzt, da sie hergestellt war, sollte er abreisen, und Alles war geschehen.

Die Trennung war schrecklich. Man ist so durch Ereignisse dieser Art gefesselt! Der Vicomte spielte seine Rolle vortrefflich. Von dem Arzte und von dem Herzoge selber von dem gefaßten Entschlüsse in Kenntniß gesetzt, fühlte er, daß der Augenblick gekommen sei, die Frucht seines Verbrechens zu pflücken, und er bereitete sich durch verdoppelte Heuchelei darauf vor. Die arme Frau wurde dadurch getäuscht.

Der Herzog von Pecquigny kam glücklich zu Hause an; man erdachte eine Geschichte von Räubern in den Cevennen, um seine Wunde zu erklären. Der Arzt wurde reichlich belohnt, mit tausend zärtlichen Grüßen an die Marquise entlassen und besonders beauftragt, ihr alle ihre Hoffnungen zu lassen, damit sie wenigstens einige Monate in Ruhe leben könne. Die arme Frau war guter Hoffnung, und das war keine geringe Sorge.

Der Vicomte entfaltete alle Fähigkeiten seines Geistes und seines doppelten Charakters. Er war sorgfältig, er war freundlich und liebenswürdig, er erhielt von ihrem Vertrauen den Bericht über Alles, was geschehen war, über ihre Stellung, ihre Verlegenheiten und ihre Befürchtungen; er erbot sich, ihr beizustehen, ihren Fehler und die Folgen desselben zu verbergen — kurz, Alles, was ein ergebener Freund Uneigennütziges und Zärtliches thun kann.

Die Marquise verabredete mit Julien und deren Manne, daß sie das Kind, welches zur Welt kommen werde, für das ihrige ausgeben sollten, daß sie es als ihren Schützling zu sich kommen lassen und es auf ihre Kosten erziehen wolle. Auf diese Weise würde sie das Glück der Mutterliebe haben, ohne den Gefahren derselben ausgesetzt zu sein.

Julie gab eine Schwangerschaft vor, sie zeigte sich in Lyon bei ihren Bekannten, kehrte dann zu ihrer Freundin zurück und blieb bis zu ihrer Entbindung dort.

Das Fräulein von Lespinasse kam in diesem Schlosse zur Welt, und gerade an dem Tage ihrer Geburt starb ihr Vater in Pecquigny. Man taufte das kleine Mädchen in Lyon; ich habe ihren Tauschein erhalten und besitze ihn noch.

Man verbarg der Frau von Albon das Unglück, welches sie betroffen hatte, bis sie im Stande war, es zu ertragen, ohne zu sterben. Der Vicomte übernahm nebst Julien und dem Doctor diesen traurigen Auftrag. Er warf sich zu ihren Füßen, spielte eine Rolle der Reue und des tiefen Gefühls und gelobte ihr, sein Leben zu weihen, um einen so großen Fehler wieder gut zu machen.

Die Unglückliche schwebte fast einen Monat zwischen Leben und Tod, sie stieß ein

entsetzliches Geschrei aus und die Gegenwart ihrer Tochter allein konnte sie beruhigen. Die gute Julie liebte sie, als wenn sie wirklich ihr Kind gewesen wäre. Die erste Kindheit verging ruhig genug zwischen den beiden Müttern.

Der Vicomte wartete, bis die ersten Augenblicke des Schmerzes vorüber waren, und dann veränderte er seinen Plan. Die Leidenschaft, die er verborgen hatte, zeigte sich von Neuem; sie zeigte sich vielleicht heftiger, aber auch unterwürfiger, thätiger und ergebener. Frau von Albon wurde nicht mehr davon gerührt, als früher. Sie konnte kaum seine Gegenwart ertragen, er verursachte ihr Entsetzen, das Blut ihres Geliebten erhob sich zwischen ihnen, und Alles, was sie vermochte, war, ihn einige Augenblicke zu erdulden, ohne ihm die Galle, die ihr Herz erfüllte, ins Gesicht zu schleudern.

Aber als er die Verwegenheit hatte, noch von seiner verhaßten Liebe zu reden, als er sie mit Thränen bat, ihn anzuhören und ihn auch zu lieben, da war sie nicht mehr Herrin ihrer selbst, sagte ihm ihre Gedanken, verbannte ihn aus ihrer Gegenwart und schwur ihm zu, daß sie lieber tausendmal sterben, als ihn noch einmal anhören wolle.

Herr von Saint-Luc wurde wüthend und that sich keinen Zwang mehr an; er zeigte ihr den Haß, den er verborgen hatte; ohne sein Verbrechen zu gestehen, freute er sich über den unwillkürlichen Schuß, der ihn gerächt. Er bedrohte sie mit dem größten Unglück und ließ ihr vier und zwanzig Stunden Zeit, um ihre Entscheidung zu widerrufen.

— Bedenken Sie sich wohl; wenn Sie bei ihrer Weigerung beharren, wenn Sie mich aus Ihrer Gegenwart verbannen, so sollen Sie und Ihre Tochter mein Opfer werden. Ich werde Sie verfolgen, bis ich Sie zu Grunde gerichtet habe, und meine Rache wird sich von nichts hemmen lassen!

Ehe noch die vier und zwanzig Stunden um waren, schrieb ihm die Marquise die Worte:

»Ich verbiete Ihnen, wieder bei mir einzutreten, und was Ihre Drohungen betrifft, wenn Sie feig genug sind, sie auszuführen, wird Gott nicht gestatten, daß die Unschuld unterliege, und ich setze mein ganzes Vertrauen auf ihn.«

Herr von Saint-Luc antwortete nicht. Er verließ das Schloß auf der Stelle.

Zwei Monate lebte die kleine Familie dort, ohne etwas zu hören. Die armen Frauen fingen an, frei zu athmen; sie hofften, daß Gott, den sie angerufen, das Herz ihres Feindes gerührt habe, und sie dankten ihm aus allen Kräften dafür, als in dem Augenblick, wo sie es am wenigsten erwarteten, ein ungewohntes Geräusch ihnen irgend ein neues Ereigniß verkündete.

Das Zimmer der Marquise ging auf den Park hinaus und es war weit von dem großen Hofe, weit von der Dienerschaft und von der Bewegung des Hauses. Die Thür wurde gewaltsam geöffnet und der Marquis von Albon trat mit zornigem Gesichte hinein; er begrüßte seine Frau und wendete sich dann zu Julien.

— Madame Lespinasse, tragen Sie *Ihr* Kind fort, ich muß mit der Marquise sprechen. In zwei Stunden reise ich wieder ab.

Allein geblieben und zitternd, wagte die Marquise nicht, ihre Augen zu erheben. Die ersten Worte ihres Mannes erschreckten sie noch mehr.

— Ich weiß Alles, Madame, sagte er.

— Mein Gott!

Sie brach in Thronen aus und fiel ihm zu Füßen.

— Stehen Sie auf und hören Sie mich an. Ich komme nicht in der Absicht hierher, wie Sie



vermuthen. Sie haben mich immer gehaßt, Sie haben mich immer verkannt. Man hat uns gegen einander aufzubringen gesucht und mich in diesem Falle zum Werkzeuge einer Rache machen wollen, die ich glücklicherweise errathen habe und die ich, wie Sie sich überzeugt halten können, nicht unterstützen werde.

— Sie sind sehr gut, mein Herr.

— Ich bin nicht gut, ich bin nur gerecht. Ich weiß, was ich werth bin und was Sie werth sind; ich weiß, wenn Sie mich auch nicht geliebt haben, so haben Sie doch lange den Verführungen widerstanden, die Sie umgaben. Sie unterlagen endlich, wie man mir gesagt hat, und ich habe eben den Beweis davon gesehen.

— Mein Herr!

— Fürchten Sie nichts für Ihr Kind, Madame, es soll ihm nichts zu Leide geschehen. Ich werde thun, als sei ich mit seinem Dasein unbekannt, aber unter Bedingungen, welche zu erfüllen Sie mir schwören müssen.

— Befehlen Sie, mein Herr, ich werde gehorchen.

— Ihre Tochter kann leben, Ihre Tochter kann in Ihrer Nähe bleiben, aber ich will nicht, daß sie die Rechte der meinigen und ihres Bruders benachtheilige, ich will, daß mein Name nur von meinen Kindern geführt werde, ich will, daß mein und Ihr Vermögen ihnen gehöre.

— Was! mein Herr, das meinige auch?

— Ja, Madame, das Vermögen der Marquise von Albon muß dem Vicomte und dem Fräulein von Albon gehören; sonst würde dies zu beleidigenden Vermuthungen Veranlassung geben — vor welchen wir freilich nicht gesichert sind, die wir aber, so viel an uns ist, vermeiden, indem wir so handeln.

— Es ist grausam.

— O nein. Die Frau Marquise von Albon kann einen Schützling haben und ihm Wohlthaten erweisen; sie kann ihm geben, was sie will, Niemand wird etwas dagegen zu sagen haben; Sie verstehen mich.

— Ja, mein Herr.

— Das ist noch nicht Alles Sie werden mit mir die Acte hier unterzeichnen, indem Sie bezeugen, daß wir kein anderes Kind, als unseren Sohn und das Fräulein von Albon haben, daß jedes andere, welches darauf Anspruch macht, von uns für unrechtmäßig oder für untergeschoben erklärt wird. Man muß an die Zukunft denken.

— Ich werde unterzeichnen.

— Es ist gut, Madame. Für jetzt sein sie ruhig, leben Sie, wo Sie wollen, thun Sie, was Ihnen gefällt. Sie werden nicht mehr von mir reden hören, ich werde Sie nie wiedersehen. Ich lasse Ihnen die freie Verfügung über das, was Ihnen gehört — das heißt, über die Revenuen. Die Verfügung über die Kapitalien behalte ich mir vor, und Sie werden sie gefälligst nicht anrühren. Leben Sie glücklich, wenn Ihnen das möglich ist, und gestehen Sie sich selber, wenn auch nicht mir zu, daß ich nicht so böse bin, wie Ihr Haß es zu glauben vorgab. Adieu.

Er reiste ab, wie er gekommen war, ohne eine Antwort oder einen Dank zu erwarten. Die Marquise blieb bestürzt, niedergeschlagen, sie hatte nicht einmal die Kraft, Madame Lespinasse zu antworten, die zu ihr gelaufen kam, sobald sie ihren Mann abreisen hörte.

— Ah! rief sie endlich, ich habe meine Tochter beraubt, um ihr das Leben zu retten, um sie in meiner Nähe zu behalten; ich hätte sie vertheidigen, ich hätte mich weigern müssen, er würde sie

mir nicht entrissen haben. Ich bin ein Feigling.

— Sie konnten es nicht, liebe Schwester. Er würde mich von hier vertrieben und uns getrennt haben, er würde Sie vielleicht weit weggeführt haben, und Sie würden Ihre Tochter nie wiedergesehen haben, die man uns leicht entführt hätte, so daß wir uns nicht beklagen können. Denken Sie sich überdies einen Proceß unter solchen Umständen! Nein, Alles ist so am Besten, und wir sind nur zu glücklich, mit solchen Opfern frei zu sein. Der Vicomte hat uns ohne Zweifel verrathen und er hatte sich noch eine andere Rache vorgesetzt. Wir müssen auf unserer Hut sein, es wird dabei nicht bleiben.

— Herr von Albon hat sich großmüthig gezeigt, das weiß ich wohl, indessen ist mein armes Kind jetzt eine Bettlerin. Ich werde nicht zugeben, daß Du um ihretwillen Deinen beiden Söhnen Unrecht thuest; was bleibt ihr denn da?

Die Waise wurde also von ihrer Geburt an vom Unglück betroffen, und das Unglück hat sie immer verfolgt, das muß ich gestehen.

Frau von Albon kehrte einige Jahre später nach Lyon zurück, um ihre Schutzbefohlene erziehen zu lassen, die sie abgöttisch liebte. Anfangs lebte sie zurückgezogen, dann sah sie sich ein wenig weiter um, kam endlich in die Gesellschaft und nahm nach und nach ihren Platz in der Welt wieder ein.

Das Fräulein von Lespinasse wuchs bei ihr heran. Die Gesundheit der Marquise wurde nie wieder so stark wie vor ihrem Unglück. Obgleich noch jung, fühlte sie, daß sie bald sterben würde, und die Zukunft ihrer Tochter quälte sie sehr. Herr von Albon hatte die Sache so gut angeordnet, daß sie ihr nur dreihundert Franken Renten geben konnte. Es wurde ihr sogar verboten, ihr ihre Diamanten zu hinterlassen, wie sie es beabsichtigte.

Das Fräulein von Albon hatte schon seit mehreren Jahren meinen Bruder geheirathet, als ihre Mutter sich ihrem Tode näherte. Diese schrieb ihr, zu kommen; sie sahen einander sehr wenig. Meine Schwägerin war sehr strenge, sehr hochmüthig, sie hatte ein sehr trockenes Herz; sie hatte kein Mitleid oder Nachsicht mit Fehlern, und der Marquise war es nicht unbekannt.

Indessen wollte sie sie doch sehen und mit ihr sprechen, sie wollte ihr das Kind ihrer Liebe empfehlen und das Geschick desselben in ihre Hände niederlegen, indem sie sich auf ihre Großmuth verließ, da es kein anderes Mittel gab. —

Frau von Vichy folgte dem Rufe der Sterbenden, und als sie bei ihr eintrat, fand sie das Fräulein von Lespinasse allein neben ihrem Bette.

---

### Drittes Kapitel.

Frau von Albon streckte ihrer Tochter die Arme entgegen, welche sich ohne große Gemüthsbewegung in dieselben warf. Sie war keine Frau, die viel dergleichen empfand.

— Meine Tochter! meine Tochter! rief die Mutter, Du bist gekommen, ich danke Dir. Gott segne Dich für diese gute Handlung!

— Es ist meine Pflicht.

Diese trockene Antwort brach der armen Frau das Herz und würde ihr die Hoffnung genommen haben, wenn eine Mutter sie je verlieren könnte.

— Ich habe mit Dir reden wollen, ich habe Deinen Händen das Kind übergeben wollen, welches ich erzogen habe und welches mir so lieb ist. Du versprichst mir, sie bei Dir aufzunehmen, nicht wahr?

— Ich muß Ihnen gehorchen, Madame.

Immer sprach die Pflicht und niemals die Neigung.

— Es ist ein vortreffliches Herz, meine Tochter hat einen erhabenen Verstand; Du wirst mit ihr zufrieden sein, Du wirst sie lieben.

— Gewiß, Madame, wenn ich sie kenne, um Ihnen zu gehorchen.

Die Sterbende sah ein, daß ihre arme Tochter gerade ihrem Elend entgegenging, wenn es ihr nicht gelang, dieses Herz zu rühren. Sie zog sie zu sich hin und umarmte sie.

— Mein Kind, sagte sie zu ihr, höre mich an. Ich will Dir ein Geständniß ablegen, indem ich Dich um Verzeihung bitte und Dich anstehe, Deine Mutter nicht eines so grausam abgeübten Fehlers anzuklagen.

— Es ist nicht an mir, meine Mutter, Sie jemals anzuklagen; ich habe weder das Recht noch die Neigung dazu und ich werde Sie mit dem Respect, den ich Ihnen schuldig bin, anhören.

Frau von Albon seufzte. Dieses Eis konnte sie nicht brechen.

— Dieses Kind, meine Julie, Julie von Lespinasse, ist meine Tochter, Deine Schwester —

— Madame —

— Es ist nicht an mir, mich zu rechtfertigen und Deinen Vater zu beschuldigen — seine Güte gegen mich und gegen sie seit ihrer Geburt würde mir den Wunsch dazu nehmen, wenn ich gleich das Recht dazu hätte. Ich habe seit zwanzig Jahren und länger Alles gelitten, was man nur leiden kann, ich habe alle meine Thränen vergossen, ich habe meine Tochter in dem Respect Deiner Familie und in ehrenvollen Grundsätzen erzogen. Noch einmal, Du wirst mit ihr zufrieden sein. Willst Du mir versprechen, sie zu Dir zu nehmen?

— Ich verspreche es Ihnen, meine Mutter; indessen will ich Sie nicht täuschen. Das Fräulein wird nicht auf dem Fuße der Gleichheit stehen, sie wird dort weder wie eine Schwester noch wie eine Freundin sein.

— Erfahren Sie also, Madame, versetzte die Marquise, von dieser Härte verletzt, erfahren Sie also, wenn sie wollte, könnte sie ebenso gut stehen, sie dürfte nur ein Wort sagen, und ich auch.

— Ich habe die von meinem Vater und von Ihnen unterzeichnete Acte, Madame.

— Julie hat den auf meinem Sterbebette unterzeichneten Widerruf, Madame; sie hat die Briefe

des Vicomte de Saint-Luc, der ihr anbietet, ihr ihren rechten Namen beilegen zu lassen; sie hat den zwischen den Lespinasses und mir abgeschlossenen Vertrag, der den zu jener Zeit begangenen Betrug bestätigt, um ihre Geburt zu verbergen. Dies Alles ist vollkommen in der Ordnung und bei einem sehr redlichen Notar niedergelegt, der weit von hier wohnt — sie und ich wissen allein, an welchem Orte. Ich werde das Geheimniß mit ins Grab nehmen, und ich überlasse es ihr, nach Bedürfniß darüber zu verfügen.

Frau von Vichy hatte dies nicht vorausgesehen und veränderte ihr Benehmen.

— Mein Gott! liebe Mutter, Sie verstehen mich nicht.

— Ich wünschte Dich nicht zu verstehen, meine Tochter. Das Wichtige ist, daß Du mich in diesem Augenblick verstehst und weißt, was ich wünsche. Meine Tochter, Deine Schwester wird allein auf der Welt bleiben, ich hinterlasse sie Dir, ich vertraue sie Dir an, mache sie glücklich, vertritt meine Stelle bei ihr, bereite ihr ein freundliches Loos, wenn Du es kannst, und ich werde Dich von der anderen Welt aus segnen, wo ich Euch Beide erwarte.

— Meine Mutter!

— Ja, neige Dein Ohr zu meinen Worten und behalte sie. Mein geliebtes Kind hat von mir nur eine lebenslängliche Rente von dreihundert Franken erhalten, mehr habe ich ihr nicht geben können — wie ich gestehen muß, in der Hoffnung, daß Du mein scheinbares Unrecht gegen sie wieder gut machen werdest. Jetzt sage ich es ihr hier in Deiner Gegenwart, wenn Du Dein Versprechen und meine Empfehlungen vergissegst, so beschwöre ich sie, nicht zu vergessen, was sie hören wird, und was Du hören wirst, wie sie.

Das Fräulein von Lespinasse kniete neben ihrer Mutter nieder.

— Befehlen Sie, meine Mutter, ich werde gehorchen,

— Wenn Deine Schwester Dich nicht behandelt, wie sie Dich behandeln sollte, wenn Du bei ihr nicht wie zu Hause, wie bei mir bist, so nimm Deine Rechte wieder in Anspruch, mein Kind, achte nicht auf mich, und die Sorge für meinen Ruf halte Dich nicht zurück, ich würde ihn tausendmal Deinem Glück opfern, denn Du bist mir das Liebste auf der Welt.

— Madame ist Ihre Tochter, wie ich, meine Mutter, antwortete das Fräulein von Lespinasse ungeschickt.

— Ja, sie ist meine Tochter, und ich liebe sie und werde sie ebenso lieben, wie Dich, wenn sie mich lieben will, wenn sie will, daß ich ruhig sterbe und daß ich sie sterbend segne. Sie umarme Dich, mein liebes Kind, und sie sage zu mir: Meine Mutter, dieses junge Mädchen ist meine Schwester, sie ist Ihre Tochter, und ich schließe Sie Beide in mein Herz ein und bin glücklich. Willst Du es, liebe Gräfin?

Frau von Vichy hatte eine gute Regung. Welches war der Antrieb dazu? Ich weiß es nicht, aber sie hatte sie. Vielleicht erhoben sich der Notar, das Testament, die Mittheilung und Alles, was daraus erfolgen konnte, als Gespenster vor ihr, um sie in die Arme ihrer Mutter und ihrer Schwester zu führen; so viel ist aber gewiß, daß sie schöne Versprechungen gab, so daß Frau von Albon zufrieden und entzückt über die Einigkeit starb, die zwischen ihren beiden Töchtern herrschte, und daß sie an das künftige Glück des verwaisten Kindes glaubte, welches sie zurückließ.

Gleich nach ihrem Tode beeilte sich Frau von Vichy, das Fräulein von Lespinasse nach Chamrond zu führen. Sie stand Anfangs auch in guten Verhältnissen mit meinem Bruder und acht Tage lang ging Alles aufs Beste. Die Nachbarn nahmen Aergerniß an der

Neuangekommenen und die Muthmaßungen begannen. Man verfehlte nicht, dem Herrn und der Frau von Vichy darüber zu berichten, und von jetzt an bemächtigte sich ihrer die Furcht. Man hatte in Lyon schon viel darüber gesprochen; sie fürchteten böse Rathschläge und die schrecklichen Folgen eines Processes, dessen Ausgang keinen Augenblick zweifelhaft sein konnte.

Sie entschieden, daß das Fräulein von Lespinasse sie nie verlassen, daß sie sich nie verheirathen, daß sie unter ihrer Abhängigkeit bleiben sollte, und daß sie alle Mittel der Milde und der Strenge anwenden wollten, um sie zu bewegen, die verwünschten Papiere zu vernichten.

In Folge dessen gingen Beide eines schönen Morgens zu ihr, theilten ihr mit, was vorging, und fragten sie, welchen Weg sie einschlagen würde, um den für die Frau von Albon nachtheiligen Muthmaßungen Einhalt zu thun.

— Ich werde abreisen, Madame, mich in ein Kloster zurückziehen, und man wird nicht mehr von mir reden hören.

— Das ist es nicht, Fräulein, im Gegentheil dürfen Sie uns nicht verlassen, Sie dürfen den boshaften Menschen nicht das Recht geben, über einen Ruf, der für Sie theuer und geehrt sein muß, ihre Glossen zu machen. Es bedarf nur eines Vorwandes wegen Ihres Aufenthalts bei mir, und ich will Ihnen diesen Vorwand liefern, wenn Sie ihn annehmen wollen.

— Welchen, Madame?

— Wir haben drei Kinder; sie kommen in das Alter, wo sie unterrichtet werden müssen; willigen Sie ein, ihre Gouvernante zu werden?

Das Fräulein von Lespinasse wurde roth; sie wagte nicht, es auszuschlagen, und wollte es auch nicht annehmen. Dieser Vorschlag empörte sie nach den ihrer Mutter gemachten Versprechungen und nach den Liebkosungen, womit man sie überhäuft hatte. Sie in ein dienendes Verhältnis setzen zu wollen, sie, die Schwester der Gräfin — sie, welche den Ruf und das Vermögen ihrer Mutter in ihren Händen hatte!

— Sein Sie ruhig, mein Fräulein, man wird für Ihr Geschick sorgen, Sie werden ein beträchtliches Gehalt bekommen.

— Ah! Madame, fiel sie unwillig ein.

— Aber, mein Fräulein, ich habe meiner Mutter versprochen, Ihnen eine Zukunft zu sichern, diese scheint mir die beste. Sie werden unsere Kinder erziehen, und dann wird es ganz einfach sein, daß Sie bei uns bleiben.

Nach vielem Zaudern und vielen Schwierigkeiten entschloß sich das Fräulein von Lespinasse endlich.. Was konnte sie auch thun? wie konnte sie sich widersetzen, ohne den Schild gegen sie zu erheben, ohne Schande über ihre Mutter zu bringen und ihre Rechte geltend zu machen.

Sie begann also die Erziehung ihrer Neffen, und es war keine leichte Aufgabe, denn sie waren sehr verdorben, sehr eigenwillig und von einer Bosheit, um einen Heiligen ins Verderben zu stürzen. Ihre Eltern stellten sich ihren guten Absichten entgegen und vereitelten, was sie unternahm.

Indessen beharrten sie bei ihrer persönlichen Freundlichkeit gegen sie, sie stellten sich, als ob sie alle mögliche Sorgfalt an sie verschwendeten, machten ihr kleine Geschenke und stellten sie ihren Freunden als eine Person dar, die sie sehr schätzten. Sie ließ sie machen und erwies ihnen wieder so viel Freundlichkeit, wie sie konnte.

Der Todestag der Frau von Albon kam; man feierte eine Messe in der Schloßkapelle, die

ganze Hausgenossenschaft in Trauer war dabei zugegen; das Fräulein von Lespinasse, in ihren Schmerz versunken, sah nichts und weinte, so lange die Ceremonie dauerte, wodurch die Muthmaßungen noch verstärkt und der Zorn und die Unruhe meines Bruders noch erhöht wurden.

Als sie nach Hause gekommen waren, nahm Frau von Vichy sie mit sich in ihr Zimmer, wo sie einander weinend umarmten — das Fräulein von Lespinasse mit Aufrichtigkeit; bei der Anderen waren es Krokodillstränen.

— Meine liebe Julie, sagte sie zu ihr.

— Madame —

— Es ist heute ein Jahr, gerade um diese Stunde, als wir unsere Mutter ins Grab senkten; ich habe ihr versprochen, Sie glücklich zu machen, ich glaube mein Versprechen erfüllt zu haben, nicht wahr?

Die Lespinasse wagte nicht, es zu leugnen: sie nickte nur mit dem Kopfe.

— Mein Fräulein Schwester, wenn ich mein Versprechen gehalten habe, denken Sie denn nicht daran, das Ihrige zu halten?

— Welches, Madame?

— Das, welches Sie meiner verehrten Mutter ablegten, und welches ihr nach der Entfernung ihres Beichtvaters einen ruhigen Tod verschaffte.

— Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, Madame.

— Wie, erinnern Sie sich nicht mehr, daß sie allein mit mir sprechen wollte, daß sie länger als eine halbe Stunde mit mir allein blieb und dann in meiner Gegenwart zu Ihnen sagte: »Heute über ein Jahr wird Deine Schwester Dir unsere Unterredung mittheilen, meine Tochter?«

— Das ist wahr, aber ich kenne den Gegenstand, sie hat mir ihn sogleich mitgetheilt, und ich weiß nicht, daß von einem Versprechen von meiner Seite die Rede war.

— Sie haben meiner Mutter zugeschworen, wenn ich Sie glücklich machte, diese elenden Papiere zu vernichten, die ihre und meines Vaters Schande beweisen, und die Erfüllung dieses Versprechens ist es, die ich von Ihnen verlange.

— Ich!

— Ja, erinnern Sie sich dessen nicht mehr?

— Ich kann mich dessen nicht erinnern, Madame, weil es nicht wahr ist.

— Sie leugnen es! Sie leugnen die Worte meiner Mutter, Ihrer Wohlthäterin.

— Ich erkenne die Worte Ihrer Mutter, meiner Mutter an, aber hören Sie, weshalb sie ausgesprochen wurden. Frau von Albon empfahl mich Ihnen ganz besonders an; die mütterliche Besorgniß machte, daß sie die Zukunft fürchtete, indem sie sie mit der Vergangenheit verglich. Sie fügte hinzu, wenn Sie Ihr Wort hielten, wenn wir uns nach Verlauf eines Jahres an ihrem Grabe darstellten, würde sie in unserer Mitte sein und uns segnen, das war Alles, Madame.

— Also, Fräulein, haben Sie die Absicht, ihre geliebte Asche zu stören, eingebildete Rechte geltend zu machen und eine Familie zu zerrütten, die Sie achten sollten?

— Was kann Sie auf einen solchen Gedanken bringen, Madame?

— Offenbar Ihre Antwort. Wenn Sie nichts mit diesen Papieren thun wollen, wozu soll es nützen, sie aufzubewahren? wenn nicht zu Ihrem Wohl, muß es zum Nachtheil und Untergang unseres Hauses sein.

— Wie können Sie mich dazu für fähig halten?

— Von Ihrem Eigensinn kann man Alles erwarten. Schon oft haben wir auf indirecte Weise die Herausgabe dieser Waffen, die Sie gegen uns bewahren, gefordert, aber Sie stellen sich als verstanden Sie uns nicht. Heute spreche ich deutlich zu Ihnen, und Sie weigern sich.

— Ich kann Sie in der That nicht verstehen, Madame. Ich weiß nicht, was meine Mutter Ihnen gesagt hat, als Sie mit ihr allein gewesen, aber ich weiß, daß sie mir in Ihrer Gegenwart anempfohlen hat, diese Papiere wohl aufzubewahren, sie nie aus den Händen zu lassen und sie als Waffen gegen Sie anzuwenden, wenn Sie es je verdienen sollten.

— Ah! Mademoiselle, wollten Sie Ihrer Mutter Schande machen!

— Ich werde nie davon reden, Madame; ich werde Ihnen nie den geringsten Kummer machen. Davon sei zwischen uns nie mehr die Rede. Lieben Sie mich, wie ich geneigt bin, Sie zu lieben, indem wir so leben, wie unsere gute Mutter es uns anempfohlen hat. Wollen Sie es?

— Ohne Zweifel. Aber soll dieses Damoklesschwert über meinem Kopfe und dem meiner Kinder schweben?

— Ich werde es nicht niederfallen lassen, vergessen Sie es, wie ich es selber schon vergessen hatte.

Dieser Angriff erneuerte sich oft und unter allen Formen. Mein Bruder, seine Frau und eine für ihr Alter sehr gewandte kleine Tochter, die dazu abgerichtet war, versuchten ihn wiederholt und nach der Reihe. Als man sah, daß Alles vergebens war, veränderte man den Angriffsplan. Das Fräulein von Lespinasse würde mit der größten Strenge behandelt. Man hielt sie in gehöriger Ferne, wie eine Gouvernante niedrigen Standes, man wendete ein entsetzliches Verfahren gegen sie an, man demüthigte, man quälte sie und dann gab man ihr zu verstehen, daß sie Ruhe finden würde, sobald sie ihren Wünschen nachgebe. Dieses seltsame Mädchen war zugleich schwach und stark. Sie widersetzte sich ihnen und hielt sich gut. Jene wurden erbittert und sie auch; es war ein Kampf, in welchem Niemand nachgeben wollte und der mit Juliens Abreise enden sollte, als ich in Chamrond ankam. Sie war sehr entschlossen, mit ihren dreihundert Franken Renten in ein Kloster einzutreten, lieber als ein solches Dasein fortzusetzen.

---

## Viertes Kapitel.

Als ich in Chamrond ankam, war, wie gesagt, die Saite so straff angespannt, daß sie nothwendig zerreißen mußte. Man stellte mir das Fräulein von Lespinasse vor, nachdem man mir ihre Geschichte umständlich erzählt und mir das Versprechen abgenommen hatte, meine Klugheit anzuwenden, um sie zu bestimmen,

Ihr Anblick fiel mir auf: sie war nicht hübsch, die Blattern hatten sie sehr entstellt, aber sie hatte, ich weiß nicht welchen Zauber an sich, dessen man sich nicht erwehren konnte, und welcher fesselte.

Jetzt, da ich mich mit ihr beschäftigte und ihre unparteiische Geschichte schreibe, bin ich genöthigt anzuerkennen, daß sie viele gute Eigenschaften besaß, daß ihr Umgang etwas Bezauberndes an sich hatte und daß ich vielleicht viel Unrecht gegen sie begangen. Dieses Unrecht kam von meiner Eifersucht her; ich war eifersüchtig auf meine Freunde, die sie mir vorzuziehen schienen, und auf sie, die mich ihretwegen aufzugeben schien. Dies war die einzige Ursache von dem, was sich ereignete. Ich bin immer stolz und herrschsüchtig gewesen; meine Schwäche hat meine Fehler verdoppelt und, wie ich gestehen muß, den Umgang mit mir sehr schwierig gemacht. Ich sehe besser aus der Ferne, wie die Ereignisse sich zugetragen haben, ich lege meine Ansprüche ab, und ich verstehe die Anderen. Dem Sterben nahe, habe ich das Bedürfniß mich aufzuklären, vielleicht zu verzeihen, gewiß klar zu sehen in meinem Herzen und in meiner Vergangenheit.

Wenn noch Jemand außer mir dies lesen sollte, würde ich es bei meinem Leben nimmermehr zugestehen: nach meinem Tode wird man mich kennen lernen. Vielleicht werde ich mich bis dahin noch einmal verändern! Jetzt, da ich dieses Glaubensbekenntnis abgelegt habe, bin ich unbefangener und kann die Geschichte des Fräulein von Lespinasse beenden; ich werde sie ohne Unterbrechung bis zu Ende fortsetzen, ohne mich mit mir selber zu beschäftigen, als wenn ich auf der Bühne erscheinen werde. Meine eigenen Abenteuer sind von keiner Bedeutung; ich habe ein Leben wie alle Frauen meiner Zeit geführt; was interessant ist, das sind meine Freunde, die Leute, mit welchen ich verkehrt habe, und die Ereignisse, die um mich her vorgegangen.

Ich war und bin noch der Mittelpunkt der Gesellschaft. Man kommt zu mir, weil es Mode ist; man muß die Blinde sehen, die Freundin Voltaire's, bei welcher sich die Schöngeister und Philosophen versammeln, eine alte Frau, die kein Ende nimmt, die den Hof und die Stadt bei sich empfängt, die Ludwig den Vierzehnten gesehen, die den Regenten gekannt und Alles, was man will. Dieses Jahrhundert ist so frivol, daß es nicht mehr verlangt. Die Hammel des Panurge sind nie mehr an der Tagesordnung gewesen.

Um dem Herrn und der Frau von Vichy zu gefallen, mit welchen ich in gutem Vernehmen zu bleiben wünschte, um so mehr, da ich bei ihnen war, und vermöge ihrer Anziehungskraft, die mich zu ihr hinzog, beschäftigte ich mich viel mit dem Fräulein von Lespinasse. Sie kam jeden Morgen in mein Zimmer, um mir ihre Dienste anzubieten, sie las mir vor, sie schrieb nach meinem Dictat; meine Blindheit wurde schon damals sehr ernstlich und verhinderte mich, selbst zu thun, was mir nöthig war. Sie zeigte die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit für mich; sie umarmte mich, sie liebte mich wie ein Kind.

— Ah! Madame, erlauben Sie mir, Sie zu lieben, sagte sie, ich habe Niemand auf der Welt zu



lieben.

— Aber Frau von Vichy, — die Kinder?

— Frau von Vichy haßt mich und die Kinder hassen mich auf gleiche Weise, weil sie von ihr dazu bestimmt werden. Ah! Madame, meine arme Mutter hätte viel besser gethan, mich ins Kloster eintreten zu lassen, wie ich es wollte.

— Wahrlich, mein Fräulein, das wäre Schade gewesen.

— Madame, ich würde viel glücklicher gewesen sein, zweifeln Sie nicht daran. Ich bin nicht für das Weltleben geschaffen, ich werde dort nur Kummer finden.

— Mein Fräulein, Sie müssen nicht so offen von Ihrer Mutter sprechen, Sie werden Frau von Vichy dadurch nur noch mehr aufbringen. Das ist es, was sie fürchtet.

— Mit Ihnen, Madame, rede ich von meiner Mutter weil es mir vorkommt, als rede ich noch mit ihr; Sie erinnern mich an sie.

Jedesmal, wenn wir allein waren, führten wir dieselben Unterhaltungen, so daß sie mir nach und nach ihren Plan zur Abreise mittheilte, wovon sie nur durch das Vergnügen, mich zu sehen, zurückgehalten wurde.

— Sobald Sie abgereist sein werden, Madame, werde ich zu den Ursulinerinnen in Lyon gehen, welche zufrieden sind, mich zu empfangen. Hier sind die Briefe. Ich werde vielleicht den Schleier noch lange nicht nehmen, aber ich werde dort bleiben, vor Sorgen und Verfolgungen geschützt; man wird mich nicht mehr fürchten, ich werde wie todt sein.

— Armes Mädchen! das ist ein großer Entschluß! Könnten Sie nichts Besseres thun?

— Wohin wollen Sie, daß ich gehe?

— Bei Ihren Talenten könnten Sie irgend eine reiche Dame finden, die Sie zu sich nehmen würde.

— Man wird mich nicht gehen lassen. Es ist nur eine einzige Person, welcher man mich anvertrauen würde.

— Wer ist das?

— Sie.

— Ich, mein liebes Fräulein, ich arme Blinde! Sie würden sich entschließen, bei mir zu leben?

— Ob ich mich dazu entschließen würde! Es würde mit einer unvergleichlichen Freude geschehen. Sie sind so gut, Sie haben so viel Geist, es ist so leicht, mit Ihnen zu leben; Sie sind so geneigt, Alles zu verstehen!

— Wirklich! Sie würden mir folgen? Wie das zusammentrifft! Ich wünsche so sehr, Sie mit mir zu nehmen!

— Ist es möglich?

— Gewiß.

— Ah! wie glücklich bin ich!

— Ich werde noch heute mit Frau Vichy reden.

— Ah! wird sie es wollen?

— Lassen Sie uns hoffen.

— Madame, Sie sind mein rettender Engel.

Diese junge Person interessirte mich in der That sehr, und die Anhänglichkeit, die sie mir zeigte, rührte mir das Herz. Ehe ich meinem Bruder etwas davon sagte, wollte ich die

Bedingungen unserer Anordnung mit ihr festsetzen.

— Mein Fräulein, sagte ich zu ihr, ich bin nicht reich, ich kann keine großen Geldopfer bringen. Wenn ich Sie nicht getroffen hätte, war es meine Absicht, eine Kammerjungfer von einiger Bildung anzunehmen, die mir vorlesen und mich führen könnte. Viard — ich hatte ihn damals schon — Viard schreibt gut genug, um mein Secretair zu sein, und meine Gewohnheit macht, daß ich zuweilen selber schreiben kann.

— Madame, ich verlange nichts von Ihnen. Meine dreihundert Livres reichen mir hin.

— Sie werden es bei mir so gut haben, wie ich selber; ich werde Sie überall hin mitnehmen. Sie werden mit mir meine Besuche empfangen. Ich werde Sie nicht für eine Gesellschafterin ausgeben, sondern für eine Freundin aus der Provinz, die einige Zeit in Paris zubringen will. Auf diese Weise könnten Sie mich, wenn wir nicht für einander passen, wenn Sie sich nicht bei mir gefallen sollten, ohne Aufsehen verlassen, indem Sie sagen, daß Ihr Besuch geendet sei. Wenn Sie sich dagegen ganz in meinem Hause niederzulassen wünschen, so werden wir sagen, daß Sie sich dort wohl befinden, und daß Sie Ihren Aufenthalt auf unbestimmte Zeit verlängern. Wir sind frei, und Sie behalten Ihre Unabhängigkeit in den Augen der Personen, die Ihnen begegnen und Sie kennen gelernt haben.

Sie zeigte sich entzückt, und ich war es auch. Ich machte also mit Zuversicht Herrn und Frau von Vichy meinen Vorschlag, und mein Erstaunen war außerordentlich groß, als sie mir antworteten, daß sie nimmermehr darin willigen würden.

— Wie! rief ich, Sie verweigern es mir?

— Sie kennen dieses schlaue Mädchen nicht, antwortete mir meine Schwägerin, sie strebt nur darnach, sich Freunde unter den mächtigen Personen zu machen, um uns dann desto leichter zu Grunde richten zu können. Sie will Ihnen folgen, weil sie bei Ihnen ein Mittel zu finden denkt, ihren Zweck zu erreichen; es geschieht weder aus Zuneigung, noch aus einem Zuge des Herzens. Mißtrauen Sie ihr, sie ist eine Schauspielerin und eine Schlange, die Sie in Ihrem Busen nähren würden.

— Ich glaube, daß Sie sich irren.

— Wir irren uns nicht. Wir sind unserer Sache gewiß.

— Erlauben Sie mir, sie mit den Gründen Ihrer Weigerung bekannt zu machen.

— Gewiß. Sagen Sie ihr, daß es unser ausdrücklicher Wille ist, sie beständig vor Augen zu haben und ihre Manövers zu überwachen. Sagen Sie ihr, wir wissen, was sie ist, und daß sie uns nicht mehr täuschen wird, wie sie es im Augenblick des Todes meiner Mutter gethan hat.

Ich richtete diese Botschaft genau aus, da ich neugierig war, zu erfahren, wie das Fräulein von Lespinasse diesen Argwohn oder vielmehr diese Beleidigung aufnehmen werde.

Sie hörte mich an, ohne das Gesicht zu verändern, dachte einige Augenblicke nach, dann erhob sie die Augen zu mir und fragte mich im natürlichsten und rührendsten Tone, ob ich an diese Beschuldigungen glaube.

— Nein, versetzte ich ohne Zaudern.

— Ich danke Ihnen, Madame, und ich werde Ihnen beweisen, daß Sie Recht haben. Beantworten Sie mir nur eine Frage, die Alles entscheiden wird: Sie sind entschlossen, mich mitzunehmen und mich bei sich zu behalten, nicht wahr?

— Ja, mein Fräulein, mehr als je.

— Ich danke Ihnen noch einmal, und glauben Sie mir, Sie sollen es nie bereuen. Erlauben Sie

mir dagegen, dem Herrn und der Frau Vichy zu antworten, und sein Sie meine Dolmetscherin, wie Sie die ihrige gewesen sind. Sie haben keine andern Rechte über mich, als die ich ihnen selber gegeben habe, als das Testament meiner Mutter, welches mich meiner Schwester hinterlassen hat. Wenn ich nicht ihre Schwester bin, so haben sie nichts von mir zu verlangen und keinen Anspruch zu machen, ich bin frei. Sie suchen mich zurückzuhalten, ich werde mich an die Behörde wenden, und was sie zu vermeiden wünschen, wird geschehen, nicht durch mich, sondern durch sie.

— Sie haben Recht; sie denken nicht daran.

Mein Bruder und meine Schwägerin sagten mir sehr ruhig, es wären niemals Gerichtspersonen in das Schloß Chamrond eingetreten und sie würden auch nie dorthin kommen; sie wären die Herren davon und sie würden von einer naseweisen Person ihre Rechte nicht verletzen lassen.

— Ich verstehe Dich nicht, meine Schwester, fügte der Graf hinzu, wie es kommt, daß Du Dich in dies Alles mischest; Du bist eine Frau von Geist, eine Dame aus der vornehmen Gesellschaft, und Du lassest Dich auf Intriguen ein, wie eine Kammerjungfer!

Ich war jetzt an der Reihe, erzürnt zu werden. Ich ließ mich nicht auf diese Weise behandeln und nahm die einfältige Rede meines Herrn Bruders übel. Ich wurde nur immer eifriger, meinen Schützling aufrecht zu erhalten, und erklärte ihm unumwunden, ich würde sie Allen zum Trotz mitnehmen, und behielt mir nur vor, Frau von Luynes vorher davon zu benachrichtigen, damit man ihr die Geschichte nicht zu meinem Nachtheil erzähle. Diese liebe Tante war eben zur Hofdame der Königin ernannt worden und behauptete einen Rang, daß sie im Stande war, mich zu vernichten, wenn sie gegen mich war, und dies wollte ich vermeiden.

Als die Sache geschehen war, wurde ich ruhiger. Ich fühlte nur, daß ich nicht lange bleiben durfte, wo ich war, um zu vermeiden, daß die Karten völlig durcheinander gemischt wurden.

Das Fräulein von Lespinasse verließ ihr Zimmer nur, um in das meinige zu kommen; sie ging nicht mehr in den Salon oder in den Speisesaal hinunter und beschäftigte sich durchaus nicht mit ihren Zöglingen.

— Ah! sagte mein Bruder lachend zu mir, Deine schöne Eigensinnige wird nachgeben müssen. Die Gräben sind tief, die Thore fest und die Mauern stark in Chamrond, es kommt kein Strohalm ohne mein Wissen hinaus, und sie müßte sehr stark schreien, wenn es ihr gelingen sollte, sich außerhalb dieses Umkreises von Thürmen hörbar zu machen. Du wirst sie offenbar nicht mitnehmen können, ohne daß man sie sieht.

— Mein Bruder, Du begehst eine Ungerechtigkeit, Du thust eine böse Handlung. Wenn ich an der Stelle dieses Mädchens wäre, würde ich entfliehen, geradezu nach Lyon gehen und Gerechtigkeit gegen Dich fordern, meine Rechte anerkennen lassen und Dich Deines Vermögens berauben. Man müßte ein Engel sein, um es nicht zu thun.

Sie spotteten über mich, und ich behauptete, ihre Wachsamkeit täuschen zu können. Ich theilte es dem Fräulein von Lespinasse mit, die sich begnügte, zu lächeln und leicht die Achseln zu zucken.

— Fürchten Sie nichts, Madame, sie werden keine Scene machen, und sie werden uns nicht verhindern, fortzugehen. Herr von Vichy hält sich für sehr schlau; er glaubt Alles zu wissen, und seit einem Monat habe ich eine Correspondenz geführt, wovon er sich nichts träumen läßt. Noch vierzehn Tage höchstens, und Sie sollen sehen, daß sie uns die Thore weit öffnen werden.

Ich war sehr ungeduldig wegen der Entwicklung der Geschichte: ich wollte fort, denn ich

langweilte mich in Chamrond viel mehr, als in Paris. Endlich kam sie, und zwar ganz anders, als ich dachte.

Eines Abends, als gerade sehr schlechtes Wetter war, wollte ich zum Souper hinuntergehen, als ich an meine Thür klopfen hörte. Zu dieser Stunde kam Julie niemals; ich glaubte, es wäre eine Dienerin, und rief ziemlich heftig »herein.«

— Ich bin es, Madame, sagte sie.

— Sie, zu dieser Stunde, meine Königin! versetzte ich.

— Ja, Madame, und der Augenblick, den ich Ihnen angekündigt habe, ist gekommen.

— Wie denn?

— Bei diesem schrecklichen Wetter hat Herr von Vichy, seiner Sache gewiß, den Boten, der eben an mich gekommen, nicht aufgefangen. Hier sind die Papiere, die ich erwartete. Ich bin gewiß, mich an ihm zu rächen oder ihm zu zeigen, welche Seele er beleidigt hat; auf jeden Fall habe ich meine Freiheit in den Händen. Ein Wort von mir, und dieses Mädchen, welches er so sehr verachtet, welches er mit seinen Thürmen und Mauern bedroht, wird ihm zum Trotz diejenigen hierher kommen lassen, welche das Gesetz mit seinem Schwerte bewaffnet, oder vielmehr, wenn Sie noch einwilligen, sich mit mir zu beschäftigen, meine liebe Beschützerin, werde ich Ihnen beweisen, daß ich nicht undankbar bin, und daß man, mich lieben kann.

— Kommen Sie also mit mir, es ist das Würdigste und Weiseste; denken Sie an Ihre Mutter.

— Ich habe an sie gedacht, Madame, und Sie werden es bald sehen. Erwarten Sie mich gleich nach dem Souper; ich hoffe, daß Sie mit mir zufrieden sein werden.

---

## Fünftes Kapitel.

Ich erschien beim Souper sehr mit meinen Gedanken beschäftigt, und man befragte mich mehrmals darüber; ich antwortete aber, es sei mir nichts. Dies ist eine von den einfältigen Antworten, die man ausspricht, ehe man nachdenkt. Man bestand nicht weiter daraus.

Wir waren allein beim Souper, denn das schlechte Wetter hatte keine Besuche, gestattet, nicht einmal den des Geistlichen; es hielt sich kein Fremder im Hause auf und die Kinder kamen bei der Abendmahlzeit nicht zum Dessert, so daß wir nach Gefallen plauderten.

An diesem Abend begaben wir uns bald in den Salon, wo mein Bruder mir den Vorschlag machte, mit meiner Schwägerin Piquet zu spielen, was ich annahm. Ich sah nicht deutlich mehr, und er diente mir als Rathgeber. Kaum hatten wir angefangen, als die Thür aufging und das Fräulein von Lespinasse eintrat.

Ich hörte einen zwiefachen Schrei der Ueberraschung, wie ich erwartet hatte; sie hielt eine Papierrolle in der Hand, kam ruhig und würdevoll näher, begrüßte den Grafen und die Gräfin und blieb neben dem Tische stehen.

— Was führt Sie her, mein Fräulein? sagte mein Bruder.

— Ich komme, von Ihnen, mein Herr, und von Frau von Vichy eine letzte Erklärung zu verlangen.

— So setzen Sie sich nieder, mein Fräulein, versetzte er; wir sind alle geneigt, Sie anzuhören. Bedenken Sie nur, zu wem und vor wem Sie reden.

Das Fräulein von Lespinasse nahm einen Sitz und sah Frau von Vichy mit einer Miene der Entschiedenheit und zugleich der Sanftmuth an.

— Ich wünsche dieses Haus zu verlassen, Madame, sagte sie.

— Das ist möglich, mein Fräulein.

— Ich beabsichtige die Frau Marquise Du-Deffand zu begleiten, die mir einen Zufluchtsort gewähren will.

— Ich sage nicht das Gegentheil, mein Fräulein, es ist mir leid, Ihnen entgegen sein zu müssen, Sie werden nicht abreisen.

— Ich bitte um Verzeihung, Madame, ich werde abreisen. Mit welchem Rechte halten Sie mich hier zurück?

Sie sahen einander ziemlich verlegen an. Frau von Vichy, die heftiger, als ihr Mann war, stand indessen lebhaft auf und entgegnete:

— Mit dem Rechte einer Tochter, die ihre Mutter nicht herabgewürdigt sehen will; mit dem Rechte einer Mutter, die ihre Kinder nicht beraubt sehen will.

— Geben Sie sich gefälligst die Mühe, dies zu lesen, mein Herr, fuhr Julie fort, ohne ihrer Schwester zu antworten; Sie werden sehen, daß alle diese Rechte vor der Gerechtigkeit nichtig sind, und daß auf ein Wort von mir die Agenten des Staatsanwalts beim Parlament von Dijon in Ihr Schloß eindringen und die Waise im Namen des Gesetzes zurückfordern werden.

Mein Bruder las das Papier, und als er es las, wurde er blaß vor Zorn.

— Wie haben Sie dies erhalten, mein Fräulein?

— Das ist mein Geheimniß, mein Herr.

— Ich werde noch diesen Abend alle meine Leute fortjagen.

— Jagen Sie sie nicht fort, mein Herr, sie sind ebenso unschuldig, wie Sie selber.

— Ich will es wissen.

— Sie sollen erfahren, was ich Ihnen zu sagen habe. Hören Sie mich zu Ende an. Da bin ich frei, wie Sie sehen.

Er sah es nur zu deutlich.

— Nun, diese Freiheit werde ich nicht benutzen; ich will, daß Sie sie mir selber wiedergeben, und deshalb will ich die Ursache Ihrer Unruhe zerstören.

— Ah! rief ihre Schwester, Sie werden uns diese verwünschten Acten ausliefern!

— Nein, Madame, nein, ich werde sie Ihnen nicht ausliefern. Niemand wird je aus meiner Hand die Beweise von dem Fehler meiner Mutter erhalten, und wenn ich sie von dem Orte wegnehme, wo sie sie niedergelegt hatte, so geschieht es nur, um sie selber aufzubewahren oder um den Gebrauch davon zu machen, der mir gut dünkt.

Sie ließen sehr verlegen die Köpfe hängen; sie erwarteten dies Alles nicht von dem kleinen Mädchen.

— Nun, Madame, noch einen Augenblick Geduld, und ich bin zu Ende. Sie verleugnen mich als Ihre Schwester, Sie haben mich nicht als solche lieben wollen, und ich verlangte nichts weiter von Ihnen. Sie sind also nicht meine Schwester und werden es nicht sein. Ich verachte das Vermögen und möchte nicht den schönsten Namen in der Monarchie haben, wenn ich ihn durch die Schande meiner Mutter erkaufen müßte; was soll ich also mit den Beweisen machen, die Sie so sehr beunruhigen? Meine Mutter hat mich bis zum Tode geliebt, sie hat mich auferzogen und mich an ihrem Busen mit einer Zärtlichkeit genährt, die nichts mich vergessen machen wird. Ich bin ihre Tochter, und nichts kann mich verhindern, daß ich es in meinen und ihren Augen bin, mehr bedarf es nicht. Willigen Sie in meine Abreise mit Madame Du-Deffand, und vor Ihren Augen werde ich diese Papiere vernichten, und Sie werden nichts mehr zu fürchten haben.

— Wollen Sie es thun? riefen sie im Uebermaß der Freude und des Erstaunens.

— Diesen Augenblick wiederhole ich, willigen Sie nur ein.

— Ah! von ganzem Herzen! Sie sind ein Engel. Sie lächelte traurig und entrollte die Papiere.

— Sehen Sie her, untersuchen Sie sie wohl; Sie werden bemerken, daß Alles da ist.

Sie warfen sich wie zwei Geier darüber her und lasen sie begierig bis auf die letzte Zeile. Als sie damit zu Ende waren, nahm sie zu ihrem großen Schrecken die Papiere wieder.

— Wohl verstanden, von jetzt an werde ich frei sein, nicht wahr? Ich kann das Schloß verlassen und habe die freie Verfügung über mich selber?

— Gewiß.

— Die Frau Marquise Du-Deffand ist Zeugin dieses Versprechens, Herr Graf und Frau Gräfin, ich halte das meine, sehen Sie hier!

Sie stand auf, hielt die Papiere an das Licht und bald wurden sie vom Feuer verzehrt. Wir alle Vier sahen sie schweigend verbrennen. Als nur noch die Asche übrig war, stieß meine Schwägerin einen Schrei der Erleichterung aus, worüber ich erbebte. Das Fräulein von Lespinasse weinte.

— Sie beweinen Ihr Glück, mein Fräulein.

— Ja, mein Herr! ich beweine den Brief meiner Mutter, worin sie ihr ganzes Herz, alle ihre Zärtlichkeit ausgesprochen hatte. Ich weine über den verkannten Willen, über die Einsamkeit, die von jetzt an meiner wartet, und jetzt bin ich allein auf der Erde.

— Und ich? sagte ich zu ihr, tief gerührt von der edlen Handlung.

— Ah! Madame, rief sie, indem sich in meine Arme warf, lieben Sie mich, denn ich bedarf dessen sehr.

Meine Schwägerin zeigte keinen Augenblick der Rührung. Es gibt nichts Trockneres, als das Herz einer Frömmlerin, wenn es nicht allzu zart ist, nichts Härteres, als die anständigen Frauen von Profession. Sie würden uns die Tugend verleidet machen, wenn man aus Berechnung tugendhaft wäre.

Frau von Vichy versuchte gut zu sein, indem sie bedachte, daß sie es nicht sei, und daß dies kein gutes Ansehen habe. Sie ging so weit, Julien den Vorschlag zu machen, im Schlosse zu bleiben, wenn sie wolle, und ihnen wenigstens jedes Jahr einen Besuch zu machen.

— Nein, Madame, ich danke Ihnen, versetzte sie, ich werde dieses Haus von diesem Augenblick nicht wieder sehen, als um Ihnen vor allen Ihren Leuten Lebewohl zu sagen, wenn die Frau Marquise es für angemessen hält, zu dieser Stunde abzureisen.

— Ah! wie Sie wollen, mein Fräulein, ich zwinge Niemand, und Sie am wenigsten.

Man trennte sich noch kälter, als man sich versammelt hatte. Das Fräulein von Lespinasse verließ vor mir den Salon, sie begrüßte den Grafen und die Gräfin tief und wünschte ihnen alles mögliche Glück, dann ging sie aufrecht, stolz und mit sich selber zufrieden fort, wie eine Person, die mehr als ihre Pflicht gethan hat.

Wir sahen alle Drei einander an.

— Nun, sagte mein Bruder, was denkst Du von diesem Fräulein? Es scheint mir, sie hat ein Benehmen, wie eine Königin.

— Ja, entgegnete ich, sie hat das Benehmen und die Gedanken einer Königin. Was sie gethan hat, war sehr großmüthig.

— Wer weiß? versetzte die Gräfin nachdenkend, es ist vielleicht noch nicht einmal so schön, sie kann ja beglaubigte Abschriften davon haben.

Dieses unedle Wort, von einem unedlen Gedanken eingegeben, hat mich durch die Folgen, die es herbeiführte, fast mit meiner Familie entzweit. Als ich es hörte, mißtraute ich der Frau von Vichy und faßte eine Meinung von ihr, die sie vollständig rechtfertigte.

Drei Tage später reiste ich mit meiner Begleiterin ab; ich ordnete es so an, daß es am frühen Morgen geschah, und daß sie ihre Schwester nicht wiedersah. Man wagte sie nicht zurückzuhalten, aber man hatte große Lust dazu, denn man dachte immer an diese beglaubigte Abschrift, die ihnen schaden konnte. Sie schrieben auch an Frau von Luynes und versuchten sie gegen mich und gegen meinen Schützling einzunehmen.

Wir waren nach Lyon abgereist, wo ich mich eine kurze Zeit aufhalten wollte. Um das Ungewitter zu beruhigen, machte mir das Fräulein von Lespinasse den Vorschlag, sich in ein Kloster zu begeben und während der Zeit zu unterhandeln. Herr von Albon, ihr Bruder und der meiner Schwägerin, wohnte in dieser Stadt; er hatte sich nie feindselig gegen sie gezeigt, im Gegentheil rechnete sie auf ihn, Alles zu ordnen.

Ich hatte dort auch den Kardinal von Tencin, so wie den Präsidenten bei der Frau von Luynes, mit welcher er die Ehre hatte in freundschaftlichen Verhältnissen zu stehen. Ich fand den

Vorschlag angemessen und willigte in Juliens Wunsch. Herr von Albon besuchte mich und theilte mir einen Charakterzug von ihr mit, wovon sie mich ebenso wenig wie Frau von Vichy in Kenntniß gesetzt hatte.

Herr von Albon war bei dem Tode seiner Mutter nicht zugegen, sie war sehr kalt mit ihm und sprach selten von ihm. Sie hatte ihn indessen verlangt, aber er war abwesend. Er kam am folgenden Tage zurück; das Fräulein von Lespinasse kannte ihn nur sehr wenig, und sein Verfahren gegen sie war dennoch wohlwollend. Sobald er ankam, bat sie ihn, ihr zu folgen, und führte ihn zu einem kleinen Secretair, wovon sie den Schlüssel in der Tasche hatte.

— Mein Herr, sagte sie, ihm denselben zustellend, hier ist ein Schrank, der mir gehört, meine Wohlthäterin hat ihn mir gegeben, und Sie erlauben mir wohl, ihn zu behalten, nicht wahr?

— Ohne den geringsten Zweifel, und alle Effecten, die Ihnen persönlich gehören, sollen Ihnen zugestellt werden. War es das, was Sie mir zu sagen hatten?

— Nein, mein Herr. Oeffnen Sie gefälligst diesen Secretair, Sie werden eine ziemlich beträchtliche Geldsumme darin finden. Frau von Albon hat mir befohlen, sie für mich zu behalten, aber ich will es nicht, ich will nicht von Ihnen und Ihrer Frau Schwester beschuldigt werden, den geringsten Theil Ihrer Erbschaft unterschlagen zu haben. Nehmen Sie also dieses Geld, mein Herr, Sie werden mir einen großen Dienst leisten, denn ich bin sehr unruhig.

— Indessen, mein Fräulein, wenn Ihre Mutter es Ihnen gegeben?

— Und Dies ist der Beweis in ihrer Handschrift, mein Herr; lesen Sie.

Sie zeigte ihr den Pakt, der die Worte als Etiquette trug:

»Für meine liebe Julie Lespinasse, für sie allein und ihr von mir geschenkt.«

— Da ist es ein Vermächtniß, mein Fräulein, und ich darf mir nicht gestatten —

— Ich nehme es nicht an, mein Herr, ich werde nichts annehmen, was Ihnen gehört. Nehmen Sie dies.

Er nahm es endlich und ohne viele Schwierigkeit zu machen. Man läßt sich wenig bitten, Geld anzunehmen, und immer aus demselben Grundsätze.

Er erzählte mir diesen Zug und fügte hinzu, sie verdiene jede Rücksicht, aber er wolle sie nicht aus den Augen verlieren. Ich erzählte ihm dagegen das Verbrennen der Papiere.

— Es ist möglich, fuhr er fort; es ist sehr gut und sehr schön, aber sie hat vielleicht eine Abschrift davon. Meine Schwägerin hatte hier bereits gewirkt.

Ich ging dann zu dem Kardinal von Tencin, damals Erzbischof von Lyon und mein alter Freund, wie man weiß. Er rieth mir, abzureisen und Julie in ihrem Kloster zurückzulassen, und später wolle er es anordnen, sie mir zurückzuschicken.

— Niemand hat wirkliche Rechte an sie, und wir werden schon dahin gelangen, daß sie abreisen kann. Wenn Sie zuerst abreisen, machen Sie Ihrer Familie eine Freude, und das ist es doch, was Sie wünschen, nicht wahr?

— Ohne Zweifel.

— Gehen Sie, Marquise, und sein Sie ruhig, die alten Freunde sind immer dieselben. Wir haben schöne Stunden mit meiner armen Schwester verlebt; ich kann sie nicht vergessen und Sie werden sie auch nicht vergessen, davon halte ich mich überzeugt. Erinnern Sie sich des Waldes von Senart und der Nacht, die wir in der Hütte zubrachten?

Ja, ich erinnerte mich derselben, und noch! was ist die Folge davon gewesen?



Ich reiste in der That ab. Ich ging, in dem Kloster des heiligen Joseph Alles vorzubereiten, wohin ich mich zurückziehen wollte, um uns Beide aufzunehmen.

Diese religiöse Gemeinschaft des heiligen Joseph, welche Frau von Montespan in der Rue Saint Dominique gegründet, gewährte mir besondere Bequemlichkeiten. Das Zimmer, welches man mir gab, war das der Gründerin. Sie zog sich dorthin zurück, wenn sie ihre Bande zerreißen oder dem Könige einige Unruhe verursachen wollte. Nach ihrer endlichen Trennung eilte sie hierher und starb, wie die Nonnen sagten; aber in Wahrheit bin ich dessen nicht ganz gewiß, und Andere haben mir die Versicherung gegeben, daß sie in ihrem Hause in Paris gestorben sei, und noch Andere, bei dem Herzog von Antin.

Dieses Zimmer befindet sich im Innern des Hauses, es hat die Aussicht auf die Garten, aber es hat auch einen besonderen Eingang, so daß ich nach Gefallen mit der Welt oder mit den Schwestern verkehren kann. Freilich liebe ich sie nicht sehr, und ihre Uebungen scheinen mir als Widersinnigkeiten, aber das Publicum ist zufrieden, mich in diesem Hause zu wissen, und ich bin ruhig hinter diesem undurchdringlichen Schilde.

---

## Sechstes Kapitel.

Das Fräulein von Lespinasse reiste mit dem Staatsanwalt und dessen Gattin auf der Diligence aus Lyon ab. Herr von Tencin hatte sie ihnen anvertraut und sie befand sich während der ganzen Reise sehr wohl bei ihnen.

Ich war damals von zwei oder drei lieben Freunden umgeben: von dem Präsidenten Henault, Formont und d'Alembert, den ich wenigstens ebenso sehr wie die Anderen liebte, obgleich die Bekanntschaft noch neu war. D'Alembert galt für den Sohn der Frau von Tencin und Destouches. Sie hat mir immer versichert, daß es nicht wahr sei, und mir etwas ganz Anderes eingestanden, was mich bewog, es zu glauben. Andererseits behauptet d'Alembert, daß er den Beweis davon hat und der Thatsache gewiß ist, und daß sie es nur leugnet, weil sie sich schämt, ihn nicht anerkannt zu haben.

So viel ist gewiß, daß sie ihn nie hat sehen wollen, und daß er von der Frau eines Glasers auferzogen worden, die er mit unglaublicher Zärtlichkeit geliebt, wovon ich später erzählen werde.

Er kam alle Tage zu mir. Sie hatten schon ihre Encyclopädie und ihre philosophischen Ideen und Freigeisterei zu entwickeln angefangen, womit sie diese letzte Hälfte des Jahrhunderts unterhalten haben. D'Alembert war nicht schön, aber er war außerordentlich gut, besaß einen bezaubernden Geist und die angenehmste und lieblichste Unterhaltungsgabe, was man von einem Philosophen und Mathematiker hätte kaum glauben sollen. Ich habe nie einen Mann gekannt, mit dem ich lieber umging, und mein großer Zorn gegen das Fräulein von Lespinasse ist von ihm hergekommen.

Ich kündigte ihnen die Ankunft meiner jungen Freundin nicht an, ich war mit ihr übereingekommen, und wir wollten in den Verhältnissen bleiben, die ich angegeben.

Seitdem ich fast gar nichts mehr sah, lobte alle Welt meinen Muth.

Ich spielte die Tapfere vor meinen Freunden, und wenn ich allein war, gerieth ich in Verzweiflung; es war für mich die schrecklichste Lage und die grausamste Qual. Indessen war ich immer von Besuchenden umringt, mein Haus wurde nicht leer und die Personen vom Hofe und aus der Stadt begannen den Weg dorthin zu finden.

Einige Jahre vorher hatten wir oft kleine Komödien aufgeführt, die der Präsident Henault und Pont-de-Veyle für uns verfaßten. Die Schauspieler waren diese beiden Herren, d'Argental, Formont und einige Andere. Die Schauspielerinnen Frau von Rochefort und ich. Diese Gesellschaft hatte sich nie aufgelöst. Wir waren in einem vertrauten täglichen Umgange geblieben und zuweilen lasen wir unter uns die Stücke, an deren Aufführung wir uns ehemals so sehr unterhalten hatten.

D'Alembert verachtete diese Unterhaltung.

Am ersten Abend, den das Fräulein von Lespinasse in Paris zubrachte, sprach man von unserem Theater, von dem Stücke Zoide, welches Herr du Châtel, der so viel Geist besaß, ausdrücklich für uns geschrieben, und worin Frau von Luxembourg so reizend war, dann »der Mann von Welt« von Herrn von Forcalquier und endlich »der Eifersüchtige auf sich selber« und »das Irrenhaus« von dem Präsidenten.

Man fragte natürlich die Neuangekommene, ob sie die Komödie liebe und ob es ihr gefalle, sie zu spielen.

— Sie zu sehen, ja, sie zu spielen, nein, versetzte sie.

— Vortrefflich! rief d'Alembert, das ist eine Person von Verstand. Sie sind verständiger in Ihrem Alter, als alle diese Herren und Damen, die es mehr sein sollten, als Sie.

Und sogleich begann er diesen Satz zu behaupten, wobei das Fräulein von Lespinasse allein auf seiner Seite war. Von diesem Tage an verstanden sie einander und schlossen ein Freundschaftsbündniß, und wenn ich sie hätte sehen können, glaube ich, hätte ich ihre Zukunft und die, welche sie mir bereiteten, errathen können.

D'Alembert war um diese Zeit von dem Könige von Preußen berufen worden, mit dem er eine Zusammenkunft hatte. Er kehrte nicht stolzer zurück, aber mit einer Leidenschaft und dem Versprechen einer ewigen Freundschaft von diesem großen Manne, der sich immer wie vor einem Maler für die Nachwelt hinstellte, was auch die Herren von der Encyclopädie davon gesagt haben mögen, die einen Gott aus ihm machen wollten. Voltaire ist sehr davon zurückgekommen, er, der so viel Geist hat, der die Welt so gut kennt und gegen den die Anderen wie Zwerge erscheinen. Er hat den Mann beseitigt und nur den Helden als König und Krieger beibehalten.

Friedrich und Katharina haben ihr Lebenlang über die Philosophen gespottet und sie dennoch mit Gunstbezeugungen überhäuft. Das Schöne dabei ist, daß die Philosophen sie alle angenommen haben, ungeachtet ihrer Verachtung des Reichthums und der Ehre. Indem man ihrem Stolze eine Schlinge legt, ist man gewiß, daß sie sich darin fangen werden. Sie sind noch in viele andere gegangen, wie man bald sehen wird.

Wir hatten zu jener Zeit auch in unserer täglichen Gesellschaft den Chevalier von Aydie, dessen Tochter der Graf von Nanthia geheirathet hatte. Ah! wie weit war sie von ihrer Mutter, dieser schönen Aissé entfernt, so sehr sie ihr auch glich! Wir hatten auch Herrn von Berkly, einen reizenden Engländer, den Herr Walpole nicht ausstehen kann; den Baron Fischer, einen Schweden von viel Geist, die Herzogin von Nirepoix, so voll Grazie und Schönheit, daß man ihr keine Karte oder Würfel zeigte, denn da war sie eine Thörin und verlor alle ihre gute Eigenschaften, und ich hätte sie schlagen mögen.

Ferner die Herzogin von Boufflers, die in zweiter Ehe Marschallin-Herzogin von Luxembourg wurde; und welches verehrungswürdige Geschöpf war sie! Sie genoß reichlich ihre Jugend, und da sie nicht geizig war, verbreitete sie überall Heiterkeit und Frohsinn. Man machte ihr einen Vorwurf daraus, wenn man sie nicht kannte, wenn man sie aber zweimal gesehen, hatte man nicht mehr den Muth, Groll gegen sie zu hegen. Ich rede nicht von mir, wohl verstanden, da ich weder das Recht noch die Lust hatte, strenge zu sein, ich rede von der Königin, von den Spröden des Hofes und der Stadt, die ihr nachliefen, obgleich sie wohl wußten, daß sie ganz etwas Anderem nachlief.

Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich all unsere Besucher erwähnen wollte. Ich muß indessen den Präsidenten von Montesquieu und Fontenelle hervorheben. Es verlohnt sich wohl der Mühe, von diesen Beiden zu reden; auch will ich es thun. Für heute komme ich zu dem Fräulein von Lespinasse zurück, zu ihrem Erstaunen, ihrem Glück, plötzlich aus ihrer Provinz in die Mitte eines solchen Zirkels versetzt zu sein. Sie dankte mir ohne Aufhören dafür, küßte mir die Hände, überhäufte mich mit Sorgfalt und Zärtlichkeit; sie sagte, sie liebe mich, und ich erwiderte ihre Neigung in Wahrheit, was man auch davon sagen mochte.

So vergingen unsere Tage sehr glücklich; ich tröstete mich für meine Schwäche durch die Zerstreuungen, die man mir gewährte. Ich war nie allein. Das Fräulein von Lespinasse verließ mich nach den ersten Monaten zuweilen, doch geschah es nur in den Stunden, wo meine andern Freunde sie ersetzten. Bald hatte sie diesen, bald jenen Vorwand; sie wollte diesen oder jenen besuchen, sie hatte Briefe zu schreiben, sich auf eine Vorlesung vorzubereiten, sie hatte eine Arbeit vor, doch zeigte sie mir jeden Augenblick alle mögliche Liebenswürdigkeit, um mir zu gefallen, und ich war entzückt davon.

Folgendes geschah also, was ich mir nicht träumen ließ. Ich habe dies später aus den Mittheilungen D'Alemberts an den Präsidenten und Pont-de-Veyle erfahren, die ihn oft, und besonders im Augenblick seines Schmerzes, besuchten. Er erzählte ihnen den Anfang und das Ende, und sie verfehlten nicht, mir darüber zu berichten.

Es fiel ihnen nicht sogleich ein, daß sie einander lieben könnten. Sie suchten einander auf, weil sie allein wegen ihres Geistes für einander paßten, aber die Liebe war weit entfernt von ihren Gedanken. Sie kam endlich seltsamerweise durch das, was sie am wenigsten hätte herbeiführen sollen, nämlich durch die Wissenschaft.

Das Fräulein von Lespinasse besaß Sinnlichkeit und eine glühende Seele; sie war romantisch, sie war zärtlich, sie hatte Neigungen, die selbst ich bemerkte und worüber ich oft mit ihr scherzte. D'Alembert belehrte sie über viele Dinge, die sie noch nicht wußte und die der Richtung ihres Geistes nicht angemessen waren. Sie gab sich viele Mühe, sie zu behalten, doch behielt sie sie nicht; auch benutzte ihr Lehrer den Vorwand, sie ihr täglich und lange zu wiederholen.

Eines Morgens wurde Botanik verhandelt, denn d'Alembert wußte Alles, und man sprach von dem Ursprünge, ich weiß nicht von was, und es war die ewige Litanei. Ich, die ich immer die gelehrten Männer und ganz besonders die gelehrten Frauen verabscheut habe, verstopfte mir die Ohren, um sie nicht zu hören. Sie gingen also zusammen aus, um eine Pflanze zu suchen, die d'Alembert in der Umgebung von Montmorency bemerkt hatte, als er Frau von Epinay besuchen wollte, von der wir später sprechen werden.

Sie nahmen eine Chaise, welche d'Alembert durchaus bezahlen wollte, worüber Julie sich untröstlich zeigte, und sie benutzten einen Tag, wo die Marquise von Forcalquier kam, um mir vorzulesen; sie waren gewiß, daß ich mich nicht langweilen werde, oder daß ihre Gegenwart mich nicht verhindert haben würde, mich zu langweilen.

Es war an diesem Tage ein erwünschtes Wetter, es war im Monat Junius, nicht zu heiß, gerade Sonne genug, um die Landschaft aufzuhellen, und nicht genug, um die Hitze unerträglich zu machen. Hübsche weiße Wolken wie Schneebälle, ein reizender Horizont und die Liebe zwischen ihnen Beiden! War es nicht genug für einen Philosophen und ein Mädchen, welches darnach strebte, es zu werden?

Anfangs unterhielten sie sich ganz heiter, dann wurden sie nachdenkend und träumerisch. D'Alembert kannte besser, als sie, die Ursache ihrer Träumerei. Er hatte sich bereits Rechenschaft von der Neigung abgelegt, die sie fortzog, und fragte sich, ob er seine Begleiterin darüber aufklären oder sie in der Unwissenschaft ihrer unschuldigen Herzensreinheit lassen solle.

Eine Frage des Fräulein von Lespinasse entschied die Sache.

— O Himmel! mein Herr, der hübsche Bach, die reizende Wiese, die schönen Bäume! Sagen Sie mir, warum habe ich eine so unwiderstehliche Lust, diese Chaise zu verlassen und dort unten spazieren zu gehen? Ich habe doch viele Bäche gesehen, viele Bäume und viele Wiesen, die

ebenso angenehm waren, wie diese, so angenehm sie auch sein mögen!

— Ich will es Ihnen sagen, mein Fräulein, wenn wir Ihren Wunsch erfüllt haben; nichts ist leichter. Der Postillon wird uns erwarten; er ist für den Tag gedungen und steht durchaus zu unserer Verfügung. Sollte es nicht der rechte Augenblick sein, dort unten unsere Vorräthe auszubreiten und unser Frühstück einzunehmen?

— Sie haben Recht, mein Herr. Ich habe indessen keinen Hunger, und ich bin sehr froh. O! ich war in meinem Leben nicht so froh!

Formont und der Präsident, zwei alte Wüstlinge, hatten diese Parthie sehr getadelt, worin die Damen und ich nichts Böses sahen. D'Alembert erschien uns wie Scipio, wie Robert d'Arbrissel oder wie die keusche Susanna, und wir konnten nicht die geringste Gefahr darin finden.

Die Herzogin von Chaulnes unter Anderen, die ihn lange verhindert hatte, in die Akademie aufgenommen zu werden — nicht als hätte sie ihn nicht geliebt, sondern weil sie zu laut ausrief, sie würde ihm ein Serail zu bewachen geben. Man wußte, daß sie eine Frau sei, um die Frage zu ergründen, und Fontenelle sagte ernsthaft in dieser Hinsicht:

— Ueber Alles, was diese Nachrichten betrifft, ist die Herzogin von Chaulnes der Rechenknecht der Liebe.

Man kann sich denken, daß der Ausspruch Glück machte! Sie hatte d'Alembert mit Null bezeichnet, und sie bemühte sich so gut, daß la Peyrouse oder der Graf von Clermont, ich weiß nicht Mehr, welcher von Beiden, anstatt seiner in die Akademie aufgenommen wurde, unter dem Vorwande, daß ein Akademiker ein Mann sein müsse. Sie verdrehte den Vierzigen so die Köpfe, daß sie sich vor der Lächerlichkeit fürchteten und diese Ungerechtigkeit begingen, die man später wieder gut machte. Die Thoren und besonders die Thörinnen können in diesem Lande gewiß sein, angehört zu werden.

Indessen waren wir sehr ruhig wegen des Lehrers und der Schülerin und hörten Frau von Forcalquier und ihre Vorlesung an, während sie durch die Felder liefen und den Ufern der Bäche folgten und eine vortreffliche Pastete aßen, die für diese Gelegenheit bereitet war.

Anfangs beschäftigte man sich nur damit; man hat Hunger auf dem Lande, wenn man jung ist und nicht oft dorthin geht. Die Schöne hatte wohl versichert, daß sie nicht essen würde, dennoch ließ sie sich dazu verleiten und ihre Heiterkeit kehrte zurück. D'Alembert war sehr liebenswürdig; er sprach von ganz anderen Dingen, als von den Regeln der Arithmetik und Geometrie. Dann fragte er das arme Mädchen, ob sie, noch immer den Grund ihrer Begeisterung für den Bach, für die Wiese und die Bäume wissen wolle.

— O! ja, versetzte sie mit klopfendem Herzen.

Er näherte sich ihr, faßte ihre Hand, die sie ihm ließ, und begann eine Rede über die Sympathien, über die Geistesverwandtschaften, über die Kräfte der Anziehung, und ich weiß nicht, welche mehr oder weniger wohlklingende Worte er anwendete, um seine Liebeswerbung nicht wie die Anderen zu machen und die Wissenschaft nicht herabzuwürdigen, indem er sie zu den gewöhnlichen Ausdrücken herabzog.

Das Fräulein von Lespinasse verstand ihn mehr aus Instinct, als aus Scharfsinn; sie erröthete und schlug die Augen nieder, sie lächelte sogar, und dieses Lächeln verwirrte die Desinitionen des armen Mannes; er wußte nichts weiter zu thun, als sich ihr zu Füßen zu werfen, indem er zu ihr sagte:

— Ich liebe Sie; lieben Sie mich?

Ich weiß nicht, ob sie antwortete; ich weiß nur, daß er es errieth und schon lange errathen hatte, und daß sie eine gute Viertelstunde zubrachten, in ihre Gefühle verloren, zu schweigen. Diderot meinte, man könne d'Alembert diese Viertelstunde nicht verzeihen, die höchstens für einen Dichter passe, worauf Pont-de-Veyle, der gewöhnlich so boshaft war, erwiderte:

— Suchte er nicht ein Problem?

Julie gehörte zu den Frauen, welche gleich so sehr lieben, wie sie je lieben werden. Sie machte in dieser Viertelstunde so viele Fortschritte, wie ich in zehn Jahren würde gemacht haben, und doch hätte ich nie bis zu diesem Grade gelangen können. Gott sei Dank! ich bin weder romantisch noch leidenschaftlich.

Sie fanden das Wort wieder und erblickten aus der Ferne einen ländlichen Brautzug und zwei sehr verliebte Neuvermählte. Darüber verbreitete sich d'Alembert. Er fragte sie, ob sie an die Ehe denke; er bewies ihr durch  $a + b$ , daß sie das Grab der Liebe sei. Julie antwortete, sie beunruhige sich nicht wegen einer Ceremonie; sie würde ihr Herz verschenken, ohne sich um die Meinung der Anderen zu kümmern.

— Ich bin frei, Sie auch; was würden uns noch einige Worte mehr, von einem Menschen, wie wir, ausgesprochen, ausmachen? Wir verbinden uns vor dem höchsten Wesen; es hat uns geschaffen, um uns zu lieben, es sieht und hört uns; das reicht zu unserm Glück und für unser Gewissen aus.

Dieses Raisonement des Philosophen, welches den Schalk verrieth, erschien seiner Geliebten von einer bewundernswürdigen Logik. Sie waren also völlig einstimmig.

Die Reise war eine Wonne. Von Zeit zu Zeit gewann das Wirkliche die Oberhand. Der gute d'Alembert vergaß die Philosophie und wurde bezaubernd, er ließ sein Herz reden und sein Verlangen zu gefallen. Er gefiel, er gewann diese Seele ohne Verteidigung, diese Seele, welche lieben wollte und die bisher nur ihre Mutter geliebt hatte. Sie hat, seitdem schrecklich geliebt, wie Mascarille sagt.

Die erste Verabredung war das Geheimniß. Man kam überein, mir diese schöne Flamme zu verbergen: d'Alembert kannte meine Eifersucht, er erwartete, daß ich davon aufgeregt sein würde. Er forderte auch seine Schöne auf, unseren Freunden gegenüber zu schweigen; sie könnten plaudern.

— Lassen Sie uns glücklich sein für uns und nicht für die Anderen. Was mich betrifft, mein Leben gehört Ihnen einzig und allein. Meine gute Mutter, die Glasersfrau, will nichts weiter, wenn sie mich täglich eine Minute sieht, wenn sie weiß, daß ich zufrieden bin, oder wenn ich ihr meinen Kummer anvertraue, da ist die arme Frau beruhigt. Mit Madame Du-Deffand ist es nicht so.

Nein, ich glich der Glasersfrau durchaus nicht, ich verlangte mehr, und wenn ich von diesem Verhältniß eine Ahnung gehabt hätte, würde sie mich aufs Aeußerste aufgebracht haben. Nicht als wäre ich im geringsten in d'Alembert verliebt gewesen, aber ich sah es nicht gern, daß man mich bei meinen Freunden verdrängte, und überall, wo die Liebe eintritt, macht sie reines Haus.

---

## Siebentes Kapitel.

Voltaire hatte Frau von Chatelet seit mehreren Jahren verloren; er hatte entdeckt, daß sie ihn wegen dieses lieben Saint-Lambert, dieses Philosophen, Dichters, Militairs, Cavaliers und Alles, was man will, betrog, und er war in eine tiefe Verachtung der Liebe versunken. Er schrieb an d'Argental einen Brief, den mir dieser mittheilte, und worüber wir uns sehr ärgerten, und der von einem anderen handelte, den d'Alembert an ihn gerichtet hatte und der ganz mit Spöttereien angefüllt war.

— Sollte er verliebt sein? fragte er; und in wen denn?

Pont-de-Veyle behauptete mit seiner gewohnten Menschenliebe, er sei in mich verliebt.

— Oder vielmehr in Ihre junge Secretairin, versetzte der Präsident, seit dem berühmten Tage des Pflanzensuchens in Montmormcy; seitdem geht etwas zwischen ihnen vor, was ich nicht verstehe.

— Sollten sie vielleicht ebenso stark sein, wie d'Alembert, um es zu verstehen? sagte Herr Duchatel, der bei dieser Unterredung zugegen war.

Der Chevalier d'Aydie, der sich seiner jungen Jahre erinnerte, suchte seine Eindrücke in den Augen des Philosophen und meiner Freunde wiederzufinden.

— Das ist es nicht, sagte er.

— Nein, versetzte der Präsident, es ist das nicht für Sie, Chevalier, sondern nur für jene.

Man kam überein, vor mir nicht davon zu sprechen und meinen Verdacht abzulenken; ich war ihnen unruhig vorgekommen. Montesquieu schrieb mir einen Brief über die Scherze des Morgens, sonst beschäftigte sich Niemand, weiter mit dieser Unterhaltung. Ich bat, mir die Wahrheit nicht zu verbergen: Frau von Mirepoix versicherte mir, daß nichts daran sei, ich glaubte ihr und vergaß es.

So vergingen mehrere Monate. Alle wußten oder witterten wenigstens die Wahrheit, außer mir, die ich mich nicht damit beunruhigte. Um gerecht zu sein, muß ich hinzufügen, daß man nie mehr Sorgfalt und Freundschaft für eine gebrechliche und oft traurige Frau anwendete, als damals geschah. Sie schienen sich zu vereinigen, um mich mein Unglück vergessen zu machen. Ich fand sie immer da, wenn ich ihrer bedurfte: ich liebte sie Beide sehr. Formont, der sich verheirathet hatte, war weniger eifrig, und der Präsident klagte über sein Befinden. Pont-de-Veyle, obgleich er nicht mehr fünfzehn Jahre alt war, lief noch ganz gern hinter den Coulissen und in den Boudoirs umher; sie waren also Beide die Getreusten und Geliebtesten.

Oft am Morgen, wenn die Luft rein war, besuchte mich d'Alembert und sie führten mich in die Tuileries oder in den Luxembourg. Ich war glücklich, mit ihnen dort zu sein, und ich freute mich jeden Tag, diese so sehr verfolgte Waise aufgenommen zu haben.

Man schätzte sie sehr in meiner Umgebung. Die Marschallin von Luxembourg überhäufte sie mit Geschenken: sie machte ihr so hübsche, daß ich nicht zurückbleiben wollte und ihr ebenfalls welche machte. Meine Freunde wetteiferten darin, wer ihr die kostbarste Kleinigkeit bringen werde; d'Alembert allein gab ihr nichts, und als man eine Bemerkung darüber machte, antwortete er, er wolle nicht thun, wie die Anderen.

Dieses Wort fiel mir auf; ich machte ziemlich laut meine Bemerkung darüber, mein Zirkel

beschäftigte sich damit, man errieth die Wahrheit und hatte sich verabredet, daß ich unbekannt damit bleiben solle. Julie glaubte nicht durchschaut zu werden; sie machte es wie der Strauß, ganz in ihre Liebe versunken, beschäftigte sie sich nicht mit den Anderen und bildete sich ein, daß sie es ebenso machten. Man würde sie sehr in Erstaunen gesetzt haben, wenn man zu ihr gesagt:

— Ihr Umgang mit d'Alembert ist das öffentliche Geheimniß; Ihre Beschützerin ausgenommen, ist jeder um uns her damit bekannt.

Die Liebe sieht nur sich selbst!

Das Fräulein von Lespinasse nahm von jetzt die Gewohnheit an, verehrt zu werden, sich Schmeicheleien sagen zu lassen und sich mit nichts zu beschäftigen. Anstatt um meinetwillen bei mir zu sein, war sie endlich nur für sich selber da, ohne sich im geringsten um das zu kümmern, was mir angenehm oder bequem war. Ich bemerkte es wenig und ich überging es, als ich es bemerkte, denn ich liebte dieses Mädchen wirklich. Bald war sie ebenso vertraut mit meinen Freunden, wie ich, und sie gefiel ihnen, wie sie mir gefallen hatte. Sie wurde von ihnen geliebt und gesucht, und man kam dahin, sie ebenso hoch wie mich und zuweilen noch höher anzuschlagen.

Ich war oft leidend und übler Laune — ich verleugne meine Fehler nicht — meine Eifersucht zeigte sich in ihrem vollen Glänze, und man gab mir selten Gelegenheit dazu. Die Zeichen waren leicht zwischen ihnen, nicht so die Unterhaltungen, so leise man auch in meiner Nähe sprach, ich hörte es immer, und errieth, was ich nicht hörte. Dies war ihnen lästig, und mir nicht weniger, als ihnen.

Dieser Zustand währte mehrere Jahre, ohne daß sich etwas um uns her veränderte. Es versammelten sich dieselben Personen um mich; wenn Tod oder Abwesenheit die Reihen lichteten, wurden sie ebenso bald wieder ausgefüllt. Der Andrang war groß, und immer war das Fräulein von Lespinasse die Erste, so gut wie ich selber.

Ich gehe sehr spät zu Bette, weil ich nicht schlafen kann. Man liest mir einen Theil der Nacht vor; die Folge davon ist, daß meine Vorleserin und ich den ganzen Tag schlafen. Julie hatte auch diese Gewohnheit angenommen und wir rechneten nur den Abend. Bei meiner ewigen Dunkelheit war es ganz dasselbe; ihr fehlte die Sonne zuweilen, sie beklagte sich bitter darüber, wenn ich nicht dabei war, und machte mir Bemerkungen über ihre Gesundheit. Ich ließ sie daher oft von Viard oder von der Desvieux, meiner getreuen Kammerfrau, ersetzen. Indessen war es nicht ganz dasselbe; sie verstanden nicht Alles, wie sie, und ich konnte mit ihnen nicht analysiren und verhandeln, was ich las.

Als der Winter kam, übernahm sie ihre Beschäftigung wieder, und es wurde ihr weniger schwer. Unser Zirkel hatte sich um zwei oder drei Vertraute vermehrt, zu welchen der kleine Marmontel gehörte, den ich nie habe leiden können, und den d'Alembert mir zuführte. Wir hatten ihn bei einer Madame Harene kennen gelernt, die seine Freundin war und wo wir zuweilen soupirt, und auch bei der Frau von Tencin, deren Haus der Versammlungsort der Schöngeister war. Dort war es, wo Madame Geoffrin sie fast alle auffischte. Frau von Tencin täuschte sich nicht in ihm und sagte mir eines Tages, indem sie auf ihn deutete:

— Diese alte Frau glaubt, daß ich sie nicht durchschaue, sie kommt hierher, um sie mir wegzunehmen und um zu erfahren, wie man sie regiert; sie wird bald dessen überdrüssig werden.

Sie wurde dessen nicht überdrüssig und nie war ein Haus mit diesem, hinsichtlich der Führung, zu vergleichen. Madame Geoffrin, die nur eine alte Bürgerin ohne Umgebung war,



wurde eine Autorität allein durch ihren Geist und ihre Geschicklichkeit, ihren Zirkel zu wählen. Sie hatte am Montag ein Diner von Künstlern, und am Mittwoch eines von Literaten. Marmontel logirte bei ihr, er war ihr Günstling.

Dieser Mann, ein Kritiker, der seine Nase überall hatte, drängte sich bei mir ein und wurde einer von denen, welche die Stühle einnehmen, aber nicht mein Freund. Ich erwachte erst um sieben Uhr, und man trat um acht Uhr bei mir ein. Es fiel ihnen ein — und dies geschah d'Alembert zu gefallen — um sechs Uhr zu kommen und sich in dem Zimmer des Fräulein von Lespinasse einzurichten, wo sie, wie man mir versicherte, einen sehr interessanten kleinen Kreis bildeten. Ich wußte nichts davon. Dies währte ganze Monate. Mehrmals ließ sie sich unter dem Vorwande der Krankheit bei mir entschuldigen, und der ganze Abend wurde bei ihr zugebracht; man ließ mich allein, man ging in einen kleinen Winkel, wo man, wie Marmontel sagte, vor meiner Zunge und meinen Anforderungen geschützt war.

Das Fräulein von Lespinasse that sich keinen Zwang mehr an, und ich war nichts weiter, als eine Decke und ein Schild. Ich beklagte mich Anfangs leise darüber, aber man antwortete mir nicht darauf; dann sprach ich lauter, ohne mehr zu erlangen. Ich konnte nicht errathen, woher diese Veränderung kam, und meiner Muthmaßungen müde, befragte ich die Desvieux, was ich noch nicht gethan hatte. Ich verabscheue es, die Domestiken zu befragen, man hält sie dadurch an, Andere anzugeben, wenn man selber darauf eingeht; indessen blieb mir keine andere Wahl.

Ich faßte die Desvieux daher bei ihrer Anhänglichkeit und forderte sie auf, mir nichts zu verbergen, weil mein Leben nicht mehr lange währen könnte und weil gewiß ein Beweggrund vorhanden sein müßte. Sie machte viele Umstände; als ich ihr aber sagte, ich wolle sie nicht mehr um mich haben und nicht an ihre Zuneigung glauben, wenn sie es mir verweigere, ließ sie sich Alles abfragen. Da kam Alles heraus: der Umgang mit d'Alembert seit acht oder neun Jahren ohne mein Wissen, die abgesonderten Gesellschaften und die Verschwörungen — kurz, Alles!

Ich war wie vernichtet. Es war gerade sieben Uhr, und in diesem Augenblick mußte der Zirkel vollständig sein.

— Nun gut, so kleide mich an und führe mich zu ihr; dies ist das einzige Mittel, dieser Trennung ein Ende zu machen. Sonst werden sie es leugnen.

Die Desvieux wußte, daß eine Einwendung bei mir nicht angebracht war, und sie gehorchte. Ich ließ Viard rufen, da ich die Desvieux Julien gegenüber nicht in's Spiel bringen wollte, und stellte mich, als wäre ich mit Allem unbekannt.

— Viard, das Fräulein von Lespinasse ist krank, Wie es scheint. Ehe die Gesellschaft kommt, führen Sie mich zu ihr, ich will versuchen, das arme Mädchen ein wenig zu trösten! Es ist mir, als hätte sie gehustet, und das beunruhigt mich.

— Aber, Madame — ich glaube, sie hat sich zu Bette gelegt.

— Wir gehen leise; übrigens bin ich gewiß, daß sie sehr erfreut sein wird, und das wird ihr wohlthun. Kommen Sie, reichen Sie mir Ihren Arm, mein Junge, und beunruhigen Sie sich deshalb nicht, ich weiß besser, als Sie, was ich thue.

Viard machte keine Einwendungen mehr, denn meine Leute kannten mich. Als wir uns diesem vermeintlich stillen Zimmer näherten, drang ein Geräusch von Stimmen zu mir und ich blieb stehen.

— Ach! sagte ich, wer spricht denn da drinnen? Es scheint mir, als wäre es d'Alembert. Er wird, wie ich, zu der Kranken gekommen sein. Aber da ist noch Einer, es ist Marmontel, dann

noch Einer, es ist Diderot, und auch der Präsident. Ah so! es ist also ein Zirkel hier?

Ich konnte nicht mehr zweifeln. Ich stieß die Thür auf und trat ein, ohne Viard Zeit zu lassen, sie zu öffnen. Meine Ankunft machte die Wirkung des Medusenhauptes, man schwieg plötzlich und sie waren wie versteinert. Ich sah voraus, daß man versuchen würde, zu entfliehen. Mich arglos stellend, stieß ich die offene Flügelthür wieder zu und blieb vor derselben stehen, um den Ausweg zu versperren. Es war gut vorbereitet.

— Nun, meine Königin, sagte ich in meinem ruhigsten Tone, Sie sind im Bette? Wie befinden Sie sich?

— Ein wenig besser, Madame. Sie sind unendlich gut! Aber, Viard, führen Sie doch die Marquise zu mir, stellen Sie ihr einen Sitz her, sie ermüdet sich, wenn sie so dasteht.

— Es ist unnütz, ich will nicht bleiben. Ich sehe, daß ich wohl gethan habe, zu kommen, denn diese Herren belästigen Sie in ihrem Eifer und ihrer zudringlichen Freundschaft. Eine Kranke bedarf der Ruhe, und ich rechne darauf, daß sie mir folgen werden.

— Aber Madame, stotterte sie.

— Mein Fräulein, ich sehe nicht, aber ich höre, und Sie wissen, daß ich vortreffliche Ohren habe und nicht ganz eine Cassandra bin. Man hat genug über mich gespottet.

Ich war im Zorn, in heftigem Zorn, so viel ist gewiß. Ich hatte an mich gehalten, aber jetzt konnte ich mich nicht länger mäßigen. Sie verstanden es.

— Mein Gott! Madame, sagte d'Alembert lachend, erzürnen wir uns nicht, ich bitte Sie. Sie nehmen eine unbedeutende Kleinigkeit als ernsthaft auf. Das Fräulein von Lespinasse hat Lust, in ihrem Zimmer zu bleiben; wir sind gekommen, eine Stunde bei ihr zuzubringen, ehe wir zu Ihnen gehen. Es ist kein Grund, sich deshalb zu erzürnen.

— Meinen Sie, Herr d'Alembert?

— Sie, die Sie so gut sind und so viel Geist haben!

— In diesem Falle gut zu sein, hieße dumm sein, und gerade weil ich Geist habe, will ich mich nicht länger zum Besten haben lassen. Das ist genug.

— Zum Besten haben lassen! Und von wem?

— Von dem Fräulein, von Ihnen, d'Alembert, von Ihnen allen, meine Herren, die Sie meine Schwäche mißbrauchen und mich in meinem Unglück beleidigen. Es ist eine Unwürdigkeit!

— Beruhigen Sie sich, Marquise, versetzte der Präsident; dies Alles ist nicht der Mühe werth, sich damit zu beschäftigen. Wenn Ihre Freunde bei dem Fräulein sind, so geschieht es nur in der Erwartung, daß Sie sichtbar werden, und Alle, so wie ich, wollten sogleich diese reizende Unterhaltung aufsuchen, die wir nicht entbehren können.

Ich erstickte vor Zorn; indessen hatte ich so viel Stärke, mir Gewalt anzuthun und dem Präsidenten in weniger zornigen Worten zu antworten, die er dennoch nicht mißverstehen konnte. Er kannte mich hinlänglich, um das Ungewitter vorher zu sehen, und um zu versuchen, es von ihm zu entfernen,, was nicht leicht war, sagte ich:

— Da das Fräulein von Lespinasse leidend ist, meine Herren, so bitte ich Sie wiederholt, mir zu folgen. Sie werden ihre Krankheit vermehren, Sie werden ihr eine Anstrengung bereiten, wovon sie sich schwerlich erholen wird, und Sie werden sehr unglücklich darüber sein, da Sie sie so sehr lieben. Herr d'Alembert, Ihre Hand.

— Von ganzem Herzen, Madame.

Er wagte nicht, es mir abzuschlagen; aber sie sahen einander mit Augen voll Versprechungen

an, und ich fühlte es. Eine Sache, die man sich nicht träumen läßt, ohne daß man sie erlebt hat, ist, daß die Blinden die Blicke der Anderen fühlen, wie die Frauen die Blicke ihrer Geliebten fühlen. Es giebt keine Frau, die dies nicht weiß.

D'Alembert und die Anderen folgten mir, außer Marmontel, der bei dem Dämchen blieb. Als wir in meinem Zimmer waren, war mein Entschluß schon gefaßt. Ich erinnerte mich plötzlich an alles Unrecht, welches Julie gegen mich begangen, an ihre Vernachlässigungen, an ihren Mangel an Fürsorge und an ihr Nichterscheinen; ich fühlte mich von ihr abgelöst, ich sah auch ein, daß sie mich nicht liebt, und daß sie nur bei mir blieb, weil sie ihre Rechnung bei mir fand und weil es ihren Gewohnheiten entsprach. Ich war bald entschieden.

— Meine Herren, sagte ich, da Sie so viel von dem Fräulein von Lespinasse halten, so müssen Sie sie von jetzt an anderswo aufsuchen.

— Wie, Madame! ist es denn möglich? rief der Präsident.

— Ja, mein Herr, und wenn Sie im geringsten mein Freund wären, würden Sie der Erste sein, mir diesen Rath zu geben.

— Im Namen des Himmels! Madame, denken Sie nach über das, was Sie thun wollen; ich kenne Sie, ich weiß, daß Sie unbeugsam sind, und daß Sie sich von Ihrer ersten Regung fortziehen lassen, ohne je davon zurückzukommen. Aber hier handelt es sich um eine zehnjährige Freundin, um eine interessante und geliebte Person, die Sie in die äußerste Verlegenheit setzen werden, wenn Sie sie von sich entfernen. Ihr Herz möge überlegen, Madame, und die Entscheidung Ihres aufbrausenden Geistes zurückhalten.

— Ich bedarf keiner Rathschläge, Präsident, ich handle nach meinen eigenen Eindrücken und nicht nach denen Anderer. Das Fräulein von Lespinasse wird sich morgen früh von hier entfernen; ich will es, ich verstehe es so; ich verbiete ihr, wieder vor mir zu erscheinen. Sie können es ihr von mir verkündigen.

— Wir nehmen dieses Urtheil nicht ernstlich, Madame.

— Sie haben Unrecht, Herr d'Alembert, und ich will noch Eins hinzufügen, wovon ich auch nicht abgehen werde: die Freunde des Fräulein von Lespinasse sind von jetzt an meine Feinde; ich habe es beschlossen. Man muß wählen, und zwar auf der Stelle, Die, welche fortfahren, sie zu besuchen, werden mich nicht wiedersehen.

— Aber es ist eine Tyrannei ohne Beispiel! rief d'Alembert erbittert. Wenn Sie wegen einer Chimäre eine Waise von sich treiben wollen, wenn Sie barbarisch genug sind, sie fortzuschicken, während sie kein anderes Asyl hat, als Ihr Haus —

— Nun weiter, mein Herr — so hat sie das Ihrige!

Er sprach zwischen den Zähnen einige kräftige und wenig höfliche Worte aus; ich konnte nicht umhin, sie zu hören, doch stellte ich mich, als höre ich es nicht. Dann erfolgte der Ausbruch.

— Ei ja, Madame, es ist wahr, Sie irren sich nicht. Das Fräulein von Lespinasse hat das Haus der Glasersfrau, wie d'Alembert es vor ihr gefunden. Das Fräulein von Lespinasse ist das verstoßene Kind der Marquise von Albion und des Herzogs von Pecquigny, wie d'Alembert das verstoßene Kind der Gräfin von Tencin und des Herrn Destouches ist. Die armen Leute nehmen die Opfer der Ausschweifungen der großen Damen auf; es ist immer so und es bleibt Niemanden unbekannt.

Ich hörte diese Worte an und wurde blaß, denn ich sah ein, daß ich diesen Mann verlieren

würde. Von dem Augenblick an, wo er sich entschloß, so mit mir zu reden, wollte er mich nicht wiedersehen.

— Mein Herr, antwortete ich, Sie verlassen mein Haus, Sie verlassen mich und die Meinigen.

— Sein Sie ruhig, Madame, ich werde nicht wieder kommen; aber indem ich Sie verlasse, darf ich eine Dame nicht beleidigen lassen, die mir theuer ist und die seit zehn Jahren alle Neigungen meines Herzens besitzt. Wir sagen Ihnen Lebewohl, und bei einem letzten Lebewohl verbirgt man seine Gedanken nicht.

Wir waren allein, Alle hatten sich entfernt, als sie sahen, daß die Erklärung eine so ernste Wendung nahm; ich bemerkte es und suchte sie zurückzuhalten. Der Präsident blieb im Vorzimmer; er wollte mich nicht so verlassen, er konnte es nicht wagen.

Ich durfte also meinen Worten freien Lauf lassen, und ich that es ohne Bedenken. Er hörte meine Klagen mit Kaltblütigkeit an, er antwortete mir entschlossen, aber respectvoll; als der erste Augenblick der Aufregung vorüber war und ich von seinem Umgange mit dem Fräulein von Lespinasse sprach, gab er mir zu verstehen, daß ich nicht das Recht habe, mich strenge zu zeigen.

— Und übrigens, fügte er hinzu, ist das Fräulein von Lespinasse nicht meine Geliebte, sondern meine Freundin. Ich liebe sie freilich einzig und allein; indessen ist unser Gefühl ebenso rein, wie es tief ist, beschuldigen Sie sie nicht.

Ich dachte an Frau von Chaulans, aber ich dachte auch an den Bach, an die Wiese, an Alles, was ich wußte, und ich sah, daß man sich bis dahin vor mir verborgen hatte. Ich muß hinzufügen, daß der Philosoph seit der Zeit dieses Verhältniß der Welt immer als ein Muster der Tugend und Unschuld dargestellt hat; man rief es von den Dächern aus, glücklicherweise glaubte es Niemand.

— Sie sind sehr entschieden, d'Alembert, bedenken Sie, wir werden uns nicht wiedersehen.

— Wir werden uns nicht wiedersehen, Madame; erlauben Sie mir, Ihnen die Huldigung meines Respects darzubringen und Ihnen für Ihre Güte zu danken. Ich werde Sie nie vergessen.

Und ohne ein Wort hinzuzufügen, ging er hinaus.

---

## Achtes Kapitel.

Diese Scene wurde in der ganzen Stadt bekannt und man sprach überall davon. Wie man leicht begreift, bereute das Fräulein von Lespinasse bald, mich in die Notwendigkeit versetzt zu haben, sie wegzujagen. Sie ließ mich um eine Unterredung bitten; ich war sehr entschlossen, ihr dieselbe nicht zu gestatten. Sie bestand darauf, und ich ließ ihr antworten, ich würde später mit ihr reden.

Sie schrieb mir folgendes Billet:

»Sie haben mir einen Zeitpunkt festgesetzt, Madame, wo ich die Ehre haben soll, Sie zu sehen; diese Zeit scheint mir sehr lange, und ich würde sehr glücklich sein, wenn Sie sie abkürzen wollten. Es liegt mir nichts weiter am Herzen, als Ihre Güte zu verdienen; geneigen Sie mir dieselbe zu bewilligen und mir den theuersten Beweis davon zu geben, indem Sie mir die Erlaubniß gewähren, selber die Versicherung eines Respects und einer Anhänglichkeit zu erneuern, die nur mit meinem Leben enden werden, und mit welcher ich die Ehre habe zu sein u. s. w.«

Wenn ich all das Unrecht begangen hätte, welches man mir beigelegt, würde man nicht so an mich geschrieben haben. Ich antwortete:

»Ich kann nicht einwilligen, Sie so bald wiederzusehen, mein Fräulein; die Unterredung, die ich mit Ihnen hatte, und die unsere Trennung herbeigeführt hat, ist mir in diesem Augenblicke noch zu sehr gegenwärtig, ich würde nicht glauben können, daß es Gefühle der Freundschaft sind, die Sie zu dem Wunsche bestimmen, mich sprechen zu wollen; es ist unmöglich, diejenigen zu lieben, von welchen man weiß, daß man verachtet und verabscheut wird, von welchen die Eigenliebe beständig gedemüthigt und vernichtet wird; dies sind Ihre eigenen Ausdrücke, und die Folge der Eindrücke, die Sie seit langer Zeit von denjenigen empfangen, die Sie für Ihre wahren Freunde erklären.

»Sie können es in der That sein, und ich wünscht von ganzem Herzen, daß sie Ihnen alle die Vortheile verschaffen, die Sie davon erwarten, Annehmlichkeit, Wohlstand, Achtung u. s. w. — Was würden Sie heute aus mir machen? Von welchem Nutzen könnte ich Ihnen noch sein? Meine Gegenwart wird Ihnen nicht angenehm sein. Sie wird nur dazu dienen, Sie an die erste Zeit unserer Bekanntschaft zu erinnern, an die Jahre, welche darauf gefolgt sind, und Alles ist nur gut zum Vergessen. Indessen, wenn Sie in der Folge dahin kommen sollten, sich mit Vergnügen daran zu erinnern, und wenn diese Erinnerung in Ihnen einige Gewissensbisse, einige Reue hervorbringen sollte, rühme ich mich keiner strengen und entschlossenen Festigkeit, ich bin nicht gefühllos, ich erkenne die Wahrheit gut genug; eine aufrichtige Erwiderung könnte mich rühren und die Neigung und die Zärtlichkeit in mir erwecken, die ich für Sie empfunden habe. Aber inzwischen wollen wir bleiben, wie wir sind, und begnügen Sie sich mit den Wünschen, die ich für Ihr Glück ausspreche.«

Das Fräulein von Lespinasse und ihre Vertheidiger hatten nicht verfehlt zu verbreiten, daß ich mich über sie beklagte, daß ich sie verabscheute und daß ich sie ohne Aufhören demüthigte. Diese Aeüßerungen waren mir beständig wiederholt worden, und ich spielte in meiner Antwort darauf an. Die Philosophen hielten sich gut, mit Ausnahme Voltaires, der, indem er ihnen große Complimente machte, sich hinter ihrem Rücken über sie lustig machte und sie Schulfüchse

nannte. Sie nahmen also Partei für ihren Kollegen und sein Gestirn, sie zerrissen mich mit ihren Zähnen und die Sache verwickelte sich immer mehr, so daß wir endlich vermöge derjenigen, die uns aufregten, völlig Feinde wurden.

Frau von Luxembourg bläst nach ihrem Gefallen sehr gern bald kalt bald warm. Sie gab mir nicht Unrecht; aber um es aller Welt recht zu machen, schickte sie dem Fräulein von Lespinasse ein sehr hübsches Salonmöbel. Man hatte ihr in der Rue de Bellechasse eine kleine Wohnung gemiethet; sie hatten sich alle so gut für sie bemüht, daß sie ihr durch Herrn von Choiseul eine Pension verschafften und daß man sie vor Mangel schützte.

Ich habe nach dem Tode des Präsidenten als gewiß erfahren, daß es ihm eines schönen Morgens eingefallen war, seinen Ceremoniemantel anzulegen und um die Hand der Dulcinea anzuhalten. Glücklicherweise kam er in einem Augenblick, wo d'Alembert zugegen war; sonst würde sie ihn gewiß beim Worte genommen haben, denn sie schwärmte für die Ehe. Er besann sich und suchte in seinem Gedächtnis; die Erinnerungen seiner Jugend.

— Mein Fräulein, sagte er, Sie haben eine große Ungerechtigkeit von einer Person erlitten, die mir sehr theuer ist; ich bitte Sie zu glauben, daß ich dieselbe nicht theile.

— Wir wissen es, Präsident, und der Beweis ist, daß Sie hier sind, und daß Madame Du-Deffand Sie in ihrem Leben nicht wieder sehen würde, wenn sie es ahnen könnte.

— Ich bitte um Verzeihung, sie würde mich wiedersehen. Madame Du-Deffand kann es ebenso wenig entbehren, mich zu quälen, wie ich, von ihr gequält zu werden. Auch komme ich, Ihnen ein Mittel vorzuschlagen, um Alles auszugleichen.

— Ein Mittel, um Alles auszugleichen, Präsident? wir erwarten es nicht mehr.

— Es ist unmöglich, daß das Fräulein von Lespinasse es nicht mehr erwarten sollte, da sie Madame Du-Deffand liebte; und wenn das Fräulein von Lespinasse einwilligen wollte, meine Frau zu werden, würde die Marquise sie von meiner Hand empfangen und —

— Es ist unnöthig, weiter zu gehen, mein Herr; das geht nicht an.

— Da heirathen Sie das Fräulein, mein lieber d'Alembert, und das ist nicht mehr als recht, da Sie sie seit zehn Jahren lieben.

— Das Fräulein will nicht geheirathet sein, versetzte der Philosoph, und ich weiß nicht, wie Sie auf diesen Einfall kommen.

Ich weiß es in der That selber nicht. Ein Mann von diesem Geist, von diesem Tact! ein Mann, der die Anderen um den Finger wickelt! Er hat zu Pont-de-Veyle gesagt, er habe keine Lust gehabt, angenommen zu werden, und er habe es nur gethan, um d'Alembert zu bewegen, dasselbe zu thun. Das ist ein einfältiger Grund, ich will lieber glauben, daß er wahnwitzig war.

Endlich wurde er mit Lobsprüchen und Erkenntlichkeitsbezeugungen, deren sich die Secte noch immer erinnert, abgewiesen.

D'Alembert wohnte in der Rue Michel-le-Comte bei seiner Glasersfrau, da denke man sich, welchen Weg er jeden Abend bis zur Rue Bellechasse zu machen hatte. Er legte ihn indessen doch zurück, und oft zweimal am Tage. Julie war sehr stolz auf dieses Gefühl, sehr stolz auf die Gesellschaft, die sich bei ihr versammelte und die bis zu ihrem Tode dorthin kam, ohne daß sie etwas that, um sie zurückzuhalten, da ihre Stellung sehr unsicher war.

Sie wurde die Vertraute der Madame Geoffrin und der Zauber ihrer Mittwochssoupers, wo man außer ihr keine Frau zuließ. — Ihr Geist verdiente wohl diese Auszeichnung, und dann wünschte es d'Alembert, so daß sie nicht nur in ihrem Hause, sondern auch bei Anderen einen

Hof hatte. So ging es weiter, bis ihr Beschützer an einem Faulfieber krank wurde, worüber sich Bouvart, sein Arzt, Anfangs sehr unruhig aussprach. Seine Wohnung bei der Glasersfrau bestand in einem sehr ungesunden kleinen Zimmer. Herr Watelet bot ihm auf der Stelle ein Bett und ein Zimmer in seinem Hotel auf dem Boulevard du Temple an, und als man ihn dorthin gebracht hatte, nahm Julie als Krankenwärterin am Kopfende seines Bettes Platz, ohne sich darum zu kümmern, was man davon sprechen werde.

Was man davon sprach? Man fand es herrlich! Was jede Andere zu Grunde gerichtet hätte, erhob ihr Verdienst über die Häuser. Die Philosophen setzten die Trompete an und verkündeten ihren Ruhm aus allen Tonarten. Man verglich sie mit den erhabensten Tugenden, man sagte, sie trete die Vorurtheile unter die Füße und gehorche der Natur, indem sie vor dem Angesichte der Welt für ihren Freund Sorge.

— Es ist ein erhabenes Mädchen! riefen besonders Laharpe und Marmontel.

Voltaire schrieb an d'Argental, dies wäre sehr rührend und d'Alembert wäre sehr glücklich, und würde sich jetzt im Ernst für den Sohn der Frau von Tencin halten, da er die Gesellschafterin der Madame Du-Deffand als Krankenwärterin habe. Er allein hatte Verstand unter der ganzen Herde.

Endlich genas er, aber sich zu trennen, und zu der Glasersfrau zurückzukehren, dazu war keine Aussicht, man nahm also ein anderes Logis, wo sie Beide wohnen konnten, und sie verkündeten der Stadt und der Welt, daß sie einander nicht mehr verlassen würden.

Dies wurde wieder unbestritten angenommen. Sie empfingen Besuche, sie gingen überall zusammen hin; jedesmal, wenn sie erschienen, geriethen die Philosophen in Verzückerung, man hätte sie gern angebetet wegen ihrer Tugend und wegen ihrer Natürlichkeit.

Aber dies genügte Julien nicht. Ihre glühende Seele, ihre flammende Einbildungskraft fanden keine genügende Weide in den philosophischen Unterhaltungen, noch selbst der bezaubernde Geist d'Alembert's; seine Heiterkeit unterhielt sie ohne Zweifel, sie lachte über seine drolligen Einfälle, die aus dem Munde eines solchen Mannes doppelt drollig waren. Indessen fühlte sie sich nicht glücklich und die wahre Liebe fehlte ihrem Leben.

Eines Tages lernte sie zufällig bei Madame Boufflers einen der bezauberndsten und talentvollsten Männer auf der Welt, den Herrn von Mora, den Sohn des spanischen Gesandten Fuentes kennen. Alle Frauen verehrten ihn und liefen ihm nach; er hatte ein Gesicht und einen Wuchs wie Apollo, einen hohen Geist, Verdienst und Talente.

Sie verfehlte nicht, sich in ihn zu verlieben und es ihm zu erkennen zu geben; er hatte sie Anfangs nicht einmal bemerkt, da ihre Schönheit nichts Auffallendes hatte, im Gegentheil. Sie ordnete es so an, daß sie gehört werden mußte, und von dem Augenblick war ihr Triumph gewiß. Der junge Spanier hatte keinen wirklicheren Zauber gefunden, als den dieses seltsamen Mädchens; in einer Abendgesellschaft verliebte er sich so in sie, daß er den Kopf verlor, und als sie am Abende nach Hause zurückkehrte, führte er sie in seiner Kutsche dorthin, setzte sie an ihrer Thür ab und bat sie, ihm zu erlauben, sie besuchen zu dürfen.

— Sie müssen mit Herrn d'Alembert sprechen, versetzte sie, ich empfangen Niemand, mein Herr, ohne ihn darum befragt zu haben; nicht als ob er mich genire, aber ich bin es ihm schuldig.

— Was ist er denn für Sie, mein Fräulein? Ist es nicht unbescheiden, darnach zu fragen?

— Durchaus nicht, mein Herr, und alle die, welche uns kennen, werden es Ihnen sagen, er ist mein Freund.

— Und für einen Freund wenden Sie seltsame Vorsichtsmaßregeln an.

— Wir werden uns bei Frau von Boufflers wieder treffen und dann weiter darüber sprechen; erlauben Sie jetzt, daß ich Sie verlasse.

Von diesem Tage an wurde der junge Marquis von Mora immer leidenschaftlicher. Er war viele Jahre jünger, als Julie, die damals in ihr vierunddreißigstes Jahr eintrat. Es war eine romanhafte Liebe, wie dies zwischen ihnen nicht anders sein konnte.

Der arme d'Alembert ließ es sich nicht träumen. Als er die Laune der Schönen sich ändern sah, als er demüthig ihre Launen und selbst ihren Zorn ertrug, fragte sich und die Anderen, was er gethan, um dies Alles zu verdienen.

— Ich, der ich sie so sehr liebe! rief er laut.

Sie machte ihn wahrhaft unglücklich. Er unterwarf sich wie gewöhnlich; die Glasersfrau empörte sich darüber, sie wollte Rechenschaft verlangen für ihren Pflegesohn.

— Mein Gott! was findet er denn so Schönes an dieser Blatternarbigen, wegen welcher er mich verlassen bat, und die ihn jetzt so quält? Ich will mit dieser Schönen um reden und sie soll mich anhören!

Sie ging in der That geradenwegs zum Fräulein Von Lespinasse und machte ihr bittere Vorwürfe, ja sie warf ihr sogar vor, daß sie ihr Kind von seinen Studien entführt habe und daß er, seitdem er sie kenne, nichts Gutes mehr thue, was übrigens nicht mit der Wahrheit übereinstimmte.

Julie entschuldigte sich so gut sie konnte und gab alle möglichen Gründe, nur nicht den wahren an. Während dieser Zeit setzte Herr von Mora seine Bewerbung fort und machte, wie man leicht glauben wird, schnelle Fortschritte. Sie gab sich, wie es ihrem Charakter entsprach, ihrer Leidenschaft hin. Das Auffallendste war, daß er noch weiter ging als sie, und sogar so einfältig war, zu versprechen, sie zu heirathen. Es liegt in der Natur, die Dinge viel weniger zu schätzen, wenn man überzeugt ist, sie zu haben, auch prunkte das Fräulein Von Lespinasse, als sie den Herrn von Mora zu diesem Zustande der Sklaverei gebracht sah, mehr damit vor den Augen der Anderen und war im Grunde viel weniger leidenschaftlich. Man könnte eine Betrachtung von tausend Seiten über diese Liebesverhältnisse anstellen, unglücklicherweise habe ich nicht Zeit dazu und ich muß Vieles abkürzen, sonst würden diese Denkwürdigkeiten so lang werden, wie die Encyclopädie.

Die Familie des Herrn von Mora erfuhr diese Bekanntschaft, und da sie die Absicht hatte, ihn ganz anders zu verheirathen, so rief sie ihn zurück. Sein und Juliens Geschrei ertönte überall, außer bei d'Alembert, man hatte die Rücksicht, es ihm zu ersparen, was mich wundert.

— Ich werde zurückkehren, meine schöne Freundin, sagte der Marquis, und nichts soll mich von Ihnen trennen. Ich werde mit meinen Eltern von mir selber reden und ihnen sagen, was Sie sind, und sie werden sich meinem Glück nicht mehr widersetzen. Für's Erste ist es völlig gewiß, daß ich fern von Ihnen sterben würde, wenn sie nicht meinen Tod wollen.

Der Gesundheitszustand dieses jungen talentvollen Mannes war sehr geschwächt, und die Natur hatte ihm nur dieses verweigert.

Er wurde von einer schrecklichen erblichen Brustkrankheit ergriffen, die niemals verschont, besonders wenn sie mit einem großen Kummer vereint ist.

Die letzten Augenblicke, die er bei seinem Idol hinbrachte, wurden zu einer langen Betrachtung angewendet. Er blieb Stunden lang vor ihr stehen, und wenn sie zuweilen nach der



Ursache fragte, entgegnete er:

— Ich will den kleinsten Zug Ihres Gesichts in mein Gedächtniß eingraben, damit ich Sie immer sehen kann und Ihr Bild vollkommen ist, wenn ich nicht mehr da bin.

Endlich reiste er ab; jetzt erreichte Juliens Leidenschaft ihre größte Heftigkeit. Noch an demselben Abend ließ sie d'Alembert zu sich rufen und vertraute ihm mit großem Pathos an, daß sie Herrn von Mora sehr liebe und daß Herr von Mora aus Liebe zu ihr sterbe.

— Mein Gott! sagte der arme Philosoph ganz erschrocken, da werden Sie ihn wohl viel mehr lieben, als mich, nicht wahr?

— Nein, nicht auf dieselbe Weise, das wissen Sie wohl, aber ich habe großes Mitleiden mit diesem jungen Manne, denn ich tödte ihn. Er muß mir jeden Tag schreiben, sorgen Sie dafür, daß ich den Brief ohne Verzug bekomme, wenn die Mittagspost ankommt. Diese Briefe sind mir nur zu kostbar. Sie versprechen es mir, nicht wahr?

— Ich verspreche es Ihnen.

Und der arme Mann, voll Vertrauen auf eine Tugend und eine Zärtlichkeit, die er nicht zu argwöhnen gewagt, ging selber dem Briefträger entgegen. Wenn ein Brief da war, und er blieb nie aus, stieg er ganz freudig zu dem Fräulein von Lespinasse hinauf und überreichte ihr denselben, ohne auch nur das Siegel anzusehen. Er wartete, bis sie ihn gelesen hatte, und fragte dann:

— Sind Sie zufrieden?

Zuweilen ließ sie sich herab, mit ja zu antworten; zuweilen erhielt er eine grobe Abfertigung.

Dies Alles dauerte über ein Jahr.

Die Liebe des Marquis ließ nicht nach, aber sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich jeden Tag, er verzehrte sich in der Ferne von seiner lieben Julie. Diese litt fast an demselben Uebel und schwand zusehens dahin. Diese feurige Seele konnte in einem Körper nicht ausdauern, wenn sie nicht darin brannte.

Eines Tages schrieb der Marquis, seine Eltern wollten ihn verheirathen, und wenn man ihn dieser Tyrannet nicht entziehe, würde er sich erschießen. Als Julie diese Erklärung erhielt, quälte sie ihren Geist, das geforderte Mittel zu finden. Dies war nicht leicht. Man kannte ihre Herrschsucht und man bekämpfte sie auf alle Weise. Dennoch fand sie eine List, und wieder war es d'Alembert, der darin die Hauptrolle spielen mußte.

— Mein Freund, sagte sie zu ihm, Herr von Mora stirbt. Seine von ihren Vorurtheilen, verblendete Familie will es nicht bemerken. Es giebt nur ein einziges Mittel, ihn zu retten, nämlich ihn zurückkommen zu lassen. Sie allein können uns diesen Dienst erweisen. Gehen Sie, Lorry aufzusuchen, er ist Ihr Freund und verweigert Ihnen nichts. Frau von Fuentes wird an ihn schreiben und ihn wegen der Gesundheit ihres Sohnes befragen. Bitten Sie ihn dringend, anzuordnen, daß man den Kranken zu ihm bringe, und zu erklären, daß ihm das spanische Klima durchaus nicht zusage und daß er ihm in so weiter Ferne nicht nützen könne. Lorry wird es Ihnen nicht abschlagen.

— Ich weiß nicht, meine Freundin, es ist eine schwere Verantwortlichkeit.

— Sie ist noch schwerer, wenn Sie diesen Unglücklichen umkommen lassen; Sie haben sich seinen Tod vorzuwerfen, und ich werde Ihnen denselben nicht verzeihen.

— Nun gut, ich werde gehen.

Er ging zu ihm, Lorry hörte ihn schweigend an, dann fragte er ihn nach einigem Zaudern, ob

das Fräulein von Lespinasse ihn zu ihm schicke.

— Sie selber.

— Und Sie bestehen darauf, daß ich diesen Rath ertheile?

— Ich bestehe ausdrücklich darauf.

— Dann, mein armer d'Alembert, werde ich ihn geben.

Er gab ihn; der Brief kam in Spanien an; von den Bitten des Kranken unterstützt, erklärte er selber seinen Eltern, sie hätten über sein Leben zu entscheiden, und wenn er das Fräulein von Lespinasse nicht wieder sehe, würde er in einem Monat nicht mehr am Leben sein.

Man ließ ihn abreisen, er war seinem Ende nahe, er wollte sich dennoch auf den Weg machen; man gab ihm eine zahlreiche Begleitung mit und auch einen Pfuscher von Arzt, wie es deren in Spanien giebt, die so hübsch ihre Patienten tödten. Herr von Mora reiste in sehr kurzen Tagereisen und hielt an, wenn er sich ermüdet fühlte, und das war oft bei ihm der Fall.

Im Hafen von Bodeaux, angekommen, fand er sich außer Stande, weiter zu reisen, und schrieb seiner Infantin, er wolle sich einige Wochen ausruhen. Man kann sich nichts Glühenderes vorstellen, als diese Briefe eines jungen Mannes, der täglich mehr und mehr dahinschwand, wenn nicht die Briefe Juliens selber. Diese Correspondenz zündete fast das Papier an. Auch sollte das Fräulein noch später ein wenig glühender schreiben.

Ungeachtet der Sorgfalt, die man ihm zuwendete, und ungeachtet der Gewißheit, seine geliebte Göttin am Ende der Reise wieder zu sehen, unterlag Herr von Mora in Bordeaux. Er ließ sich nicht träumen, auf welche Art er beweint wurde, noch auch, was während dieser Zeit in Paris geschah.

---

## Neuntes Kapitel.

Es befand, sich damals in der pariser Gesellschaft ein gewisser Marquis von Guibert, ein noch junger Mann von guter Geburt, von ziemlich verbreiteter Bekanntschaft, dabei aber außerordentlich einfältig und von sich selber eingenommen, der sich für vollkommen hielt, es sich von seinen Schmeichlern sagen ließ und es auch gern selber sagte, wenn sich die Gelegenheit dazu zeigte.

Er hatte sich in die Gesellschaft der Philosophen eingedrängt, deren Lehrsätzen er anzuhängen vorgab und die, seine mittelmäßigen Talente nicht fürchtend, ihn wegen des Namens, den er führte, gern als Schild und Muster aufstellten.

Dieser Herr schrieb zu gleicher Zeit Tragödien und Abhandlungen über die militärische Taktik; er war zugleich Krieger und Dichter, Er sagte bei jeder Veranlassung Verse her und sprach sehr stark von seinen Heldenthaten. Dieser Mann war ein Pedant, ein Prahler und ein Geck, drei Eigenschaften, die schon einzeln einen Mann unerträglich machen. Julie beurtheilte ihn nicht, wie ich.

Sie traf ihn bei Frau von Choiseul in dem Augenblick, als Herr von Mora im Sterben lag, und wo sie einen Schmerz zur Schau trug, den man in der Welt ihren Gewissensbissen zuschrieb. Man war so sehr geneigt, Alles an ihr zu entschuldigen, daß man ihr dies selbst zur Ehre anrechnete, und die gewöhnliche Redensart war:

— Dieses arme Fräulein von Lespinasse ist in Verzweiflung. Herr von Mora stirbt an der Strenge, die sie gegen ihn angewendet. Sie kann es sich nicht verzeihen und ist in Verzweiflung. Wie delicat und schön!

Die Spröden waren es, die so sprachen. Die Philosophen schwiegen aus Rücksicht für d'Alembert, ihren Gott, und um nicht vor ganz Frankreich einzugestehen, daß er geprellt sei.

Herr von Guibert gerieth wie die Anderen in Begeisterung über diesen erhabenen Schmerz und sprach beiseit Redensarten darüber aus, wovon die Heldin geblendet wurde. Sie begann ihn über die Maßen zu loben, denn er bezauberte sie, um Alles in einem Worte zu sagen, er bezauberte sie in dem Grade, daß sie dieses vollkommene Geschöpf vergaß, dessen Tod sie verursachte.

Von diesem Augenblick an theilte sich ihr Herz zwischen ihrer Reue und ihren Hoffnungen. Guibert trat eine militärische und literarische Reise nach Preußen an, er sollte sogar nach Rußland gehen, aber reiste nicht ab, ohne mit dieser flatterhaften Person Geständnisse und Gelübde ausgetauscht und ohne von ihr das Versprechen erhalten zu haben, daß sie ihm oft schreiben wolle.

Sie hatte ihm ihren Schmerz anvertraut, er kannte die wahre Ursache desselben und wußte um ihren Umgang mit Herrn von Mora. Sie hatte zu ihm gesagt:

— Er stirbt, und wenn er nicht mehr ist, werde ich sterben.

Er wollte ihr Leben erhalten, er schwur ihr, er liebe sie ebenso sehr, wie sie geliebt worden sei, und er wolle ihr Alles wiedergeben, was sie verloren habe.

— Ja, antwortete sie, ich liebe, um zu leben, und ich lebe, um zu lieben.

— So leben Sie denn und lieben mich.

Sie ließ sich überreden, sie nahm diesen neuen Antrag der zärtlichen Neigung an und die Correspondenz begann. So hatte sie also ihr Herz in drei Theile getheilt.

D'Alembert in Paris, den man täuschen mußte, was leicht genug war.

Der arme Mora, welcher im Sterben lag, und dem man schrieb, daß man ihm folgen wolle, wenn er sterbe, oder daß man allein für ihn leben wolle, wenn er seine Leiden überwinde.

Endlich der herrliche Guibert, der plötzlich in diese Komödie eingetreten war, der Anfangs Complimente und Schmeicheleien und dann die Gewißheit verlangte, daß er diese Trostlose wieder auferweckt habe.

Dies geschah mit dem Talent und der Geschicklichkeit einer Frau, welche Romane anspinnt, seitdem sie auf der Welt ist.

Herr von Mora starb und Guibert kehrte zurück. Dieser Sieger nahm, um sie vollständig zu trösten, den Platz des Verstorbenen ein und wurde aus Herablassung ihr Liebhaber.

Sie dagegen ging mit einem Zuge und einer Leidenschaft auf diese Neigung ein, welche ihre früheren Neigungen bei weitem übertrafen. Sie liebte diesen neuen Liebhaber mit einer Leidenschaft, die viel lebhafter und übertriebener war, als die vorhergehenden.

Was ihn betraf, er trieb auf alle Weise sein Spiel mit ihr. Er begann damit, ihr ein unbedingtes Geheimniß anzuempfehlen und sich laut für d'Alembert's vertrauten Freund und Schüler zu erklären. Er war ihr sich selber gegenüber aus Eigenliebe zugethan, nicht aber der Welt gegenüber. Die intelligenten Lobsprüche dieses auserwählten Geistes gefielen ihr außerordentlich, und er konnte sich nicht entschließen, sie zu verlieren.

In Folge dessen widmete er ihr alle zwei oder drei Tage eine Viertelstunde; aber er mußte jeden Morgen einen Brief haben, worin sie ihm wiederholte, daß er das erste Genie des Zeitalters sei und daß »der Connetable,« eine schlechte Tragödie, die er geschrieben, ein Meisterstück sei.

D'Alembert mußte auch hierin dienen: er verkündete die Verdienste seines Nebenbuhlers, erklärte, er stehe wenigstens Voltaire gleich, und versicherte, nach der Anweisung seiner Freundin, daß er der gelehrteste, tapferste, höchste und poesiereichste von allen Cavalieren des Königsreichs sei.

Aber wenn er dies hingegenommen hatte, überließ sich Guibert wenig dieser unsinnigen Liebe, die er dem armen Mädchen eingeflößt hatte.

Er hatte zugleich mit ihr zwei oder drei Geliebten, die er ihr nicht verbarg, und heirathete endlich ein junges Fräulein, die er so sehr liebte, wie es ihm zu lieben möglich war. Julie haßte ihn Anfangs, dann verzieh sie ihm und verehrte ihn noch lebhafter. Es ging in ihrem Herzen ein Kampf des Bedauerns, der Reue, der Verzweiflung und der streitenden Wünsche vor, der endlich die Unglückliche tödtete. Die menschliche Natur hat nicht Stärke genug, mehr zu ertragen.

Als Guibert sie getödtet hatte, prahlte er mit diesem Tode. In seinem schwülstigen und aufgeblasenen Styl hielt er eine Lobrede auf das Fräulein von Lespinasse, unter dem Namen Eliza, worin er Alles erzählte, was man nicht von ihm wissen wollte. Er erheuchelte einen Schmerz, erinnerte an den des Herrn von Lauzün für Mademoiselle; nur war es nicht derselbe Fall.

Der unglückliche d'Alembert wurde durch diesen Tod aufgeklärt und trostlos. Sie hatte ein Testament gemacht, welches Niemand verstand. D'Alembert war ihr Testamentsvollstrecker, er sollte alle Vermächtnisse austheilen und diesem und jener zustellen, was ihnen zukam. Sie versiegelte ihre Papiere nicht und befahl ihr die Uebersicht und Vertheilung davon zu

übernehmen. Sie hatte ihre Correspondenzen nicht verbrannt, und er erkannte daraus, daß sie ihn seit zehn Jahren getäuscht, daß sie vor seinen Augen nacheinander zwei Liebhaber gehabt, und daß er nichts davon gesehen.

Nie wurde ein Philosoph so hintergangen!

Er verbarg es nicht. In dieser Secte verbirgt man nichts. Er schrieb es nieder, damit man keinen Zweifel deshalb hege. Er zog sich in seine Wohnung im Louvre zurück und sein Charakter veränderte sich gänzlich. Er dachte nur an sie, seine Heiterkeit war entflohen und er war nur noch der Schatten seiner selbst. Als man ihn an Juliens Unrecht erinnerte und an die Augenblicke des Kammers, die sie ihm verursacht hatte, antwortete er:

— Ja, sie war verändert, aber ich war es nicht; sie lebte nicht mehr für mich, aber ich lebte immer für sie. Seitdem sie nicht mehr ist, weiß ich nicht mehr, warum ich lebe. Ach! ich habe jetzt noch manchen bitteren Augenblick zu erleben, den man bei ihr so leicht vergaß! Was bleibt mir jetzt übrig? Wenn ich jetzt nach Hause zurückkehre, werde ich anstatt ihrer nur ihren Schatten finden. Diese Wohnung im Louvre ist an sich schon ein Grab, in welches ich nur mir Schrecken eintrete.

So weit hatte die Liebe einen ausgezeichneten Mann, einen Philosophen ersten Ranges gebracht. Man brachte mir ein Portrait d'Atembert's, welches er dieser Unmenschlichen geschenkt, unter welchem die beiden Verse standen:

O sprich, wenn dieses Bild Du siehst, von Allen,  
Die ich geliebt, wer liebte mich wie er?

Ach! sagte er weiter, Niemand hört mich und wird mich mehr hören!

Man kann sagen, daß er nach dieser Zeit nur vegetirte und nie wieder wurde, was er ehemals gewesen war.

Ich habe bemerkt, und Viele haben es ohne Zweifel bemerkt, wie ich, daß die Liebe rückwärts geht und nicht dahin führt, wohin sie führen sollte. So sehe man diese Kette: da ist dieser reizende Herr von Mlora, der das Fräulein von Lespinasse verehrte; diese liebte ihn nur halb oder täuschte ihn wenigstens bitter wegen Guibert's, der sie gar nicht liebte.

Da ist d'Alembert, der Heiterkeit, Gesundheit und Geist wegen dieses Mädchens verliert, die ihn getäuscht hatte und ihn zum Gespött der Welt machte. Ich wette, wenn sie redlich gewesen wäre, würde er sie wenigstens drei Monate beweint und sich sehr schnell getröstet haben. Das beste Mittel, geliebt zu werden, ist, die Leute zu quälen und sie unglücklich zu machen. Dann beschäftigen sie sich ohne Aufhören und unwillkürlich mit uns und wissen nicht mehr, was sie an die Stelle setzen sollen, wenn sie uns verloren haben. In dieser Welt ist Alles Gewohnheit, die Liebe, die Freude, der Schmerz, das Wohlsein, selbst das Elend; wie könnten sonst die, welche immer leiden, ihre Leiden ertragen?

Es handelt sich also darum, gute Gewohnheiten Anderen anzueignen oder selbst anzunehmen, das ist Alles.

Seit dem Tode des Fräulein von Lespinasse hat man mir ein Wort sehr zum Vorwurf gemacht, welches ich ausgesprochen habe, und welches ich nicht bereue; es ist der Ausdruck meiner Gedanken.

»Ach!« rief ich aus, »sie hätte zehn Jahre früher sterben sollen; ich würde dann d'Alembert nicht verloren haben!«

Es ist gewiß, daß ich d'Alembert bedauerte, dem ich keine Vorwürfe zu machen hatte, und daß

ich eine Undankbare nicht bedauerte, die mir alle möglichen Beweise gegeben, daß sie mich nicht liebte. Wenn d'Alembert mich verlassen hatte, so war es für sie und um ihretwillen, ich konnte also nicht auf ihn böse sein, sondern nur auf sie.

Man hat mir einen Ruf des Egoismus und der Gleichgültigkeit beigelegt, indem man mich mit diesem so leidenschaftlichen und so allgemein beliebten Fräulein verglich. Es ist gewiß, daß wir einander nicht glichen. Indem ich diese Geschichte lese, bemerke ich, daß ich gegen Ende strenger gegen sie geworden bin. Das ist ganz einfach, weil ich mich an ihre Beleidigungen erinnerte. Zu Anfang sah ich nur die guten Seiten ihres Charakters in ihren Beziehungen zu den Anderen. Man muß auch zugestehen, daß der Anfang Besseres versprach.

---

## Zehntes Kapitel.

Um von etwas Anderem zu reden, bekomme ich den Einfall, einige untergeordnete Personen jener Zeit zu erwähnen, die in dieser magischen Laterne erschienen und dann verschwunden sind, aber über welche noch nicht Alles gesagt worden ist. Ich habe sie gekannt und die Welt hat von ihnen reden hören. Ich urtheile nicht nach ihren Reden, ich hege oft das entgegengesetzte Urtheil von dem, was sie sagt. Sie ist so voll Lügen und Bosheit!

Wir hatten zuweilen Soupers bei La Popelinière. Ich ging selten dorthin. Ich liebe diese Leute nicht, und es hatte Alles, ungeachtet des Goldes und der Diamanten, ein sehr bürgerliches Ansehen.

Die Frau war die Tochter der Daucourt, einer ziemlich mittelmäßigen Schauspielerin. Er hatte sich ihre Liebe erworben und Alles von ihr erlangt, ohne die Absicht zu haben, weiter zu gehen, obgleich er es versprochen hatte. Die Schöne ging zur Frau von Tencin, die sich in Alles mischte, und theilte ihr ihren Kummer mit. Diese versprach ihr, ihre Sache zu führen, und daß er sie heirathen solle.

Der Termin zur Erneuerung der Pachtungen war nahe. Frau von Tencin instruirte den Cardinal von Fleury, und dieser erklärte La Popelinière, er würde ihm seinen Pachtcontract nicht erneuern, wenn er nicht das Fräulein Daucourt heirathe. Er konnte nicht umhin, und es brachte ihm nicht viel Glück, wie man weiß. Seine Soupers erlangten eine verdiente Berühmtheit; er hatte nicht nur den besten Koch jener Zeit, sondern er vereinte auch die berühmtesten Künstler mit den Personen vom Hofe, die zu ihm kommen wollten. Wir sahen dort den großen Musiker Rameau, den geschickten Pastellmaler Latour, der nur in der Politik Ansprüche machte; den großen Mechaniker Vaucansou, Carle Valoo und seine Frau, eine der bewundernswürdigsten Tonkünstlerinnen, die ich gehört; Marivaux, der immer dem Geist nachlief, der ihn aber nur mit seiner Feder erhaschte, und Helvetius, der damals noch unbekannt war. Man unterhielt sich gut, aber plötzlich kam eine Ehestandsscene in die Quere, und man wußte nicht mehr, was man sagen sollte.

La Popelinière war eifersüchtig, seine Frau war hübsch, coquett und noch mehr, als das. Unter ihren Liebhabern war einer, der sie zu Grunde richtete, und dies war der, welcher sich am wenigsten darum kümmerte, nämlich der Herzog von Richelieu. Alle Welt weiß das Abenteuer von dem Drehkamin, welches den Rosentopf zeigte. Der Marschall von Lowendhal, der Marschall von Sachsen, alle die großen Häupter wollten sie aussöhnen, nämlich den Mann und die Frau, aber es gelang ihnen nicht. La Popelinière hielt sich gut, seine Frau wurde mit einer Pension von zwanzigtausend Livres weggejagt, und von dem Augenblicke an fand sie keinen Freund mehr. Die Welt, die ihr so sehr geschmeichelt hatte, drückte sie zu Boden, sie versank in ein Unglück und eine Schwermuth ohne Gleichen. Herr von Richelieu sah sie von Zeit zu Zeit, was ihn nicht verhinderte, ihre Delicatesse zu preisen. Der Zufall führte mich eines Tages in ihre Nähe, ohne sie zu erkennen.

Frau von Rochefort und ich suchten in Chaillot für eine bejahrte Verwandte der Gräfin ein Landhaus und wir gingen in alle, die zu vermieten waren. Man zeigte uns eins, dessen Bewohnerin dem Tode nahe sei, welches man aber dennoch sehen könne.

Wir traten ein und sahen Alles an; es war anständig. Man führte uns in das Schlafzimmer; wir

traten aus Rücksicht zurück, als eine Stimme mich aus der Tiefe des Alkovens beim Namen rief. Ich wendete mich um.

— Gehen Sie nicht fort, ohne mit mir zu reden, Madame; ich habe nicht lange mehr zu leben und fühle mich glücklich, eine alte Bekannte bei mir zu sehen, da mich sonst Niemand besucht.

Ich trat näher.

— Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Madame, sagte ich, Sie irren sich. Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.

— Sie lächelte traurig.

— Ich bin Frau von La Popelinière, Madame; Sie werden es sich nicht vorstellen können.

In der That, diese junge, hübsche Frau war schrecklich anzusehen. Eine ätzende Feuchtigkeit zerfraß ihr Gesicht, sie litt eine entsetzliche Qual und hauchte einen unerträglichen Geruch aus; ich wich unwillkürlich zurück. Frau von Rochefort machte sich davon.

— Es ist eine große Lehre, Madame, fügte sie hinzu; Ihre Freunde, die Philosophen, werden Ihnen keine bessere geben.

Ich wollte ein wenig hinausgehen, um sie nicht zu betrüben; sie war mir unendlich dankbar dafür und entgegnete, als ich ihr Lebewohl sagte:

— Wenn Sie dieses Haus wollen, dürfen Sie nicht lange warten, ich werde bald von meinen Leiden erlöst sein. Es ist angenehm und bequem, der Garten ist reizend, ich wohne fast seit zwei Jahren, seitdem ich krank bin, allein hier, wohl verstanden, ganz allein. Ich hätte gern Herrn von La Popelinière vor meinem Tode wieder gesehen, aber er hat sich geweigert. Gott allein verzeiht dem Reuigen, die Menschen niemals.

Ich verließ sie ganz durchdrungen von dem, was ich gesehen hatte, und ich konnte nachher nicht zu ihrem Manne, zu seinen Soupers, zu seinen so glänzenden Festlichkeiten gehen, ohne das Bild der Leiden dieser Unglücklichen in ihrer Verlassenheit vor meinen Augen zu haben.

Dieses Haus war vom Morgen bis zum Abend mit Leuten aller Classen angefüllt. Er gab Schauspiele, er hatte ein Theater, man sang hier Opern, man spielte Komödien nach seinem Geschmack. Ich erinnere mich eines Tages, wo man eine spielte, die so leichtfertig war, daß viele Frauen nahe daran waren, den Saal zu verlassen.

Es war in seinem Hause zu Passy. Ich befand mich an der Seite des Baron von Kaunitz, Gesandten der Kaiserin von Oesterreich. Wir lachten sehr darüber, nicht über die Kaiserin, sondern über das Stück.

— Madame, sagte er zu mir, es scheint, Sie wollen nicht fortgehen?

— Nein, mein Herr, ich gehöre nicht zu denen, die sich vor ihrem Schatten fürchten, ich sehe ihn wohl vorübergehen.

Dieser Ausspruch brachte ihn zum Lachen; er liebte das Geistreiche; dieser Deutsche war ein angenehmes Original und er verdient wohl einige Zeilen der Erwähnung.

Er hatte das Wesen und die Gewohnheiten eines stutzerhaften Abbé, ausgenommen in der Politik. Er brachte sein Leben vor seinem Spiegel zu, sich zu betrachten und sich die Schnauze zu reiben, nach Art Catheau's und Madelon's. Er frisirte, er schmückte sich, er hatte eine Sammlung von Pomaden, von Fetten und Oelen jeder Art. Man kam zu ihm, um sich von den ernstesten Angelegenheiten Europa's zu unterhalten; er empfing die Leute mit einem Eiergelb über sein Gesicht ausgebreitet, um sich vor dem Sonnenbrand zu schützen, und zwar so ernsthaft, daß man nicht darüber lachen konnte und daß man sich fragte, ob dies wirklich wahr



sei.

Sein Haus wurde wegen seines Luxus genannt, so wie seine Tafel, seine Weine und seine Festins. Er ging fast nie zu Hofe und fast nie in die großen Gesellschaften; er sah nur Bürgerinnen und Theatermädchen. Als man eine Bemerkung darüber machte, antwortete er sehr leichtfertig:

— Ich bin aus zwei Ursachen hier: die Angelegenheiten meines Souverains zu besorgen und zu meinem Vergnügen. Es scheint mir, als ob ich die Angelegenheiten der Kaiserin auf eine Weise besorge, um sie zufrieden zu stellen. Was meine Vergnügungen betrifft, so habe ich Niemand deshalb um Rath zu fragen. Ich sehe, wen ich will, die großen Damen langweilen mich, sie verstehen nur Lhombre und Carvagnol zu spielen. Ich habe mich nur um zwei Personen zu kümmern, um den König und seine Maitresse; ich stehe gut mit ihnen, das Uebrige kümmert mich nicht und beunruhigt mich nicht.

Wir sahen dort auch den Lord Albemarle, den englischen Gesandten, und seine Maitresse, die schöne Lolotte, die wir später als Gräfin von Herouville gekannt haben. Dies ist auch eine drollige Geschichte.

Lolotte war Fräulein Gaucher; sie kannte Lord Albemarle und sie liebten sich. Er war es, der jenes so oft wiederholte Wort zu ihr sagte, als sie gerade einen Stern ansah:

— Sieh ihn nicht so an, meine Liebe, denn ich kann ihn Dir nicht geben.

Lolotte besaß eine ausgezeichnete und reizende Schönheit; sie gefiel überall und man bemerkte sie selbst in den Theatern, wo ihre Schönheit Aufsehen machte. Lord Albemarle starb und ließ sie im Wohlstande zurück; sie war in Verzweiflung darüber, faßte aber Muth bei der Zuneigung ihrer Freunde, die ihr alle treu blieben. Ihre Gesundheit hatte aber von diesem heftigen Schlage gelitten. Man schickte sie nach Bareges, und als sie durch Montauban kam, wurde sie dort von dem Grafen von Herouville, Kommandanten der Stadt, empfangen. Er hatte einen hohen Respect und eine lebhaftige Neigung für sie gefaßt.

Kaum war sie in Paris angekommen, als sie einen Brief von ihm erhielt, worin er ihr sagte, daß er und alle seine Leute vergiftet wären, und daß er nur zu ihr Zutrauen habe, und sie beschwor, sogleich abzureisen und einen Arzt mitzubringen.

Sie zauderte nicht und that es sogleich. Er war der glücklichste Mensch auf der Welt und seine Begeisterung nahm noch zu, so daß er fast närrisch wurde. Sie rettete ihm das Leben, und er wußte nicht, was er damit machen sollte, wenn sie ihm nicht erlaubte, es ihr zu widmen. Lolotte hatte so viel guten Verstand, sich lange zu weigern, endlich bat er sie so dringend, daß sie nachgab, unter der Bedingung, daß die Trauung eine geheime sei.

Sie blieb es in der That auch, bis sie Mutter wurde, da aber verrieth sich die Liebe des Vaters und man entdeckte Alles.

Dann hatte der arme Graf von Herouville eine seltsame Grille, die seine Frau theilen mußte, nämlich sie mit Gewalt in die große Welt einzuführen und zu machen, daß sie von allen Personen der Familie und Bekanntschaft ihres Mannes anerkannt werde. Jedesmal, wenn man ihn zu einem Diner einlud, nahm er sie mit, und so erhielt sie viele Ohrfeigen, einmal unter anderen bei Pont-de-Veyle, wobei ich zugegen, aber nicht mitschuldig war.

Sie kamen alle Beide; es waren fünf oder sechs Frauen mit ihren Männern oder ihren Geliebten da. Diese Lolotte war schön, um sie in Verzweiflung zu bringen. Sobald sie sie sahen, machten sie wunderliche Mienen. Pont-de-Veyle war sehr höflich, aber kalt, er ahnte einen

groben Ausbruch. Ich sah, wie diese Damen unter sich kicherten und dann plötzlich aufstanden und in Procession hinausgingen. Eine von ihnen fragte mich, ob ich nicht ihre Partei nehme?

— Nein, antwortete ich, ich habe nicht die Pest und fürchte nicht damit anzustecken oder davon angesteckt zu werden.

Sie gaben ihren Slaven ein Zeichen, einige folgten ihnen, andere blieben zurück; indessen waren wir von fünfzehn auf sieben beschränkt, und außer mir keine Frau dageblieben. Frau von Herouville schien mir viel Verstand und Tact zu besitzen. Sie zeigte keine Empfindlichkeit, sie sprach nicht einmal von dem, was eben geschehen war, doch bemerkte ich, daß sie nicht aß und daß sie sehr blaß war. Als ich eine Bemerkung darüber machte, antwortete sie mir:

— Ich esse sehr wenig, Madame, und meine Gesundheit ist nicht gut. Ich gehe nur Herrn von Herouville zu gefallen aus. Wenn er mir ein Vergnügen machen wollte, würde er mich zu Hause lassen.

— Wenn man die Ehre hat, Madame, der Gatte einer solchen Frau zu sein, wie Sie sind, ist man glücklich und stolz, sie aller Welt zu zeigen.

Ach! der arme Mann! er zeigte sie so, daß er sie verlor. Sie hatte nicht die Stärke, diese beständigen Demüthigungen zu ertragen, sie wurde von einem heftigen Kummer ergriffen und starb daran.

Die Nachricht verbreitete sich in der ganzen Stadt und bei den Philosophen, deren Freundin sie war.

Sie schrieben Leichenreden und Lobeserhebungen in Versen und in Prosa. Der Wittwer umgab sich damit, wie mit ihren Portraits. Ich, die ich weder eine Philosophin, noch eine Spröde war, hatte das Leben der Lolotte auf andere Weise aufgefaßt. Sie mußte zu Hause bleiben, dort Männer empfangen, und alle wären dorthin gelaufen. Einige Frauen ohne Vorurtheil würden sich dorthin gewagt haben; sie hätten dann noch andere dorthin geführt, und nach und nach wäre die Welt nachgekommen, wenn sie nicht das Ansehen gehabt hätte, ihr nachzulaufen, welches die erste Bedingung ist, sie anzuziehen.

---

## Elftes Kapitel.

Eine andere Person, von der ich ein wenig reden will, weil ich mich mit fast allen denen beschäftige, die einigermaßen ausgezeichnet sind, und die ich gekannt habe, ist der Cardinal von Bernis. Er nahm einen zu hohen Rang in der Welt ein, um unbeachtet zu bleiben. Voltaire führte mir ihn zu, als er aus Saint-Sulpice kam, wo er keinen günstigen Erfolg gehabt hatte, und sich zur Poesie wendete.

Er war mit Gentil-Bernard befreundet, welcher durchaus nicht gentil war und das sogenannte Rosenfest gab, wobei er als Todtenträger die Honneurs machte. Man sah nie etwas so Seltsames. Diese Feste fanden in einem Pavillon, ich weiß nicht mehr wo, im Monat Junius auf dem Lande statt. Er brachte so viele Rosen dorthin, wie er fassen konnte, und bedeckte die Haare der Frauen damit; es war ein Duft, um ohnmächtig zu werden. Dann, brachte er ganz kalt abgeschmackte Dinge vor und verglich jede dieser Damen mit einer Göttin, und dabei blieb es.

Gentil-Bernard war also der Lehrer und Freund des geistlichen Herrn, er unterrichtete ihn, Blumensträuße für Chloris zu binden, und er hatte in ihm einen so ausgezeichneten Zögling, daß man ihn die Straußbinderin des Parnaß nannte. Die Profanen setzten sogar den Namen Babet damit in Verbindung, welches der Name einer Blumenhändlerin jener Zeit war.

Er begann damit, bei Boyer, Bischof von Mireprix, anzuhalten, der mit den Pfründen beauftragt war. Dieser antwortete ihm mit einer Verweigerung, indem er hinzufügte, er würde nie etwas bekommen, so lange er, Boyer, an seinem Platze sei.

— Ich werde warten, Hochwürden, antwortete er sehr respectvoll.

Die Antwort wurde allgemein verbreitet, und Alles blieb wie es war.

Als einzige Hilfsquelle hatte der Abbé einen Canonicat in Brionde und eine kleine Pfründe in Boulognesur-Mer, und Alles zusammen brachte ihm nur so viel ein, daß er klares Wasser dafür trinken konnte.

In diesem Augenblick stellte ihn ein gemeinschaftlicher Freund der Frau von Etoiles vor, mit welcher der König sich viel zu beschäftigen anfang. Er wurde zu ihr nach Etoiles eingeladen, und der künftige Gesandte, der künftige Cardinal kam dort auf dem Marktschiffe, ein kleines Packet unter dem Arme, an. Frau von Etoiles liebte einen heiteren und drolligen Geist, die Schmeicheleien und die kleinen Verse; er gefiel ihr, und das war das Wesentliche bei einer Frau wie diese. Er wurde der Vertraute der Liebe des Königs und dieser neuen Favoritin, und stellte sich vortrefflich mit Beiden.

Als Frau von Etoiles in das Schloß eingeführt wurde, war mit das Erste, was sie erlangte, eine Pension von hundert Louisd'or aus der königlichen Schatulle und eine Wohnung in den Tuilerien für ihren Schützling. Sie ließ die Wohnung auf ihre Kosten ausmöbliren, was den Abbé so zufrieden wie möglich machte. Dann, da er ein guter Cavalier war, versetzte sie ihn von seinem kleinen Kapitel in Brionde zu dem in Lyon, was für ihn nicht mehr eine Sinecure ohne Vortheil war.

Der Abbé von Bernis befand sich also in einer guten Lage. Er war wohl gewachsen, sein Gesicht hatte viel Ausdruck und sein Auge war voll Feinheit. Er zeigte sich bei Hofe unter den Auspicien der neuen Gottheit und wurde dort sogleich gut gestellt.

Die Prinzessin von Rohan war eine der schönsten Personen dieser Zeit, sie nahm delicate Huldigungen an, und der Abbé, der sich zutraute, ihr zu gefallen, hatte die Kühnheit, es zu versuchen. Er mußte eine sehr kühne Meinung von sich selber haben, aber die Frauen sind so wunderlich. Mich würden alle Abbés in der Welt, und hätten sie den Geist Voltaire's und die Schönheit des Apollo, nicht bewegen, einen Finger zu erheben, um ihnen ein Zeichen zu geben. Ich würde es vorziehen, wie die Märtyrer von tausend Feuern verbrannt zu sterben, anstatt sie unter einer Mitra oder einer viereckigen Mütze auszulöschen. Jeder nach seinem Geschmack.

.Die Prinzessin von Rohan empfing eines Morgens einen sehr schönen Blumenstrauß mit Versen auf jeder Blume, die Venus, Minerva, Flora und Hebe aus ihr machten. — Diese abgestandenen mythologischen Benennungen, womit gewisse Dichter zu dieser Zeit einen elenden Mißbrauch getrieben haben. Die Verse wurden allen Ankommenden vorgelesen, man fand sie köstlich und der Abbé wurde von den Hofleuten aus allen Tonarten gelobt. Frau von Rohan erinnerte sich dieser Lobsprüche, sie dachte darüber nach, der Verliebte nahm in ihren Augen eine Wichtigkeit an, die er nicht besaß. Sie erlaubte ihm, ihr den Hof zu machen, und das war schon viel. —

Was ereignete sich dann? Ich weiß es nicht. Durch welche Mittel gelangte er dahin, sie zu überreden, ihm ein wahrhaftes Gefühl einzufloßen, welches bis zur Thorheit ging? Ich kann es nicht sagen. So viel ist gewiß, daß er drei Wochen später ihr erklärter Liebhaber war, daß sie einander nicht verließen, daß sie ihn überall ohne ein Geheimniß und mit erhobener Stirn mit sich führte.

Die Gesandtschaft in Venedig wurde erledigt. Die Prinzessin ging zum Könige und bat ihn, sie dem Abbé von Bernis zu ertheilen; Frau von Pompadour kam während der Zeit dazu, und Ludwig, wurde so beredet, daß er nicht nein sagen konnte. Als er sich aber mit seiner Maitresse allein befand, scherzte er mit ihr und mit Frau von Rohan über ihr Gefallen an dem Priesterchen.

— Er wird ein schöner Gesandter sein, Sire, ein Gesandter, um allen Frauen den Kopf zu verdrehen, und in Venedig ist dies von großer Wichtigkeit.

Herr von Bernis hatte in seiner ersten Jugend ein sehr ernstes Abenteuer gehabt, aus welchem er ehrenvoll hervorging, was nicht leicht war, und woran er sich erinnerte, als er mächtig war, was noch seltener ist. Wir müssen weiter in der Geschichte zurückgehen, das Abenteuer ist interessant.

Die Herzogin von Bouillon war eine von den Frauen, die nur durch den berühmten Vers geschildert werden:

*S'ist Venus ganz und gar, auf ihre Beut' erpicht.*

Sie hatte Liebhaber im Ueberfluß und schloß keinen aus, wer er auch war. Sie verlangte nur Schönheit und Stärke von ihnen; das Uebrige kümmerte sie nicht, und die moralischen Schönheiten der Leute konnten bei ihren Reizen nicht in Betracht kommen. Der ausgezeichnetste Schöngestirne der Welt, wenn er nicht jung und kräftig war, galt ihr nicht so viel wie ein Flegel mit breiten Schultern.

Pont-de-Veyle, und besonders d'Argental, besuchten damals die Theatermädchen und kümmerten sich viel um ihre Zänkereien. So verhinderte sie, daß die Rivalität der Lemaure und der Pélassire einschlummerte; die Abenteuer der Autier, die von ihren Liebhabern verlassen und wieder angenommen, und von dem schönen Lamothe-Houdancourt, um den sich alle Frauen stritten, verehrt wurde, beschäftigten sie viel mehr, als die Schmerzen der Frau von Parabère, die,

von Herrn Premier verlassen, wieder zu d'Alincourt zurückkehrte und, auch von diesem aufgegeben, einen anderen Lamothe wieder annahm, der völlig häßlich und unangenehm war. Sie weinte nicht weniger über dies Alles.

Sie hatten damals zu Teilnehmern an ihren Vergnügungen einen jungen Herrn von Bellegarde, den Abbé von Bernis, der eben aus seinem Seminar kam, und einen kleinen Abbé Bouret, den er überall mitnahm und der ein sehr guter Maler war. D'Argental nannte ihn scherzhaft den Cassirer der Gesellschaft, weil er, wenn ihnen das Geld ausgegangen war, die Mädchen für sich und die Anderen damit bezahlte, daß er sie portraitierte.

Herr von Bellegarde hatte auch seine Abenteuer. Er verliebte sich in eine Dame, deren Namen ich vergessen habe, und that Alles in der Welt, um ihr zu gefallen. Er war der jüngste Sohn seiner Familie, der keinen Sou besaß und sehr begierig war, emporzukommen. Sie hörte ihn an, ohne ihm zu antworten, und eines schönen Tages erklärte sie ihm, sein Antrag erscheine ihr nicht annehmbar, und ein Mann wie er müsse an etwas Anderes denken, als an diese Liebe, die überall zu finden sei.

— Reisen Sie ab, sagte sie zu ihm, gehen Sie, in fremden Ländern das Glück zu suchen, welches Sie in dem Ihrigen nicht finden. Gehen Sie in den Krieg, suchen Sie sich ein Commando zu verschaffen, und so werden Sie zum Glück gelangen. Sie werden eine Frau finden, die Sie heirathen werden. Man kann ohne Geld nichts anfangen, Ihre Familie wird Ihnen keins geben; hier sind zehntausend Thaler, Sie können sie mir wieder geben, wenn Sie reich sind. Nehmen Sie alle meine guten Wünsche, meine Freundschaft und Achtung mit und zählen Sie mich zu Ihren ergebensten Dienerinnen.

Er nahm den Abschied und die zehntausend Thaler an, und es glückte ihm. Er ging in den polnischen Krieg und zeichnete sich durch seine Kühnheit und seine Schönheit aus. Die Tochter der Gräfin Aurora von Königsmark, die Schwester des Grafen von Sachsen, verliebte sich in ihn, er heirathete sie, und sie beförderte ihn zu den höchsten Ehrenstellen in jenen barbarischen Ländern. Er ist als außerordentlicher Gesandter des Königs von Polen in Paris gestorben. Man versichert, daß er der Begründer eines vornehmen Geschlechts ist, und daß seine Nachkommen, wenn deren noch vorhanden sind, einen hohen Rang einnehmen werden. Sie haben sich dem Kaiserreiche gewidmet; d'Argental sprach noch kürzlich davon.

Der Abbé von Bernis gehörte also zu seinen Freunden, so wie die beiden Söhne der Frau von Feriol und der Abbé Bouret. D'Argental hatte sich in die Lecouvreur, Titularmaitresse des Marschalls von Sachsen, verliebt, die ihm tausend Beweise ihrer Zuneigung gegeben. So hatte sie ihre Diamanten verkauft, um ihm das Herzogthum Kurland zu kaufen, und ich weiß nicht mehr was. Dies verhinderte d'Argental und andere junge Leute nicht, sich wie eine Wolke um sie zu sammeln. Die beiden Abbés waren auch darunter.

So erfuhren sie die Unternehmungen der Madame Putiphar, von Madame de Bouillon gegen den jungen Krieger unternommen, der sich, man kann nicht sagen, warum, grausam gezeigt hatte.

— Madame de Bouillon thut mir die Ehre an, zu glauben, daß ich die Ursache davon bin, sagte die Schauspielerin, aber ich weiß, wie es damit ist. Der Graf von Sachsen ist nach allen Seiten untreu gegen mich; ich quäle mich nicht darüber, denn ich weiß, daß er wieder zu mir kommen wird. Ich würde mich ihretwegen nicht mehr beunruhigt haben, als wegen der Anderen, und noch weniger. Er liebt diese Art von Frauen nicht.

Man muß den Ausdruck: »diese Art von Frauen,« auf eine Prinzessin von Lothringen, eine

Herzogin von Bouillon angewendet, entschuldigen. Die Theaterprinzessinnen haben eine solche Unverschämtheit! Sie nehmen ihre Rollen und ihre Liebesgeschichten ernsthaft und verhandeln mit uns wie eine Macht mit der anderen, sehr glücklich, wenn sie uns auf gleichen Fuß zulassen. Man behauptet, daß sie heutiges Tages noch unverschämter sind. Die Sache ist, daß in der Politik und in der Galanterie Alles verkehrt geht, Ich danke Gott, daß es bald mit mir zu Ende ist, und daß ich nicht mehr jung bin.

Nicht als wollte ich durch das Vorausgehende Frau von Bouillon auf Kosten ihrer Rivalin erheben. Ich bin nicht ungerecht, und ich erkläre, daß die Schauspielerin in diesem Falle die bessere Rolle hatte. — Frau von Bouillon war eine sehr boshafte Frau mit übertrieben heftigen Leidenschaften, welcher alle Mittel recht waren, um sie zu befriedigen und sich zu rächen. Man sieht es nur zu deutlich bei dieser Gelegenheit. Es war eine wahre Furie, wenn man sie in ihrer Liebe angriff. Ich traf sie zuweilen, unter anderen bei der Herzogin von Luynes; man liebte sie nicht und man empfing sie nur des Anstandes wegen. Ich floh sie, denn sie verursachte mir Furcht.

Die arme Lecouvreur war dagegen schön und gut. Sie war vortrefflich in fast allen ihren Rollen. Sie war besser, als die Clairon.

---

## Zwölftes Kapitel.

Einige Monate vergingen. Die Herzogin wurde leidenschaftlicher, sowie der Graf von Sachsen grausamer wurde; sie hatte Erklärungen mit ihm, worüber er lachte, daß er fast starb, und er erzählte Alles bei seiner Maitresse, wo die jungen Gecken sich überboten, sie lächerlich zu machen. Ich weiß nicht, welche Narrheit der Abbé Bernis begangen hatte; aber er wurde von seinen Bekannten und besonders von ihren Infantinnen kalt empfangen; er hatte kein Geld und keinen Credit mehr und trat wieder in das Seminar ein, um dort zu büßen, seine Vorgesetzten zu erweichen, und zu versuchen, eine Pfründe zu erhaschen. Der Abbé Bouret, sein Trabant, wagte sich nicht mehr ohne ihn zu zeigen, und da er keinen Namen, keinen Schutz und keine anderen Freunde hatte, als die Teilnehmer seiner Vergnügungen, fand er sich, als diese ihn verließen, sehr verlassen und in vollständigem Elende. Er malte von Zeit einen Bäcker, um Brod zu erhalten, und eine Obsthändlerin, um etwas dazu essen zu können. Seine abgetragenen Kleider gestatteten ihm nicht, sich irgendwo zu zeigen. Er vegetirte nur und sah zuweilen die Seine mit Blicken der Liebe an, und dachte, daß er nur in ihren Armen ruhig schlummern werde.

Die Herzogin — ich bitte sie deshalb sehr um Verzeihung — war nicht nur ein Ungeheuer, sondern auch eine Thörin. Sie setzte es sich in den Kopf, alle Schranken zu überschreiten, und rief nach einer letzten Beleidigung gegen ihre zur Schau gestellten Reize, sie würde Recht bekommen und dieses Theatermädchen solle nicht länger triumphiren und sie wolle sich von ihr frei machen.

Da ließ sie ohne Geheimniß, wie in den Zeiten der Barbarei, zwei Meuchelmörder kommen und kündigte ihnen ihren Entschluß an. Sie wollte das Blut dieses Geschöpfes vergießen.

— Aber, Frau Herzogin, wie soll man es machen? Man schafft eine Person wie diese nicht aus der Welt, ohne daß es bekannt wird, und wir werden gehangen, werden.

— Ich zahle Euch, was Ihr verlangt.

— Und wenn wir gehangen werden?

— Ihr werdet es nicht werden, ich werde Eure Begnadigung erbitten.

— Meiner Treu! Madame, Sie werden vielleicht nicht einmal Einfluß genug haben, um sich selber zu retten. Das Parlament scherzt nicht. So muß man die Sache nicht anfangen.

— Wie denn?

— Das Gift ist viel besser.

— Wer soll es ihr geben?

— Wir nicht, wir haben keinen Zutritt bei ihr, aber man könnte irgend ein Mittel suchen —

— Sucht es und kommt wieder, es mir zu sagen, wenn Ihr es gefunden habt.

— Es muß in ihrer Umgebung und wenn auch in ihrer Küche irgend ein Geschöpf sein, welches um Geld einwilligen wird, unser Geschäft zu thun. Wir werden sehen.

Sie sahen sich um. Die Diebe und Gauner haben eine feine Nase; sie witterten den Abbé aus und bezeichneten ihn der Herzogin; sie antwortete ihnen, das wäre ihre Sache und sie dürften nur auf diesem Wege weiter gehen.

Der Abbé ging fast alle Tage in den Tuileries spazieren, er suchte dort sein Glück mit seiner Pastellschachtel und war bemüht, einen ehrlichen Bürger oder irgend ein hübsches Mädchen zu

finden, welches einwilligen wollte, sich malen zu lassen. Dies geschah zuweilen, aber selten, und sein Unglück benutzend, bezahlte man ihn so schlecht, daß er nur Wasser dafür trinken konnte.

Eines Tages sah er zwei Männer von unheimlichem Aussehen auf sich zukommen. Er hatte seit dem Tage zuvor nichts mehr gegessen und dachte sehr ernstlich an den Fluß. Diese beiden Männer näherten sich ihm und begannen die Unterredung mit dem Wetter, mit dem Elend der armen Leute und kamen endlich zu dem, was zu ihrem Ziele führen konnte.

— Sie scheinen mir sehr unglücklich zu sein, sagten sie, und vielleicht würden Sie geneigt sein, eine runde Summe zu gewinnen.

— Oh! ob ich dazu geneigt bin!

— Was würden Sie dafür thun?

— Alles! sagen Sie nur.

— Alles? ohne Vorbehalt?

— Was nennen Sie ohne Vorbehalt?

— Sie verstehen uns nicht?

— Nein.

— Wir müssen uns also erklären. Sie kennen die Lecouvreur?

— Ich habe sie gekannt, ach ja!

— Könnten Sie, sich bei ihr einfinden?

— Sie ist ein gutes Mädchen! sie würde sich vielleicht erinnern, mich ehemals gesehen zu haben.

Und er stieß einen tiefen Seufzer aus.

— Sie würde sich Ihrer erinnern; übrigens würde man Ihnen so viel geben, daß Sie sich anständig bei ihr darstellen könnten.

— Was muß ich ihr sagen?

— Ein junger Mann von Geist, wie Sie sind, kann nicht in Verlegenheit sein, mit einer Schauspielerin zu plaudern. Sagen Sie ihr, was Sie wollen, nur müssen Sie machen, daß sie einige Plätzchen ißt, die man Ihnen zustellen wird.

— Was sind das für Plätzchen?

— Was liegt Ihnen daran. Jedes davon wird Ihnen mit tausend Thalern bezahlt werden.

— Es ist doch kein Gift?

— Glauben Sie denn, daß man Ihnen für Brodkügelchen tausend Thaler bezahlen würde?

— Da rechnen Sie nicht auf mich, meine Herren, ich bin nicht Ihr Mann, der zu einem solchen Unternehmen fähig ist.

— Nah! Sie sind sehr jung, mein lieber Freund, wenn Sie glauben, daß man Sie mit einem solchen Geheimniß frei ausgehen lassen wird. Sie schienen uns geeignet, einer der Unseren zu sein, und Sie sollen es werden, mögen Sie es nun wollen oder nicht; wenn Sie es nicht annehmen, werden Sie diesen Abend nicht mehr am Leben sein. Es heißt hier entweder oder —

Der arme Abbé zitterte so, daß man Mitleid mit ihm hätte haben können; die Wahl war eine gefährliche. Man mußte zwischen dem Verbrechen und dem Tode wählen. Der Abbé wählte vorläufig das erstere, da er sich diesen entsetzlichen Seelenverkäufern' gegenüber nicht anders aus der Schlinge zu ziehen wußte.

— Nun, da es kein anderes Mittel giebt, nehme ich es an. Geben Sie mir Ihre Plätzchen.



— Es ist gut. Nur erinnern Sie sich, daß Sie uns nicht entgehen werden, und daß es sich hier nicht um eitle Worte handelt. Sie werden keinen Sou erhalten, ehe Sie Ihren Auftrag erfüllt haben, doch müssen Sie Ihrer Sache gewiß sein, und wenn Sie plaudern, werden Sie es nicht zum zweiten Mal thun. Nun folgen Sie uns.

Und da führten die beiden Banditen ihre Beute bei hellem Tage in das Hotel Bouillon, ohne sich im geringsten zu verbergen, wo sie zu dem Zimmer der ersten Kammerfrau der Herzogin hinaufstiegen, wohin sie sich nach der getroffenen Verabredung begeben sollten. Frau von Bouillon kam zu ihnen, billigte Alles, übergab mit eigener Hand dem Abbé die Plätzchen und sagte zu ihm:

— Sie sind gezahlt; wenn sie todt ist, bringen Sie die Schachtel zurück und man wird Ihnen die bezahlen, welche fehlen.

Es war nicht zu fürchten, daß er selber davon nehmen würde; aber wenn er kein vollständiger Dummkopf war, mußte er die Plätzchen in die Seine werfen, die Schachtel leer zurückbringen und achtzig oder hunderttausend Franken fordern.

— Bis wann muß ich diese That vollendet haben? fragte der Abbé.

— Bis heute über acht Tage.

— Das ist nicht genug, Madame, ich verlange drei Wochen. Ich kann mich nicht so der Lecouvreur vorstellen; man würde mich zur Thür hinauswerfen.

— Hin, versetzte die Herzogin, ihm eine Börse zuwerfend. Sorgen Sie für Ihre Kleidung und beeilen Sie sich.

Der arme Junge ging mehr todt als lebendig hinaus; aber nie sah man auch eine Intrigue einfältiger angesponnen, und die Herzogin mußte den Kopf verloren haben. Als der Abbé einmal seine Einwilligung gegeben hatte, folgte man ihm nicht einmal mehr; er behielt seine völlige Freiheit bei und sah seine Mitschuldigen nicht wieder, welche wahrscheinlich in eine Schenke gegangen waren, um für das ihnen von der Herzogin gegebene Handgeld zu trinken und ihren Namen an jenem bezauberten Orte auszuposaunen.

Seinen Betrachtungen überlassen, konnte der Abbé seine Meinung ändern, konnte das Schlachtopfer in Kenntniß setzen, er konnte thun, was er endlich auch that.

Man konnte es nicht schlechter machen, als wenn man es so machte, daß es nicht glückte. Die Herzogin schien geschworen zu haben, nicht die Lecouvreur zu tödten, sondern sich selber in einen Kerker werfen zu lassen, sei es nun vom Könige oder von ihrer Familie, vielleicht auch von Beiden.

Bouret brachte zwei Tage zu, ohne zu trinken, zu essen oder zu schlafen. Er hatte nur einen Gedanken, nämlich sich von diesem Verbrechen frei zu machen, doch zitterte er vor Furcht, selber das Opfer zu sein.

In seiner Trostlosigkeit fiel es ihm ein, seinen alten Freund, den Seminaristen, den er zuweilen besuchte, um Rath zu fragen; er ging zu ihm und machte ihm den Vorschlag, einen Spaziergang auf's Feld mit ihm zu machen, er habe ihm eins von jenen Geheimnissen mitzutheilen, welche zu groß wären, als daß irgend ein Zimmer es fassen könnte. Bernis zauderte: er hatte Stubenarrest; es war ihm verboten, irgend Jemand bei sich zu sehen, besonders ein Frauenzimmer, und das Alles, um alte Thorheiten abzubüßen, und unter diesen Bedingungen sollte er nach sechs Monaten der Buße eine Pfründe erhalten. Indessen konnte ihm ein Gang auf's Feld mit einem so redlichen Abbé wie Bouret nicht als Uebertretung angerechnet werden. Er wagte die Bitte

vorzutragen, und sie wurde ihm nach zahllosen Bemerkungen bewilligt.

Endlich machten sie sich auf den Weg. Bernis konnte seine Neugierde nicht mäßigen und fragte beständig.

— Nein, nein, wir sind noch nicht genug allein.

Sie gingen bei einem abscheulichen Regen auf die Mitte der Sandebene, und dort unter einem rothen Regenschirm, ich habe es oft von dem Cardinal erzählen hören, begannen sie die Unterredung. Bouret legte sein Geständniß ab und sein Freund wurde todtenblaß.

— O Himmel! mein armer Bouret, Du wirst doch das nicht thun! Aber was wirst Du anfangen?

— Ich weiß es nicht, und ich frage Dich um Rath.

— Es ist nicht leicht, wir sind junge Leute ohne Geld, aber wir sind keine Bösewichter, und ich halte mich überzeugt, daß Du die Börse der Giftmischerin ebenso wenig angerührt hast, wie ihre Plätzchen.

— Beide sind gleich heilig aufbewahrt Worten, daran darfst Du nicht zweifeln. Nur muß man seine Partei wählen.

— Mein Freund, es ist nur Eins zu thun, man muß die Lecouvreur in Kenntniß setzen.

— Wenn ich mich in diesem Aufzuge bei ihr zeige, werden ihre Bediente mich für einen Dieb halten und mich zur Thür hinauswerfen.

— Auch darfst Du nicht zu ihr gehen. Bei der Lage, worin ich mich unglücklicherweise befinde, kann ich mich nicht in die Sache mischen, denn der geringste Verkehr mit einer Dame, und besonders einer Theaterdame, bringt mich um zehn Jahre zurück, wenn er mich nicht gänzlich ausschließt. Ich kann Dir nur einen Rath geben und diesen Rath mußt Du befolgen. Schreibe diesen Abend einen anonymen Brief an die Lecouvreur und bestelle sie — in den Luxembourg — zu dem fünften Baume in der großen Allee.

— Sie wird nicht dorthin kommen.

— Sie wird kommen. Füge hinzu, es sei von der größten Wichtigkeit für sie und sie müsse allein oder von ihrem zuverlässigsten Freunde begleitet kommen.

— Wer soll das schreiben?

— Der erste beste Papierkratzer in seiner Bude. Laß die Aufschrift von einer anderen Hand machen.

— Ich will sie selber mit nachgemachter Handschrift darauf setzen; eine Unbesonnenheit könnte mir den Hals kosten.

— Hast Du bemerkt, ob man Dir folgte?

— Du hast wohl gesehen, daß es nicht der Fall war.

— Diese Leute sind also sehr einfältig! Wenn ich mich auf Verbrechen einließe, würde ich mich besser dabei benehmen. Laß uns zurückkehren, meine beiden Stunden sind gleich zu Ende, thue, was ich Dir sage, und komm, nach der Unterredung wieder zu mir.

Bouret richtete sich genau nach den Vorschriften seines Freundes; der Brief wurde geschrieben und auf die Post gegeben. Die Lecouvreur erhielt ihn, als sie mit d'Argental und einer anderen Schauspielerin Namens Lamothe nach Hause kam. Die Drei hielten eine Berathung, die Lamothe war der Meinung, daß sie nicht dorthin gehen dürfe; d'Argental dagegen fand die Sache unerläßlich, und da die Neugierde mitwirkte, entschieden sie sich, dieser Ansicht

zu folgen; es war gerade die Stunde und sie verfügten sich alle Drei dorthin.

Der Abbé erwartete sie hinter einem Baume versteckt, er zitterte, daß man ihn bemerken möchte, und fürchtete, daß die Schauspielerin nicht kommen werde; als sie kam, wurde er fast ohnmächtig und sah sich genöthigt, sich an seinen Baum zu lehnen. Als sie ihn erkannten, stießen Alle einen Ausruf der Ueberraschung aus.

— Der Abbé Bouret! sagte die Schauspielerin, der junge Mann ist im Elend! Er bedarf einiger Unterstützung und man muß sie ihm geben, d'Argental, er ist ein alter Freund.

D'Argental griff schon nach seiner Börse, wie groß war aber sein Erstaunen, als sie den angeblichen Armen, die offene Hand mit Gold gefüllt, auf sich zukommen sahen! Ihr erster Gedanke war, daß er den Verstand verloren habe.

— Ach! mein Fräulein, mein Fräulein, sagte er, welche Freude, Sie zu sehen!

— O!, mein armer Abbé, Sie hätten in meine Wohnung kommen sollen, wozu dieses Geheimniß? Warum gleichen Sie einem Bettler, während Sie so viel Gold in Ihrem Besitze haben?

— Mein Fräulein, ich werde von diesem abscheulichen Gold nichts nehmen, es verbrennt mir die Finger, man hat es mir gegeben, um Sie zu vergiften.

— Mich! und wer denn?

— Die Herzogin von Bouillon.

— Ah! die Elende! Sie kann mir die Phädra nicht verzeihen.

Ich habe zu erzählen vergessen, daß einige Zeit vorher, als ihr Streit am heftigsten war, ein kleiner Scandal in der Comedie-Francaise stattfand. Die Lecouvreur spielte die Phädra, und Frau von Bouillon war in ihrer Loge auf dem Theater. Als die Lecouvreur die Verse recitirte:

Ich weiß es und gestehe, daß ich treulos bin,  
Denone, und gehöre nicht zu jenen Frauen,  
Die bei Verbrechen stets im tiefsten Frieden leben,  
Und eine Stirn, die nie erröthet, zeigen,

wendete sie sich zu Frau von Bouillon und sah sie fest an. Der ganze Saal bemerkte es. Die Herzogin wurde so wüthend darüber, daß sie sie nach For-l'Eveque bringen lassen wollte, und schon ordnete man die Sache Aber sie hegte eine Empfindlichkeit darüber, die ihrer Eifersucht gleich kam, und vielleicht bestimmte dieser Umstand sie zu dem Verbrechen.

Der Abbé erzählte umständlich, was geschehen war, zeigte die Plätzchen und die Börse als Beweise und schwur, er wolle lieber vor Hunger sterben oder einen Messerstich empfangen, als über eine solche Schändlichkeit schweigen.

Die Anderen waren bestürzt darüber.

— Diese Frau ist wahnwitzig! sagte die Lamothe, man muß sie einsperren lassen.

— Ernsthaft gesprochen, d'Argental, was ist zu thun?

— Nur Eins, um Sie Beide zu retten: den Abbé sogleich zu dem Polizeilieutenant zu führen.

— Er hat Recht, Abbé, folgen Sie mir, ich führe Sie dorthin.

— Mein Fräulein, es ist mein Leben, welches Sie da fordern. Ich werde mir zu mächtige Feinde machen, als daß ich armer Wicht ihnen widerstehen könnte. Wenn Sie aber so Ihr bedrohtes Dasein zu retten glauben, so folge ich Ihnen unbedenklich.

— Sie irren sich, Abbé, der Schutz wird sich auch auf Sie erstrecken, man wird nicht wagen, Ihnen etwas zu Leide zu thun.

— So kommen Sie, mein Fräulein, und möge Gott Sie erhören!

Sie stiegen in Phädra's Karosse und begaben sich zu Herrn Henault, der sie auf den bloßen Namen der schönen Schauspielerin empfing. Man erzählte ihm die Thatsachen und er hörte sie ganz blaß und erschüttert an.

— Geben Sie die Plätzchen her, Abbé.

— Hier sind sie, mein Herr, und hier ist auch diese Börse; werfen Sie sie den Armen hin.

— Das will ich thun, und mit Ihnen beginnen, denn Sie scheinen derselben mehr als irgend Jemand zu bedürfen.

O nein, mein Herr, ich werde nichts davon anrühren, und wenn es mir das Leben kostete.

Man ließ einen unglücklichen Hund kommen, dem man eins von den Plätzchen gab. Eine Viertelstunde später drehte er sich um sich selbst und starb.

— Ha! Da sehen wir, was meiner wartete! rief die Schauspielerin, einer Ohnmacht nahe, es ist entsetzlich!

— Welche von den beiden Damen von Bouillon hat Ihnen diesen Auftrag gegeben, Abbé?

— Die Herzogin, mein Herr.

— Das wundert mich nicht.

Die Prinzessin von Bouillon war die Tochter des großen Sobieski, eine Schwägerin des Prinzen Karl Eduard Stuart, und zu einer solchen Abscheulichkeit unfähig.

— Und nun, Abbé, werden Sie diese Beschuldigung aufrecht halten?

— Vor der ganzen Welt, vor der Herzogin selber. Von den beiden Gaunern habe ich Ihnen das Signalement gegeben, und wenn man sie wiederfindet, werde ich sie wohl erkennen.

— Ich will den König und Seine Eminenz von dieser Sache in Kenntniß setzen; inzwischen wird man Sie überwachen, mein Fräulein, und Sie auch, Abbé, sein Sie deshalb nicht unruhig. Ich werde Sie wieder zu finden wissen, wenn ich Ihrer bedarf.

Er entließ sie. Die Lecouvreur nannte Bouret nur ihren Retter und erklärte, sie wolle ihn nie verlassen Sie brachte ihn in ihrem Hause in einem kleinen Zimmer unter, wo ihm nichts fehlte, und wo der Abbé von Bernis ihn mehrmals im Verborgenen besuchte. Das Auffallendste ist, daß er weder aufgesucht noch von irgend Jemand beunruhigt wurde. Die Herzogin von Bouillon schien zugleich ihre Pläne und das Werkzeug, welches sie gewählt, vergessen zu haben. Wenn sich Niemand eingemischt hätte, so würde Alles dabei geblieben sein. Man weiß nicht, wie sich die Sache verbreitete und mehrere Monate später allgemein bekannt wurde.

Als der Polizeilieutenant die Sache dem Cardinal angezeigt hatte, gerieth dieser in einen schrecklichen Zorn und kündigte an, er würde sie mit der ganzen Strenge der Gesetze behandeln lassen. Die Freunde und Verwandten der Familie Bouillon baten ihn, es nicht zu thun, und ein Ereigniß nicht bekannt zu machen, welches dem Respect so sehr entgegen sei, den die unteren Klassen bereits für den Adel zu verlieren begannen. Sie quälten ihn so sehr, daß sie ihn zum Schweigen bewogen, als aber die Geschichte bekannt wurde, ließ er den Prinzen von Bouillon kommen und erklärte ihm, wenn die Herzogin sich nicht von dieser Beschuldigung reinige, würde er genöthigt sein, sie verhaften zu lassen.

Dieser hatte den traurigen Auftrag, seinen Bruder davon in Kenntniß zu setzen, und der Herzog ging mit ihm zu seiner Frau, die nach manchen Vorwürfen und Strafreden aufgefordert wurde, die Sache zu leugnen, bei Strafe, von den Ihrigen verlassen und in ein Kloster mit strenger Regel geworfen zu werden, aus welchem sie zur Ehre ihres Namens nicht heraus

kommen solle.

Die Herzogin erhob sich laut dagegen, behauptete, daß sie nicht schuldig sei, und verlangte einen Verhaftsbefehl gegen Bouret, damit er seine Beschuldigung, gegen die sie aus allen Kräften protestirte, beweisen möge.

Der arme Abbé wurde in's Gefängniß geworfen, er machte keine Schwierigkeiten, sich dorthin zu begeben, und schwur, er wolle nicht mit Schimpf und Schande daraus hervorgehen.

Der Herzog und der Prinz von Bouillon besuchten ihn dort und wollten eine Vermittelung einleiten.

— Ich werde nichts anhören, sagte er, als aus dem Munde der Frau Herzogin, und zwar in Ihrer Gegenwart, meine Herren.

Man stellte ihm vor, daß die Herzogin ihn nicht besuchen könne, und daß er auf diese Hoffnung verzichten müsse.

— Wie Sie wollen, meine Herren; aber dann werde ich nur meinen Richtern antworten, und alle Qualen der Welt würden mich nicht bewegen, anders als mit Ihnen zu reden.

Es blieb nichts weiter übrig, als die Herzogin herbeizuholen. Ungeachtet ihrer Stirn, die nicht erröthete, wußte sie nicht, welches Gesicht sie annehmen sollte, und wurde verwirrt. Der Abbé wurde es nicht, und sah sie fest an.

— Nun, Frau Herzogin, was soll ich jetzt sagen?

— Sagen Sie, was Sie wollen, mein Herr, versetzte sie, sich ein wenig fassend, aber mischen Sie mich gefälligst nicht in die Sache, und schweigen Sie von Allem, was mich angeht, sonst dürsten Sie es zu bereuen haben.

Der Abbé verlor den Muth nicht, und als sie noch andere Drohungen aussprach, erzählte er vor ihrem Manne und ihrem Schwager Alles, was sich zwischen ihnen zugetragen hatte, und fügte hinzu, er würde es vor ganz Frankreich wiederholen, und es liege ihm wenig daran, sich so gefährliche Feinde zu machen, wie sie es sein möchten, wenn er nur die Wahrheit bekannt mache.

Die Herren von Bouillon beriethen sich durch Blicke; der älteste konnte nicht reden, so sehr war er darniedergeschlagen; sein Bruder that es für ihn und bot dem Abbé Pouret Alles, was er wollte, für einen Widerruf an.

— Ich will nichts.

— Aber ein Vermögen, Abbé, ein Vermögen. Wir sind reich genug, um Ihr Glück zu machen.

— Was! ich sollte der ganzen Welt sagen, daß ich ein Fälscher und Verleumder bin! Nein, niemals, das ist unmöglich, mein Vater würde mich verfluchen.

— Sie können wahrscheinliche Entschuldigungen angeben, die nicht entehrend sind: eine Liebe zu dem Fräulein Lecouvreur, die Sie bewogen, diese Geschichte zu erfinden, um sich dann als ihren Retter hinzustellen und sich ihre Liebe zu verschaffen.

— Nein.

— Dann behaupten Sie, daß Sie von Sinnen gewesen.

— Ebenso wenig.

— Dann wählen Sie zwischen Ihrem Glück und der ewigen Gefangenschaft in der Bastille.

— Gnädigster Herr, Sie sind ein sehr großer Seigneur, aber ich habe Freunde, die mich nicht umkommen lassen werden. Der König ist gerecht und gut; er wird sie anhören.

Sie hatten gut reden; sie mochten thun, was sie wollten, er blieb unbeweglich.

— Sie haben Madame angehört, fügte er hinzu, um der Sache ein Ende zu machen. Sie wissen so gut wie ich, daß sie strafbar ist und daß ich unschuldig bin; bestrafen Sie sie nach Ihrem Gefallen; das geht mich nichts an, aber bestrafen Sie mich nicht. Wenn Sie mich frei lassen, will ich Ihnen zuschwören, Paris zu verlassen, in meine Provinz zurückzukehren, nie ein Wort von dieser Sache zu sprechen und nicht einmal den Namen der Frau Herzogin zu nennen. Wollen Sie es?

Sie antworteten ihm nicht und es war offenbar ihre Absicht, ihn bis zu seinem Tode gefangen zu halten; aber die Lecouvreure wachte. Als sie ihn nicht wiederkommen sah, schrieb sie an seinen Vater, er möge kommen, und sie wollten zusammen alle Thüren belagern, um ihm die der Bastille zu öffnen.

Der gute Mann kam. Der Cardinal rühmte sich, wie man wußte, seiner Gerechtigkeit gegen die Großen. Er ging gerade zu ihm und bat ihn ganz laut darum, als er aus der Messe des Königs kam und sich in der Galerie befand, wo es Alle hören konnten, die es wollten.

Es war ein kühner Schlag und er glückte vollkommen. An demselben Tage ließ Seine Eminenz den Herren von Bouillon sagen, wenn sie nicht wollten, daß der Proceß weiter geführt werde, so müßten sie den Abbé frei lassen, weil man ihn sonst nicht länger gefangen halten könne.

Daß der Proceß fortgesetzt werde, wünschten sie freilich nicht; die öffentliche Meinung sowohl, die der Vornehmen wie der Geringen, war ihnen entgegen. Uebrigens ließ ihnen die Entschlossenheit des Abbé keine Hoffnung übrig, und sie konnten nur erwarten, daß er Alles sagen würde. Sie mußten also wohl gestatten, daß man ihm die Freiheit wieder gab.

Frau von Bouillon wendete ihre Hinterlist an; sie wußte ihre Mörder zu finden und rechnete darauf, sich ihrer zu bedienen, um diesem Unglücklichen Schweigen aufzuerlegen. Während der zwei Monate, wo sein Vater in Paris blieb, sagte ihm Niemand etwas; aber er beging den Fehler, nicht fortzugehen, und vierzehn Tage später verschwand er, ohne daß es möglich war, ihn ungeachtet aller Nachsuchungen wieder zu finden.

---

## Dreizehntes Kapitel.

Das Fräulein Lecouvreur war untröstlich darüber, und der Graf von Sachsen ebenfalls. Dieser genirte sich nicht, die Herzogin laut für eine Giftmischerin und Mörderin zu erklären; er suchte es so zu machen, daß die Herren von Bouillon davon in Kenntniß gesetzt wurden, da er hoffte, daß sie ihn zum Zweikampf fordern würden. Begreiflicherweise thaten sie dies nicht, denn wie konnten die Neffen und Erben des Herrn von Turenne eine solche Sache vertreten!

Die Zeit verging; man fand Bouret nicht wieder. Die Lecouvreur war beständig auf ihrer Hut, da sie sich überzeugt hielt, daß der Versuch früher oder später erneuert werden würde, worin sie sich indessen täuschte.

Diese Lehren sind zu gut, als daß man sich ihnen von Neuem aussetzen sollte, wenn man sie einmal empfangen hat, und Frau von Bouillon war von ihrem Schwager benachrichtigt worden, wenn sie wieder anfangen würde, es ihr nicht so hingehen und man mit ihr kurzen Proceß machen würde, um ihrem Namen die Schande des Henkers zu ersparen.

Die Herzogin wurde dennoch überall nicht weniger gut empfangen; man fürchtete sie und scherzte darüber, denn in Frankreich scherzt man über Alles, und benannte gewisse Anisplätzchen mit ihrem Namen. Man machte Gaukelmännchen zum Neujahrstage, welche die Zunge herausstreckten und Phiolen in den Händen hielten und die man Spielzeug à la Bouillon nannte.

Und als der Polizeilieutenant die Händler rufen ließ, um sie darüber zur Rede zu stellen, antworteten sie sehr unschuldig und mit vielem Respect, da die Frau Herzogin sehr in der Mode sei, so hätten sie gedacht, daß ihr Name ihrer Industrie Glück bringen würde. Was war dabei zu machen?

Einige Monate später spielte die Lecouvreur Roxane: sie war sehr schön darin. Frau von Bouillon applaudirte in ihrer Loge auf dem Theater mit Affectation. Am Ende, während des kleinen Stücks, kleidete sich die Schauspielerin um, und ihre anerkannte Nebenbuhlerin ließ ihr sagen, sie wünsche sie zu sehen und ihr ihr Compliment zu machen.

— Was soll das bedeuten? rief Roxane. Wiegt die Loge der Frau Herzogin ihr Gewicht an Arsenik auf, wie das Zimmer der Boisin?

— Gehen Sie nicht hin, sagte der Graf von Sachsen, der zugegen war.

— Ueberbringen Sie der Frau Herzogin meinen unterthänigsten Respect, versetzte Adrienne, und bitten Sie sie, meine Entschuldigung anzunehmen; ich bin nicht angezogen, und kann mich so nicht präsentiren.

Der Bote ging mit diesen Worten, die eine ehrliche Weigerung enthielten, fort., Frau von Bouillon hielt sich nicht für geschlagen. Es kam ein zweiter Abgesandter, welcher beauftragt war, ihr diesmal anzukündigen, daß die Frau Herzogin die Lecouvreur in ihrem Negligé empfangen wolle, und daß sie vorher keine Toilette machen solle.

Eine neue Verlegenheit; aber auch darauf wußte sie sich herauszuwickeln.

— Danken Sie gefälligst der Frau Herzogin, und sagen Sie ihr, wenn sie nachsichtig genug sei, mir zu verzeihen, so in ihre Nähe zu kommen, so würde mir doch das Publicum nicht verzeihen. Um ihr indessen zu gehorchen, werde ich die Ehre haben, mich ihr in den Weg zu stellen und sie

zu begrüßen, wenn sie hinausgeht.

So unerklärlich auch dieser Einfall war, begab sich die Schauspielerin an den verabredeten Ort und erwartete diese stolze Feindin, die sie hatte tödten wollen. Diese Zusammenkunft war auffallend. Die Freunde der Lecouvreur hielten sich ein wenig zurück, alle bereit, ihr zu Hilfe zu kommen, wenn es nöthig sei. D'Argental war da nebst dem Grafen von Sachsen und viele Andere.

— Ah! mein Herz, wie wünsche ich Ihnen Glück, sagte die Herzogin, sich ihr mit sehr liebenswürdiger Miene nähernd, Sie waren erhaben, man kann nichts Schöneres sehen. Wie gut sie die Eifersucht ausdrücken!

— Es ist eine böse Leidenschaft, Madame, die oft weiter führt, als man nur will, versetzte Adrienne mit heiterer Miene, das werden Sie zugestehen, wie ich es zugestehe, nachdem ich eben Atalide habe erdrosseln lassen.

Der Pfeil traf sicher, sie wußte es aber zu verbergen, und das Gesicht war nicht weniger offen.

— Sie sind die Erste in Ihrem Genre, mein Fräulein; man hat eine Leidenschaft nie so gut ausgedrückt. Fahren Sie so fort zu unserem Vergnügen und Ihrem Ruhm, und rechnen Sie auf meinen Schutz.

Mehr wurde nicht zwischen ihnen gesprochen und sie ging weiter. Jedesmal, wenn die Lecouvreur spielte, nahm Frau von Bouillon ihre Loge ein und applaudirte mit Begeisterung. D'Argental erzählte uns, daß man bei der Schauspielerin sehr darüber lache und sie die Officiantin des Satan nenne, wegen der Plätzchen, die sie im Auftrage des Teufels bereitet.

Einige Zeit darauf sollte Adrienne die Jokaste in Voltaire's Oedipus spielen. D'Argental und Pont-de-Veyle kamen, mich zu fragen, ob ich mit ihnen, mit Frau von Parabère und Fräulein Aissé dorthin gehen wolle. Ich willigte ein, denn ich liebe das Schauspiel sehr.

Es ist eine lange und schwierige Rolle. D'Argental versicherte uns beim Eintreten, er habe sie eben auf dem Theater verlassen, sie sei am Morgen ein wenig unpäßlich gewesen, doch fühle sie sich jetzt kräftig und aufgelegt, und wir würden mit ihr zufrieden sein.

In der That fing sie vortrefflich an, sie hatte einen herrlichen Ausdruck und wurde sehr beklatscht; Frau von Bouillon war wie immer auf ihrem Posten und applaudirte mehr als irgend sonst Jemand.

Um die Mitte des zweiten Acts begann sie schwächer zu werden. Von Zeit zu Zeit wurde sie blaß und ihr Gesicht zog sich krampfhaft zusammen.

— Ach! sagte ich zu Frau von Parabère, sie scheint zu leiden.

— Es ist wahr, sie thut mir sehr leid, sagte Fräulein Aissé.

Als das Stück zu Ende ging, schien das Uebel zuzunehmen, und wir schickten d'Argental ab, um uns Nachricht zu bringen. Er kehrte nicht zurück.

— Sie ist offenbar krank, sagte Pont-de-Veyle, als das Stück zu Ende war.

Wie groß war unser Erstaunen, als wir sie in dem kleinen Stücke »der Florentiner,« worin sie bezaubernd war, wieder erscheinen sahen. Hübsch, lebhaft, geistreich wie ein glückliches Mädchen beim besten Befinden, beruhigte uns dies vollkommen.

Man muß wissen, daß die Lecouvreur seit dem Streite mit Frau von Bouillon in Paris zu einer Heldin geworden war, und daß sich alle Welt für sie interessirte.

D'Argental ließ uns sagen, wir sollten ihn nicht erwarten; seine Freundin habe während der Tragödie einen entsetzlichen Ruhranfall gehabt und reines Blut von sich gegeben: sie wäre schon



völlig ermattet gewesen, habe aber doch in dem kleinen Stücke wieder erscheinen wollen, damit man nicht wie das letzte Mal sage, daß sie vergiftet sei.

— Jetzt ist sie wie todt, so sehr ist sie erschöpft, fügte d'Argental's Lakai hinzu, und mein Herr hat sie nebst dem Herrn Grafen von Sachsen und dem Herrn von Voltaire nach Hause geführt; sie werden wahrscheinlich die Nacht dort zubringen, und sie wird morgen früh vielleicht nicht mehr am Leben sein.

Als diese Nachricht bekannt wurde, war das Wort Gift in jedem Munde. Man schickte von allen Seiten zu der Thür der Liebblingsschauspielerin, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und Frau von Bouillon häufiger, als die Anderen. Endlich weigerten sich ihre Bedienten, dorthin zu gehen, weil die Menge sie ohne Gnade todtschlagen wolle, und ihre Herrin war genöthigt, sich verborgen zu halten, sonst würde es ihr übel ergangen sein. Sie erschien lange nicht wieder im Theater, sonst würde man sie hinausgejagt haben.

Die Lecouvreur hatte Convulsionen, was sonst bei dieser Krankheit nicht gewöhnlich ist. Endlich ging es besser, und man glaubte sie gerettet. D'Argental kam, es uns in der Hast und ganz freudig zu sagen.

— Das liebe Geschöpf hat ihr Testament vor vier Monaten gemacht, denn sie erwartete diesen Anfall. Ich bin ihr Testamentsvollstrecker, und wenn Gott sie uns genommen hätte, hätte ich nicht berücksichtigt, was die Welt darüber sagen würde, und es angenommen.

— Sie hätten wohlgethan, mein Herr, der Wille der Tobten ist heilig. Aber hat sie denn wirklich Gift bekommen?

— Die Aerzte leugnen es. Sylva und Bierac sind einstimmig. Gegen Sylva habe ich einiges Mißtrauen, weil er Hofmann ist; aber Bierac's Geradheit ist bekannt, und er behauptet, daß bei ihrem Uebel Alles natürlich zugeht.

— Man verbreitet, daß sie durch ein Lavement vergiftet worden, ehe sie die Bühne betreten.

— Das ist falsch, übrigens müssen wir sagen, Gott allein weiß es. Der Graf von Sachsen flößte uns Mitleid ein; er hat sie keinen Augenblick verlassen, auch Voltaire nicht, und ich kehre zu ihr zurück. Gott sei Dank! sie ist gerettet, sonst weiß ich nicht, was wir mit dem Grafen hätten anfangen sollen.

Sie war durchaus nicht gerettet, sie starb denselben Abend in dem Augenblick, wo man es am wenigsten erwartete; sie erlosch wie eine Kerze, so daß man glaubte, sie schlafe, und es nicht bemerkte. Sie hatte ihren Kopf auf Voltaire's Schulter gelegt. Ihr Geliebter faßte ihre Hand und fand sie kalt. Er stieß einen entsetzlichen Schrei aus und rief:

— Sie ist todt! sie ist todt!

Man mußte ihn mit Gewalt von der Leiche wegziehen, und länger als sechs Wochen war er wie wahnsinnig.

Man öffnete dieses schöne Mädchen und fand die Eingeweide vom Brande zerfressen. Voltaire war zugegen. Er versichert und schwört in allen Sprachen, daß sie nicht vergiftet worden, daß es Verleumdungen sind, und daß das Haus Bouillon bereit ist, ihn zu unterstützen. Man verlangte es nicht, aber die Herzogin hütete sich klüglich, zu erscheinen, und sie that wohl daran.

D'Argental war, wie er mir angekündigt hatte, ihr Testamentsvollstrecker: er vertheilte die Vermächnisse und erhielt für seinen Antheil eine herrliche antike Melpomene, die irgend ein Engländer von den in Athen angestellten Ausgrabungen mitgebracht, und welches ein

vortreffliches Stück war.

Dabei blieb die Sache. Wie ich gesagt habe, war der Abbé Bernis im Seminar, und fast noch ein Kind, hatte ihn seine Feldschule zu den Priesterinnen der Venus geführt, bis man ihn von Neuem einsperrte, und endlich kam er, wie wir ihn gesehen haben, als zerlumpfter Abbé daraus hervor und machte kleine Verse.

Man hatte nicht mehr von Bouret reden hören. Der Abbé von Bernis bewahrte die Erinnerung an ihn, und als er mächtig geworden war, begann er diesen jungen Mann aufzusuchen. Frau von Bouillon war todt, und man dachte an dies Alles nicht mehr. War dieser Unglückliche ermordet worden? Brachte er sein Leben im Gefängnisse hin? Er erzählte dem Könige und der Frau von Pompadour die Geschichte; er interessirte sie dafür und es wurde der Befehl gegeben, in allen Gefängnissen Frankreichs nachzusuchen.

Man begann mit der Bastille, als dem nächsten, und man fand in einem Zimmer des dunkelsten Thurmes einen Mann, der nur mit einer Nummer bezeichnet war, der sich seit beinahe zwanzig Jahren dort befunden, und dessen Signalement, sowie dessen Zeit der Verhaftung genau mit der dieses Abbé Bouret übereinstimmte; nur war es nicht derselbe Name.

Man befragte ihn, was man bisher noch nie gethan hatte; er war vergessen worden und Niemand wollte seine Rechtfertigung hören. Zuerst fragte man ihn, wer er sei, und er antwortete:

— Der Abbé Bouret, der arme Abbé Bouret, der Unschuldigste der Menschen, und verurtheilt, ohne gehört zu werden.

Man ließ ihn seine Geschichte erzählen. Er wurde als der Abbé Bouret anerkannt und nach weiteren Erkundigungen entdeckte man, daß der Verhaftsbefehl einen anderen Namen enthielt, daß man den armen Abbé ergriffen und in dieses Gefängniß geworfen. Indessen war der Befehl gegeben worden, ihn zu schonen, ihn nicht zu quälen, und ihm zu bewilligen, was ihm nothwendig sei. Man brachte ihn in ein Zimmer und nicht in einen Kerker, man gab ihm gute Nahrung, man gestattete ihm, zu lesen und Bücher aus der Bibliothek zu nehmen, unter der Bedingung, daß er Alles zeige, was er schreibe, und daß die verlangten Bücher durch die Hände des Gouverneurs gingen.

Außer der Freiheit hatte er Alles, und er durfte mit Niemand sprechen. Der arme Mann verlangte jeden Augenblick, daß man ihn verhöre, daß man ihn nicht dort sterben lasse, ohne ihm zu sagen, warum. Man hörte ihn nicht an, er gehörte zu den geheimen Gefangenen und bekam eine Nummer.

Man stattete dem Könige und der Frau von Pompadour über dieses Verhör Bericht ab; man erzählte es dem Abbé von Bernis, der seinen alten Freund erkannte und dringend bat, ihn in Freiheit zu setzen.

Der König gab auf der Stelle den Befehl dazu. Der Abbé Bouret wurde in Freiheit gesetzt, man führte ihn aus der Bastille; vor der Thür war er wie versteinert und wußte nicht, was werden sollte. Seine Ueberraschung war außerordentlich groß, als er die Karosse eines Fürsten der Kirche erblickte, deren Tritt niedergeschlagen war, und als ein Lakai sich ihm, den Hut unter dem Arme, näherte und ihn respectvoll bat, sich die Mühe zu geben, einzusteigen, da Seine Eminenz warte.

— Ich? rief Bouret, ich bin es nicht, Sie irren sich.

— Nein, Herr Abbé, Seine Eminenz erwartet Sie, kann ich Ihnen versichern. Sehen Sie nur, wie ungeduldig er Ihnen zuwinkt.

Der Abbé ging, seine Füße fortschleppend, mit tiefen Verbeugungen auf die Karosse zu.

— Ei! komm doch, Abbé, man hat viel Mühe, Dich zu haben; Du liefest ehemals schneller auf der sandigen Ebene, als Du Meuchelmörder auf den Fersen zu haben glaubtest.

Er erhob den Kopf, und ungeachtet der zwanzig Jahre und des rothen Gewandes erkannte er den Abbé von Bernis.

— O Himmel! rief er, indem er seinen Hut fallen ließ.

— Ich bin es selber, mein Freund, und mit Gottes Hilfe habe ich Dich in Deinem Loche ausgewittert. Wir werden einander nicht wieder verlassen. Ich nehme Dich mit nach Venedig, wohin ich als Gesandter gehe, und vorher will ich Dich Seiner Majestät vorstellen, der keine Ahnung von der Ungerechtigkeit hatte, die man in seinem Namen begangen.

— Du willst mich gegen die Bouillon beschützen? — Ah! Verzeihung, Eure Eminenz, Verzeihung —

— Wir sind gute Freunde, alte Freunde, Bouret, und nichts von Eminenz, wenn wir allein sind. Er nahm ihn mit und hat ihn noch bei sich.

Es ist gewiß ein schöner Zug von dem Abbé von Bernis, den ich habe anführen wollen, um ihn bekannt zu machen.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Einer der wunderlichen literarischen Freunde des Abbé Bernis, vor seiner Größe, war der gute Panard, mit dem man sich nicht so viel beschäftigt hat, wie er es verdiente. Es war ein seltsames Geschöpf, welches ich sehen wollte, als ich von ihm hatte reden hören, sowie seinen Pylades Galet, welches die beiden seltsamsten, dem Trunke ergebenen Dichter von ganz Paris waren.

Galet war ein wassersüchtiger Specereihändler, der sein ganzes Leben damit zubrachte, zu trinken und zu singen, Wortspiele und triviale Scherze zu machen. Er kümmerte sich nicht mehr um den Tod, als um eine leere Flasche, und als er fast schon in den letzten Zügen lag, hörte er nicht auf zu lachen und zu scherzen.

Er ging in den Tempel, als er bankrott gemacht hatte, und man sprach selbst bei dem Prinzen von Conti von ihm. Als der Geistliche kam, um ihm die letzte Oelung zu geben, sagte er:

— Sie kommen meine Stiefel zu schmieren; aber es ist unnütz, denn ich gehe zu Wasser ab.

Er schickte zu gleicher Zeit diese Verse, welche zu jener Zeit alle Welt sang:

Mt diesen Versen sei zufrieden,  
Ich machte Dir noch mehr hienieden,  
Und mehr, als man Apostel zählt;  
Doch, lieber Collé, g'rade jetzt  
Erwartet mich der Sensenmann,  
Der mich als Beute ausgewählt.

Und dieser Mann starb eine Viertelstunde später, nachdem er den letzten Vers dieses Couplet geschrieben, und indem er seinem Kameraden zulachte.

Dies erinnert mich an den alten Vicomte de Celles, als er dem Tode nahe war, und den ich eine Stunde vorher, als er mich darum gebeten, besucht hatte. Er führte beständig Witze und Scherzreden im Munde, und sah in seinem Bette wie ein Gespenst aus; ich sah wohl, daß er nicht wieder aufkommen würde, wollte ihm aber doch Hoffnung geben.

— Muth gefaßt, mein Herr, dies wird nichts zu bedeuten haben, Sie werden darüber wegkommen.

— Ja, wenn nicht darunter weg.

Dies waren seine letzten Worte.

Mit Ponard war es noch anders, er dachte durchaus an nichts auf dieser Welt. Die Vergangenheit, die Zukunft, Nahrung und Wohnung, das Alles bekümmerte ihn nicht.

— Das geht meine Freunde an, sagte er.

In der Thai beschäftigten sich auch seine Freunde damit.

Marmontel hat mir erzählt, wenn er zu der Zeit als er den Merkur gehabt, einige Verse gewollt, so habe er sich an Panard gewendet und sie von ihm verlangt, welcher ihm dann geantwortet:

— Suchen Sie in meiner Perrückenschachtel.

Dort hinein warf er sie, nachdem er sie im Wirthshause geschrieben, und oft waren Weinflecke darauf. Als man ihm eine Bemerkung darüber machte, antwortete er:

— Es ist das Siegel des Genies.

Einige von seinen Chansons sind reizend. Alle waren bei Tafel improvisirt, und er vergaß sie nachher wieder. Nach seinem Tode hat man sie gesammelt.

Als er seinen Freund Galet verlor, war er lange Zeit sehr traurig, und als man mit ihm von seinem Schmerze sprach, antwortete er:

— Ah! er ist freilich sehr tief und lebhaft! ein Freund von dreißig Jahren, mit dem ich mein Leben hinbrachte! auf der Promenade, im Schauspiel, im Wirthsdause, immer bei einander! Ich habe ihn verloren, ich werde nicht mehr mit ihm singen und trinken. Er ist todt, ich bin allein auf der Welt, ich weiß nicht, was aus mir werden soll. Sie wissen, daß er im Tempel gestorben ist?

Und darüber brach er in Thränen aus.

— Ich bin gegangen, um auf seinem Grabe zu weinen und zu seufzen. Und Welch ein Grab! Sie haben ihn unter eine Dachtraufe gelegt, ihn, der, seit er zur Vernunft gekommen, kein Glas Wasser getrunken.

Man ließ diesen guten Panard zuweilen zu den vornehmen Damen kommen, wo man ihn zum Souper einlud, indem man ihn täuschte, um das Vergnügen zu haben, ihn anzuhören. Die arme Frau von Mailly, die so gern trank, wettete zur Zeit ihrer Gunst mit dem Könige, daß sie Panard täuschen und ihn zu Tische einladen wolle. Der König war sehr neugierig, zu erfahren, wie sie, sich dabei benehmen würde. Wenn er den Namen der Gräfin gehört hätte, würde er sich aus dem Staube gemacht haben, denn er scheuete die feinen Manieren wie das Wasser.

Sie verkleidete sich eines Tages mit Frau von Vintimille, wie ich von dieser letzteren gehört habe, und da gingen sie, Panard in einer Schenke an der Barrière von Maine aufzusuchen, wo er seinen Hof hielt. Sie hatten Herrn von Richelieu bei sich, der einen Verkäufer aus den Hallen in seinen Sonntagskleidern, und Paris-Duvernay, der einen Kohlenhändler vorstellte. Die Damen selber hätte man bei ihrer Korpulenz wohl für zwei Fischhändlerinnen halten können.

Die Vorstädter spotteten sehr über den winzigen Herzog, der schlank und mächtig wie ein Petitmaitre unter seinem weißen Hute einherstolzirte. Sie fragten ihn, wie viele Säcke er zugleich aufheben könne, und da er es nicht übel nehmen konnte, so nahm er den Scherz sehr gut auf.

— Ich bin nur der Aushelfer, antwortete er, und werde mich bessern.

— Mein Junge, bei solchen Werkzeugen, wie diese, sagte Einer von diesen wackeren Leuten, indem er eine von den Händen des Herzogs zwischen seine Finger nahm, kann man nur Perrückenmacher oder Damenfriseur werden.

— Nun gut! da will ich Perrückenmacher werden.

— Topp! wenn Du noch keinen Herrn Hast, so will ich Dir einen verschaffen. Ich habe einen wackeren Bruder, der im gekrönten Hühnchen die Barte wegmacht, der sucht einen Lehrling; paßt Dir das?

— Das will ich meinen, daß es mir paßt. Und wo ist dieses gekrönte Hühnchen?

— Hier ganz in der Nähe, zum Henker! laß uns ein Glas Wein trinken, und dann wollen wir gehen.

— Nun ja — aber ich habe da mein Cousine bei mir, die mit mir hierher gekommen ist, da wir nicht in diesem Stadtviertel wohnen, um hier Jemand zu suchen.

— Wer ist das? Ich kenne hier Jedermann.

— Es ist der Versemacher Panard.

— Ich will Euch zu ihm führen, es ist mein bester Freund, wir trinken alle Tage zusammen, der wackere Mann und ich.

Er faßte sie bei der Hand und führte sie an das andere Ende des Saales, wo Panard sang und trank. Der Vorstädter rief ihm zu:

— Panard, man verlangt Dich.

— Wer denn?

— Diese Damen und diese Seigneurs, fügte er mit Nachdruck hinzu, ohne sich träumen zu lassen, daß er es so gut getroffen.

— Was wollen sie von mir?

— Monsieur Panard, sagte Frau von Mailly, welche näher trat, wir haben Ihre Chansons gelesen und gesungen, und kommen ausdrücklich von Versailles, um Sie zu sehen und mit Ihnen zu Mittag zu speisen.

— Ist das wahr?

— Ja, vollkommen wahr.

— Ihr habt keinen verdorbenen Geschmack, meine Kleinen, und Ihr versteht Euch darauf. Und Ihr wollt, daß wir zusammen zu Mittag speisen, wann und wo?

— Nun, heute, und wo Sie wollen.

— Hier also. Laßt mich nur machen, wir haben hier einen Wein, der des königlichen Kellers würdig ist. Ihr werdet zahlen?

— Das versteht sich von selbst.

— Und Ihr werdet nicht blos zusehen wollen, das versteht sich auch von selbst; Ihr sollt schon etwas Gutes für Euer Geld haben, da könnt Ihr ruhig sein.

Dann ging Panard mit ihnen hinaus und führte sie in eine Art Cabinet, welches auf einen hübschen Garten hinausging. Es befanden sich dort wackelige Bänke, ein durchlöcherter Tisch und Alles gehörig mit Wein befleckt, das heißt mit dem Wein, welchen diese ehrlichen Leute von Kirschen und tausend Ingredienzen fabriciren. Der Geruch war nicht auszuhalten; Frau von Mailly hielt sich gut, aber Frau von Vintimille konnte es nicht ertragen und ging in den Garten.

Herr von Richelieu hätte sich auch gern derselben Schwäche hingegeben, und er machte den Vorschlag, im Freien zu speisen, was mit Acclamation angenommen wurde. Der wackere Mann war da wie zu Hause, alle Leute kannten ihn und er bestellte das Festin als Stammgast, und die Weine, als wenn er Kellermeister wäre. Der Einführer nahm natürlich auch an dem Feste Theil.

Panard war bezaubernd, er trank um einen Gendarmen zu beschämen, er improvisirte Couplets und Madrigale und wiederholte die Schlußreime, welche die ganze Schenke im Chor sang; es war ein Lärm, wovon diese Damen bezaubert waren, und den sie gern den Soupers bei Hofe vorgezogen hätten. Ich hätte mich nicht entschließen können, an diesen Partien Theil zu nehmen; ich verabscheue diese Vergnügungen und liebe nur den delicatesen Geist.

Die Wette wurde gewonnen und der König zahlte sie galant und königlich. Herr von Richelieu war der passendste Mann auf der Welt zu solchen Thorheiten. — Nach ihm oder vielmehr zu gleicher Zeit mit ihm hat seine Tochter sie fortgesetzt. Man hat viele Dinge von ihr erzählt, die vielleicht nicht wahr sind. Was ich gewiß weiß, ist ihre Liebe zu dem Grafen von Gisors, dem Sohne des Marschall von Belle-Isle, dem liebenswürdigsten und schönsten Herrn des Hofes. Diese Liebe hatte ein trauriges Ende, denn der Graf wurde bei der Armee getödtet. Frau von Egmont konnte sich nicht darüber trösten und man konnte ihr seitdem keine ernstlichen Galanterien beilegen.

Ich werde mich nicht damit unterhalten, im Einzelnen von dem Marschall von Richelieu zu

reden; es giebt keine Schrift jener Zeit, die nicht von seinen Werken und Thaten voll ist. Er ist sechzig Jahre lang überall unentbehrlich gewesen. Ich habe ihn gekannt, wie alle, und habe ihn nie geliebt oder geachtet. Er besaß nur Geist, Ehrgeiz, Intrigue, sowie viel Kühnheit und natürliche Tapferkeit. Was das Herz, die Gesinnungen und die Großmuth betrifft, so ist es nicht nöthig, etwas davon zu sagen, das waren versiegelte Briefe. Ich rede wie von der Vergangenheit, und doch lebt er noch und wird noch lange leben. Er ist ein Jahr älter, als ich, und ich bin gewiß, daß er mich begraben wird. Er hat sich eben wieder verheirathet oder ist im Begriff, es zu thun, ich weiß nicht genau, ob die Sache abgeschlossen ist, man hat mir nur davon erzählt.

Ein Mann, von dem ich noch wenig gesagt habe, und von dem ich doch sprechen will, ist Fontenelle. Ich sah ihn oft und liebte ihn, weil er ein guter Unterhalter war. Man behauptete, daß er Egoist sei, daß er nichts für irgend Jemand thue, und daß er sich nur dadurch erhalten habe, daß er den Anderen so viel weggenommen, wie er gekonnt.

Als der Sohn einer Schwester der beiden Corneille, behauptete er eine hohe Verehrung und Bewunderung für seinen Onkel, den großen Tragiker, und eine tiefe Verachtung für seinen Nebenbuhler zu hegen. Auch war Racine der Gegenstand seines Hasses, es ist nicht zu viel gesagt, daß er ihn haßte.

Fontenelle besaß viel Geist und zwar von der besten Art. Seine Philosophie glich nicht der unserer lieben Philosophen von Profession, er tadelte wenig und strebte nach der Vollkommenheit Anderer, unter der Bedingung, daß es nicht zu viel koste, sie zu erlangen.

Wenn er nicht viel für seine Freunde that, so unternahm er auch nichts gegen sie; und das ist schon viel in dieser Zeit. Die berühmte Geschichte von dem Spargel, wovon man so viel gesprochen hat, ist vollkommen wahr. Er erklärte sie, indem er behauptete, er habe die Krankheit nicht für so ernstlich gehalten; ich weiß aber nicht, ob es eine Entschuldigung ist,

Er war in seinem Hause bei der Mittagstafel mit einem seiner Freunde, der ein ebenso großer Gourmand war, wie er, und das wollte nicht wenig sagen, denn Fontenelle war einer der unterrichtetsten Gourmands, die ich gekannt habe; wir haben uns oft über den Küchenzettel unterhalten. Es war zur Zeit, wo es noch wenig Spargel gab und wo man ihn nur schwer haben konnte, und die beiden Esser wollten sich daran nach Gefallen gütlich thun. Nur herrschte eine kleine Verschiedenheit. des Geschmacks zwischen ihnen: Fontenelle wollte den Spargel mit einer Sauce, und sein Freund wollte ihn mit Oel. Um sich zu vereinigen, beschloß man, die eine Hälfte auf die eine und die andere auf die andere Weise zu bereiten.

In dem Augenblicke, als man sich zu Tische setzte, wurde der Freund Fontenelle's — ich weiß seinen Namen nicht nur, sondern habe ihn auch auf der Zunge — erst roth, dann blaß, dann wieder roth und fiel wie ein Bleiklotz hin; man stürzt auf ihn zu, man ruft um Hilfe, man versichert, daß er todt ist und nicht wieder zu sich kommen wird; während dieser Zeit geht Fontenelle in die Küche und ruft der Köchin zu:

— Allen Spargel mit Sauce!

Dies war Alles, was er in diesem Ereignisse sah, wovon er hätte ergriffen sein sollen.

Fontenelle hatte indessen sehr ernstliche Liebesverhältnisse, um welche Wenige wußten; das, mit welchem ich in Verbindung stand, ist fast ein Roman und währte mehrere Jahre. Ich habe seine Tochter gekannt, welche zu Chaillot in demselben Kloster Nonne war, worin sich die Tochter der Herzogin von Bern und des Herrn von Riom befand. Sie liebten sich und verließen einander nicht. Die Tochter Fontenelle's, das Fräulein von S., war zehn Jahre älter, als die andere, und doch beschützte diese sie. Der Herzog von Orleans hatte ihr eine gute Mitgift

gesichert, unter der Bedingung, daß sie einfache Nonne würde und daß man sie zu nichts anhalte. Es war eine sehr schöne Person, als ich sie sah, sehr stolz auf ihre Geburt, durchaus nicht fromm, und wüthend, eingesperrt zu sein. Ehe wir zu ihr und zu dieser interessanten Anekdote kommen, müssen wir mit Fontenelle und seinen Liebesverhältnissen ein Ende machen, deren man ihn nicht für fähig gehalten.

Die Marquise von S. war eine schöne Frau, romantisch, und thöricht, und wohnte in der Provinz in einem schönen Schlosse mit ihrem Manne allein, der außerordentlich eifersüchtig war. Sie las Alles, was von einem Ende des Jahres bis zum anderen geschrieben wurde, und ganz besonders die Werke Fontenelle's, der zu jener Zeit noch jung war und noch jünger schien, als er war.

Diese Frau ließ ihr Gehirn arbeiten, setzte sich etwas in den Kopf, und siehe da, sie verliebte sich in Fontenelle, den sie nie gesehen hatte. Nur wenn man allein auf dem Lande wohnt, kann man solche Einfälle haben.

Sie wußte nichts Besseres zu thun, als ihm ohne Unterschrift zu schreiben, indem sie ihn zu antworten bat. Sie gab ihm die Adresse ihrer Amme, deren sie gewiß war. Er antwortete, bezaubert von dem Briefe, der sehr gut stylisirt war, und verlangte die Fortsetzung dieser Correspondenz, woran sie es nicht fehlen ließ. Der Verkehr wurde sehr lebhaft und der Marquis ließ sich ungeachtet seiner Eifersucht nichts davon träumen. Wer hätte dies auch denken sollen!

Nach zwei oder drei Monaten reichten die Briefe nicht mehr hin; die Liebe war eingestanden und von beiden Seiten wohl aufgenommen worden, und man wollte einander sehen.

Wie wollte man es machen? Fontenelle zauderte nicht. Er verkleidete sich als Colporteur und kam eines Abends auf dem Schlosse an, wo er um Gastfreundschaft bat, welche Leuten seines, Schlages, gegen die der Herr kein Mißtrauen hegte, gern bewilligt wurde; sonst nahm er Niemand auf. Der Colporteur bat um die Madame vorgestellt zu werden und ihr seine Waaren anbieten zu dürfen, was man auch sogleich bewilligte. Der Marquis war abwesend, und das war ein günstiger Zufall.

Die vertraute Amme ging, den Liebenden aufzusuchen, und führte ihn herein; er warf den Packen hin und stürzte sich der Marquise zu Füßen, sprach mit noch mehr Beredtsamkeit, als seine Briefe, und erhielt mit lebhafter Stimme die Geständnisse und Versprechungen, die er bereits empfangen.

Dies war ein Entzücken, und Alles, was darauf folgte; aber plötzlich hörte man einen Wagen und Pferde, und der Ehemann kam zurück. Man wurde unruhig, man wußte nicht, was man anfangen sollte; man wollte ihn hinausführen, aber anstatt dessen schloß man ihn in ein enges Cabinet ohne Fenster und ohne anderen Ausgang, als durch das Zimmer seiner Geliebten; aber man vergaß den Packen.

Der Mann kommt, wirft einen argwöhnischen Blick um sich, sieht seine Frau verwirrt und die Amme ebenfalls und bricht los. Die Marquise hatte so vollständig den Kopf verloren, daß sie kein Wort hervorbringen konnte, so heftig er sie auch schüttelte. Die Amme hatte mehr Geistesgegenwart und zog sie aus der Verlegenheit.

Sie warf sich auf die Knie und rief, sie sei allein schuldig und der Zorn ihres Herrn müsse auf sie fallen, und nicht auf ihr liebes Kind. Und dann gestand sie mit vielem Schluchzen und Thränen, daß sie einen Colporteur ungeachtet des ausdrücklichen Verbots eingelassen, und daß sie sich Putzsachen hätten auswählen wollen, als er eingetreten, und daß die Furcht vor seinem Zorn sie Beide in den Zustand versetzt, worin er sie gefunden.



Diese Erklärung beruhigte den Eifersüchtigen ein wenig, ohne ihm völlig zu genügen; er that Fragen, die ihnen Zeit ließen, sich zu erholen. Wo war dieser Colporteur? Was wollte er? Was war es für ein Mann? Man antwortete auf Alles und man wagte endlich, ihn erscheinen zu lassen.

— Für wen werde ich in den Augen dieses Mannes gelten, Madame? Sie spielen mit meinem Ruf. Uebrigens ist es mir sehr lieb, zu wissen, was in diesem Packen ist. Rufen Sie ihn.

Und man zog ihn aus dem Cabinet hervor. Glücklicherweise hatte er Alles gehört, glücklicherweise hatte er viel Geist und spielte die Komödie vortrefflich; glücklicherweise war der Packen wirklich mit Waaren gefüllt. Fontenelle trat mit bedächtiger Miene ein und sagte, er sei aus der Normandie, was auch mit der Wahrheit übereinstimmte, und was sein Dialect verrieth. Er zählte eine ganze Reihe erstaunlicher Erfindungen auf und endete damit, seine Waaren auszukramen und sie nach Art der Kaufleute in den Buden des Palais anzupreisen. Er spielte seine Rolle vortrefflich; der Ehemann wurde dadurch getäuscht, kaufte ihm seine Putzsachen ab und bezahlte sie ihm, was noch mehr war. Man hat sehr darüber gelacht.

So besuchte er diese Dame zwei Jahre lang, höchstens zwanzigmal im Jahre, bei Gefahren und unter Verkleidungen jeder Art. Einmal blieb er zwei Tage in eben diesem Cabinet und man zog ihn halb todt vor Kälte daraus hervor. Ein andermal konnte er ihr in einer Hecke nur die Hand küssen, während der Ehemann zu ihr hinübersprach. Sie liebten einander nur um so mehr.

Der Erfolg von dem Allen war eine Tochter, die man verbergen mußte, und es gelang mit Hilfe eines gefälligen Arztes, indem man eine Krankheit vorschützte, in Folge welcher sie vier oder fünf Monate das Bett hüten mußte. Sie war beständig unter dem Todesstreiche. Wenn der Ehemann die Sache entdeckt hätte, würde er sie bestimmt getödtet haben; es war einer von den Cavalieren von dem alten Felsen, die über das Kapitel der Ehre nicht scherzen und die niemals verzeihen.

Das Kind wurde von seiner Geburt an ins Kloster gebracht; eine Freundin ihrer Mutter nahm sie mit sich und erzog sie. Sie ist nie daraus hervorgegangen und ich habe sie gut gekannt. Fontenelle besuchte sie oft und verbarg ihr nicht, daß er ihr Vater sei; aber weder sie noch irgend sonst Jemand hat je den Namen der Marquise erfahren. Er bezeichnete sie nur mit diesem S. und fügte hinzu, daß dies nicht der rechte Anfangsbuckstabe sei. Das Geheimniß wurde wohl bewahrt. Die Dame starb jung und hat ihr Kind nicht gesehen.

Man nannte sie Schwester Josephine; sie war nicht hübsch, aber sie hatte allen Geist ihres Vaters und ich habe selten eine interessantere Unterhaltung gehört. Die Aebtissin und die Nonnen schätzten sie sehr. Sie erlangte mehr Macht durch ihre Verbindung mit der jungen Prinzessin, von der wir sogleich reden werden, und die eine andere Person war.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

Die Frau Herzogin von Berry hatte, wie man weiß, diese Tochter aus ihrer wirklichen Ehe mit dem Grafen von Riom. Sie bat ihren Vater sehr, ihr zu erlauben, sie für rechtmäßig zu erklären, wovon er nie hören wollte, obgleich er ihr sonst nie etwas abschlug.

Sie wurde vom Luxemburg nach Meudon gebracht, wo man ihr ein Haus kaufte, für sie, für ihre Amme und für einen Bedienten, den man ihr gab und den man unter den Befehl ihrer Gouvernante, der Madame Dumesnil, stellte. Sie war als Marie Philippine de Riom getauft und vollständig als solche erklärt worden. Dies konnte Niemand verhindern, nur war nicht von ihrer Mutter die Rede.

Der Herzog von Saint-Simon und andere ernste Hofleute, machten dem Regenten bemerklich, daß es ein, Scandal sei und daß er nicht zugeben dürfe, daß diese Quasi-Prinzessin sich vor den Augen der Welt unter dem Namen ihres Vaters einrichte; er müsse sie entfernen, um sie zu verhindern, zu reden, wenn es überhaupt möglich sei.

Er sagte es seiner Tochter, die darüber aufgebracht wurde und von nichts hören wollte.

Eines schönen Morgens wurde das kleine Mädchen entführt und die Amme mit ihr, und man wußte nicht, was aus ihr geworden. Die Herzogin von Bern hatte nur ein mittelmäßiges Mutterherz; sie ging wohl zu ihrem Vater, um zu weinen, aber im Grunde kümmerte sie sich nicht weiter darum, als er ihr gesagt hatte:

— Ich habe mich dazu verbindlich gemacht, sei ruhig, es wird ihr an nichts fehlen.

Sie war in der That ruhig. Es war nicht so mit Herrn von Riom. Dieses Kind war sein Glück, der lebende Beweis seiner Verbindung mit dem königlichen Hause. Er wollte es haben. Er quälte die Prinzessin und diese beschäftigte sich wieder mit der Sache. Sie wußte nicht, was man mit Marie Philippine angefangen hatte, und als sie ihren Vater auf's Aeüßerste trieb, deutete er seinen Entschluß an.

Die Kleine wäre in einem sehr entfernten Kloster; er habe ihr eine Mitgift festgesetzt, wenn sie sie aber von dort zu entfernen suche, wenn sie sich im geringsten mit ihr beschäftige, würde er sie noch weiter wegschicken und sich nicht mehr um ihren Unterhalt bekümmern.

— Ebenso, fügte er hinzu, wird es mit allen Kindern sein, die Du noch in die Welt setzen wirst. Laß es Dir hiermit gesagt sein.

Diese Erklärung führte zu einer Scene, in welcher die Tochter zu ihrem Vater sagte:

— Ich weiß nicht, warum Sie meine Kinder verfolgen; sie sind doch gewisser von dem Blut der Bourbons, als der Abbé von Saint-Phar oder der Chevalier von Orleans.,

Es waren zwei natürliche Söhne ihres Vaters, wovon der letztere anerkannt worden.

Die Prinzessin starb kurze Zeit nachher. Der Regent war in Verzweiflung und wollte seine Enkelin umarmen. Er ließ sie in das Palais-Royal kommen und vertraute sie der Frau von Chelles an, die sie einige Zeit bei sich behielt und sie zum Andenken an ihre Schwester ganz behalten wollte. Man nahm sie im Alter von fünf Jahren wieder weg.

Es war zu spät, Philippine von Riom kannte ihre Geburt und der Stolz keimte in ihrem Herzen. Sie wurde nach Chaillot geführt, wo man ihr erklärte, daß sie den Schleier nehmen werde. Der Herzog von Orleans sah sie oft und noch am Morgen seines Todestages.

Das Kind hatte die Gewohnheit des Gehorsams und wagte nicht, sich zu widersetzen, aber als sie groß wurde, zeigte sie mehr Kühnheit. Sie wurde schön und geistreich, wie ihre Mutter, sie wurde coquett und begann ihren Schleier als Diadem zu ordnen.

— Ich gehöre dem Hause von Frankreich an, sagte sie oft, ich bin eine Verwandte des Königs und es ist eine große Ungerechtigkeit, mich so einzuschließen; mit meinen Cousinen, den Prinzessinnen, ist es nicht so.

Alle diese Ideen schlugen Wurzel in ihrem Kopfe. Sie hegte, wie ich gesagt, eine große Freundschaft für Fontenelle's Tochter, und Beide erdichteten Romane und Abenteuer, die sich an dem Klostergitter die Nase zerbrachen.

Es sollte nicht immer so sein.

Man war nicht streng gegen Philippine, besonders nicht, seitdem sie ihre Gelübde abgelegt hatte; man ließ sie in das Sprachzimmer kommen, wo die Damen ihre Gegenwart wünschten. Ich ging mit Frau von Parabère dorthin und so lernte ich sie kennen. Ihr Vater beunruhigte sich ihretwegen nicht, seitdem sie ihm nichts nützen konnte, doch kam er noch zuweilen zu ihr. Außer den Besuchen war sie von vielen Diensten entbunden und ging nur zur Messe, wenn es ihr gefiel, und konnte frei im Umkreise der Mauern des Klosters und des Gartens spazieren gehen.

Eines Tages unterhielt sie sich damit, eine kleine Treppe über dem Waschhause hinaufzuklettern, und entdeckte zu ihrer unaussprechlichen Freude, daß sie zu einem Boden führte, aus dessen unvergittertem Fenster sie eine Aussicht auf den Nebengarten hatte, wo sie ein prächtiges Haus bewunderte. Es war eine unvergleichliche Freude für sie, und jeden Tag benutzte sie ihre Freiheit und brachte Stunden lang damit zu, die freie Luft des kleinen Fensters zu athmen.

Das Haus war von einem jungen Cavalier bewohnt, der sehr schön, verwaist, reich, aber seltsam erzogen war. Sein Vater war früh gestorben, seine Mutter war untröstlich gewesen und hatte Jahrelang in dieser Zurückgezogenheit gelebt, ohne irgend Jemand bei sich zu sehen. Sie galt für todt, denn sie schrieb nicht an ihre nächsten Verwandten, und als sie starb, befand sich ihr Sohn ohne andere Erziehung, als die, welche ihm die Zärtlichkeit seiner Mutter gewährt hatte, völlig allein und außer Stande, seine Güter zu verwalten, da er vor der Welt nur den kleinen Raum kannte, wo er gelebt hatte.

Er war furchtsam, schwermüthig und wurde ein Menschenfeind. Er wies die wenigen Menschen, die sich für ihn interessirten, von sich zurück und lebte wie ein Einsiedler, ohne irgend etwas kennen zu lernen oder zu sehen, obgleich er unermesslich reich war.

Auch er las Romane, auch er dachte an die Liebe, an das Glück, an die Freiheit, ohne das Mittel zu finden oder auch nur zu suchen, zu dem Allen zu gelangen.

Philippine hatte ihn schon seit mehreren Tagen gesehen, ehe er den Kopf zu ihr erhoben hatte. Endlich begegneten ihre Augen einander und er blieb wie geblendet stehen. Das arme Mädchen wurde bewegt und bezaubert und entfloh furchtsam.

Die ganze Nacht verging damit, an den schönen jungen Mann zu denken, welcher seinerseits nicht weniger an sie dachte. Am nächsten Morgen war er, sobald die Mette läutete, im Garten, die Nase in die Luft gerichtet, und sobald Philippine entfliehen konnte, lief sie auf den Zehen zu ihrem Fenster, streckte den Kopf aus und erblickte ihren Nachbar auf der Wache.

Dieser Anblick aus der Ferne war eine große Sache für Leute, die nicht wußten, wohin er führen konnte, und die allein ihrem Instinct folgten. Sie begannen also ein Verfahren, welches

noch lange währte, und darin bestand, einander zu sehen, ohne daß sie gesehen sein wollten. Jeder wagte den Anderen anzusehen und zog sich dann hastig zurück.

Der Vicomte de la Valette gewährte Philippinen einen verweigerten Genuß. Sie vertraute der Schwester Josephine ihre Entdeckung an, indem sie sie mit sich führte, um ihre Meinung über den Werth der Eroberung zu hören. Ihre Meinung war durchaus günstig, aber die Tochter Fontenelle's glaubte, einige Vorstellungen über die Gefahr dieser Unterredungen und die Notwendigkeit, sie einzustellen, machen zu müssen.

Philippinen fehlte es nicht an Gründen, dieses Urtheil umzustoßen. Sie versicherte, sie würde nicht dorthin zurückkehren, wenn ihre Freundin etwas dagegen einzuwenden habe, aber gewiß sei nichts Böses dabei, da man sie wider ihren Willen zur Nonne gemacht, und sie ihre Gelübde nur mit den Lippen ausgesprochen, und da ihr Herz und ihr Wille sie niemals genehmigt hätten.

Diderot hat aus dieser Geschichte die erste Idee zu seiner Abhandlung über die Religion geschöpft; er hat sie noch beträchtlich vermehrt, da die arme Philippine zu jenen gedankenvollen Personen gehörte, die nicht wissen, woran sie sich zu halten haben.

Sie verbarg sich von jetzt an vor ihrer Freundin, die sich wohl vorstellen konnte, was vorging, aber die Augen schloß, wie sie wenigstens fast zugestanden hat. Das junge Mädchen ging alle Tage auf diesen Boden und wurde endlich so kühn, daß sie lächelte und die Blumen annahm, die er ihr zuwarf; dann nahm sie einen Brief an, beantwortete ihn und sprach endlich mit ihm: sie erfuhr seinen Namen, sagte ihm den ihrigen, erzählte ihm ihr Unglück, ihren Wunsch, das Kloster zu verlassen, und auch ein wenig von der Liebe, die sie für ihn hegte. Sein Entzücken war außerordentlich; er kletterte endlich Abends zu diesem Fenster hinauf, und sie entfloh aus ihrer Zelle, um zu ihm zu gelangen. Sie plauderten ganze Nächte durch, er auf der Leiter und sie auf dem Boden; zu einander zu kommen, daran war nicht zu denken, denn das Fenster war zu eng und gestattete nur die Unterhaltung.

Was war zu machen? Die Verliebten konnten nicht dabei stehen bleiben, die Liebe hält nicht an, ehe sie befriedigt ist; sie erdachten die unsinnigsten Pläne, die ihnen ihre Jugend eingab. Philippine fand den rechten: er war kühn, aber er mußte gelingen, und er gelang auch.

Herr von Riom kam, wie gesagt, selten, aber er kam doch zuweilen, und jedesmal beklagte er dann mit ihr die Strenge, womit sie behandelt wurde, und sprach den Wunsch aus, sie in der Welt zu sehen.

Sie dachte daran, sich seinen Beistand zu verschaffen. Weit entfernt, fromm zu sein, war er einer der Ersten, der sich den freien Grundsätzen hingab, die später Mode geworden sind. Der Bruch der Gelübde war also eine Kleinigkeit für ihn, und Philippine wußte es wohl, denn sie hatte selber etwas von dieser Ansicht aufgefangen. Sie entschloß sich, ihm Alles zu sagen, ihn um seinen Beistand zu bitten und ihm zu erklären, wenn er sie verrathe, würde sie es nicht überleben.

Dieser Entschluß bewies zugleich ihre Unerfahrenheit und ihre Feinheit. Sie wagte Alles, denn wenn ihr Vater nicht ihr Mitschuldiger wurde, mußte er ihr Feind werden. Sie erwartete ihn ungeduldig. Sobald sie ihn erblickte, zog sie ihn in einen Winkel des Sprachzimmers und erzählte ihm auf einen Zug ihr Abenteuer. Ungeachtet seines Cynismus und seiner Zuversichtlichkeit wurde Herr von Riom blaß.

— Du weißt nicht, was Du sprichst, meine Tochter. Was! Du willst das Kloster verlassen! mit diesem jungen Manne fortgehen! Das geht nicht an, oder Du bist verloren!

— Indessen wird es doch angehen, mein Herr, und Sie werden mir helfen, denn Sie wollen nicht meinen Tod, und wenn ich hier bleibe, bin ich noch um so mehr verloren, denn ich wiederhole Ihnen, es ist mein Tod!

---

## Sechster Band

### Erstes Kapitel.

**D**as Blut kochte in den jungen Adern dieser engagirten Prinzessin.

Herr von Riom dachte nach: er betrachtete diese Schönheit in ihrer Blüthe, er hörte ihre Worte an, und er kannte diesen ungebändigten Charakter, den sie von ihrer Mutter hatte; er bewunderte und zitterte zu gleicher Zeit.

Die Wichtigkeit des Augenblicks flößte ihm einen Gedanken ein.

— Ich weigere mich nicht, Dir zu dienen, meine Tochter, nur muß ich es auf nützliche Weise thun können, und darum verlange ich wenigstens einen Monat zum Nachdenken. Den wirst Du mir wohl bewilligen, nicht wahr?

— Einen Monat! das ist lange, mein Herr, ich sterbe vor Ungeduld.

— Es ist sehr wenig, wenn es gelingen soll, und es wird mir gelingen, bewillige mir nur diese Zeit.

Sie ließ sich viel bitten, endlich willigte sie unter der Bedingung ein, daß ihr Vater sie oft besuche, mit ihr spreche und ihr Rechenschaft von den Fortschritten ihrer Wünsche ablegen solle. Darauf verließ der Graf sie und ging gerade zum Präsidenten Henault, dem Secretair der Befehle der Königin, vor dem Ihre Majestät viel Achtung hatte, und den sie gern anhörte. Er erzählte ihm die ganze Geschichte und bat ihn, sie Ihrer Majestät mitzutheilen und zu versuchen, ihren Schutz in dieser Sache zu erlangen.

Er machte ihm begreiflich, daß dieses Kind ihm allein angehöre, und daß es im königlichen Hause durchaus seine Verlegenheit herbeiführen könne, und wenn es an einen reichen und vornehmen Herrn verheirathet wäre, könne es dem Blute, welches in seinen Adern fließe, keine Schande machen.

Der Präsident ging ausdrücklich nach Versailles, um die Königin davon in Kenntniß zu setzen und ihr den Wunsch des Herrn von Riom vorzutragen. Die gute und fromme Fürstin hörte ihn an und stieß laute Ausrufungen aus,

— Nonne wider Willen! das darf nicht sein, das können wir nicht zugeben. Man wird sich nach diesem Herrn erkundigen; wenn sie für einander passen, wird man leicht den Erlaß ihrer Gelübde erhalten und sie verheirathen. Mein Gott! dieses Kind hat ein Verbrechen begangen und wird vielleicht ohne Gnade verdammt werden. Ich will sogleich mit dem Könige davon reden.

Sie that es. Ludwig der Fünfzehnte wußte um das Dasein dieses jungen Mädchens, er hatte sich ihretwegen nicht beunruhigt, als er dies Alles aber erfuhr, ging er auf die Ansichten der Königin ein und billigte sie vollständig. Er wollte überdies eine kleine Komödie spielen, und in Folge dessen wurden Befehle ertheilt. Der Graf Von Riom erhielt dieselben durch die Vermittelung des Präsidenten und ging sogleich zu seiner Tochter.

Er kündigte ihr an, daß Alles bereit sei, und daß am folgenden Abend oder vielmehr in der folgenden Nacht eine Leiter an die Klostermauer gelegt werden solle, daß der Vicomte auf der

andern Seite warten und sie zusammen abreisen würden. Die Freude war unermeßlich, Sie lief zu ihrem Fenster und warf ein Billet hinaus, welches schnell aufgehoben wurde; sein Entzücken war gleich groß.

Alles geschah, wie man gesagt hatte, nur als Philippine die letzte Stufe heruntergestiegen war, fand sie anstatt des Vicomte einen Polizeidiener mit einem Verhaftsbefehl versehen, der sie anhielt, sie in eine Kutsche steigen ließ und sie fortführte, ohne ihr weitere Erklärungen zu geben. Der Wagen rollte eine lange Zeit weiter und hielt vor einer kleinen Pforte an, wo man sie aussteigen ließ und eine ziemlich steile Treppe hinaufführte, und endlich in ein Zimmer geleitete, wo eine bejahrte Dame, die sehr gut zu sein schien, ihrer wartete. Die Kleine hatte nur einen Schrei, um zu fragen, was man von ihr wolle, und was aus dem Vicomte geworden sei. Man antwortete ihr nicht; sie gerieth in heftige Wuth und wurde fast wahnsinnig, so daß man sie die ganze Nacht bewachen mußte.

Am Morgen bat man sie, sich ein weißes Kleid und einen Schleier anlegen zu lassen, welche nicht ihrem Orden angehörten, indem man hinzufügte, daß sie eine große Person sehen werde, von der ihr Schicksal abhängig sei. Sie hatte viel Mühe, einzuwilligen; man gab ihr die Versicherung, daß es das einzige Mittel sei, sich dem Vicomte zu nähern, und dann gehorchte sie. So gekleidet, war sie wahrhaft schön und glich Zug für Zug dem Regenten.

Als sie bereit war, holte man sie ab und führte sie durch endlose Gänge, einige dunkel, andere hell, bis sie zu einem sehr großen ganz vergoldeten Zimmer kam, dann wieder zu einem, welches noch mehr ausgeschmückt war, wo sie einen sehr schönen einfach gekleideten jungen Mann ohne Ordenskleidung fand, der eine Bewegung der Ueberraschung machte, als er sie erblickte.

— Ah! welche Aehnlichkeit, sagte er.

Philippine sah ganz erstaunt aus.

— Mein Fräulein, sagte der Unbekannte, Sie haben sich eines wahren Verbrechens schuldig gemacht. Keine Nonne, die ihr Gelübde bricht und entflieht, hat keine Verzeihung zu hoffen, und der Rest ihres Lebens muß in Reue vergehen.

— Mein Leben wird nicht lange währen, wenn es so ist, mein Herr.

— Man wird Sie überwachen, mein Fräulein.

— Ich weiß nicht, wer Sie sind, mein Herr, aber Sie sind kein Priester, und ich darf in dieser Sache nur mit höheren Geistlichen verhandeln; man führe mich vor sie. Leben Sie wohl.

— Noch einen Augenblick, mein Fräulein. Sie sind also die Tochter des Grafen von Riom.

— Ich bin die Tochter der Frau Herzogin von Berry, Enkelin des Regenten und Cousine des Königs.

— Wenn Sie es auch nicht sagten, würde man Sie leicht erkennen, wenn man Ihre Frau Mutter gesehen hat.

— Wenn Sie davon überzeugt sind, mein Herr, müssen Sie mich nicht wie die Anderen behandeln. Ich weiß und fühle, wer ich bin. Aus thörichten Staatsgründen hat man mich seit meiner Geburt eingesperrt und mich nicht einmal durch die Ecke eines aufgehobenen Vorhanges die Welt sehen lassen, welcher ich angehöre, und ich will sie sehen oder sterben.

— Das ist freilich der Geist Ihrer Mutter, mein Fräulein, Sie haben ihn auch in Ihren Augen. Sie würden also den lieben, der Ihnen Ihre Freiheit wiedergäbe, der Sie in die Arme des Vicomte führte und der Sie auf Ihre Art glücklich sein ließe?

— Ach, mein Herr, der würde im eigentlichen Sinne mein Vater sein, als der, welcher mich

verrathen hat.

Der Fremde lächelte, streckte seine Hand nach der Klingel aus und hielt dann inne.

— Und sagen Sie mir, wo Sie zu leben wünschen und ob Sie den Hof lieben würden?

— Nein, mein Herr. Die Tochter der Frau Herzogin von Berry könnte dort nicht an ihrem Platze sein; sie will keinen anderen einnehmen und nie dorthin gehen. Der Vicomte und ich werden in der Provinz und im Auslande wohnen.

— Gut, sehr gut!

— Er wird also kommen? rief sie.

— Der Fremde nickte lächelnd mit dem Kopfe.

— Und wir werden einander nicht mehr verlassen?

— Sind Sie denn genug bestraft?

— Ach, mein Herr, ich war so unglücklich!

Dieses Wort war eine vollständige Rechtfertigung; auf ein gegebenes Signal öffnete sich die Thür und der Vicomte trat herein, während zu der anderen eine sehr geschmückte Dame mit sehr sanfter Miene hereinkam. Der wohlwollende Herr näherte sich ihr, reichte ihr mit sehr respectvoller Miene die Hand und führte sie zu einem Lehnssessel, wo sie Platz nahm; die Liebenden hatten nur Augen, um einander anzusehen.

— Madame, Sie haben gewünscht, unser junges Paar zu sehen, Sie haben sich mit ihrem Glück beschäftigen wollen, erlauben Sie mir also, Ihnen Ihre Schützlinge vorzustellen, ehe man sie zu ihrer Bestimmung fortschickt. Fräulein von Riom und Herr von Salette, begrüßen Sie die Königin.

Die Kinder waren sehr bestürzt, und machten eine ziemlich linkische Verbeugung; Philippine zeigte noch immer einen Anflug von Stolz.

— Der König ist zu gut, antwortete Marie Leczinska, sich so mit meinen Wünschen zu beschäftigen,

und ich bin sehr glücklich, mich in Übereinstimmung mit ihm zu finden, um eine gute Handlung auszuführen.

— Der König! riefen sie zu gleicher Zeit.

— Er selber.

— Ah! Sire, fügte das junge Mädchen hinzu, verzeihen Sie mir, aber —

— Aber Sie sind die Tochter der Herzogin von Berry, und Sie wollen nicht, daß man daran zweifle. Sie verdienen eine Strafe, aber Sie haben sie erhalten durch die Furcht, die man Ihnen verursacht hat; jetzt werden Sie sogleich mit dem Vicomte verheirathet werden, nicht in unserer Gegenwart, nicht in, der Kapelle des Schlosses, wie Sie es verstanden zu haben scheinen, denn das geht nicht an, aber die Frau Gräfin von Brionne wird Sie Beide nach Paris führen und man wird Ihre Verbindung in der Kapelle ihres Hotels einsegnen.

— Und hier ist die Dispensation von Ihren Gelübden, mein Fräulein, fuhr die Königin fort; Sie sind frei; danken Sie Gott, der Ihnen ein Verbrechen erspart hat.

— Sie werden später auf Ihr Landgut gehen und wohin es Ihnen gefallen wird; meine Wohlthaten werden Sie begleiten, doch unter der Bedingung, daß der Name Ihrer Mutter nicht von Ihnen ausgesprochen werde. Es gibt Dinge, die vergessen werden müssen, und die Mißheirathen königlicher Personen geboren offenbar zu dieser Anzahl. Wohl verstanden, ich



will Sie nicht verletzen, sondern nur aufklären.

Er richtete einige wohlmeinende Worte an den Vicomte und bot ihm eine Anstellung an, die er ausschlug; dann als sie sich trennen wollten, reichte er dem jungen Mädchen ein hübsches gesticktes Portefeuille, bat um die Erlaubniß, sie umarmen zu dürfen, und sagte mit der bewundernswürdigen Miene, die nur ihm eigen ist:

— Meine Cousine, hier ist Ihre Mitgift. Philippine, die dies sehr übel aufnahm und deren Stolz dem der Prinzessin glich. die wir alle gekannt haben, legte das Portefeuille auf den Kamin und trat zurück,

— Sire, sagte sie, Sie haben mir verboten, Ihre Cousine zu sein, ich habe also keine Mitgift von Ihnen anzunehmen, übrigens nimmt mich Herr von Salette nicht des Geldes wegen, und ich danke Ihnen.

Ludwig der Fünfzehnte blieb fast bestürzt stehen. Die gute Königin faßte Philippinens Hand, überreichte ihr mit ihrer Dispensation ein paar prächtige Armbänder und sagte zu ihr:

— Sie werden wenigstens das Portrait Ihres Vaters und Ihrer Mutter nicht ausschlagen, wenn ich es Ihnen anbiete.

Es war das des Königs und das ihrige, von glänzenden Diamanten umgeben. Philippinens Herz wurde von so vieler Gnade und Güte gerührt: sie küßte also Marie, Leczinska weinend die Hand.

— Ich bin also allein ausgenommen? versetzte der König; man wird mir Alles verweigern?

— Nein, Sire, ich nehme und gebe meinem Vater.

Sie reichte ihm die Wange hin und nahm selber das Portefeuille, welches sie vorher zurückgewiesen hatte.

Frau von Brionne wurde nach dieser kleinen Scene gerufen, die Liebenden wurden ihr von dem Könige und der Königin wie ihre Kinder anvertraut. Sie führte sie mit sich, man verheirathete sie, wie es verabredet war, und sie reisten in die Bretagne zu der Beszung des Vicomte ab, von wo sie nicht mehr zurückkehrten. Die Vicomtesse starb an ihrem ersten Kinde, welches auch nicht am Leben blieb; ihr Mann verschwand von der Scene, und ich kann nichts weiter von ihm sagen.

Ludwig der Fünfzehnte hatte angenehme Züge in seinem Charakter, den man sehr verleumdet hat. Uebrigens liebte er den Regenten sehr, welcher sich immer gut gegen ihn benommen hatte, und er mußte sich glücklich fühlen, seiner Enkelin seine Erkenntlichkeit zu beweisen.

---

## Zweites Kapitel.

Ich habe meinen Lesern versprochen, ihnen alle Philosophen, selbst die Figuranten, zu zeigen, oder wenigstens unter diesen die interessantesten oder bemerkenswerthesten, auszuwählen; von denen, die keinen großen Einfluß oder Bedeutung haben, werden wir schwelgen. Ich will mich mit einem beschäftigen, der einen großen Ruf gehabt hat, weil er die ganze Welt gekannt hat und weil ich ihn schon genannt habe; es ist Marmontel.

Er war in hohem Grade pedantisch und gelangweilt, das heißt langweilig, denn man kann sich nur gelangweilt fühlen, wenn man auch mit sich selber zufrieden ist. Er kam alle Tage zu mir, zu der Zeit des Fräulein Lespinasse, wie ich bereits erzählt habe, doch empfing ich ihn nur aus Gefälligkeit für die Anderen. Mir gefiel er nicht; unsere Geister hatten nichts Gemeinschaftliches.

Marmontel war ein mittelmäßiger Mensch, ein Bürger aus der Provinz, der sich nie abschleifen konnte; er nahm ungewöhnliche Wendungen und Ausdrücke an, worüber man sich aufhielt, ohne daß er es sich träumen ließ.

Er kam überall hin zu den besten und am höchsten gestellten Männern; durch gewisse Schmeicheleien, die er zur gelegenen Zeit austheilte, durch den Schutz der Frau von Pompadour und durch Verfolgungen, die er zur rechten Zeit gegen sich zu erregen wußte.

Er wurde also der Freund aller Coterien. Voltaire nannte ihn sein Kind und lachte hinter seinem Rücken über ihn. Marmontel war ausschließlich moralisch; gegenwärtig nimmt er mehr als je diese Decke zu Hilfe für eine Frau, die Nichte des Abbé Morellet, eines anderen Philosophen, und für viele Kinder, die an der Brust leiden.

Er war, ich weiß nicht wo, in Limousin geboren; man wird sich nicht um diese Ehre streiten, wie um die Geburt Homers; überdies sind die Menschen so einfältig! Er war ein gewöhnlicher Mensch, der Sohn eines Handelsmannes, den man zum geistlichen Stande bestimmte, um einen Abbé in der Familie zu haben. Er behielt immer etwas davon bei. Diese Tonsur ist ein unauslöschlicher Charakter, und ein Priester ohne Priesterrock kann seinen ursprünglichen Stand niemals verleugnen.

Er begann mit Briefen zur Bewerbung um den Preis der Blumenspiele und der andern Academien des südlichen Frankreich, wo er die Preise davontrug, und dies machte ihm den Priesterrock verleidet. Um besser fortzukommen, ging er nach Paris und stellte sich unter den Schutz Voltaire's, der die Gelegenheit nicht versäumte, einen jungen Mann dem Fanatismus zu entziehen und der ihn von allen philosophischen Lehrstühlen rühmte. Man brachte ihn als Lehrer zu Madame Harene, wo ich ihn kennen lernte. Diese Madame war eine sehr reiche und in der Welt bekannte alte Frau, deren Mann Rheder oder dergleichen gewesen war. Sie empfing gute Gesellschaft, unter diesen viele Literaten, und Marmontel fand sich unter diesen wie zu Hause.

Darauf beendete er seine langweilige Tragödie »Dionysius«; sie wurde durch den Schutz Voltaire's angenommen, der damals in Cirey war, aber schrieb, damit man ihm eine Gnade bewilligen möge, und Marmontel hatte das Glück, einen Streit zwischen der Gaussin, mit der es zu Ende ging, und der Clairon herbeizuführen, die mit der Rolle der Aritie in diesem eisigen Stück begann. Die Clairon trug den Sieg davon; sie war so glücklich darüber, daß sie seine

Geliebte wurde, nicht gerade ganz laut, sondern in der Stille, und seine Freundin blieb, was bei diesem Fräulein noch seltener ist.

Marmontel machte sich gleich Anfangs, ich weiß nicht warum, denn die Gründe scheinen mir nicht ausreichend, er machte sich, sage ich, d'Argental zum Feinde, der ihm, besonders bei Voltaire, ja selbst im Theater, wo er sehr mächtig war, durch seine Verbindungen mit den Schauspielern aus allen Kräften schadete. Er brachte sein Leben mit ihnen zu; wir sahen ihn nur auf Augenblicke! Pont-de-Veyle, der mich nicht verließ, beklagte diese Manie, wobei Frau von Argental immer gleichgültig blieb. Marmontel rächte sich durch Verse, welche sich durch ganz Paris verbreiteten und so angingen:

Wer mag wohl sein dieser groteske Laffe?  
Ist es ein Mensch? Ist es ein Winselaffe?

. Es ist thatsächlich, daß d'Argental nicht schön war, und daß die Blattern ihn schrecklich entstellt hatten.

Er sprach sich so heftig gegen den »Dionysius von Syrakus« aus, daß er selbst der Clairon fast verleidet wurde, die auch ohne ihre Liebe zu dem Verfasser gewiß die Rolle gegeben hätte; was nicht verhinderte, daß das Stück Effect machte. Ich war bei der ersten Vorstellung; man applaudirte wie wahnsinnig, es wurde geschrien und mit den Füßen gestampft. Endlich rief man Marmontel heraus, was nur Voltaire bei »Merope« geschehen war. Dieser war von Stolz aufgeblasen; wir fanden den »Dionysius« dennoch unerträglich.

Die Clairon rühmte sich nicht der Treue; ihre Laune ging vorüber, aber wie ich gesagt habe, blieb sie Freundin Marmontel's und bereitete ihm einen Trost. Man leistet einander dergleichen Dienste in dieser Welt.

Es war in Brüssel ein Fräulein Navarre; es war gewiß eins der schönsten und geistreichsten Mädchen dieses Jahrhunderts. Sie hatte hundert Liebhaber, von welchen der Marschall von Sachsen einer der vorzüglichsten gewesen war. Sie befand sich in dem Augenblick des Triumphes des »Tyrannen Dionysius« in Paris und begeisterte sich für den Verfasser. Sie sagte es ziemlich laut. Die Clairon erfuhr es und sagte es ihrem alten Freunde; es war ein Mittel, ihre Schuld zu bezahlen.

Er wurde also bei der Navarre zum Diner eingeladen; diese machte schnelle Fortschritte. Sie sah ausgewählte Gesellschaft bei sich: da sie aber den Einfall hatte, mit Marmontel allein zu sein, entließ sie ihre Gäste, wie es diese Gelegenheitsprinzessinnen zu thun verstehen.

Die Unterhaltung war zärtlich, wie es scheint; sie war es so sehr, daß man am folgenden Tage zu einem kleinen Dorfe in der Champagne abreiste, um eine poetische Idylle zu spielen, wovon unsere Sitten wenige Beispiele liefern. Wir lieben das Ländliche sehr in unseren Opern, in unseren Büchern und in unseren Gemälden, aber in der Wirklichkeit kümmern wir uns nicht darum; wir sind wenig ländlich. Das Fräulein Navarre forderte die größte Verschwiegenheit, und erhielt sie. Bis zu dem Ende eines Abenteuers wissen die Männer von Geist zu schweigen, aus Furcht, es zu verlieren, aber sie rächen sich später.

Er ging damals viel zu Madame Harene — deshalb bin ich von dem Allen so gut unterrichtet — zu der Clairon und zu Madame Denis, der Nichte Voltaire's. Diese hegte ein Gefühl für ihn, welches er nicht theilte, wie ich gern glaube; die Wahl zwischen ihr und der Navarre war nicht zweifelhaft. Er machte Allen ein Geheimniß aus dieser Flucht, und Niemand wußte, wo dieser Flattergeist zu finden sei.

Er spann eine bezaubernde Liebe in einem tête-à-tête an, worin er, wie er später erzählte, tausend Dornen fand. Dieses Mädchen, welches ihn zum Zeitvertreib und zur Zerstreung angenommen hatte, langweilte sich, mit diesem kläglichen Menschen zu scherzen: sie machte ihn zu ihrem Spielzeug und gab ihm Komödien aller Art; da kamen Vapeurs, Nervenleiden und beständige Launen, es mußten Mauern erklettert werden, ungeachtet der Wachen, wo sie sich beinahe den Hals brachen und auf sich anlegen ließen, da kamen Briefe eines angeblichen Eifersüchtigen, da kamen Beweise aller Art und unbekannte Krankheiten, woran sie sterben sollte, endlich ein vollständiger Roman, dessen Ereignisse sie sich ausdachte und den sie nach besten Kräften zur Aufführung brachte, um an sich und ihrem Geliebten die verschiedensten Eindrücke vorübergehen zu lassen. Der arme Dichter verlor darüber seine Heiterkeit und Gesundheit.

Sie erfand noch etwas Besseres. Ihr Vater war Kaufmann in Brüssel und hatte sich seit langer Zeit wegen der kavalierrmäßigen Manieren seiner Tochter beruhigt und bekümmerte sich so wenig darum, daß er sie in die Champagne geschickt hatte, um dort Angelegenheiten zu ordnen, womit er sich in der Ferne nicht beschäftigen konnte.

Sie ließ sich einen wüthenden Brief schreiben, worin er diese Schöne und ihren Begleiter mit seinem ganzen Zorne bedrohte, wenn sie sich nicht von selber entschlössen und seinem Namen die einzige Genugthuung verschafften, die er von ihnen verlange. Da gerieth Marmontel in große Verlegenheit. Der Gedanke, das Fräulein Navarre zu heirathen, war noch Niemanden eingefallen, und ihrem Geliebten weniger, als einem Anderen, weil er dadurch nicht einmal ihren Besitz erlangen konnte.

Er schlug es ausdrücklich aus, mit den ehrenvollsten Beweggründen, wofür er sie wenigstens hielt, gleich den Richtern, wenn sie ein Urtheil fällen, welches sie beunruhigt. Das Fräulein Navarre hatte nur eine Scene gespielt; sie hatte keine Lust, einen elenden, armen Dichter zu heirathen, ihren Ehrgeiz damit zu beschließen und ihre Irrfahrt so bald zu beenden. Indessen war sie pikirt darüber und bereitete ihm aus Rache die schönsten Ueberraschungen.

In einem Augenblick, wo man gewöhnlich nur das denkt, was man thut, und an den, welchen man sieht, begann sie wie außer sich vor Leidenschaft zu rufen:

— Ah! mein lieber Bethezy!

Es war der eifersüchtige Geliebte, dessen Briefe Marmontel so sehr beunruhigt hatten. Man denke sich das Compliment!

Er wurde wie wahnsinnig und stürzte sich aus dem Zimmer, er rief die Bedienten, verlangte Pferde und erklärte, er wolle auf der Stelle abreisen; dann schloß er sich in sein Zimmer ein. Die Prinzessin kam in Verzweiflung und mit verwirren Haaren an, wälzte sich am Boden, schwur, wenn er nicht öffne, wollte sie sich den Schädel zerschmettern, indem sie mit dem Kopfe gegen die Thür rannte. Er liebte und öffnete. Es fand dann die prächtigste Darstellung der Verzweiflung statt, die das Theater je darstellen konnte. Sie warf sich ihm zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und schwur ihm zu, daß sie sich versprochen habe — ein schöner Grund! Dann ließ man ihn zu den lebhaftesten und erschütterndsten Gemüthsbewegungen übergehen, bis man ihn mit dem unermeßlichsten Glück überschüttete, indem man ihm die Gelegenheit zu verzeihen gewährte.

Sie war mit ihrer Rolle zu Ende, und dies war der Höhenpunkt, und wenige Tage später verabschiedete sie ihn und reiste wieder nach Brüssel ab. Er kehrte nach Paris zurück; sie sollten sich wiedersehen, und zwar bald. Bis dahin wollten sie einander schreiben, und man begann

damit. Die Briefe folgten einander, Anfangs sehr zärtlich und dann sehr kalt von Seiten des Fräuleins, und dann schrieb sie nicht mehr.

Marmontel verfiel in Trostlosigkeit, er bildete sich tausend Chimären, hielt sie für krank, gefangen, verfolgt, Alles, nur nicht für untreu. Wie sollte er eine so vollkommene Person beschuldigen? Eines Abends erzählte der Marquis von Brancas-Cereste im Foyer der Comedie-Francaise, daß er von Brüssel zurückkehre. Das Fräulein Clairon fragte ihn sogleich, ob er das Fräulein Navarre gesehen habe.

— Ja gewiß habe ich sie gesehen, und zwar glänzender, als je. Sie hat jetzt den Chevalier von Mirabeau an ihren Triumphwagen gefesselt, er vergöttert sie und lebt nur für sie.

Obgleich das Fräulein Clairon nichts mehr von diesem Verlassenen wollte, war ihr sein Unglück nicht leid; die Frauen sind bezaubert, wenn man sie rächt, besonders wegen des Unrechts, welches sie selber begangen haben.

Als Marmontel diese schrecklichen Worte hörte, hatte er nur so viel Stärke, zu entfliehen und nach Hause zu eilen, wo er sich halb todt und in einem entsetzlichen Fieber auf sein Bett warf.

Es währte über einen Monat, ohne daß er einen von seinen Freunden rufen ließ; er ließ im Gegentheil sagen, er wäre abwesend, um in seinem Schmerze nicht gestört zu werden. Sein Liebesverhältniß hatte in Paris viel Aufsehen gemacht, man hatte viel davon gesprochen, und der Abbé von Lattaignant hatte eine Epistel an das Fräulein Navarre geschrieben, die man in allen Versammlungen der Schöngelister recitirte. Man war daher sehr ungeduldig, die Entwicklung von dem Allen zu erfahren.

---

### Drittes Kapitel.

Während er so, in sein Zimmer eingeschlossen, litt, kam sein Portier eines Morgens zu ihm herauf und sagte ihm, ein junger Mann, der von Brüssel komme, wolle durchaus nicht fortgehen, ohne ihn gesehen zu haben. Dieses magische Wort Brüssel machte, daß er die Augen öffnete und den Befehl gab, ihn einzuführen.

Es war ein schöner, völlig unbekannter junger Mann, mit dem Benehmen eines Edelmannes, der, nachdem er höflich begrüßt, ohne seine Fragen abzuwarten, die Unterredung so begann:

— Mein Herr, ich bin der Chevalier von Mirabeau. Der Andere wäre beinahe hinter das Bett gefallen. Sein Nebenbuhler kam auf so freche Weise zu ihm! Er verlor die Sprache, und die verlor er gewöhnlich am wenigsten.

— Es ist seltsam, daß ich mich bei Ihnen befinde, mein Herr, ich verberge es mir nicht, aber ich war der Freund Ihres Freundes, des verstorbenen Marquis von Vauvemargues, und ich bin der Geliebte des Fräulein Navarre.

— Mein Herr!

Er nahm diese Erklärung für eine Beleidigung.

— Ein wenig Geduld, mein Herr; Fräulein Navarre hat eine solche Achtung und Freundschaft für Sie, daß sie mich zuweilen eifersüchtig gemacht hat. Bei meiner Abreise aus Brüssel habe ich ihr versprechen müssen, daß ich Sie besuchen und mir die Ehre verschaffen wolle, zu Ihren Freunden zu gehören.

Marmontel hatte Zeit gehabt, sich zu fassen, er rechnete darauf, daß er für einen Thoren gelten werde, wenn er sich ziere, und er ließ sich herab, die Honneurs seiner Wohnung zu machen, und er richtete eine Menge Complimente an seinen Nebenbuhler, die zu einer ziemlich langen Unterredung führten, die für Beide sehr angenehm war. Endlich stand der Chevalier auf und zog ein Packet aus der Tasche, welches mit einem rosenfarbigen schmalen Bande zugebunden war.

— Mein Herr, sagte er, ich bin beauftragt, Ihnen dies zuzustellen, es sind Ihre Briefe, ich habe sie gelesen, sie machen Ihnen Ehre; da aber das Fräulein die ihrigen zu haben wünscht, so wagt sie nicht, die Ihrigen zu behalten, obgleich sie große Lust dazu hatte, und so hat sie mich beauftragt, sie Ihnen zuzustellen.

Dann bat Marmontel den Chevalier, ihm seinen Beglaubigungsbrief zu zeigen, und als dieser sagte, daß er keinen habe, antwortete der Kranke:

— Dann kann ich sie Ihnen nicht geben, mein Herr, wenn ich gleich alles Vertrauen zu Ihnen habe; indessen gibt es eine Art, Alles anzuordnen, wie Sie sehen werden.

Er nahm das Packet mit dem rosenfarbigen Bande, zog die sorgfältig in einen Secretair eingeschlossenen parfümirtten Blätter hervor, zeigte seinem Nachfolger die Schrift, um sie zu erkennen, und warf das Ganze ins Feuer und sah es mit einer Miene der Verzweiflung verbrennen.

Der Chevalier fand die Sache vortrefflich, machte ihm große Lobsprüche darüber und ging fort.

Marmontel, der offenbar verlassen war, wußte nicht, was er anfangen sollte; er genas nicht und arbeitete nicht, er verzehrte sich wegen eines bösen Frauenzimmers, und es ist kein Beispiel

vorhanden, daß es wegen eines guten geschehen. Seine Freunde beunruhigten sich darüber und suchten ihn vergeblich zu zerstreuen. Madame Harene verwünschte diese Sirene, und Madame Denis schwur ewigen Haß der Liebe, die ihr ihren Oheim nahm und die ihr auch unwiederbringlich ihren Freund nehmen sollte.

Eines Morgens schlief er, es war sehr früh und der Savoyarde, der ihn bediente, war noch nicht gekommen; er hörte die Thür aufgehen und gleich darauf fühlte er sich in den Armen eines Frauenzimmers, welches ihn mit ihren Thränen überschwemmte; er sah sich um und erblickte das Fräulein Navarre im Neglige, schöner als je.

— Ach, mein Fräulein, rief er, in diesen Zustand haben Sie mich versetzt. Ich hoffe, ich werde sterben, indem ich Sie wiederfinde

Hinter ihr war der Chevalier von Mirabeau. Dies vollendete die Sache. Die Navarre weinte noch immer; sie begann eine höchst rührende Leichenrede über die Liebe zu dem Dichter und beschuldigte sich, ihn bis zu den Pforten des Grabes geführt zu haben, und eine höchst tragische Stellung annehmend, wendete sie sich zu ihrem diensthabenden Geliebten und sagte zu ihm, er könne ihr nie wiedergeben, was sie für ihn verloren habe, und wenn er undankbar wäre, verdiene er die höchste Strafe.

Dann trocknete sie ihre Thränen und verlangte ohne Weiteres ein Frühstück von dem Kranken, welches er ihr serviren zu lassen genöthigt war.

Als der Savoyarde sich entfernt hatte, nahm sie wieder einen feierlichen Ton an und faßte die Hand des Amphitryo, welcher nicht wußte, was werden sollte.

— Mein Freund, sagte sie zu ihm, denn Sie werden immer mein Freund sein, Sie müssen von dem unterrichtet werden, was mich betrifft. Der Herr Chevalier und ich reisen nach Holland ab, wo wir unsere Verbindung von einem Priester einweihen lassen wollen. In Frankreich würden wir zu viel Schwierigkeiten finden, um so mehr, da der Marschall von Sachsen wüthend ist und mich mit seiner Rache bedroht hat; von Ihnen fürchte ich nichts, im Gegentheil sind Sie zu delicat, um gegen mich zu handeln, und ich würde mir einen Vorwurf daraus machen, Ihnen irgend etwas zu verbergen.

— Was! rief er im äußersten Erstaunen, der Herr Chevalier will Sie heirathen?

— Er ist nicht so difficil wie Sie, er liebt mich hinlänglich dazu.

— Und was denken Sie dann zu thun?

— Der Chevalier wird bei irgend einer Macht, die glücklich sein wird, ihn anzustellen, Dienste nehmen; er wird General einer Armee werden und sich mit dem Marschall von Sachsen messen; er wird ihn schlagen, und ich werde gerächt sein.

Marmontel war genöthigt, bei sich selber einzugestehen, daß der Chevalier sie wirklich mehr liebe, als er, und dies half ihm zu seiner Herstellung.

Das Ende der Geschichte wurde tragisch.

Der Chevalier und das Fräulein verheiratheten sich in der That in Holland, aber sei es nun, daß er es verschmähte, General einer Armee zu werden, oder daß die Mächte sich nicht beeilten, ihm diese Ehre anzubieten, er zog sich mit seiner Frau nach Avignon zurück.

Der Chevalier hatte einen Bruder, den Marquis von Mirabeau, mit dem Beinamen der Menschenfreund, welcher Menschenfreund hart war, wie ein Pferd, und alle diejenigen quälte, die in seine Nähe kamen.' Er hat einen Sohn, den Grafen von Mirabeau, von dem man seltsame Dinge erzählt. Wie dem auch sei, der Menschenfreund konnte seinen Bruder nicht leiden. Als er

seine einfältige Heirath erfuhr, gerieth er in einen abscheulichen Zorn — er hatte nicht ganz Unrecht — und verfolgte ihn zu Wasser und zu Lande.

Die Ehegatten glaubten sich im Kirchenstaate sicher, aber der Marquis, hatte einen langen Arm, und es gelang ihm, von dem Vicelegaten einen Verhaftsbefehl zu erhalten. Er hat es oft gesagt, er wollte ihn nur von dieser Schurkin trennen.

Sie war gerade bei ihrer Niederkunft, als sie die Sbirren bei sich eintreten sah, die nach ihrem Manne fragten. Sie empfand eine solche Erschütterung, daß die Wehen aufhörten, und ungeachtet ihres Schreiens führte man den Chevalier fort. Da war sie in dem gefährlichsten Zustande allein. Um sie zu trösten, rief ihr der Anführer der Sbirren beim Weggehen zu:

— Sobald Sie gehen können, werden Sie hinausgejagt werden; Weiber von Ihrer Art werden in den Staaten des heiligen Vaters nicht geduldet.

Sie war aber doch verheirathet! Wie kam es, daß die Priester ein Sakrament nicht achteten, welches von ihnen angeordnet und ausgeübt worden?

Das unglückliche Geschöpf brachte, glaube ich, ein todttes Kind zur Welt, aber so viel weiß ich gewiß, daß sie starb, und daß man unendliche Mühe hatte, ihr ein Begräbniß zu verschaffen, alle Monsignors widersetzten sich dem.

Der Menschenfreund rühmte sich dessen, was er gethan, er sei bezaubert, sagte er, seinen Bruder von diesem ihm angehefteten giftigen Pilze frei gemacht zu haben.

Ich will nicht sagen, daß der Chevalier eine gute Ehe geschlossen; wenn man sich aber einen Menschenfreund nennt, muß man nicht machen, daß eine Frau vor Schrecken stirbt.

Indessen hatte Marmontel gutes Glück, zugleich während er seine Tragödien schrieb; er wurde der Liebhaber des Fräulein Verriere, Maitresse des Marschalls von Sachsen, der eine Tochter von ihr hatte, die wie die Gräfin von Königsmark, die Mutter des Helden, Aurora hieß. Dieses Mädchen wurde durch die Wohlthaten der Frau Dauphiné unter dem Namen Aurora von Sachsen erzogen und wurde später Madame Dupin.

Das Fräulein Verriere wollte aufs Theater gehen und spielte bei sich bürgerliche Komödien, So lernte Marmontel sie kennen. Als der Marschall diesen hübschen Handel erfuhr, schwur er, er wolle in seinem Leben weder Mutter noch Kind wiedersehen, und er hielt Wort.

Die Verriere war sehr hübsch, und sie hatte es vielen Leuten bewiesen, die durch die besten und einleuchtendsten Gründe davon überzeugt wurden. Der Prinz von Turenne entführte sie Marmontel, und viele Andere folgten dem Prinzen von Sachsen.

Das Auffallendste in Marmontel's Leben ist gewiß sein Aufenthalt in dem Hause der Madame Geoffrin und der vertraute Umgang, den er mit ihr führte. Bei Erwähnung dieses Mannes will ich von diesem berühmten Hause und von dieser Wirthin der Männer von Geist reden, die sie ihre Thierchen nannte, welchen sie so viele Jahre lang schlechte Suppen und gute Nachschläge gab.

Ich bin nur bis zu meiner Trennung von dem Fräulein von Lespinasse zu ihr gekommen; sie nahm für diese Partei und erklärte mir, sie wolle mich nicht bei sich empfangen, wenn sie uns nicht Beide empfangen könne, da sie eine sehr lebhaft Freundschaft für dieses Fräulein und noch mehr für d'Alembert, ihren Geliebten, hege, den sie nicht verletzen wolle.

— Sehr gut, Madame, sagte ich zu ihr, ich bin nicht erstaunt darüber, ich erwartete es von Ihnen, denn Sie sind nicht die Marschallin von Luxembourg, und auch sie hat mir diese kleine Gnade gewährt.

Ich führe diese Antwort an, um zu beweisen, wie einfältig ich bei diesem thörichten Ereigniß



war; ich wußte kein Wort zu finden, wenn man mit mir sprach.

Madame Geoffrin war eine der seltsamsten Figuren in diesem Jahrhundert; Bürgerin von Geburt; Bürgerin ihrem Geiste nach, ist sie eine Autorität in der Welt geworden, und doch waren ihre Manieren ebenso bürgerlich, wie ihr Geist und ihre Geburt, Sie hatte Worte, welche in Verlegenheit bringen und welche ihre Besucher, die fast alle aus dem Nichts hervorgegangen waren, ebenso wenig verstanden, wie wir. Sie fanden sie in ihrem Munde sehr gut angebracht, weil sie sie selber häufig aussprachen.

Ich habe bemerkt, ich, die ich sie selber gesehen, wie wenige von diesen Leuten den Tact besaßen, ihren Geist und ihre Ausdrücke abzuseifen. Fast allen fehlte es an Beobachtungsgabe, weil sie keine gute Meinung von sich selber hatten. Voltaire allein hatte sich erträglich gebildet, und noch darüber! Freilich hatte sich Madame du Chatelet viel Mühe mit ihm gegeben.

Ich habe erzählt, daß Madame Geoffrin in der letzten Zeit ihres Lebens bei Frau von Tencin gewesen, um ihren Salon zu ihrem Vortheil abzuschöpfen. Die Stiftsdame war zu fein, um es nicht zu bemerken, auch sagte sie eines Tages zu mir, indem ich auf sie deutete:

— Wissen Sie, was die Geoffrin hier will? Sie will sehen, was sie von meinem Inventar zusammenbringen kann.

Sie nahm in der That das Beste davon.

Sie war reich und hatte ihre Tochter an einen Edelmann verheirathet, und diese Tochter setzte kaum ihren Fuß in diese Versammlungen, die sie sehr unter ihrer Größe fand. Ihr Mann war die vollständigste Null auf der Welt. Er hielt sich am Ende des Tisches und öffnete den Mund nur, um zu essen und zu trinken.

Die fremden großen Herren hielten auf die Ehre und das Vergnügen, bei Madame Geoffrin empfangen zu werden; man sprach in ganz Europa von ihren Dinern. Einer von ihnen, der seit mehreren Jahren nicht nach Paris gekommen war, und der eine neue Reise dorthin machte, fragte die Muse dieses neuen Parnaß, was aus dem häßlichen und einfältigen Manne geworden sei, der immer an demselben Platze geblieben.

— Es war mein Gatte, antwortete sie, ohne in Verlegenheit zu gerathen, und er ist todt.

Eines Tages verlangte er von Saint-Lambert ein Buch, und um seiner los zu werden, borgte er ihm die Reisen in China und Japan. Er brauchte sechs Monate, um das Werk zu lesen, und gab es Band für Band zurück. Saint-Lambert ließ ihn dasselbe Werk fünf- oder sechsmal nach einander anfangen und fragte ihn eines Tages, wie er es finde.

— Sehr gut, es unterhält mich sehr, nur ist es Schade, daß es sich ein wenig wiederholt.

Damit hat der Leser das Maß von dem Manne.

Am Montag empfing sie die Künstler und am Mittwoch die Literaten, Der Stamm bestand immer aus denselben Personen, hernach kamen Fremde, um sie zu sehen. Madame Geoffrin konnte sie wohl ihre Thierchen nennen, denn sie zeigte sie wie eine Menagerie. Ich liebte diese Versammlungen außerordentlich, wo ich aus Gunst und nur selten zugelassen wurde, denn sie wollte dort keine Frauen. Das einzige Fräulein von Lespinasse erhielt d'Alemberts wegen, der sie nicht allein zu Hause gelassen haben würde, die Erlaubniß, jede Woche dort zu erscheinen.

Das Seltsamste war die Art, wie diese Frau, so unwissend wie ein Karpfen, diese Tafel leitete, die so schwer zu unterhalten war. Sie sprach fast nicht und ließ die Anderen reden; ihr Geist war ein Kieselstein, der gegen den ihrer Gäste schlug, ihnen Funken gab und sie entzündete. Sie gestattete ihnen nie, zu weit zu gehen. und wenn sich Einer von ihnen emancipirte, hielt sie ihn

auf der Stelle durch eine Geberde und die einfachen Worte an:

— Ei! das ist gut.

Sie schwiegen sogleich und murrten nicht darüber, und hätte sie die reizendste Bemerkung auf ihren Lippen zurückgehalten.

Sie war gut ohne die geringste Empfindlichkeit, und wohlwollend ohne Reize. Ich hätte diese Frau nie lieben können, und sie sagte es selber. Bei großen und schönen, ja selbst glänzenden Eigenschaften war sie nicht liebenswürdig. Sie würde nicht aufgetreten sein, um einen ihrer Freunde zu unterstützen oder ihm einen Dienst zu leisten, ehe sie gewiß war, daß ihr keine Belästigung oder Beschwerde daraus entstehen werde.

Sie war eingebildet und einfach zugleich; sie suchte die großen Personen auf, sie war sehr stolz auf ihren Umgang und wußte ihnen zu schmeicheln, indem sie ein unabhängiges Wesen annahm. Nichts war seltsamer, als ihre Anordnungen bei ihrer Frömmigkeit; sie ging in die Messe und suchte es zu verbergen, als wenn es eine Intrigue wäre; die Philosophen wußten es und stellten sich, als wüßten sie es nicht, um ihrer Mama nicht zuwider zu handeln.

Vor allen Dingen liebte sie die Kabalen und mischte sich mit Entzücken in die Angelegenheiten Anderer. Ich habe nie zugegeben, daß sie sich in die meinigen mischte; auch sagte sie, ich wäre verborgen und es wäre kein Vortheil dabei, meine Freundin zu sein, denn meine Feinde wüßten mehr auf meine Kosten zu sagen.

Sie wußte sich auf ihrem Platze zu halten und sagte von sich selber, was die Anderen von ihr hätten sagen können, um ihnen den Mund zu schließen.

Eines Tages kam ein italienischer Abbé und bat sie um die Erlaubniß, ihr eine Sprachlehre für die beiden Sprachen widmen zu dürfen.

— Mir, mein Herr, antwortete sie, wollen Sie eine Sprachlehre widmen, und noch dazu für zwei Sprachen! mir, die ich kaum die meinige verstehe und kein Wort orthographisch richtig schreiben kann. Sie sind zu gut, ich kann es nicht annehmen.

Sie erzählte vortrefflich und auf die heiterste und zugleich einfachste Weise; sie benutzte die unbedeutendsten Umstände, um zu unterhalten. Ich habe nie eine Frau gekannt, die besser die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen wußte, ohne daß sie das Ansehen hatte; sie besaß in dieser Hinsicht ein außerordentliches Geschick, Sie machte durch eine Erzählung zur rechten Zeit den Braten nicht vergessen, wie Madame Scarron, aber sie machte vergessen, daß sie einen sehr schlechten Koch hatte, und daß man bei ihr sehr ungeschickt servirte.

Im Ganzen verdienten diese berühmten Soupers ihren Ruf, und ich kenne sehr wenig Dinge und Leute in dieser Welt, von welchen man dasselbe sagen könnte.

---

## Viertes Kapitel.

Ich habe fast schon von allen Besuchern gesprochen und sie fast alle portrairt. denn es waren beinahe dieselben die zu mir kamen. Ich sah indessen keine Künstler bei mir und habe sie wenig gekannt. Mein Leiden entfernte sie von mir. denn ich konnte ihre Malereien nicht beurtheilen; und was die Musik betrifft, die ich indessen sehr liebe, so gebe ich mich für keine Kennerin aus.

Helvetius, glaube ich, ist der Einzige von diesen Berühmtheiten, mit dem ich mich nicht beschäftigt habe. Er hat jenes ungeheure Buch über den »Geist« geschrieben, wovon man so viel gesprochen, und wovon man nicht spricht, und wofür ich nicht begeistert bin. Was er Besseres gefunden hat, ist meiner Meinung nach ein unermessliches Vermögen, und daß er das Glück einer reizenden Frau bewirkt hat, des Fräulein von Ligneville, die wir zuweilen hier sehen, und der wir nur einige Verkehrtheit vorwerfen können, nämlich daß sie ihr Haus und ihr Bett mit Angorakatten angefüllt hat, fett und wohlgenährt wie Domherren. Was Helvetius betrifft, er war gut und menschenfreundlich, wohlthätig und liebte das Menschengeschlecht, von dem er viel Böses sagte, welches er nicht glaubte. Wie viele Menschen sind so! Sie glauben verpflichtet zu sein, eine häßliche Maske anzulegen, um ein schönes Gesicht zu verbergen!

Nach diesen berühmten Dinern hatte Madame Geoffrin besondere Soupers, wo man nur abgetragene Gerichte vorsetzte. Jemand sprach mir eines Tages von diesen hungrigen Mahlzeiten und beklagte sich über die schlechte Bewirthung.

— Ach! mein Herr, antwortete ich ihm, es muß wohl so sein, ich weiß nicht, was man sonst dort essen sollte; man hat nur seine Mitmenschen unter die Zähne zu bringen.

Der Zirkel dieser Soupers war beschränkt, Sie empfing nur zwei von diesen Männern von Geist: Marmontel, der bei ihr wohnte, und Gentil-Bernard, der durchaus nicht gentil war. Die Damen von Brionne, von Duras und von Egmont kamen beständig dorthin, so wie auch der Fürst Ludwig von Rohan, der allen dreien abwechselnd den Hof machte. Es waren drei schöne Personen, Frau von Egmont besonders; man kann sich nichts Graziöseres vorstellen, als dieses reizende Geschöpf.

Von dem ganzen Süden, dessen Gouverneur ihr Vater war, über der Taufe gehalten, hatte sie den seltsamen Namen Septimanie erhalten, und man legte ihr denselben gern bei, weil sie ihn gern hörte.

Ich bin nicht bei diesen Soupers gewesen; sie existirten nicht zu meiner Zeit, und ich spreche nur davon, um den seltsamen Umstand zu berichten, daß drei Damen von diesem Range heimlich zu einer Bürgerin gingen, um den Genuß der Vorlesung der moralischen Erzählungen Marmontel's und seiner entstehenden Tragödien zu haben. Sie glaubten sich entsetzlich zu compromittiren und einen großen Fehler zu begehen, dessen sie sich mit Entzücken beschuldigen würden. Was ist doch die verbotene Frucht!

Madame Geoffrin führte dieses Leben, bis Gott sie in sein heiliges Paradies rief. Ich denke nicht, daß sie großes Unheil in dieser Welt angerichtet hat, ungeachtet der Schwärmerei und des Schreckens ihrer frommen Tochter. Sobald sie krank wurde, vertrieb sie alle Thierchen und verbannte sie vor die Thür, mit dem Verbot, niemals zurückzukehren. Ihre Mutter erholte sich ein wenig, sie empfing wieder, aber nicht dieselbe Gesellschaft; da diese sie aber langweilte und

sie die andere bedauerte, schützte sie ihren Gesundheitszustand vor und schloß ihr Haus.

Seit vielen Jahren sah ich sie nicht mehr, und ich bedauerte sie nichts desto weniger.

Marmontel drängte sich in die Philosophie und bei Herrn von Voltaire ein, den er selbst in Ferney besuchte. Er hörte auf zu mir zu kommen, als ich das Fräulein von Lespinasse wegjagte; ich erfuhr sein Leben nur aus den Mittheilungen Anderer, und der Ruf, berichtete mir von seinen Tragödien, seinem »Aristomenes«, seiner »Cleopatra«, dann von seinem »Belisar«, seinen »Inkas« und seinen »moralischen Erzählungen« — eine ganze Litanei der Mittelmäßigkeit, was ihn nicht verhinderte, in die Mode zu kommen, in die Akademie aufgenommen zu werden und d'Alembert in der Stelle als beständiger Secretair nachzufolgen.

In Frankreich ist die Mittelmäßigkeit immer ihrer Sache gewiß.

Nach Madame Geoffrin und Marmontel wollen wir hier einen anderen Roman mittheilen, in welchem wir eine andere Secte von Philosophen finden werden, die nicht weniger unterhaltend ist, Voltaire ausgenommen. Diese Leute, die den Anderen so viele Strafpredigten gehalten, die so viel davon gesprochen haben, die Mißbräuche und Sitten zu verbessern, waren nicht besser, als wir, und sie besserten sich selber nicht. Alle haben sich ihren Leidenschaften hingegeben, und wenn die Folgen nicht so schrecklich gewesen sind, wie für die Könige, die sie so sehr tadeln und die sie abschaffen wollen, so ist es, weil ein Sturm in einem Glase Wasser nicht so sehr zu fürchten ist, wie auf dem Ocean.

Ich rühme mich nicht der Philosophie, aber ich bin von einer Wahrheit sehr überzeugt.

Alle Menschen sind dieselben zu allen Zeiten und in allen Classen; sie haben ihre Instincte wie die Thüre, die Erziehung modificirt sie; sie lehrt sie, sich zu verstellen, aber sie verändert sie nicht. Eine einzige Sache auf der Erde hat eine wirkliche Macht über die Seelen, es ist weder die Vernunft, noch die Politik, noch die Philosophie, sondern die Religion. Dazu muß man glauben, und es glaubt nicht wer will. Der Glaube ist die Grundlage von Allem, und die, welche damit begabt sind, sind stärker, als die Vernünftler und die Geistreichen. Ich habe nie etwas beneidet, als den Glauben, und unglücklicherweise ist es nicht von mir abhängig, ihn zu erlangen.

Neben Madame Geoffrin, und dem Fräulein von Lespinasse gab es noch ein anderes Nest von dieser schrecklichen Secte, die man nicht genug fürchtet, welcher der Adel sich anschließt, und welche die Regierungen geduldet haben, ohne zu bedenken, wohin man sie führen will. Da war das Haus der Frau von Epinay hier und auf dem Lande, und dort sind Ereignisse geschehen, würdig, die Aufmerksamkeit des Geschichtsschreibers auf sich zu ziehen, besonders wenn er die Ursachen vor den Wirkungen studirt.

Frau von Epinay und ich haben es mehr getroffen, als aufgesucht. Unsere Welt war nicht dieselbe, sie berührte sich nur auf einer Seite, hinsichtlich der Literaten, sonst kamen nur Finanzleute dorthin, die ich nur bei Gelegenheit sah.

Frau von Epinay hat ihre Geschichte geschrieben, worin sie die Namen geändert und die Form eines Romans angewendet. Diese Geschichte ist bis jetzt noch nicht gedruckt worden, aber sie bat sie tausend Personen vorgelesen und mehrere Abschriften davon in Umlauf gesetzt, wovon eine lange in meinen Händen gewesen ist; ich erhielt sie von Saint-Lambert, welcher eine der bekanntesten handelnden Personen in diesen Abenteuern war.

Ich habe mir die Sache dieser lebenswürdigen Frau, wegen dieses abscheulichen Jean Jacques zu Herzen genommen, der sich so undankbar gegen sie wie gegen die Anderen gezeigt, so ungerecht und lügenhaft gegen die, welche nicht das Glück haben, ihm zu gefallen, oder die

Argwohn gegen ihn hegen. Dieser Mann ist für mich eine Schande der Menschheit und der Philosophie. Ich würde auf seine Rechnung nicht zu viel thun, wollte ich alle die Wahrheiten mittheilen, die wir wissen und die er uns übrigens in seinen »Geständnissen« mit einem Cynismus anvertraut, den man nicht begreifen würde, wenn man ihn nicht gekannt hätte.

Frau von Epinay wurde früh an ihren Vetter den Herrn von La Live d'Epinay, eins der einflußreichsten Mitglieder bei der Generalpachtung, der sich in sie verliebte, verheirathet. Sie war von Stande und gut erzogen, sie hatte viel Geist und ein zärtliches Herz, was sie bewiesen hat. Herr von Epinay, der sehr verliebt war und einen schlechten Kopf hatte, begann damit, sein Glück und sein Geld zum Fenster hinauszwerfen. Es giebt viele von diesen übertriebenen Menschen. Seine Frau half ihm auch dazu: es war natürlich, daß sie einen so verliebten Ehemann liebte, und nach dem ersten Entzücken kamen die ersten Streitigkeiten, die von dem schwierigen Charakter der jungen Frau, die gegen Leute dieses Schlages nur zu streng war, herbeigeführt wurden.

Herr von Epinay, der bei ihren Strafpredigten ungeduldig wurde, begann in der Stadt umherzulaufen und die Coulissen zu besuchen, und bald hatte er hier und dort eine Geliebte, womit seine Frau bekannt wurde, denn den hübschen Personen verbirgt man die Untreue ihrer Männer nicht. Uebrigens verbarg er selber nichts und begann Schulden zu machen, wodurch seine Lage sehr Zerrüttet wurde. Sein Vater, der Herr La Live von Bellegarde, wurde davon in Kenntniß gesetzt, wollte der Sache ein Ende machen und seinen Sohn zur Sittlichkeit anhalten, schickte ihn zu einer Geschäftsreise in die Provinz und versprach für diesesmal seine Gläubiger zu bezahlen.

Herr von Epinay reiste ab und zeigte viel Bedauern und Reue. Seine Frau verzieh ihm, ja selbst seinen Eifer, sie mit galanten Herren zu umgeben, und die Scherze, die er beständig über ihre Klugheit machte. Sie liebte ihn damals noch und verbarg ihren Eltern seine Jugendthorheiten. Während seiner Abwesenheit erlangte sie alle möglichen Beweise von dem Unrecht dieses Mannes, den sie nicht umhin konnte zu verehren; diese Seelen sind einmal so geschaffen.

Ungeachtet ihrer Verzweiflung und ihrer fortgeschrittenen Schwangerschaft, die ihr viel Leiden verursachte, beharrte sie bei ihrer Rolle des bemitleideten Schlachtopfers und kam zu dem Gedanken, den Tod als das Ende ihrer Leiden anzunehmen.

Sie starb dessen ungeachtet nichts im Gegentheil glaubte sie neugeboren zu werden, als Herr von Epinay zurückkehrte, der sich ganz verändert zeigte und dieselben Gefühle wie im Augenblick ihrer Verheirathung für sie zu hegen vorgab. Sie wollte es glauben, sie überredete sich dazu, und ließ sich wieder in die Welt zurückführen, wo sie zwei Personen traf, wovon die eine besonders einen großen Einfluß auf ihre Zukunft ausüben sollte.

. Die erste war Frau von Arty, eine von den natürlichen Töchtern Samuel Bernard's, Maitresse des Prinzen von Conti, und mehr seine Freundin, als seine Maitresse. Es war eine reizende, gute, heitere, liebenswürdige Frau voll Grazie, die man überall aufsuchte.

Die zweite Person war Herr von Francueil, der Sohn des Generalpächters Dupin, ein Mann von Geist und in der Gesellschaft bekannt, und einer von denen, welche die Ehemänner und die Liebhaber ihren Frauen wohl als Freunde gönnen können.

Dann eine dritte, ein Fräulein von Ette, die mit Valory lebte. Die Frauen sind immer gefährlicher für die Frauen, als die Männer, da man weniger Mißtrauen gegen sie hegt. So begann Frau von Arty, so liebenswürdig und gut sie war, Frau von Epinay zu Grunde zu richten,

und das Fräulein von Ette vollendete es, aber diese indem sie mit der Sache bekannt war. Ihr Mann ging von Ausschweifungen zu Ausschweifungen über, und führte sie dahin, ihn zu verachten, und von der Zeit an war Alles zwischen ihnen zu Ende.

Während dieser Zeit heirathete ihre Schwägerin, das Fräulein von Bellegarde, den Grafen von Houdetot, einen guten Edelmann ohne einen Sou und sehr häßlich und unangenehm, so daß sie ihn nicht lieben konnte und auch nicht liebte. Es war wieder eine Frau von Gefühl, mit der sich die Welt beschäftigte, weil sie geschaffen war, um bemerkt zu werden, und sich in Position setzte, um gesehen zu werden.

Bald nach ihrer Verheirathung erlangte die arme Frau von Epinay die Gewißheit von einer entsetzlichen Zerrüttung der Gesundheit, die sie ihrem Manne verdankte. Sie wurde nie völlig davon geheilt und starb endlich an den Folgen, die sie länger als dreißig Jahre mit sich herumgetragen, denn ihre Brust und ihr Magen wurden von den Mitteln angegriffen. Da sieht man, was heutiges Tages aus den Ehemännern geworden ist.

Sie würde dies nie entdeckt haben, ohne den Beistand des Fräulein von Ette, die ein kühnes und erfahrenes Mädchen war, und welche ihre Pläne auf diese Freundschaft gegründet hatte und Frau von Arty, die viel weniger gefährlich war, unter dem Vorwande vertrieben hatte, daß eine so leichtfertige Frau nicht für die Gesellschaft einer anständigen Person passe. Das Fräulein von Ette wollte dieses junge Geschöpf unter ihrer Herrschaft haben, um es zu Grunde richten und sich dann Alles erlauben zu können.

Sie schleppte sie zuerst aufs Land, und dorthin ließ sie oft den Mann kommen, den sie zum Helden dieses Romans bestimmt hatte, wovon sie die Fäden in den Händen hielt, nämlich den Herrn von Francueil.

Sie begann damit, unaufhörlich von ihm zu sprechen, und ihn auf die geeignetste Weise zu loben, um Eindruck zu machen. Sie versicherte, er wäre sehr verliebt, und verglich ihn mit Herrn von Epinay, der so schlecht wäre. Dann gewöhnte sie die junge Frau an den Gedanken, einen Liebhaber anzunehmen, um sich zu rächen, und ohne daß das Gewissen oder die Achtung im geringsten dabei litten.

Sie führte ihr die bekannten Frauen vom Hofe und aus der Stadt an, die es daran nicht fehlen ließen, die nicht so viel Grund dazu hätten und darum nicht weniger geachtet würden.

Als sie sie auf dem Punkte sah, wo sie sie wünschte, führte sie Francueil als dritte Person in ihre Unterhaltungen ein, und als Frau von Epinay sich gegen die Liebe empörte, setzte sie ihr jene platonische Freundschaft in den Kopf, wovon sich die Phantasie leicht einnehmen läßt, und welche für die vernünftigen Wesen die unmöglichste von allen Thorheiten ist.

Frau von Epinay glaubte daran, verließ sie darauf und stellte sich einen soliden Freund vor, der sie vor Kummer und Gefahren schützen würde, bis sie eines Tages entdeckte, wie leid es ihr sein würde, dabei stehen zu bleiben. Mit Hilfe der Ette überschritt sie diese Kluft, welche unser weibliches Leben in zwei Theile theilt, und das Glück ihres Geliebten entschädigte sie für ihr Opfer.

Aber dieses Glück war nicht von langer Dauer. Francueil bemerkte bald, wenn er auch nicht Franz der Erste war, daß Herr von Epinay ohne Bosheit die Anekdote von der schönen Eisenhändlerin erneuert hatte. Man kann sich den Schlag vorstellen, und welchen Eindruck er auf die Seele einer delicatesen Frau machte; sie wurde fast wahnsinnig davon: vermöge dieser Verrechnung drang die Ette völlig in das Geheimniß ein, wovon man ihr den interessantesten Theil zu verbergen dachte. Sie benutzte es mit ihrer gewohnten Gewandtheit, und einige Tage

später ließ ihr Frau von Epinay durch ihren Schwiegervater zehntausend Livres leihen.

Indessen ging die Sache leichter, als man hatte hoffen können; Francueil kam leicht davon, er zeigte sich großmüthig und hochherzig, und man liebte ihn mehr, als je, und man dachte nur an das Glück.

Der Vater Francueil's, der Generalpächter Dupin, war Besitzer des schönen Gutes Chenonceaux; er hatte in zweiter Ehe diese Aurora von Sachsen, Tochter des Marschall, von der ich schon mehrmals gesprochen, geheirathet, Sie stand gut mit ihrem Stiefsohn und führte ein ruhiges und angenehmes Leben. Er hatte Rousseau bei seinem Vater gesehen und führte ihn zur Frau von Epinay. Er drang erst eben durch in Paris, man kannte ihn noch nicht; er war sehr furchtsam und stellte sich sehr linkisch dar.

Frau von Epinay, die immer gut war, kam dieser Furchtsamkeit entgegen, empfing ihn freundlich und beruhigte ihn. Sie vertheidigte ihn gegen die jungen Frauen, wovon ihr Haus angefüllt war, die ihn alle häßlich und sein Benehmen bäurisch fanden. Sie ging sogar so weit, zu behaupten, daß er schön sei, daß er im Gegentheil einen guten Ausdruck habe und daß er ein berühmter Mann werden würde; darin irrte sie nicht.

Man fragte sich, wer dieser Mann sei, welcher, man wußte nicht, woher er kam, dessen Geist und Talent unbestreitbar waren, und der über seine Herkunft schwieg. Jede von diesen Damen fragte ihn nach einander, die Gräfin von Houdetot besonders, sehr geistreich und sehr neugierig, er hielt sich in der Reserve überzeugt, daß man sich über ihn aufhalte.

Frau von Epinay wußte ihm allein durch ihre Sanftmuth, Zuvorkommenheit und Güte einige Mittheilungen zu entlocken; er hatte eben die Gesandtschaft in Venedig verlassen, wo Herr von Montaignu ihn mit Freundlichkeit aufgenommen hatte. Er hatte ihm später die Thür gewiesen, indem er ihn beschuldigt, daß er die Chiffren der Gesandtschaft ausgeliefert, wogegen sich Rousseau in seiner Weise mit aller Macht vertheidigte.

— Bemerken Sie wohl, Madame, daß er nicht verkauft, sondern ausgeliefert sagt,

— Das ist freilich höflicher.

— Wie, höflicher, Madame? Es ist ganz verschieden. Er würde meinen Charakter nicht so zu beleidigen wagen, mich so der Veruntreuung zu beschuldigen, während, wenn er ausgeliefert sagt, sich ein guter Beweggrund dazu denken läßt.

— Es gibt nie gute Beweggründe zu einer Verrätherei, Herr Rousseau.

— Aber, Madame, dies ist kein Verrat; wenn es zum Beispiel zum Wohl der Menschheit gereicht, wenn es geschieht, um eine Ungerechtigkeit oder eine böse Handlung zu verhindern.

— Es ist immer ein Verrath, mein Herr, weil das Geheimniß Ihnen anvertraut war.

— Ich sage nicht, daß ich es gethan habe, ich sage, daß ich es hätte thun können; ich verwerfe die Handlung, die ich hätte begehen können, aus dem philosophischen Gesichtspunkte.

— Wenn Sie mir folgen wollen, Herr Rousseau, so lassen Sie uns nicht mehr davon reden, und es auch gegen Niemand hier erwähnen; man würde an diesem Gesichtspunkte wenig Geschmack finden.

Sie sagte in der That Niemanden ein Wort davon, und da man sich damit beschäftigte, Komödie zu spielen, so blieb es dabei.

Diese Komödie war gerade von Rousseau und hieß »das unbesonnene Versprechen.« Sie war nicht ausgezeichnet, aber man fand sie so, und Frau von Epinay erhielt dadurch einen wahrhaften Erfolg, wovon sie Francueil's wegen berauscht wurde, welcher zugleich für sie und für sich

spielte.

Von diesem Augenblicke an wurde Rousseau in das Haus eingeführt und als Freund aufgenommen.

Man überhäufte ihn mit allen Gefälligkeiten, man zeigte ihm die delicateste Aufmerksamkeit, man kam seinen Bedürfnissen und Wünschen zuvor, man verhätschelte ihn wie das verzogene Kind des Hauses.

Herr von Epinay setzte seine Thorheiten fort und stellte seine Maitressen zur Schau, so daß man nicht mehr mit ihm leben konnte. Seine Frau, von dem Fräulein von Ette und Francueil angeregt, entschloß sich zu einer Separation, sie wollte sogar einen Proceß einleiten; ihre Mutter und ihr Schwiegervater riethen ihr davon ab, aber man vereinigte sich zu einer friedlichen Trennung, und sie kam zu Stande; Herr von Epinay verlangte nichts Besseres, er trieb sich in der Welt mit seinen Creaturen umher und that sich keinen Zwang mehr an. Sie behielt ihre beiden Kinder, die sie zärtlich liebte und die sie selber erziehen wollte, besonders ihre Tochter. Für sie hat sie die »Unterhaltungen mit Emilien« geschrieben.

Herr von Juilly, ihr Schwager, verheirathete sich kurze Zeit darauf mit einer Frau, die eine große Rolle in dem Leben ihrer Schwägerin spielte, und die eins der ernstesten Ereignisse herbeiführte. Es war eine gewandte und fügsame Frau hinsichtlich der Vergnügungen dieser Welt. Ihr Gemahl betete sie an; er sah niemals klar, und hielt sich überzeugt, daß sie die Jungfrau Maria sei; das ist die Begnadigung des Standes. Diese schöne kleine Madame verliebte sich ein wenig später in den Opersänger Gelyotte und nahm ihn ohne das geringste Geheimniß zu ihrem Geliebten. Frau von Epinay, die ihres Schweigens bedurfte, wurde genöthigt, zu schweigen und sogar einige Gefälligkeiten zu bewilligen, was ihr wegen des Standes des Liebhabers sehr zuwider war. Diese arme Frau ging von einer Thorheit zur andern, und es waren einfältige Thorheiten, welches die schlimmsten von allen sind, besonders wenn sie sich unedel zeigen.

Frau von Epinay konnte Francueil nichts verweigern. Er machte ihr eines Tages den Vorschlag, sie mit dem Fräulein Quinault bekannt zu machen, einer ehemaligen Schauspielerin, die ein reizendes Haus machte und die Literaten und Künstler gern bei sich sah, gegen die sie sich sehr großmüthig zeigte. Francueil ließ sich von Frau von Juilly unterstützen, und Beide bestimmten Frau von Epinay, sich zu dem Fräulein Quinault führen zu lassen, Ihre Sitten waren leicht gewesen, aber sie war alt, und man sprach nicht mehr davon. In ihrem Hause herrschte ein leichter Ton, worüber eine junge Frau von der Finanz sich hätte empören sollen; die Bürgerlichen sind in dieser Hinsicht leichter zu erschrecken, als wir. Man nannte Fräulein Quinault die Ninon des Jahrhunderts; es war eine etwas wagliche Schmeichelei, die außer ihrem Salon keinen Eingang fand.

Frau von Epinay ging eines Tages zum Diner dorthin, und zwar ohne ihren Geliebten, was noch seltsamer ist. Sie hatte immer den Fehler der Schwachheit, und sie ließ sich mit fortziehen. Sie fand dort Saint-Lambert und Duclos, dann den Fürsten von Beauveau, der diese Gesellschaft sehr liebte. Sie hat die Unterhaltung aufbewahrt, die man bei diesem Diner führte; ich will sie hier mittheilen, sie wird eine Probe von der Unterhaltung dieser Zeit und dieser Gesellschaft bilden; man wird nichts Aehnliches mehr sehen, Sie ist vielleicht ein wenig leicht, aber sie ist wahr, und die Wahrheit ist, die erste Eigenschaft bei dergleichen Dingen, weil dies für diejenigen bleiben soll, welche dieses Jahrhundert, dieses unvergleichliche Jahrhundert, welches nie wiederkommen wird, nicht gesehen haben.

---



## Fünftes Kapitel.

Zuerst ist hier der Ort, von Duclos und Saint-Lambert zu sprechen. Ich habe Beide gut gekannt, und ich bedarf der Erinnerungen Niemandes, um sie zu schildern, Duclos war ein Mann von Geist, das ist nicht zu bestreiten; aber er war ein schlechter Herr, nach dem Ausdruck Pont-de-Veyle's. Boshaft, neidisch, gallsüchtig, intrigant, war es widerwärtig mit ihm zu leben, er entzweite alle Welt und war niemals mit irgend Jemand zufrieden. Seine Augen drückten dies Alles aus, sein Mund schien von Satire zu geifern, er tadelte die Maßregeln, die seinen Gewohnheiten und Interessen nicht entsprachen, und zog die Großen in den Schmutz, aus Aerger, daß er nicht wie sie sein konnte.

Er wurde indessen doch vom Hofe begünstigt und erhielt Wohlthaten von aller Welt, und war nicht weniger ein Feind von denen, die ihm Gutes thaten. Er war von der Natur der Schlange, kalt, kriechend und giftig; ich habe diesen Mann nie ausstehen können. Er vergalt es mir und hatte sich eine seltsame Art von mir zu reden ausgedacht, wodurch er mich sehr zu verletzen meinte. Als ich mich geweigert hatte, ihn bei mir zu empfangen, verleugnete er meinen Salon und sagte mit seiner schnarrenden Stimme:

— Kennen Sie eine gewisse Madame Du-Deffand, bei welcher sich einige Krautjunker und literarische Plattfüße einfinden?

Diese Krautjunker waren der hohe Adel von Frankreich und diese Plattfüße waren Voltaire, d'Alembert, Montesquieu u. s. w.

Man entschuldige diese Wenigkeit!

Was den Marquis von Saint-Lambert betrifft, der war und ist noch ein literarischer Militair, gewiß ein Mann von guter Gesellschaft und von Geist. Er wurde von den Damen sehr geliebt, Zeugen davon sind Frau von Chatelet und Frau von Houdetot, ohne die anderen zu rechnen. Er hat ein Gedicht »die Jahreszeiten«, und viele Verse geschrieben, große und kleine, womit er nicht geizig war. Er war am Hofe zu Lunéville sehr gut angeschrieben und besonders bei Frau von Chatelet, deren Geliebter er vor Voltaire's Angesicht wurde, und der es einfiel, mit vier und zwanzig Jahren, ein Püppchen von ihm in die Welt zu setzen.

Ich werde nie vergessen, wie unser großer Mann mir diese Nachricht ankündigte, als ich ihn zum erstenmal nach dem Tode seiner Emilie wiedersah.

— Ah! Madame, sagte er zu mir, kommen Sie, meinen Schmerz zu theilen, ich habe unsere berühmte Freundin verloren: ich bin in Verzweiflung, ich bin untröstlich.

Ich wußte wohl, und besser, als irgend Jemand, wie sehr er ihrer überdrüssig war, wie sehr sie ihn durch ihre Launen unglücklich gemacht hatte. Ich stellte mich dennoch sehr überzeugt von seiner Trostlosigkeit; er weinte heiße Thränen.

— Sie wissen, woran sie gestorben ist, fügte er hinzu; Sie wissen, daß der Barbar, der brutale Mensch sie mir mit seinem Monstrum von Kind getödtet hat!

— Ach! ja, versetzte ich mit zerknirschter Miene, dieser Saint-Lambert hat vergessen, daß eine Muse, eine Urania nimmermehr zu einer Amme geeignet war.

Er sah mich an, da er nicht recht wußte, ob ich mich über ihn aufhalte, oder ob es eine poetische Figur sei, welche der Umstand mir eingegeben. Meine erschrockene Physiognomie

ließ ihn an meine redliche Meinung glauben.

— Sie reden die Wahrheit, Madame, und er gibt sich für einen Dichter aus, der dumme Kerl! Er würde also nur der Esel des Parnaß sein.

Es war offenbar eine Anspielung auf die »Jungfrau von Orleans«. In dem Augenblick, wo er sich am meisten seiner Wuth und Verzweiflung hingab, trat Pont-de-Veyle ein, der uns eine von jenen scherzhaften Geschichten zum Besten gab, die er zu erzählen pflegte. Voltaire vergaß den Esel, die Schöne und seinen Kummer, und begann laut zu lachen. Es war wieder derselbe Mann, wie ich ihn seit sechzig Jahren gekannt hatte.

Kehren wir zu dem Souper der Frau von Epinay und zu der Unterhaltung zurück, die man dort führte.

Nachdem man verschiedene Gegenstände besprochen hatte, kam die Rede auf die Schamhaftigkeit und die Sprache der Natur.

— Nur diese ist gut, sagte Duclos.

— Ja, wenn Sie sie nicht verdorben hätten; sie hat aber dennoch auf Umwegen auf das hingesteuert, was man Schamhaftigkeit nennt.

— Nicht auf das, was man heutiges Tages und bei uns so nennt. Es gibt wilde Nationen, wo die Frauen nackt gehen und gewiß nicht darüber erröthen.

— So viel es Ihnen gefallen wird, Duclos; aber ich glaube, daß die ersten Keime der Schamhaftigkeit in dem Menschen liegen.

— Ich glaube es, sagte Saint-Lambert; die Zeit, die Reinheit der Sitten, die Unruhe der Eifersucht, tausend Gründe entwickelten sie.

— Und die Erziehung hat hernach aus diesen erhabenen Tugenden eine große Sache gemacht, welche man den Anstand nennt.

— Herr Duclos, es gab eine Zeit, wo unsere ersten Väter nackt waren, wie es die Wilden sind; das ist unzweifelhaft.

»Ja, mein Fürst, alle durch einander, die Fetten, die Strotzenden, die Pausbäckigen, die Unschuldigen und Heiteren! Lassen Sie uns ein Glas leeren!

— Es ist ungewiß, daß diese Kleidung, die überall so gut anschließt, die einzige ist, die uns die Natur gegeben, hat, fuhr das Fräulein Quinault fort.

— Verwünscht sei der Erste, dem es eingefallen, ein Kleid wie die unsrigen anzulegen.

— Es war irgend ein kleiner häßlicher buckliger Zwerg, mager und mißgestaltet, denn man denkt nicht daran, sich zu verbergen, wenn man wohlgebildet ist.

— Mein Fräulein, mag man nun wohlgebildet sein oder nicht, so hat man doch keine Schamhaftigkeit gegen sich selber.

— Herr Marquis, ich bin Ihrer Ansicht. Ich schwöre Ihnen zu, wenn man mich nicht sieht, erröthe ich nicht.

— Und erst recht nicht, wenn man Sie ansieht. Die Schamhaftigkeit des Herrn Duclos ist ein hübscher Vergleich.

— Meiner Treu, er ist ebenso gut, wie ein anderer. Ich wette, es ist keiner von Ihnen, der nicht, wenn es sehr heiß ist, mit einem Fußstoße alle Decken von seinem Bette wirft. Fort also mit der Schamhaftigkeit, welche schöne Tugend man am Morgen mit Stecknadeln an sich anheftet.

— Es gibt eine Menge Tugenden von reiner Erfindung, das Böse allein ändert sich nicht.

— Mein Fürst, die allgemeine Moral ist die einzig unverletzliche und geheiligte.

— In zwei Worten, meine Herren, es ist die beständige Vorschrift des Vergnügens, des Bedürfnisses und des Schmerzes. Im Anfang, um auf unseren Hammel zurückzukommen, trug man die Kleidungsstücke, weil man Kälte empfand.

— Und warum nicht aus Schamhaftigkeit? fragte Frau von Epinay.

— Und weshalb? zu sein, was man ist? Was ist denn die Schamhaftigkeit? fragte Duclos.

Ich kann Ihnen nur sagen, was ich darunter meine, indem ich Ihnen gestehe, daß ich mir selber jedesmal mißfalle, wenn ich schamhaft bin. Ich empfinde dann so zu sagen eine Sehnsucht nach der Einsamkeit, das Bedürfnis, mich zu verbergen.

— Ich bin nicht so, ich gestehe alle meine Fehler.

— Da Sie sehen, daß Sie sie vergebens verbergen würden, mein lieber Duclos.

— Ah! man verbirgt sich immer, wenn man will.

— Ah! meine Herren, rief Saint-Lambert, die Natur, ist sie nicht die schönste und erhabenste Lehrerin? muß man nicht ihre Stimme anhören, wenn sie spricht, und ihr die Huldigung aller unserer Triebe und unserer Freuden darbringen? Warum verbergen sich also der Jüngling und das Mädchen bei ihrer Liebe? Warum ist die köstlichste aller menschlichen Vereinigungen nicht auch die feierlichste? Warum werden die Neuvermählten nicht von den Priestern und ihren Freunden im Angesicht der Natur zum Ehebett geführt? Köstlicher Weihrauch sollte um diesen Tempel des Hymen duften, die lieblichste Musik sollte sich hören lassen, erhabene und edle Hymnen sollten zur Ehre der Götter gesungen werden, und für das Wesen, welches geboren werden soll. Anstatt sich kleinlichen Ideen der Schamhaftigkeit hinzugeben, die ihr thörichte und komische Thränen entlockt, würde die junge Gattin von der Größe dieser göttlichen Weihe durchdrungen sein, wovon Sie hier die Andeutung sehen.

— Das ist erhaben und herrlich; es ist eines Anakreon und Pindar würdig — es ist ein vollständiges Gedicht.

— Wahrhaftig! ich würde alle Tage zur Hochzeit gehen, wenn es so zuginge.

So fuhr man fort, von Unschicklichkeiten zu reden, die ich hier nicht wiederholen will. Diese Secte von Philosophen achtet nichts, besonders Duclos.

— Das Verlangen ist eine Art von Besitzergreifung, versetzte er, der leidenschaftliche Mann umgeht das Weib, wie der Hund den Knochen umgeht, den er im Rachen fortträgt, bis er ihn in einem Winkel verzehren kann. Ich habe schon gesagt, die Eifersucht ist der Keim der Schamhaftigkeit.

In diesem Styl ging es den ganzen Abend weiter. Dies war die Gesellschaft, dies ist sie geworden — tadelsüchtig und verderbt, sucht sie in der Natur die Entschuldigung ihrer Irrthümer und Fehler und gibt sich nur die eine, geistreich zu sein, nachdem sie pedantisch gewesen. So war es nicht in meiner Jugend. Unter der Regentschaft war die Verderbtheit heiter und unterhaltend und nicht wortreich; so hatte sie einen Grund, es zu sein. Gegenwärtig ist man ernsthaft im Bösen, man langweilt sich im Laster, und ehe man einen Fehler begeht, umgibt man ihn mit Rücksichten, wie das Verbot eines Flurschützen; es ist der vollkommene Verfall, und die, welche nachkommen, werden schöne Dinge erleben.

---

## Sechstes Kapitel.

Frau von Epinay kehrte auf's Land zurück, in ihr reizendes Haus in Chevrette oder auf ihr Schloß Evinay, in der Nähe von Enghien und Montmorency. Duclos nistete sich bei ihr ein, er ging alle Tage dorthin und führte sich als Herr dort ein, wie er es überall zu thun die Gewohnheit hatte. Er fand Frau von Epinay nach seinem Geschmack und machte ihr eine jener glühenden Erklärungen, die uns zwischen eine Leiter und einen Abgrund stellen. Man muß ihn überschreiten, oder sich den Hals brechen. Sie nahm dieselbe sehr erstaunt auf, lehnte sie so gut wie möglich ab, um ihn nicht zu verletzen, doch wollte er nicht darauf hören. Er befragte sie, quälte sie, neckte sie, bis sie ihre Liebe zu Francueil und ihren Umgang mit ihm gestanden hatte.

Man hatte sie ebenso gewarnt, Mißtrauen gegen Duclos zu hegen, wie dieser ihren Verdacht gegen das Fräulein von Ette und Rousseau zu erregen suchte. Sie beging daher ein großes Unrecht, sich seiner Willkür auszusetzen, dies ist ihr Geheimniß. Er wollte ihr indessen unter einer Bedingung verzeihen: nämlich, daß sie zu Niemanden von der Zärtlichkeit sprechen sollte, die er ihr gestanden; sie versprach es, ohne zu bedenken, daß sie sich einen Feind machen werde, der ihr von jetzt an keine Ruhe und keinen Frieden lassen würde, und dessen Tyrannei um so furchtbarer werden würde, weil er sich mit Grund gefürchtet machen könnte.

Ich weiß nicht, ob ich erwähnt habe, daß Francueil verheirathet war, daß er seine Frau nicht liebte und nicht mit ihr lebte. Indessen trat natürlich ein gespanntes Verhältniß ein, welches bald durch die Rückkehr des Herrn von Epinay noch vermehrt wurde, in welche sie ihrer Kinder wegen willigen mußte, und um ihrem alten Vater auf seinem Sterbebette zu gehorchen. Es wurde sogar verabredet, daß sie einander bei ihr nicht sehen sollten; Frau von Epinay hatte den Schmerz, zu erfahren, daß Francueil durchaus Zeuge davon sein wollte, als sie ihn bei ihren Freunden traf. Er hatte sich sehr gegen sie verändert und suchte sie weniger auf, obgleich er bald seine Gewohnheiten im Hause wieder annahm. Herr von Epinay nahm die seinigen gegen die kleine Rosa wieder an und nahm durchaus keinen Anstoß daran. Duclos, der Philosoph, tyrannisirte Beide, trug die Aeüßerungen hin und her, ordnete sie auf seine Weise und wurde von Rousseau weniger auffallend und ebenso gefährlich unterstützt. So schwebte sie zwischen zwei Gefahren, die beide gleich sehr zu fürchten waren.

Zu gleicher Zeit machte ihre Schwägerin sie mit der jungen Frau von Versel bekannt, die sehr geistreich und sehr gesucht war; sie bemerkte bald, daß Francueil sie nach seinem Geschmack fand, und daß sie ihn nicht zurückwies. Es war für sie der erste ernstliche Anfall von Eifersucht; bis dahin hatte sie nur Befürchtungen gehegt. Duclos verfehlte nicht, sie zu benachrichtigen und die Sache mit allen Verzierungen auszuschnücken, die er erfinden konnte.

Frau von Evinay sprach sanft mit Frau von Verse! und wollte ihr Schicksal von ihr selber erfahren. Sie bewog sie daher, in ihr schönes Schloß Epinay zu kommen, wo ihr Mann unsinnige Verschönerungen machte. Frau von Versel kam dorthin, sie Plauderten lange mit einander allein, sie schlossen sich an einander an, die Eine aus vollem Vertrauen, die Andere, um sie zum Reden zu bringen; und die junge Nebenbuhlerin erzählte unverhohlen ihr Leben, ihre Neigungen und ihre Wünsche derjenigen, die sie kennen lernen wollte. Sie sprach von der Liebe auf eine Weise, um sie zu dem Glauben zu bringen, daß sie sie kenne, und die Andere begann an allen Gliedern zu zittern, indem sie dachte, daß es sich um Francueil handelte.

Sie sprach seinen Namen aus, die junge Versel lächelte und fragte sie dringend, ob er in sie verliebt sei. Sie antwortete, er sei es in der That, aber man dürfe nichts davon sagen, weil sie ihm unbedingte Verschwiegenheit versprochen habe.

— Er liebt mich, so daß er fast den Kopf verliert, er begeht Thorheiten für mich, er schwört, daß er daran sterben wird.

— Und Sie?

— Ich! ich liebe ihn nicht, versichere ich Ihnen — durchaus nicht.

— Ah! Sie geben mir das Leben wieder!

— Wie!

— Ohne Zweifel. Er verlangte nur Verschwiegenheit von Ihnen, weil er mich um Ihretwillen aufgab.

— Ah! das Ungeheuer! ich bin sehr froh, daß ich ihn nicht angehört habe. Nein, nein, er ist es nicht, den ich liebe, ich ließ ihn nur reden, um mich von einer schrecklichen Leidenschaft abzubringen, welcher ich widerstehen muß.

— Warum? Liebt man Sie denn nicht?

— Man liebt mich nur zu sehr. Nur — kann man mich nicht lieben.

— Sie, so schön, so reizend!

— Meine liebe Frau von Epinay, der Mann, den ich liebe, der mich liebt, ist der Liebhaber meiner Mutter, begreifen Sie also, warum ich ihn zurückweise? Wir haben den ganzen letzten Sommer tausend Folterqualen gelitten, wo wir genöthigt waren, einander jeden Augenblick zu sehen, unserer Leidenschaft zu widerstehen und meiner Mutter zu verbergen, was wir Beide empfanden. Ah! ich kann Ihnen diese Todesqual nicht schildern, Sie werden sie begreifen. Jetzt bin ich entflohen, ich will ihn nicht mehr sehen, denn ich würde unterliegen.

Man kann sich vorstellen, daß dieses gegenseitige Vertrauen die beiden Frauen zu einander hinzog, und daß es auf Francueil's Kosten geschah. Er rächte sich daß durch, daß er sich in das Leben eines Mannes nach der Mode stürzte und an Herrn von Epinay's Abenteuern Theil nahm, was mir die Meinung nahm, die ich von ihm hegte.

Einige Zeit nachher lernte sie den Mann kennen, den sie während des Restes ihres Lebens lieben sollte, den, der Francueil's Stelle einnehmen sollte, indem er ihr den Kummer ersparte, den dieser ihr verursacht hatte.

Alle Welt weiß ihren Umgang mit dem Baron Grimm, welcher noch fortdauert, und welcher gewiß so lange wie jene dauern wird. Frau von Epinay traf ihn bei Frau von Popelinière, wo Rousseau und Francueil ihn ihr vorstellten, indem sie sie um die Erlaubniß baten, ihn zu ihr führen zu dürfen, was sie sich beeilte zu bewilligen, da seine Unterhaltung ihr unendlich gefiel. — Rousseau liebte ihn sehr auf seine Weise; er rühmte ihn, weil er ihn seit langer Zeit kannte.

— Es ist ein Mann, den Sie empfangen können, sagte er zu ihr, und keiner von den Puppen, die Sie umgeben. Duclos ausgenommen, möchte ich nicht mit Leuten mit so leeren, leichten Köpfen leben.

Grimm war in Regensburg geboren; sein Vater war protestantischer Prediger, und er war damals noch nicht Baron, Er kam nach Frankreich, um dort sein Glück zu suchen, und zeichnete sich bald darauf durch eine kleine Schrift über Musik aus. Diese kleine Schrift war betitelt: »der kleine Prophet von Bochenibroadsche«. Sie hatte großen Erfolg; man riß sich darum und Herr Grimm wurde sogleich bekannt.

— Was fällt denn diesem Zigeuner ein, sagte Voltaire, mehr Geist, als wir zu haben?

Dies war sein Patent. Von diesem Augenblicke an hatte Grimm Geist.

Der Graf von Friesen, der einer der besten Männer war, die man nur sehen konnte, hegte eine lebhaft Freundschaft für ihn. Dieser Graf von Friesen war jung, liebenswürdig, galant, reich; in seiner Schule lernte Grimm die Welt kennen und vergaß sie nicht mehr. Er verstand sie so gut, daß man unwillkürlich seine Baronie und seine vornehme Miene ernsthaft nahm und in ihm den Sohn des Predigers von Regensburg nicht mehr erkannte.

Er war häßlich und hatte eine schiefe Nase.

— Aber seine Nase ist immer nach der guten Seite gerichtet, antwortete Frau von Epinay, als man sie auf diesen unbedeutenden Fehler aufmerksam machte.

Außerordentlich sauber und zierlich, erregte er Rousseau's Wuth, welcher fragte, was man von einem Manne Gutes erwarten könne, der jeden Morgen zwei Stunden damit zubringe, sich die Nägel mit einer Bürste zu putzen.

Der Graf von Friesen starb und ließ Grimm auf dem Straßenpflaster, indem er ihn dem Herzog von Orleans empfahl, der das Vermächtniß annahm und den Philosophen beschäftigte. Endlich ging er mit dem Marschall d'Estrees nach Westphalen und wurde einer von seinen acht und zwanzig Secretairen. Dieser luxuriöse Feldzug hat Spuren in der Erinnerung derjenigen zurückgelassen, die ihn mitgemacht haben. Man kann sich keinen Begriff von der Reihe von Equipagen dieses Generalstabes machen. Man spottete sehr über Grimm, man beschuldigte ihn, mit seinen Gefühlen Komödie zu spielen. Man machte einen Scherz über ihn, der beim Tode des Grafen von Friesen allgemein verbreitet wurde; er hatte seine Verzweiflung bis zu dem Grade übertrieben, daß man ihn zu dem Hotel de Castrics schleppte, um ihn dem Anblick dieses Todes zu entziehen. Er spielte jeden Tag thränenvolle Scenen, so lange er im Angesichte des Hotel war; aber sobald man ihn nicht mehr sehen konnte, und ohne an die benachbarten Häuser zu denken, von wo man ihn beobachtete, steckte er schnell sein Taschentuch in die Tasche und zog ein Buch hervor, um nicht seine Zeit zu verlieren.

Er war sehr verliebt in Fräulein Fel gewesen, die nichts von ihm wollte und sich übertrieben über ihn lustig machte, worüber er sehr aufgebracht wurde; er vergaß sie nie.

Jetzt hat er eine Art diplomatischer Anstellung bei ich weiß nicht welchem Fürsten, und er unterhält eine Correspondenz mit der Kaiserin von Rußland, um ihr zu erzählen, was in Paris vorgeht. Es ist eine Art von Person; man geht zu ihm, und er geht zuerst zu seiner Geliebten, dann zu dem Baron von Helbach zu diesen berühmten Soupers, dann überall hin, selbst zuweilen zu mir, wiewohl sehr selten. Ich empfangen jetzt dergleichen Leute nicht mehr, und er langweilt sich sehr mit meiner Gesellschaft. Ich lobe ihn nicht sehr. Fast sogleich verstanden sich Frau von Epinay und er. Es war nicht mehr ein Wahnsinn wie mit Francueil; wohl aber ein sehr zärtliches, sehr hingebendes, sehr ruhiges Gefühl, eins von denen, welche von Dauer sind, weil man sie nicht abnutzt, wie ich und Formont, oder der Präsident oder Pont-de-Veyle. Ich habe immer diese den anderen vorgezogen. Larnage würde dagegen die Kerze an beiden Enden angebrannt haben.

Gerade in demselben Augenblicke, und dies war es, was die Sache beschleunigte, begegnete der Frau von Epinay ein sehr ernstliches Abenteuer, wovon ganz Paris voll war, und welches sie beinahe vollständig zu Grunde gerichtet hätte. Man könnte aus dieser Geschichte ein weinerliches Drama machen.

Frau von Juilly hatte Gelyotte aufgegeben; die Frauen, die sich in diese Art von Leuten verlieben, behalten sie gewöhnlich nicht lange. Sie nahm anstatt seiner einen Chevalier de Vertillac, einen vortrefflichen Edelmann von guten Manieren, in den sie ernstlich verliebt war und der sie rächte. Diese schöne Verbindung währte beinahe zwei Jahre und dann starb Frau von Juilly an den Blattern. Frau von Epinay verpflegte sie unablässig.

Als die Kranke sich ihrem Ende nahe fühlte, übergab sie ihrer Schwägerin einen Schlüssel und sagte zu ihr in einem Augenblick, als sie allein waren:

— Herr von Juilly liebt mich wie am ersten Tage, er hat volles Vertrauen zu mir; ich will ihm keinen Kummer zurücklassen, und ich bitte Sie, liebe Schwester, meinen Secretair zu öffnen. Sie werden zwei Packete Briefe darin finden, es sind die des Chevalier; die von Gelyotte habe ich verbrannt. Erweisen Sie mir die Gefälligkeit, sie in's Feuer zu werfen, so daß keine Spur davon übrig bleibt.

— Auf der Stelle?

— Nein, das würde mir zu viel Schmerz verursachen. Sobald ich todt bin, ehe Sie irgend Jemand von der Familie rufen, versprechen Sie mir, und zwar bei dem Haupte Ihrer Kinder, wenn mein Gemahl Verdacht schöpfen sollte, daß Sie ihn um jeden Preis ablenken wollen. Ich würde in Verzweiflung sein, sein Bedauern zu vergiften.

Man versprach ihr Alles, was sie wollte. Eine von ihren Frauen kam in dem Augenblick herein. Eine Viertelstunde später starb die Kranke.

— Gehen Sie, sagte Frau von Epinay, sagen Sie es noch Niemanden, ich will noch einen Augenblick verweilen, um bei dieser armen Dahingeschiedenen zu beten; ich will selber meinen Schwager benachrichtigen, so wird er weniger betrübt sein.

Man ließ sie allein, und sie beeilte sich, die Absichten der Frau von Juilly zu erfüllen; dann ging sie, ihrem Schwager die traurige Nachricht mitzuthemen, der sehr davon ergriffen wurde. Er rühmte überall die Tugenden der Verstorbenen, ihre Liebe zu ihm und das Glück, welches sie ihm bereitet; er machte eine Penelope aus ihr und belustigte dadurch die Welt sehr auf seine Kosten.

Die beiden Brüder hatten seit dem Tode ihres Vaters einen Proceß über einen Theil ihres Vermögens, und der Notar hatte der Frau von Juilly die Acten übergeben. Diese Acten waren Documente gegen Herrn von Epinay und bewiesen klar wie der Tag, daß er Juilly hundert und achtzig tausend Livres zurückzahlen mußte. Als die ersten Thränen getrocknet waren, suchte man die Papiere überall, fand sie aber nirgends.

Man fragte Frau von Evinay, ob sie sie gesehen habe, sie antwortete aber, sie habe keine Kenntniß davon.

— Indessen habe ich sie doch meiner Frau gegeben, wiederholte Juilly, das heißt, der Notar hat sie ihr in meiner Gegenwart eingehändigt, und sie bat sie vor unseren Augen in ihren Secretair gelegt. Sie, meine Schwester, haben mir den Schlüssel dazu übergeben, Sie müssen ihn zuerst geöffnet haben; es ist unmöglich, daß Sie die Papiere nicht sollten bemerkt haben.

Frau von Epinay behauptete, daß sie nichts gesehen habe, als die Kammerfrau dazukam und ihrem Herrn erzählte, daß Frau von Epinay aus den Händen der Frau von Juilly den Schlüssel zu ihrem Secretair erhalten habe, daß sie sie fortgeschickt habe, sobald sie gestorben, und daß sie eine Viertelstunde, unter dem Vorwande, zu beten, mit der Leiche allein geblieben, ehe sie ihren Tod angemeldet habe.

— Als ich zurückkehrte, sah ich den Kamin mit Asche von verbrannten Papieren angefüllt, fügte sie hinzu.

Als Frau von Epinay diese Anklage hörte, wurde sie sehr roth und verwirrt. Alle wendeten sich zu ihr, und ihr Schwager fragte sie, ob es wahr sei.

— Ja, mein Herr, antwortete sie zitternd, es ist sehr wahr, daß ich nach dem Befehl der Frau von Juilly Papiere verbrannt habe, die in ihrem Secretair aufbewahrt waren, aber es waren gewiß nicht die, welche Sie suchen.

— Was waren es denn für Papiere, Madame?

— Ich weiß es nicht, ich habe sie nicht gelesen, der Ort war mir angedeutet worden, und ich durfte sie nur nehmen.

— Wenn Sie sie nicht gelesen haben, wie konnten Sie dann wissen, daß die unsrigen sich nicht dabei befanden?

— Acten gleichen nicht anderen Papieren, und man kann sie nicht verwechseln. Man erkennt das gestempelte Papier leicht.

— Das ist nicht weniger auffallend und sehr unglücklich für Sie, Madame,, sehr unglücklich; da hat Herr von Epinay einen Vortheil von beinahe zweihundert tausend Franken, und zwar nachdem seine Gattin unter den erwähnten Umständen Papiere verbrannt hat; ich wiederhole, es trifft sich sehr unglücklich.

Frau von Epinay konnte, wie man leicht begreift, keine anderen Erklärungen, als diese geben, aber es galt bei Hof und in der Stadt nicht weniger für ausgemacht, daß sie ihren Schwager schlau um diese zweihundert tausend Franken bestohlen habe, und noch dazu im Angesichte der Leiche einer Frau, die sie sehr geliebt und die ihr das Vertrauen einer Schwester geschenkt hatte.

---



## Siebentes Kapitel.

Es erhob sich ein Zetergeschrei in der Welt. Die arme Frau wagte sich nirgends zu zeigen. Man machte ihr kalte Gesichter, Einige sprachen davon, ihr die Thüren zu schließen, und selbst von ihren Freunden fielen mehrere ab. Duclos ließ diese Gelegenheit nicht vorübergehen, schlecht zu sprechen und zu handeln. Er trug die bösen Berichte überall herum, und erzählte sie dann der Frau von Epinay selber wieder, welche vom Morgen bis zum Abend weinte. Ihr Mann schwieg, der Erfolg war ihm offenbar nicht leid, er konnte sich nicht verstellen.

Francueil, gegen den sie sich beklagte, sagte zu ihr, nachdem er diese Klagen angehört hatte:

— Nachdem ich unser Verhältniß genau kennen gelernt habe, kann ich nichts weiter thun, als neutral bleiben.

Grimm dagegen handelte nicht so. Er zeigte sich allein, und er war noch nicht ihr Freund.

Er war bei Herrn von Friesen zum Diner, es waren viele Männer und wenige Frauen zugegen. Beim Dessert erzählte man die Geschichte der Frau von Epinay, indem man sie mit tausend Betrachtungen ausschmückte und hinzufügte, daß ihr Gemahl ihr diese Gaunerei baar bezahlt habe. Grimm nahm ihre Partei, zuerst auf besonnene Weise, dann aber, als die Boshaften fortfuhren und schrien, daß ihr Mann und sie gleich unredlich wären, und daß man sich keiner Gefahr aussetzen könne, sie zu verleumden, was man auch über sie sagen möchte, wurde der höfliche Cavalier wirklich aufgebracht, wies die Beschuldigungen im Allgemeinen wie insbesondere zurück, überschüttete sie mit seiner Verachtung und fügte hinzu, indem er einen von den Gästen ansah, der erbitterter war, als die Uebrigen, daß die Männer von Ehre gewöhnlich nicht so sehr bemüht wären, die anderen zu entehren.

Dieser fuhr auf, man wollte sie trennen, sie schwiegen, gaben einander aber ein Zeichen, stiegen in den Garten hinunter und zogen dort den Degen; Beide wurden leicht verwundet. Darauf begann Duclos überall auszubreiten, daß Grimm der Liebhaber der Dame sei; er erzählte es so gut und mit solchem Eifer, daß es wirklich geschah. Sie konnte nicht weniger thun, um ihren Vertheidiger zu belohnen.

Die Sache blieb in dieser Ungewißheit und Frau von Epinay unter der Last der Anklage, bis der Zufall die Papiere wiederfinden ließ, und zwar auf folgende Weise:

Der Chevalier, der Geliebte der Frau von Juilly, glaubte dem Gatten nach ihrem Tode sein Beileid bezeigen zu müssen. Er war abwesend, und zwar sehr weit entfernt, die Nachricht gelangte erst spät an ihn. Er verzögerte seine Antwort ein wenig, weil er nicht recht wußte, wie er es angreifen sollte, und es erfolgte dadurch ein Aufschub von beinahe drei Monaten, während welcher die Verleumdung große Fortschritte machte. Endlich kam sein Brief an. Nach den gewöhnlichen Redensarten fügte er hinzu, daß Frau von Juilly ihm kurze Zeit vor ihrem Tode wichtige Papiere anvertraut habe, um sie einem gewissen Manne zu zeigen, zu dem er großes Vertrauen gehegt. In dem Augenblick seiner Abreise wäre dieser Mann abwesend gewesen und Frau von Juilly habe es übernommen, ihn bei ihrer Rückkehr aufzusuchen. Er fügte hinzu, wenn man diesen Mann über den Proceß um Rath fragen wolle, so sei hier seine Adresse, und man könne es thun.

Herr von Juilly ließ seine Pferde vorlegen und eilte zu diesem Advocaten. Es waren gerade die

erwähnten Papiere, er erhielt sie und eilte zu seiner Schwägerin und erzählte ihr die Thatsache, indem er ihr seine Entschuldigungen aussprach, die er sich beeilte, mit der Rechtfertigung bekannt zu machen.

Eine einzige Sache beunruhigte ihn, nämlich, welches die Papiere gewesen, welche seine Frau hatte verbrennen lassen. Frau von Evinay zog sich aus der Sache, indem sie dieses Geheimniß auf die guten Werke warf, die sie hatte verbergen wollen. Dies war wahrscheinlich.

— Sie haben Recht, denn wenn diese Intriguen gespielt hätte, so müßte man alle Jungfrauen des Paradieses anklagen.

— Ah! ja, ohne Zweifel.

— Es waren gute Werke, es konnten nur gute Werke sein. Sie war so mildthätig! Wir können keinen anderen Gedanken, als diesen haben, wir müssen dabei stehen bleiben.

Das war das Raisonnement eines zufriedengestellten Ehegatten. Grimm war der intime Freund des Baron von Holbach.

Dieser pfälzische Edelmann wohnte seit seiner Jugend in Paris; er gab Soupers, aber anderer Art wie die der Madame Geoffrin und die meinigen, obgleich man dort oft dieselben Personen traf. Man verhandelte dort die ernstesten Gegenstände der Philosophie und Religion. Der Baron von Holbach bekannte sich laut zum Atheismus, und seine Gäste waren auch fast seiner Meinung, und man hat keinen Begriff, was an dieser Tafel gesprochen wurde. Sie suchten unbegreifliche Geheimnisse auf und schmeichelten sich, sie durch Vermittelung des einzigen Gottes, den sie anerkannten, nämlich durch den Zufall zu erklären. Sie nannten sich die freien Denker, und nie brachte man solchen Unsinn zu Tage.

Der Baron von Holbach verlor seine erste Frau, die er sehr liebte, und wie er, damals sagte, mußte er sie um so mehr bedauern, da keine Hoffnung vorhanden war, sie jemals wiederzusehen, da er nur an das Nichts glaubte.

Rousseau setzte seinen Eifer fort und theilte sich zwischen dieser Gesellschaft und Diderot, der zu dieser Zeit sein Herzensfreund war. Dieser wollte niemals die Freunde seiner Freunde bei sich sehen, wie sich leicht begreifen läßt: er war durch seine Freunde selber gegen sie eingenommen. Duclos und Rousseau verleumdete Frau von Epinay auf's Aeüßerste, während sie sich für ihre Getreuen erklärten. Diderot, ein ernster Mann, ein wenig hart und cynisch, ein redlicher Mann im eigentlichen Sinne, wild und wenig an die Welt gewöhnt, fürchtete eine Gesellschaft von Zierpüppchen, wo er sich nicht an seinem Platze befand, und wo man vom Morgen bis zum Abend nicht von Philosophie sprach.

Es war ein seltsames Genie, gewiß eins der ausgezeichnetsten des Jahrhunderts. Als Atheist und Freigeist schrieb er mit derselben Feder die Briefe der Blinden, zum Nutzen derjenigen, welche sehen, und die indiscreten Edelsteine, ja sogar die Nonne. Das erste dieser Werke zog ihm eine dreimonatliche Gefangenschaft in Vincennes zu, er hatte sie nicht gestohlen. Es ist unmöglich, mehr Verderbniß anzurichten, als dieser Mann in allen Theilen der Literatur. Ich bin weder eine Spröde noch eine Frömmlerin, aber gewiß kann man ähnliche Lehrsätze nicht billigen, besonders wenn man sie den Unwissenden mit dem Zauber des Styls darstellt, sie verkleidet und gefährlich macht.

Diderot hatte auch seinen kleinen Winkel der Philosophie zu seinem Gebrauche, und sein Privatleben war seltsam, nur suchte er seine Gegenstände nicht in so ausgezeichneten Regionen wie die Anderen, und eine Scene dieser Art machte viel Aufsehen in Paris und man belustigte

sich mehr darüber, als ich sagen kann. Diese großen Philosophen gaben den Heiteren zu lachen, während sie zugleich die verständigen Leute beunruhigten und die Masse des Volks verwirrten.

Diderot war mit einer Art von Köchin von sehr gemeiner Herkunft verheirathet. Wenn ich Köchin sage, so ist es ein Vergleichungspunkt hinsichtlich ihrer Manieren, denn sie war nicht unter dieser ehrenvollen Klasse geboren, die so nothwendig zum Leben und den Feinschmeckern so theuer ist. Sie hielt ihren Mann im Privatgefängniß unter einem eisernen Joche. Sie leitete ihn wie einen kleinen Knaben und trug dazu bei, ihn zum Menschenfeind zu machen. Diderot war nicht reich, er wohnte in einem sehr schwarzen und schmutzigen Häuschen, in welchem Winkel er wieder einen Winkel zum Schreiben hatte, und wo man ihn nicht einmal in Ruhe ließ. Die Furie kam wohl zehnmal täglich, ihn zu quälen und ihm vorzuwerfen, daß er mit seinen Schreibereien nicht genug verdiene, und daß er ein anderes Gewerbe ergreifen müsse.

In seiner Eigenschaft als Philosoph hatte Diderot Geduld, besonders gegen seine Frau, deren Ungeduld zu neuer Wuth führte; er krümmte den Rücken und schwieg, aber sobald er ausgehen konnte, entwichte er und lief zu einem kleinen Haushalt, den er, wie die großen Herren, sich in der Stadt eingerichtet hatte. Auch dort brachte man den armen Mann zur Wuth, aber es war eine kleine Würze von der verbotenen Frucht, die der Sache eine pikante Beimischung gab. Die Dulcinea war weder schöner noch ausgezeichneter, als seine Frau, nur mußte sie sich mehr Rechte an, als jene, wegen der beiden Kinder, die sie besaß, und worauf sie nicht wenig stolz war. Sie ließ sich sehr anständig kleiden, während Madame Diderot viel Mühe hatte, von Zeit zu Zeit von ihrem Barbaren von Ehegatten einen Unterrock oder eine Morgenhaube zu erhalten.

Eines Tages faßte die unechte Madame Diderot ihre beiden Kleinen bei der Hand und umkreiste die Wohnung ihres Philosophen. Sie wünschte mit ihm zu sprechen und hoffte, daß er vielleicht herauskommen werde, Es war sehr schönes Wetter, sie hatte ein neues Kleid zum ersten Male an, und da man sie in dem Stadtviertel kannte, so sagten die Gevatterinnen:

— Seht doch die kleine Familie des Herrn Diderot! wie hübsch sie gekleidet sind!

Eine davon, die kühner und boshafter war, als die Anderen, trat in's Haus, um der Madame Diderot die Sache mitzutheilen; sie bedurfte nicht einmal so viel, um in Zorn zu gerathen; sie hörte sie nicht einmal zu Ende an und ging auf die Straße, um sich mit eigenen Augen von der ihr angethanen Beleidigung zu überzeugen.

Die Nebenbuhlerinnen kannten einander und schleuderten auf der Stelle entflammte Blicke, wie es nur wütende Weiber vermögen. Die Zuschauer erwarteten, was geschehen würde, und bereiteten sich vor, sich an diesem köstlichen Kampfe zu erfreuen. Sie bildeten einen Kreis, was diese Heldinnen natürlich noch mehr aufregte; Madame Diderot sprach kein Wort, die Andere maß sie mit höhnischer Miene, indem sie ihr die Früchte zeigte, worauf sie so stolz war.

— Sie sind schön, und ich rathe Dir, Dich ihrer zu rühmen, begann die erste Amazone.

— Ich biete Dir Trotz, ebenso viele zu zeigen! antwortete die Andere.,

— Meiner Treu! wenn ich eine Probe zeigte, würde ich wünschen, daß sie hübscher wäre, als die Deinen. Sie mögen immerhin in ihren Kittelchen von Ratin einherstolziren, sie gleichen dennoch Affen.

— Sie gleichen Deinem Manne, der ihr Vater ist. Du unverschämte Alte.

— Meinem Manne! Du kannst wohl sagen. Deinem Liebhaber, denke ich. Ich finde Dich unterhaltend, mich so zu beleidigen.

— Dich zu beleidigen! ist er nicht jetzt Dein Mann?

— Wenn er mein Mann ist, so kann ich es nicht verhindern, wogegen Dich nichts dazu verpflichtet. Schweig, Läuferin.

— Ich bin keine Läuferin, ich bin eine Familienmutter, was Du niemals sein wirst.

— Ich weiß nicht, was mich zurückhält! —

— Niemand hält Dich zurück, komm also!

— Du hast mein Haushaltungsgeld auf Deinem Rücken, und Du kommst, mich vor meinem Thee zu beleidigen! Du sollst sehen, Schurkin!

— Zeige es! ich warte.

— Ja, warte auf mich.

Die Diderot geht in ihr Haus und kehrt bald mit einem Topfe voll schmutzigen Wassers zurück, den sie ihrer kriegerischen Feindin über den Kopf schüttet. Im Augenblick waren Mutter und Kinder umgewandelt, es war keine Spur von ihrem Staat zu sehen, Fett und Schmutz strömten an ihnen nieder, man hätte sie nicht mit einer Zange angerührt,

Nichts kann die Wuth dieser Mutter schildern. Ihre Kinder waren bis auf die Haut durchnäßt, ihre Kinder waren mit Schmutz bedeckt! Ihre Kinder, die Kinder eines Philosophen! Sie stürzte sich, ohne weiter nachzudenken, über ihre Nebenbuhlerin her, und der herrlichste Kampf begann zum großen Ergötzen der Zuschauer. Niemand dachte daran, sie zu trennen. Man war zu glücklich, sie sich so schlagen zu sehen. Die Hauben, die Halstücher, die Stickereien, Alles flog bald um sie her und dann die Haare. Sie schrien wie Furien und legten einander die beleidigendsten Namen bei. Einer von Beiden fiel es plötzlich in der Hitze des Kampfes ein, den Namen des flüchtigen Paris, der Ursache ihres Streites, auszusprechen. Sogleich griff die Andere ihn auf, und da riefen sie um die Wette den unglücklichen Mann, der sich verbarg und sich schämte, als Vorwand dieses Faustkampfes auf offener Straße zu dienen.

Sie riefen ihn noch immer einstimmig, forderten ihn auf, sie zu vertheidigen, und vereinigten sich endlich, ihn mit Scheltworten zu überhäufen, sie drohten mit der Faust zu seinem Fenster hinauf, ihre Wuth wendete sich gegen ihn, sie schalten ihn einen Feigling, der zwei Frauen sich um seinetwillen schlagen ließ, ohne zu kommen, um sie zu vertheidigen, und der es vorziehe, die Nase in seine alten Scharteken zu stecken, anstatt Ordnung in seine Familie zu bringen.

Dann wurde die Scene vollständig, die Thürsteherinnen aus der Umgegend trippelten vor Heiterkeit: man hatte nie etwas Aehnliches zum großen Ruhme der Philosophie gesehen. Dies wahrte so lange, wie ihre Lungen es gestatteten. Sie trennten sich versöhnt und erbittert über ihren gemeinschaftlichen Gegenstand, und er mußte ohne Zweifel doppelt für die verdorbene Toilette, für die ausgerissenen Haare und alles durch diese Schlackt verursachte Unheil zahlen.

Man kann sich vorstellen, wie man über ihn spottete und wie gelegen diese Sache den Feinden der Encyclopädie kam. Rousseau sagte darüber:

— Die Philosophen sollten nur Weibchen haben für die Bedürfnisse der Natur, und ihnen nie gestatten, die Stimme zu erheben, denn sie sagen und thun nur Dummheiten.

Keine Männer werden härter behandelt, als die Philosophen, und ich kenne nicht einen einzigen, der sich rühmen könnte, nur einmal im Monat nach seinem Willen zu handeln.

Grimm hat viel Lächerliches an sich, was Frau von Epinay nicht sieht; man sagt, er schminkt sich weiß und roth, auch nennt man ihn den weißen Tyrannen. Duclos verfehlte nicht, dies Alles so gut wie möglich hervorzuheben und das Feuer des Hasses und der Eifersucht bei Rousseau anzuschüren, der sich dieses Haus hatte aneignen wollen, nicht damit man ihm mehr gebe, man

konnte ihm den Vorwurf der Habsucht nicht machen, sondern damit man ihm mehr Weihrauch streuen möchte. Duclos sagte überall, er besitze die Gunst der Frau von Epinay, und er suchte zugleich diese von der zärtlichen Liebe zu überzeugen, die Grimm für die Baronin von Holbach hege, die eben gestorben war.

Endlich erklärten sie sich. Der Erfolg war, daß Duclos weggejagt wurde, wie es mit dem Fräulein von Ette geschehen war, und als Beide weggejagt waren, verbanden sie sich gegen die, welche sie so lange ausgeforscht hatten, obgleich sie einander Anfangs feindlich gegenübergestanden. Die vorzüglichste Batterie Duclos' und Rousseau's war, Diderot zu überreden, daß Frau von Epinay seines Freundes unwürdig sei, den sie sehr unglücklich machen würde, und daß man ihn ihr um jeden Preis entreißen müsse.

Diderot wendete bei Grimm die Autorität seines soliden Charakters an, er predigte ihm ohne Erfolg und endete damit, darauf zu verzichten, als er deutlich sah, daß er nichts erreichen würde..

Zu eben dieser Zeit schenkte Frau von Epinay Rousseau die Eremitage, um mit seiner Therese und der alten Levasseur, ihrer Mutter, dort zu wohnen.

Keine Feder kann beschreiben, was diese beiden Frauen waren. Madame Diderot war im Vergleich mit diesen eine Herzogin. Die alte Levasseur glich einer Kupplerin vom Marché des Innocents, und Therese einer ihrer Nymphen. Beide waren schmutzig, noch mehr als er, was nicht wenig sagen will. Sie richteten sich alle drei an diesem hübschen Orte ein und begannen darauf die niedrigsten Intriguen gegen die, welche sie aufgenommen hatte.

Man muß seine Bekenntnisse ansehen! Sie sind sehr unedel, aber es ist nichts im Vergleich mit der Wahrheit. Frau von Houdetot, die ein öffentliches Verhältniß mit Saint-Lambert hatte, ließ sich in der Nachbarschaft nieder, und da spazierte diese Thörin ganze Tage in den Wäldern umher, hörte die leidenschaftlichen Erklärungen dieses bäuerischen Menschen an, ermutigte ihn freilich nicht, so daß sie in Widerspruch gerieth, doch ließ sie sich anbeten, indem sie das für ihre Schwägerin von dem bereitete Gift aufnahm, den sie mit Wohlthaten überhäufte. Saint-Lambert ließ sich nichts träumen; Diderot ließ sich von Rousseau gegen Grimm's Idol einnehmen; dieser, der während des Feldzuges in Westphalen war, konnte sie nicht vertheidigen, und es entstand daraus eine Erbitterung und Klatschereien, die überall bekannt wurden.

Ich verbreite mich ausführlich über diese Klatschereien, um zu zeigen, was diese Männer sind, welche Oberhäupter einer Schule geworden sind; diese Männer, die Alles umstürzen wollen, und die eine neue Religion und neue Grundsätze einführen wollen, und neben der Größe ihres Gelübdes wird man die Kleinheit ihres Geistes, die Nichtigkeit ihres Herzens und Willens sehen.

Man betrachtet sie in der Welt nur als Erneuerer des Menschengeschlechts, als Lehrer, deren Lehren man befolgen muß; indem man sie in der Nähe ansieht, wird es leicht sein, das Ungenügende derselben einzusehen.

Man behauptet, daß ich leichtfertig bin und nicht den philosophischen Verstand habe; es ist möglich, aber ich habe den richtigen Verstand, ich sehe die Wahrheit und ich würde nur zu glücklich sein, wenn ich sie auch den Anderen zeigen könnte.

---

## Achtes Kapitel.

So verging die Zeit des Aufenthaltes Rousseau's in der Eremitage. Er bezahlte die Gastfreundschaft mit Undankbarkeit, immer nach den Grundsätzen der Philosophie. Ich habe hier vergessen, eine Ausnahme zu Gunsten Voltaire's zu machen und seinen Vorzug vor allen diesen Leuten zu erwähnen, Voltaire' ist von denen, die ihn kennen, wenig begriffen worden, und durchaus nicht von denen, die ihn nur durch seine Bücher sehen. Voltaire war ein Spötter, der sich über alle Welt lustig machte, er lachte über Alles und über Alle, und über sich selber, wenn er keinen anderen Gegenstand hatte. Man mußte ihn sehen, wie er einen ernsten Philosophen an der Spitze seiner Gabel hielt und ihn in kleine Stücke zerschnitt, ohne daß er es sich träumen ließ, mit vielen Reverenzen und endlosen Complimenten. D'Argental und ich sind oft bei diesen Executionen zugegen gewesen. Wenn es zu Ende war, sagte er kein Wort, sondern wendete sich zu uns um, und dieses Gesicht sendete um sich her leuchtende Pfeile aus, es ist der einzige Ausdruck, dessen ich mich bedienen kann, der einzige, welcher gut wiedergiebt, was ich so oft gesehen und gefühlt habe,

Er war gut, wirklich gut und wohlthätig, kein einziger von seinen Collegen war es wie er. Ich erinnere mich eines Zuges von Rousseau, als dieser die »Briefe vom Berge« herausgab. Voltaire war in Verney oder in den Deines und gerieth in einen furchtbaren Zorn, als wollte er Alles um sich her in Stücke zerschlagen.

— Ich werde Leute ausschicken, um ihn in seiner Höhle aufzusuchen, diesen Wilden, diesen Winselaffen! Er soll unter dem Stock sterben. Er verdient keine andere Rache, und meine Feder darf sich nicht mit einem solchen Elenden messen.

— Man versichert, daß er Sie besuchen wird, sagte Jemand.

— Ei! ist es möglich? er würde es nicht wagen, er kennt mich nicht.,

— Es scheint aber doch so.

— So komme er denn, ich werde ihm ein Souper geben, ich werde ihm sagen; dies ist ein gutes Souper, dieses Bett ist das beste im Hause. Gewähren Sie mir das Vergnügen, Beides anzunehmen und sich bei mir glücklich zu fühlen.

Voltaire schilderte sich vollkommen in dieser Anekdote.

Der Baron von Holbach, den Grimm der Frau von Epinay vorgestellt hatte, wollte Chevrette miethen, welches man nicht mehr bewohnte. Da man sich auf Epinay beschränkt hatte, wo man Wunderwerke erbaute, erklärte ihr Diderot, der von Rousseau und Duclos aufgeregt wurde, wenn sie in dieses Haus ziehe, würde er nie einen Fuß hineinsehen. Es war ein Zorn und eine Wuth, immer wegen der guten Dienste dieser vortrefflichen Freunde.

Welche wunderliche Geschöpfe diese Philosophen sind!

Rousseau setzte der Sache die Krone auf. Er schrieb eines schönen Morgens seiner Wohlthäterin eine Liste voller Beleidigungen, worin er sie beschuldigte, einen anonymen Brief verfaßt zu haben, der seit zwei Tagen die Wuth der Frau von Houdetot und des Herrn von Saint-Lambert erregte. Folgendes ist das Wie und Warum.

Der Marquis erhielt eine Anzeige ohne Unterschrift von der angeblichen Intrigue zwischen der Gräfin und Rousseau. Man setzte ihn in Kenntniß, daß er getäuscht werde, daß sie seiner

spotteten und sich den ganzen Tag im Gehölz von Montmorency sähen. Man legte Jean Jacques selbst größere Freiheiten bei, wofür die Liebe des Herrn von Saint-Lambert nicht entschädigen sollte.

Frau von Houdetot war nicht schön, sie hatte unendlich viel Geist, sie schielte, was ich nie habe ausstehen können, und alle ihre Züge waren unregelmäßig. Man hat die hübschen Verse auf sie angewendet, die eigentlich an die Herzogin de la Vallière gerichtet waren, welche nicht alt wurde. Viard versichert, daß ich sie noch nicht angeführt habe; ich muß ihm glauben. Hier sind sie, sie wurden improvisirt:

Es zwingt Natur die Zeit, so klug und weise,  
Zu schonen dieses schöne Angesicht,  
Das sie zu wiederholen nicht vermag.

Sie war und ist noch immer eine reizende. Person, diese Gräfin von Houdetot.

Ich betrachte mich so sehr als todt, daß ich unwillkürlich zu der Vergangenheit rede. Es scheint mir, als schriebe ich von der anderen Welt. Saint-Lambert ist gegen sie, wie am ersten Tage. Sein Gefühl war also ein solides und tiefes, da es nach so vielen Jahren noch fortdauert. Es ist leicht zu begreifen, wie tief er verwundet war.

Er konnte nicht umhin, den Brief der Frau von Houdetot zu zeigen und sie mit dieser Beschuldigung bekannt zu machen, gegen die sie sich laut erhob, als Unschuldige, die man mit Unrecht angeklagt.

Sie gestand ihre Spaziergänge und ihre Unterhaltungen, aber nicht mehr, da es nur einen Umstand gab, von dem sie sich zu sprechen hütete, um Rousseau nicht zu schaden, und den sie später bekannt machte, als schon Alles in Verwirrung war.

Rousseau hatte seine Liebe nicht erklärt, da er sehr gewiß war, nicht angenommen zu werden. Er beschränkte sich damit, die Geständnisse der jungen Frau über Saint-Lambert anzuhören und Alles in Thätigkeit zu setzen, um ihn in ihrem Geiste zu vernichten. Er glaubte, daß es ihm gelingen werde; er mußte hernach ein freies Spiel haben. Er stellte sich indessen vor, daß Frau von Epinay in den Marquis verliebt sei, und daß dieser nicht weit entfernt sei, darauf zu antworten. Er rechnete auf die Eifersucht, was für einen Philosophen keine große Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen voraussetzt. Es versteht sich von selbst, daß ihm nichts gelang, selbst nicht, sie von dieser vorgeblichen Leidenschaft zu überzeugen.

Als der anonyme Brief ankam, als der Marquis und die Gräfin sich erklärt hatten, erzählten einander Beide die Thatsache; er zauderte nicht, Frau von Epinay zu beschuldigen, die Urheberin dieser Schändlichkeit zu sein, die gewiß von seiner Therese herrührte. Dieses Mädchen erfüllte das ganze Thal mit ihrem Geschrei und erzählte allen Echos die Untreue ihres Geliebten. Weder Frau von Houdetot noch Herr von Saint-Lambert hielten die zarte Emilie einer solchen schmutzigen Handlung für fähig. Sie entschlossen sich also, nichts davon zu sagen, aber Rousseau behauptete, daß dies nicht so hingehen könne, und daß er dieser Frau zeigen wolle, was es heiße, einen rechtschaffenen Mann ungerechterweise anzuklagen.

Er schrieb den beleidigenden Brief, von welchem ich gesprochen habe, als Antwort auf einen anderen völlig freundschaftlichen, den seine Wohlthäterin an ihn gerichtet hatte. Diesen Brief erwähnt er und rühmt sich dessen in seinen abscheulichen »Bekanntnissen«; er zeigt sich darin zu Allem fähig. Niemals kann Jemand mehr Nachtheiliges von ihm sagen, als er von sich selber sagt.

Frau von Epinay war gut bis zur Schwäche, sie verzieh ihm und willigte sogar ein, ihn

wiederzusehen; sie ließ ihm die Eremitage, wo er seine Arbeiten und seine Wuth fortsetzte. Es war wahrhaft unsinnig von ihrer Seite; sie verdiente, was ihr zu Theil wurde. Rousseau bewarf sie mit Koth und versuchte sie wieder mit ihrer Schwägerin zu entzweien. Er machte seine Sache so gut, daß selbst diese ihm die Thür zeigte. Er rächte sich deshalb, indem er sprach, wie er es that, und er entzweite sich zu gleicher Zeit mit Frau von Epinay, Frau von Houdetot, Grimm, Saint-Lambert und Diderot, dem er alle möglichen Streiche spielte und den er endlich in einem seiner Werke öffentlich beleidigte.

Alle diese Personen hatten ihm Gutes gethan, ja, mehrere hatten ihn mit Wohlthaten überhäuft; er wußte es nicht anders zu erkennen, als indem er ihnen so viel Böses zufügte, wie er vermochte. Wir werden ihn sogleich wiederfinden, wie er ans dieselbe Weise in einer anderen Gesellschaft agirt, wohin ihn der Zufall geworfen, und wenn man ungeachtet seiner Aufführung noch einiges Mitleid mit ihm hegte, so war es, weil seine neuen Freunde zu weit über ihm standen, als daß er sie hätte beleidigen können.

Frau von Houdetot vergaß alle Rücksicht. Sie konnte nicht fern von Saint-Lambert leben, sie schrieb an seine Vorgesetzten, sie möchten ihn ihr zurückschicken. Es ist leicht zu begreifen, wie dieses Verhältniß an den Pranger gestellt wurde, und wie laut man davon sprach. Die Gräfin kümmerte sich nicht darum, sie ging immer ihren Gang und behielt ihren Liebhaber, der sehr stolz auf die Leidenschaft war, die er einflößte, und Beide verachteten die Verleumdungen und Abscheulichkeiten dieses Undankbaren Geschöpfes, welches man Rousseau nennt.

Frau von Epinay, die seit so vielen Jahren sehr krank war, bekam den Einfall, nach Genf zu gehen und Tronchin zu befragen, dem Voltaire einen europäischen Ruf verschafft hatte. Er behandelte sie mit seinem gewöhnlichen Talent und heilte sie nicht, denn sie war unheilbar. Sie wäre beinahe in seinen Armen gestorben. Grimm eilte, sie abzuholen, und führte sie zurück. Sie ist zu dieser Stunde noch nicht todt, obgleich sie noch immer sehr leidet und nur vermöge des Opiums lebt. Sie geht nicht mehr aus; Grimm wohnt bei ihr, und ich weiß nicht einmal, ob Herr von Epinay lebt oder todt ist,

Frau von Epinay ist nie hübsch gewesen, es fehlt ihren Manieren an Adel, sie ist eine Bürgerliche im vollen Sinne des Worts. Sie ist ebenso klatschhaft wie ihre Freunde, die Philosophen, aber sie ist natürlich und verbindlich, sie hat keine Pedanterie an sich, freilich ist ihr Geist nicht ausgezeichnet und sie selber wenig unterrichtet.

Ich sehe sie selten; sie ist immer von Philosophen umgeben, und ich muß gestehen, daß ich sie fliehe, weil ich sie zu gut gekannt habe.

---



## Neuntes Kapitel.

Ich habe gestern einige Kapitel von diesen Memoiren gelesen oder sie mir vielmehr von Pont-de-Veyle vorlesen lassen, unter anderen den Theil, wo ich von Fontenelle spreche. Er hat sich sehr über seine Geschichte mit der Marquise empört und hinzugefügt, daß das unmöglich sei, da alle Welt wisse, daß Fontenelle kein Herz habe und nie etwas geliebt. Er führte mir zum Beweise das Wort an, welches er zu Diderot gesagt, als dieser eines Tages vom Gefühl sprach.

— Was mich betrifft, mein Herr, ich habe seit achtzig Jahren das Gefühl zu der Ecloge verbannt.

Dies Alles ist wahr, und doch ist der poetische Umgang mit dieser Dame auch nicht weniger wahr. Es war das einzige Mal in seinem Leben, das gestehe ich zu, aber dennoch ist es eine Wahrheit, und das Kind auch, denn das Kind lebt und ist eine alte Nonne, Bei diesen Beweisen mußte Pont-de-Veyle mir freilich glauben.

— Ich hätte ihn nimmermehr so sehr für einen Dichter gehalten, fügte er zum Tröste hinzu, denn es ist Poesie und nicht mehr, vom Herzen ist bei dem Allen nicht die Rede.

— Ei! mein Lieber, antwortete ich ihm, Sie haben kein Herz, so viel ich weiß, Sie machen nicht einmal Anspruch daran. Hat Sie dies verhindert, in Ihrer Jugend Thorheiten zu begehen für Mädchen, die noch lange nicht so viel werth waren, wie die Marquise. Es ist immer in uns selber ein Winkel, dessen wir uns nicht rühmen, und der besser ist, als das Uebrige, kurz, ein Gefühl. Wenn Fontenelle sich im höchsten Grade zum Epigramm hinneigte, so hindert dies nicht, daß er auch ein wenig Gutes in sich haben sollte, und wäre es auch nur seine Erkenntlichkeit für seinen Onkel Corneille, der ihn erzogen, so führt doch dieses wenige Gute zu vielen Dingen,

Als Rousseau die Eremitage verließ, nachdem er sich heftig mit der philosophischen Coterie entzweit hatte, die er von allen Seiten angegriffen, ging er nach Montmorency, wo er von dem Marschall von Luxembourg, von der Marschallin besonders und von dem ganzen Adel Frankreichs, der in dieses köstliche Schloß kam, mit offenen Armen empfangen wurde. Er triumphirte über seine Gegner und vernichtete sie von seiner neuen Stellung aus. Keiner von ihnen wurde in diesen glänzenden und prächtigen Zirkel aufgenommen, worin er thronte und wo ich ihn sehr oft demüthig und dienstfertig sah. Will man einen Beweis davon?

Er hatte einen kleinen häßlichen schwarzen Hund, den er aus Haß gegen die großen Seigneurs »Duc« nannte. Er kläffte aus der Ferne gegen sie, wie dieser kleine Hund die Vorübergehenden ankläffte, ohne sich ihnen zu nähern. Als er in Montmorency war, machte er aus »Duc« »Turc«. Da ich ihn oft dieses spöttischen Namens sich hatte rühmen hören, so konnte ich nicht umhin, eines Tages vor aller Welt eine Bemerkung darüber zu machen. Er antwortete mir nicht. Er war nicht kühn gegen die Wahrheiten, welche laut ausgesprochen wurden, und im Allgemeinen hatte er erst eine Viertelstunde nach den Anderen Geist — zuweilen kam auch diese Viertelstunde niemals.

Er wurde genöthigt, beim Erscheinen seines savoyischen Vicars sein Asyl zu verlassen, und er floh nach der Schweiz, wo er, Gott sei Dank, noch Thorheiten und schlechte Handlungen genug beging, um von dort vertrieben zu werden. Von dort ging er in den Elsaß und kehrte endlich zu uns nach Paris zurück. Der Prinz von Conti empfing ihn im Tempel, er fürchtete nicht die

Kothfleck und wollte um jeden Preis der Beschützer der Wissenschaften werden. Dort nahm ihn Herr Hume, der englische Geschichtschreiber, als grotesker Armenier verkleidet, und führte ihn mit sich nach England. Er blieb dort ebenso wenig, wie anderswo, und zum Theil aus denselben Gründen. Man mußte sehen, wie er gegen Herrn Hume handelte, weil er das Unrecht begangen, ihm Gutes zu thun! Damals schrieb Herr Walpole, der über diesen Mann aufgebracht war, den berühmten Brief des Königs von Preußen an Jean Jacques Rousseau. Dieser Brief wurde in der ganzen Welt bekannt, und versetzte Jean Jacques und, wie man sagte, auch den König der Philosophen in Wuth, Er ließ sie alle nach einander zu sich kommen, bis er dessen überdrüssig wurde. Dieser König hatte etwas von Jean Jacques an sich, er war ebenso wenig zufrieden und hatte einen Stolz, der ebenso schwer zu befriedigen war. Voltaire war neugierig auf seine Rechnung; sie verabscheuten einander einstimmig und schnitten einander im Herzen Gesichter.

Herr Walpole kehrte ruhig nach England zurück, ohne sich um Jean Jacques Rousseau's Widersprüche zu kümmern, der damals ganz allein stand und keine Verbindungen unter den Literaten hatte. Die Geschichte seiner Entzweiung mit dem Baron von Holbach, dem Letzten, der ihm geblieben, war drollig genug. Der Baron von Holbach hat sie selber bei mir erzählt, obgleich er selten kam.

Bei diesem Baron waren zum Diner Diderot, Saint-Lambert, Marmontel, ich weiß nicht, wer sonst noch, und ein verskünstelnder Pfarrer, der eine von ihm verfaßte Tragödie vorlesen wollte. Dieser Probe der Beredtsamkeit ging eine Abhandlung über die theatralischen Kompositionen voran, die sehr leicht in der Kürze zu wiederholen ist.

— Die Tragödie und die Komödie, sagte er, unterscheiden sich sehr leicht von einander. In der Tragödie handelt es sich um einen Mord, in der Komödie um eine Heirath. Man muß also wissen, ob man in der Komödie heirathen, ob man in der Tragödie tödten wird. Wird man heirathen? wird man nicht heirathen? Wird man tödten? wird man nicht tödten? Man wird heirathen, man wird tödten, das ist der erste Akt; man wird nicht heirathen, man wird nicht tödten, das ist der zweite Akt. Ein neues Ereigniß stellt sich dar, eine neue Erfindung zu tödten oder zu heirathen, das ist der dritte Akt; ein Hinderniß erhebt sich, welches verhindert zu heirathen oder zu tödten, und das ist der vierte Akt. Dies muß geendet werden, und im fünften Akt heirathet oder tödtet man, weil Alles ein Ende hat.

Es ist leicht zu begreifen, wie solche Erörterungen von einer solchen Versammlung aufgenommen wurden, man lachte, man verspottete den armen Mann, Jean Jacques allein hielt sich zurück und sagte kein Wort, er lachte und sprach nicht. Plötzlich stand er auf, lief auf den guten Mann zu, entriß ihm sein Heft, warf es auf den Boden und rief mit einem Ausdruck der Wuth:

— Alles, was Sie da sagen, hat keinen gesunden Verstand, Ihre Tragödie ist ein Unsinn, alle Welt hält sich hier über Sie auf; kehren Sie zu Ihrer Herde und zu Ihrer Pfarre zurück, das ist das Beste, was Sie thun können.

Darüber wurde der Pfarrer aufgebracht, sie sagten einander alle möglichen Beleidigungen und würden sich gewiß geschlagen haben, wenn man sie nicht daran verhindert hätte.

Rousseau reiste ab, wüthender, als der lächerlich gemachte Dichter, und seitdem wollte er keinen seiner alten Freunde wiedersehen, so zuvorkommend sie sich auch gegen ihn zeigten. Er beschuldigte sie aller seiner Leiden, deren er nur sich selber beschuldigen konnte, und er trommelte sie in seinen Schriften aus, mit großer Verstärkung von Verleumdungen und Bosheit, was für einen Feind sehr ungeschickt war, denn er durfte nur einfach die Wahrheit sagen, und er

hätte sie so schon genug angeklagt. Freilich hätten sie es ihm wiedergeben können, und diese waren nicht besser, als jene.

Rousseau wurde überall vertrieben oder er verbannte sich selbst, bis er endlich einen Zufluchtsort in Crmenonville bei Herrn von Girardin, einem seiner fanatischen Bewunderer, fand. Man hatte zum Voraus ein kleines Haus für ihn angeordnet, und auf der Pappelninsel, wo man ihn nach seinem Wunsche begraben, fand sich ein Denkmal, dieser einfältigen Julie aus der »Neuen Heloise« errichtet, der langweiligsten Heldin, welche je eine Phantasie nach der Clarissa erdacht.

Er hatte sich an diesem schönen Orte mit seiner Therese, die Madame Rousseau geworden war, eingerichtet. Er hatte sie geheirathet, um den Vorstellungen seiner alten Freunde nachzugeben. Sie leisteten ihm dadurch einen ausgezeichneten Dienst; ein Mann von Geist hatte sich bis zu seiner Köchin herabgelassen! Viard sagt mir, daß sie in zweiter Ehe einen Gärtner heirathen will. Vortrefflich! da hat sie der Sache die Krone aufgesetzt!

Rousseau botanisirte an diesem zurückgezogenen Aufenthaltsorte und wollte Niemand sehen, höchstens seine Gäste. Er liebte einen kleinen Knaben von zehn Jahren, ihren Sohn, und führte ihn oft mit sich. Eines Morgens hatte er ihn auch wie gewöhnlich bei sich und spazierte überall umher, ohne ein Wort zu sprechen. Er hatte diese Gewohnheit bei Madame Dupin in Chenonceaux angenommen, wo er in Frankreich damit anfangt, die Stelle eines Secretairs zu vertreten. Da ich von der Madame Dupin rede, von der erwähnte man mir ein hübsches Wort von ihrer Schwiegertochter, der Frau von Chenonceaux, einer der intimsten Freundinnen des Jean Jacques; für sie hat er die Emilie geschrieben.

Beim Tode ihres Mannes verhandelte ihre Schwiegermutter mit ihr das ihr zukommende Wittwengeld und nahm die Sache sehr genau. Frau von Chenonceaux ist eine geborene Rochechouart. Nachdem eine Summe festgesetzt worden war, fügte Madame Dupin hinzu:

— Dies muß Ihnen genügen, da Sie nicht die Absicht haben, an den Hof zu gehen.

— Madame, versetzte die Andere, wenn es Personen gibt, die man bezahlt, um zu Hofe zu gehen, so gibt es andere, die man bezahlt, um nicht dorthin zu gehen.

Rousseau botanisirte also in den Wäldern, als er sich unpäßlich fühlte; er kehrte nach Hause zurück, und nach einer Unterredung mit der interessanten Therese fühlte er sich völlig krank. Diese ließ Jemand vom Schlosse rufen. Frau von Girardin eilte herbei, aber er bat sie, ihn mit seiner Frau allein zu lassen. Dann klagte er über Kolik, verlangte, daß man ein Fenster öffne, betrachtete die Natur und die Sonne, indem er einige Bemerkungen darüber machte, und rief dann aus:

— Gott! Wesen aller Wesen!

Und er sank in Theresens Arme zurück, die ihn fallen ließ, da sie nicht vorbereitet war, ihn zu unterstützen; man hob ihn auf, er drückte ihr die Hand und Alles war zu Ende mit ihm.

Er starb in demselben Jahre mit Voltaire, und nur wenige Monate nach ihm. Diese beiden Gegner sind fast zu gleicher Zeit gegangen, ihre Rechenschaft abzulegen. Was ich nicht begreife, ist die Empfindelei des Herrn und der Frau von Girardin und einer Menge von Gaffern für das Grab dieses Mannes. Man hat ihn, wohl verstanden, ohne Priester auf der Pappelninsel begraben, die man das Elysium getauft hat, und welche jetzt ein Wallfahrtsort ist. In hundert Jahren von jetzt an stelle ich mir vor, daß einige Fanatiker seiner Lehre sich aufmachen werden, um sein Grab aufzusuchen und dort mehr oder weniger unschuldige Opfer darzubringen, aber wir, seine

Zeitgenossen, wir, die wir ihn gekannt haben, wir, die wir den abscheulichen Charakter dieses Wehrwolfs, dieses Verleumders der Frauen gekannt haben, wir werden nicht seinem Schatten nachlaufen!

Dieser Mann hatte nur Eins, nämlich einen bezaubernden Styl und eine bewundernswürdige Gewandtheit, die Einbildungskraft zu verführen. Seine Heloise ist als das gefährlichste Buch angekündigt worden, als ein Gift, wovor sich die jungen Mädchen und Frauen besonders hüten müßten. Es ist nach meinem Verständniß und dem fast aller Personen einer der verderblichsten, der einschläferndsten Romane, welche die Phantasie erschaffen hat.

Nach dem Fehler Juliens und nach der Flucht des Saint-Preux, ist er nicht mehr lesbar. Es sind ganz nackte Declamationen und Thesen wie von einem Lehrstuhle. Man bedarf der Wuth des philosophischen Geistes, um damit zu Ende zu kommen. Ich erkläre, daß die durch die »Neue Heloise« verlorne Mädchen dieser nicht bedurften, um zu Grunde zu gehen, sie waren es gewiß schon vorher, und ich werde dieses Werk zu lesen geben, um von den Romanen abzuschrecken; eine Predigt würde ebenso gut sein, wäre nicht der Styl, welchen sehr Wenige zu erreichen versuchen werden, und besonders den sehr Wenige erreichen werden.

Von allen Philosophen ist Rousseau derjenige, den ich am wenigsten unterstütze, weil er entschieden ein böser Mensch ist, der predigt, was er nicht thut, und selbst böse Dinge predigt; ein Beweis ist, was er zu diesem Vater sagte, der sich hoch in seiner Achtung zu stellen dachte und sich rühmte, seinen Sohn in den Grundsätzen des »Emil« zu erziehen:

— Um so schlimmer für Sie, mein Herr, und für Ihren Herrn Sohn, antwortete der Lehrer, Ich bin unglücklicherweise nicht fromm, wie man weiß, so sehr ich auch oft gewünscht habe, es zu sein, ich habe nicht die nöthigen Eigenschaften dazu, aber ich hasse den zur Schau getragenen Unglauben, kurz, ich hatte Alles was nicht wahr ist, und die Philosophen sind besonders nicht wahr. In einer gewissen Epoche meines Lebens, ohne gerade ihre Lehren eingesogen zu haben, hatte ich, was man eine philosophische Lebensweise nennt, und ich wollte besonders, daß sie consequent mit sich selber wären. So erschien mir Voltaire, der in Ferney beichtete und communicirte, als eine Anomalie, und ich konnte mich nicht enthalten, es ihm zu schreiben; er nahm es sehr übel, aber ich habe nie meine Gedanken verbergen können.

Voltaire stand in jeder Hinsicht weit über seiner Schule, die ich seine Livree nannte. Er hatte einen unvergleichlichen Geist, er war mit einer Welt in Berührung gekommen, welche die Anderen aus der Ferne betrachteten, und wenn sie dort zugelassen wurden, war es in der Eigenschaft von Meerkatzen und seltenen Thieren. Man bat immer mit großem Vergnügen die Männer von Talent jeder Art in die gute Gesellschaft aufgenommen, weil diese versucht haben, sich angenehm zu machen; was die eigentlichen Philosophen betrifft, das ist eine andere Sache, sie sind alle lästig und langweilig. Gewiß sind Diderot und d'Alembert höhere und kräftigere Geister; d'Alembert hat überdies eine unbestrittene Heiterkeit und Lebhaftigkeit, aber er wußte nicht zu leben, und es hat mich oft gekränkt, ihn so zu sehen. Was den Marquis von Condorcet, diese Amphibie, betrifft, von dem man mir nicht spricht, den habe ich nie leiden können.

---

## Zehntes Kapitel.

Viard hat die Bemerkungen über meine Reise von Cirey wiedergefunden, und ich mache mir ein Fest daraus, sie wiederzuerzählen. Ich befand mich zu derselben Zeit mit der Frau von Graffigny, der Verfasserin der peruvianischen Briefe, dort. Diese arme Frau ist höchst unglücklich gewesen; man verheirathete sie an einen Mann, der sie schlug, der sie mehrmals beinahe getödtet hätte, und von dem sie endlich gerichtlich getrennt wurde, nachdem sie mehrere Jahre mit heroischer Geduld gelitten hatte. Er war Kammerherr des Herzogs von Lothringen, was ihn nicht verhinderte, ins Gefängniß geworfen zu werden und darin zu sterben. Er hatte ich weiß nicht wen geschlagen und einen seiner Bedienten halb erdrosselt.

Frau von Graffigny war nicht reich, sie war im Gegentheile sehr arm und in jeder Hinsicht unglücklich. Sie rächte sich dafür, indem sie Leopold Desmarets, den Sohn eines Musikers und Lieutenants des Regiments Heudicourt, liebte. Dies war nicht genügend, aber es brachte ihr einigen Trost; die Liebe tröstet sehr, wenn sie nicht außerordentlich betrübt.

Sie ging an demselben Tage wie ich oder vielleicht am folgenden nach Cirey und übernahm es, für mich aufzuzeichnen, was sich bei diesem Besuche Bemerkenswerthes zutrug; ich litt schon zu sehr an den Augen, um zu schreiben. Dies sind ihre Aufzeichnungen, die Viard aufbewahrt hat, und welchen wir folgen werden. Es war, so viel kann ich versichern, ein drolliges Haus und drollige Leute.

Madame du Chatelet liebte mich nicht; ich hatte, wie man weiß, ihr Portrait entworfen, und es stimmte nicht mit der Wahrheit überein. Die schöne Emilie liebte die schmeichelhaften Portraits und fand sie niemals wahr genug, wenn sie es nicht waren. Wir waren aus Politik bei einander; sie redeten mich mit honigsüßen Worten und zuckersüßem Lächeln an, aber ich wußte, woran ich mich halten konnte.

Voltaire hegte eine wahrhafte Achtung für mich, dies reichte für sie hin, mich zu verabscheuen; Alles verletzte sie, und wenn sie sich nicht mit ihren alten Freunden entzweite, so wie mit Thiriot, Formont und d'Argental, so war es, weil sie nicht damit zu Stande kommen konnte.

Ich kam auf sehr schlechten Wegen in der Nacht an. Man erwartete mich nicht mehr zu dieser Stunde; indessen bei dem Geräusch meiner Postillone kam Madame du Chatelet im Nachtkamisol heraus und Voltaire kurz nach ihr. Beide empfingen mich mit übermäßiger Freude; sie waren nur von einer Seite aufrichtig.

— Ah! Madame, rief er, sind Sie denn wirklich da! Da wird es etwas zu plaudern geben!

— Man sollte denken, daß wir gar nicht plauderten, fuhr sie in lebhaftem Tone fort.

— Mit Ihnen, Madame, versetzte er, ist man immer im Himmel, mit Madame Du-Deffand steigt man wieder zur Erde herab, und das schadet nicht, man bedarf dessen zuweilen, und wäre es auch nur, um seine Flügel auszuruhen.

— Madame ist ermüdet, fiel die Andere ein, um die Unterredung zu unterbrechen; sie wird mir erlauben, sie in ihr Zimmer zu führen, sie bedarf der Ruhe.

— Und ich mache mir den Vorwurf, Ihre Ruhe gestört zu haben, aber es war nicht von mir abhängig, früher anzukommen. Ich hätte in Ihren ausgefahrenen Wegen vier- oder fünfmal

beinahe meinen Wagen zerbrochen.

Voltaire scherzte über die Wege dieses Landes, indem er auf einer ziemlich steilen Treppe zu der zweiten Etage hinaufstieg; er begleitete mich mit einem Leuchter, seine und meine Leute trugen meine Koffer, es war eine seltsame Procession in diesem Schlosse und zu dieser Stunde.

Er führte mich mit vielen Entschuldigungen in eine Halle; es war wohl nöthig, denn ich war nie so schlecht logirt, auch war es das beste Zimmer, die anderen waren vollkommene Kojen,

— Unsere Besuchszimmer sind noch nicht in Ordnung, sagte die Nymphe Emilie zu mir, man kann nicht Alles zugleich thun. Wenn Sie wieder zu uns kommen, werden wir Sie besser empfangen.

Es zog sehr durch die Spalten der Thüren und Fenster, die wie in den alten Häusern in drei Theile getheilt waren. Die Wände waren mit gewirkten Teppichen bedeckt, worauf Personen von allen Arten dargestellt waren, einige reich gekleidet, andere als Hirten und Bauern. Die Nische war mit schonen Stoffen versehen wie in allen Zimmern; es sind die Kleider der Großmütter der Madame du Chatelet oder der verwittweten Damen von Breteuil.

Das Mobiliar war auch sehr alt und nur gerade das nothwendige vorhanden, dabei war ein Vorzimmer, ein Cabinet und eine Garderobe, das war Alles, und ich will nicht von dem Kamin sprechen, worin man eine ganze Familie hätte unterbringen können.

Die Aussicht ist von dieser Seite nicht besonders schön, ein Berg schließt sie völlig aus und man würde sich sehr bald hier langweilen. Uebrigens — und ich schreibe Frau von Graffigny wörtlich ab — ist Alles, was nicht zu den Zimmern der Dame und des Herrn von Voltaire gehört, von einer widerwärtigen Nachlässigkeit.

Man verließ mich, ich schlief wie eine Wahnsinnige in der Zwangsjacke, ohne daran zu denken, daß ich in einem Tempel sei, und noch dazu in dem des Idols des Jahrhunderts. Am folgenden Morgen erwachte ich spät, und Herr du Chatelet ließ mir sein Compliment überbringen und mich um Entschuldigung bitten, daß er nicht selber komme, da er das Podagra habe. Ich ließ ihm antworten, ich winde ihn besuchen, wenn ich hinunterkomme, doch ließ man mir widersagen, er würde es nicht zugeben, doch würde er sich beim Kaffee einfinden, den man um elf Uhr in der Gallerie einnehmen würde.

Welch ein seltsamer Ehemann, und welche seltsame Rolle spielte er dort!

Madame du Chatelet kam im Sitzkleide und Schürze von schwarzem Taffet, ihr schwarzes Haar zu einem Wulst aufgebunden und in Locken, wie die der kleinen Kinder herunterfallend, zu mir herauf, Voltaire folgte ihr gepudert und prunkend wie in Paris oder Sceaux. Er fing sogleich von d'Argental und den beiden Kindern der Lecouvreur an, deren Vormundschaft er übernommen hatte. Er fragte mich, ob ich sie gesehen habe und was Pont-de-Veyle und unsere übrigen Freunde von diesen Cherubim sagten. Ich wußte in Wahrheit nichts davon, man hatte seit langer Zeit nicht davon gesprochen, aber er dachte an Alles, selbst an die vergessenen Dinge.

Er bot mir galant den Arm und führte mich zu der Gallerie, während Madame du Chatelet voranging.

— Ist Ihnen unsere Einrichtung passend, Madame? fragte sie mich. Von elf bis zwölf Uhr trinken wir Kaffee mit Naschwerk. Man dinirt nicht und man soupirt um acht Uhr oder zuweilen später. Wenn Sie in der Zwischenzeit etwas bedürfen sollten, so sind immer kalte Speisen servirt, aber wir, die wir arbeiten, wir essen nicht, denn es beschwert den Geist.

Ich habe das Souper immer mehr, als alle anderen Mahlzeiten geliebt; ich nahm also ihren

Vorschlag an.

Wir hatten in der Gesellschaft noch eine wohlbeleibte Cousine Voltaire's, nämlich Frau von Champbonin, Sie war fast immer in Cirey, da sie ein kleines Haus in der Nachbarschaft hatte. Diese Frau hatte wenig Vermögen, und Voltaire hatte zu seiner Zeit ihren Sohn an Madame Mignot verheirathen wollen, aber diese zog Herrn Denis und seinen lächerlichen Namen vor. Man weiß, daß er Commissair des Regiments der Champagne war.

Voltaire bewohnte einen Flügel, der mit dem Hause in Verbindung stand und dessen Eingang gemeinschaftlich war.

Er hatte zuerst ein kleines ziemlich einfaches Zimmer, welches als Vorzimmer diente und zuerst zu seinem eigentlichen Zimmer führte, welches ganz mit karmoisinrothem Sammet ausgeschlagen und mit goldenen Franzen versehen war, die Nische, die Wände und Alles, wenigstens für den Winter. Im Sommer war Alles mit chinesischem Tastet mit gestickten Figuren ausgeschlagen. Das Tafelwerk, die Spiegel, die Gemälde nahmen viel mehr Platz ein, als die Tapeten; man konnte es den ganzen Tag ansehen.

Was da von Porzellangeschirren und Kunstwerken und Verzierungen im chinesischem Geschmack war, läßt sich nicht sagen, reizende Landseen, künstliche Wanduhren und alle möglichen Erfindungen dieser Art. Auf einem Tische befand sich ein offenes Kästchen, mit glänzendem Silbergeschirr angefüllt, daneben ein Juwelenkästchen, gleich dem einer jungen Dame, mit zwölf bis fünfzehn Ringen mit Diamanten und geschnittenen Steinen versehen.

Mit dem Zimmer stand die Gallerie in Verbindung, die etwa vierzig Fuß lang war; auf der einen Seite befanden sich die Fenster, die durch Consolen und Fußgestelle mit indischem Lack überzogen, getrennt waren, und auf welchen Venus und Herkules standen.

Geradezu befanden sich zwei große Glasschränke, der eine mit Büchern, der andere mit physikalischen Instrumenten angefüllt, zwischen beiden ein sehr bequemer Ofen, unter dem Fußgestell der Statue des Amor mit der berühmten Inschrift:

Wer du auch bist, sieh' hier deinen Herrn:  
Er ist's, er war's oder wird es sein.

Die Gallerie war getafelt und gefirnißt, die Füllungen und die Windschirme waren von indischem Papier, wie in dem Zimmer. Ich bewunderte eine Menge Porzellan, Ofenschirme, chinesische Figuren und endlich eine Thür, die gleich der einer Grotte aus Muscheln bestand und in den Garten hinausführte. Die Sitze waren abscheulich, was mich nicht wunderte. Voltaire hat immer ebenso gut auf einer Bank wie auf einer Bergère gesessen.

Die Zimmer der, Madame du Chatelet, um sogleich mit der Beschreibung zu Ende zu sein, waren viel hübscher und viel sorgfältiger ausgeschmückt, als die Voltaire's. Das Schlafzimmer war getäfelt und gelb angestrichen und mit blaßblauen Streifen versehen. Die Nische war mit köstlichem indischem Papier eingerahmt. Das Bett und alle Möbeln bis auf das Hundehäuschen waren mit blauem Moire überzogen, und das Holz des Lehnssessels, die Schränke und das ganze Mobilier gelb gebläut, wie das Tafelwerk.

Eine Glasthür führte zu der Bibliothek, die ein wahres Kleinod war. Die Spiegel, die Gemälde von Paul Veronese, nichts fehlte hier.

Das Boudoir war ein Wunder, Himmelblau — mit der Farbe der Urania — tapeziert, war der Plafond von Martin gemalt und das Tafelwerk von Watteau. Es waren da die fünf Sinne, dann »Die Gänse des Bruder Philipp«, »der genommene und zurückgegebene Kuß« und dann die drei

Grazien. Die Eckschränke, von Martin lackirt, waren mit kostbaren Sachen überladen, unter anderen befand sich dort ein Schreibzeug von Ambra, welches der König von Preußen, von Versen begleitet, der oben erwähnten Urania zugeschickt hatte. Von diesem Boudoir gelangte man durch eine Glashür auf eine Terrasse, von welcher man eine bewundernswürdige Aussicht hatte.

Zur Seite befand sich eine getäfelte Garderobe, leinwandgrau angestrichen und mit Marmor gepflastert. Und die Schmucksachen, die Tabaksdosen, von Gold, von Schildpatt und Edelsteinen, und die Uhren, die Etais und die Weberschiffchen, die Diamanten, die Ohrgehänge und Edelsteine, und das Alles, oder doch zum größten Theil, kam von Voltaire, denn die du Chatelets waren nicht reich, und ich erstaunte über diese Pracht, da ich Madame du Chatelet ehemals in dürftigen Umständen gekannt hatte. Frau von Graffigny schilderte mir das Alles so deutlich, daß mir das Wasser in den Mund kam und ich bedauerte, es nicht sehen zu können.

Was bei Tafel auffiel, war die Menge Silbergeschirr von jeder Art und Schönheit, lieber dem Kamin in der Gallerie, mir gegenüber, als wir bei Tafel waren, befand sich das Portrait der Madame du Chatelet mit ihren Attributen als Muse und schöne Frau, wenn sie das Eine oder das Andere war. Sie erzählte sehr ausführlich in Voltaire's Gegenwart, der die Ausrufungen durch seine Geberden verstärkte, von den Geschenken des Königs von Preußen, und von der Art, wie man seinen Abgesandten empfangen. Friedrich war damals noch Kronprinz. Man sprach hernach von den Büchern, die unser Freund vorbereitete. Es waren ihrer mehrere, welche die schöne Emilie ihm fortzusetzen verbot, aus Gründen, die ich nicht mehr weiß und die sich auf die kleinen Ereignisse der Epoche bezogen. Es geschah auch, wohl verstanden, um ihre Macht zu zeigen und vor den Augen Aller kund zu geben, daß sie ihn an der Nase herumführte.

Am ersten Tage schenkte man mir und der Frau von Graffigny einen Newton, denn man mußte durchaus von der Astronomie, Mathematik, und Allem, was dazu gehört, reden, und Madame du Chatelet brachte ihren Freund zum Schweigen, wenn er sich zu ausführlich über die Poesie verbreitete, und wiederholte uns ihre Algebra, ihre Berechnungen, ihre Maschinen und ihre Erörterungen.

Um ihr gefällig zu sein, ging Voltaire darauf ein, bis die Langeweile sich völlig seiner bemächtigte, und dann zog er sich durch einen Scherz aus der Sache. Seine Schöne war sehr unwissend in allen Dingen, außer in der Geometrie; sie that Fragen, welche den ruhigsten Ernst hätten zum Lachen bringen können, und er antwortete ihr mit einer wunderbaren Freundlichkeit.

Einmal sagte sie uns, sie wäre krank und wolle sich zu Bette begeben. wir sollten nur in ihr Zimmer gehen, wo uns Voltaire »Merope« vorlesen würde.

— Aber dazu, fügte sie hinzu, muß er seine Kleidung wechseln, ich würde ihn nicht so gekleidet bei mir dulden können.

Er scheint mir indessen ganz gut so. Er trägt schöne Wäsche, schöne Spitzen und es fehlt ihm durchaus nichts.

— Ohne zu rechnen, Madame, daß ich krank bin, ist dieser Rock wattirt, die andern sind es nicht, ich habe ihn ausdrücklich angezogen; wenn ich ihn wechsele, werde ich drei Wochen lang husten müssen.

Emilie verzog den Mund bei der Antwort und behauptete, daß er ihr entgegen handeln wolle. Er gab nach und rief seinen Kammerdiener, der sich nicht im Schlosse befand. Wir athmeten wieder auf, und man glaubte ihn befreit, aber durchaus nicht, denn sie bestand noch weiter darauf. Er sollte selber gehen, er sollte sich bemühen, weil es nicht anders sein könne. Endlich



bemächtigte sich seiner die Ungeduld, er warf ihr sehr lebhaft einige englische Worte hin und ging in sein Zimmer. Als sie zu ihm schickte, ließ er antworten, er habe die Kolik und würde nicht kommen.

— Ach! Madame, sagte sie zu mir, gehen Sie zu ihm und beruhigen Sie ihn.

Ich fand Voltaire bei seiner Cousine; er war sehr guter Laune, lachte viel und dachte weder an uns noch an die Kolik.

Als er mich sah, neckte er mich mit Formont und dem Präsidenten, wir erzählten uns heiter Anekdoten, kurz, wir plauderten unbefangen, ohne uns um Probleme zu kümmern, als wir Herrn du Chatelet erscheinen sahen, der, von seiner Frau abgeschickt, zu uns kam.

— Lassen Sie uns dorthin gehen, Madame, seufzte der Slave.

Wir gingen in der That dorthin, aber er setzte sich in einen Winkel und begann zugleich wieder mit seiner Kolik und seiner Verdrießlichkeit.

Herr du Chatelet blieb nicht da, sondern entfloh. Die erbitterte englische Conversation begann darauf wieder, und nach einigen Minuten heftiger Entgegnungen nahm er »Merope« und las uns zwei Akte daraus vor. Alles Bittere, was die Kritik aussprechen konnte, wurde jetzt von der Dame gegen ihn gerichtet, sie sagte ihm Dinge, die er von einem Anderen nicht erduldet hätte, und worin etwas Wahres lag. Ich suchte ihn zu vertheidigen, und das Hübsche von der Sache war, daß er sich gegen mich wendete.

Der Sturm endete damit, daß sie gegenseitig mit einander schmollten, was am folgenden Tage vergessen war, um wieder zu beginnen.

Herr du Chatelet benahm sich bei dem Allen mit einer Ruhe, einer Stille und Zahmheit, wovon man keinen Begriff hat, wenn man es nicht gesehen hat. Beim Anfang des Streites sagt er feierlich zu mir:

— Da sehen Sie, wie das anfängt, sie wollen es nicht anders; Madame du Chatelet macht diesem armen Voltaire das Leben sehr schwer, ohne zu rechnen, daß sie ihm in den Kopf gesetzt, ein Newton sein zu wollen, macht sie, daß er eine Menge thörichter Dinge sagt, die eines Mannes von seinem Geist und seiner Bedeutung unwürdig sind. Sie haben nicht den gesunden Menschenverstand, man glaubt, daß ich es nicht bemerke, aber ich sehe Alles.

Da mußte er seltsame Tableaux sehen, und er besaß eine übermenschliche Geduld. Was denkt man davon?

---

## Elftes Kapitel.

Wir waren von halb ein Uhr bis acht oder neun Uhr Abends völlig frei. In den ersten Tagen that sich Emilie Gewalt an, mir Gesellschaft zu leisten; ich sah, daß ihr dies nicht gefiel, ich beruhigte sie und gab sie ihren lieben Problemen wieder, in die sie völlig vernarrt war. Sie brachte die Tage und Nächte dabei zu. Diese Einsamkeit sagte mir indessen nicht zu, auch entfloh ihr Voltaire, der es wußte, um zu mir zu kommen, und wir hatten endlose Unterredungen, die mich entzückten.

Frau von Graffigny und Frau von Champbonin kamen zu mir, wenn er mich verließ; wir machten eine Promenade zu Fuß oder im Wagen und suchten die Zeit mit Lectüre hinzubringen.

An einem der ersten Abende nach meiner Ankunft gab uns Voltaire die magische Laterne zum Besten, Ich habe nie etwas Unterhaltenderes gesehen; er spielte den Savoyarden vortrefflich und legte den unnachahmlichen Geist hinein, der nur ihm eigen war. Wir sahen zuerst die ganze Coterie des Hofes, Herrn von Richelieu, seine Günstlinge und Andere; der König war noch nicht da, übrigens würde er nicht gewagt haben, ihn mit aufzuführen, aber hinsichtlich seines Helden that er sich keinen Zwang an.

Nachher kam die Geschichte des Abbé Desfontaines in allen ihren Einzelheiten, und es war eine Satire in dem Genre Juvenal's, ohne mehr Flor anzuwenden. Man sah den Abbé in seiner antiken Liebe, wie er wunderbare und seltsame Complimente vor Schornsteinfegern macht, die ihn mit aufgesperrten Augen anhören, ohne seine schöne Sprache zu verstehen. Man sah ihn dann zur Todesstrafe verurtheilt und von Voltaire gerettet, dem er zur Belohnung einen ebenfalls antiken Fußstoß gab, aber von Neben begleitet, die einen Tobten hatten erwecken können. Er endete damit, sich an seiner Laterne zu verbrennen, was ihm von Seiten seiner Schönen eine Viertelstunde des lauten Schreiens in dem Tone eines Schulmeisters zuzog, der seine Jungen schilt, und er sagte kein Wort.

Sie schwieg endlich, um uns die Hypothese eines gewissen Engländers über die Bewohner des Jupiter vorzulesen. Das Buch war lateinisch geschrieben, sie übersetzte es, indem sie es las, sowie die Ausdrücke der Geometrie und Berechnung und Alles, was man wollte, indem sie ein wenig inne hielt, aber nicht so lange, um den Sinn zu unterbrechen.

Man stelle sich diese Wissenschaft vor und was sie Unterhaltendes hatte.

Der Abbé von Breteuil, Großvikar von Sens und Bruder Emiliens, kam während meiner Anwesenheit in Cirey an, und sogleich führte man mich auf die Seite und bat mich, es Niemanden zu schreiben, da es in seiner doppelten Eigenschaft als Priester und Bruder etwas Entsetzliches wäre. Man hätte es nicht erwartet, aber sie liebten einander sehr, die schöne Emilie und er, und übrigens war er nicht scrupulös, es war ein Abbé von starkem Geist, sehr geneigt zur Philosophie und geneigt, die Meinungen seiner Schwester zu theilen.

Man wollte ihm eine Komödie aufführen, und ich sah »Boursoufle« wieder, diese schlechte Posse, die man uns ehemals bei der Herzogin von Maine vorgeführt hatte. Ich war völlig entschuldigt, keine Rolle zu übernehmen, wegen meiner Gesundheit und besonders wegen meines abnehmenden Gesichts. Das Uebel machte rasche Fortschritte; man quälte mich also nicht damit.

Madame du Chatelet trat ihre Rolle de la Cochonniere der kleinen du Chatelet ab, welche

zwölf Jahre alt war. So ging es besser. Uebrigens verging die Zeit, oder vielmehr, um richtiger zureden, der Abend damit, zu plaudern und zu lachen und Vorlesungen zu halten. Voltaire erzählte vortrefflich, was zu erwähnen unnöthig ist, und der Abbé von Breteuil plauderte auch sehr drollig. Ich erinnere mich eines Vortrages, den er uns hielt, und welcher wirklich höchst unterhaltend war.

Die Gesandtin von Spanien, ich weiß nicht mehr welche, ich glaube indessen, es war die Marquise de las Minas, war eben nach Paris gekommen; sie war sehr häßlich und in keiner Hinsicht besonders reizend. Sie hatte die Frau von Brancas zur Freundin.

Eines Tages kehrte sie nach Hause zurück und fragte einige Personen, die sie zum Diner bei sich hatte, wer eine junge Dame wäre, die ihr in einer Karosse, mit einem Herrn auf dem Vordersitze, begegnet sei. Sie schilderte sie so genau, daß man die Herzogin von Modena erkennen mußte, die sich damals in Paris aufhielt, nachdem sie ihren Gemahl und ihr Herzogthum verlassen. Man fügte hinzu, daß sie wegen der Würde ihres Ranges einen Cavalier mit sich genommen habe.

Am folgenden Tage ging die Gesandtin zur Frau von Brancas und sagte zu ihr in Gegenwart von zwei oder drei Damen, deren Gesicht man sich vorstellen kann:

— Madame, Sie sind meine Freundin; sagen Sie mir doch gefälligst, wie viele Männer muß ich wegen der Würde meines Ranges haben?

Voltaire erzählte uns auch die Schnitzer seines Kammerdieners, welcher seine Verse wieder abschrieb. So hatte er zum Beispiel das Portrait der schönen Agnes aufgefaßt und wiederholte es mit Wohlgefälligkeit so:

Am Kopfe glänzen zwei und dreißig Zähne,  
Zwei große Augen, schwarz, von gleicher Weiße,  
Sie zieren einen schönen rothen Mund,  
Der sich von einem Ohr zum andern zieht.

In einem andern Verse hatte ein Greis des Reimes wegen blaue Haare bekommen.

Es war beständig so; aber er hatte eine bewundernswürdige Geduld und wurde nicht aufgebracht.

Man nannte Herrn du Chatelet, Frau von Champbonin und ihren Sohn die Kutscher, weil sie um zwölf Uhr dinirten, wenn die Anderen ihren Kaffee einnahmen. Der Eheherr schlief wie ein Siebenschläfer, wenn er von der Tafel kam; man wurde nicht von ihm belästigt, das war schon viel. Er soupirte regelmäßig mit uns, sagte kein Wort, außer um zwischen Emilien und Voltaire den Frieden wieder herzustellen, und dann ging er in sein Zimmer, um sich zur Ruhe zu begeben. Dieser Mann, ganz beschäftigt, zu essen, bildete er einen auffallenden Kontrast zu ätherischen Geistern, die nicht aßen und nur von ihrer reinen Essenz lebten.

Dieser Mann mußte in der That eine wahre Null sein, um die Stellung anzunehmen, die man ihm eingeräumt hatte.

Wir erhielten natürlich die Vorlesung der »Jungfrau von Orleans«, wenigstens von fünf oder sechs Gesängen, und zwar in Gegenwart des Abbé von Breteuil, der sich sehr gut dabei benahm. Ich will mich nicht mit einem literarischen Urtheil über dieses Gedicht unterhalten, welches alle Welt kennt, wie ich. Voltaire las es Jedem vor, der es hören wollte, er setzte Copien davon in Umlauf und gerieth dann in Wuth über das, was man davon sprach. Er hatte das Eigene, daß er die Anderen seiner Fehler beschuldigte,

Madame du Chatelet war nicht immer delicat hinsichtlich der Mittel, sich von Dingen zu

unterrichten. So zahlte man freilich in Cirey kein Briefporto, aber man konnte auch nicht ganz gewiß sein, daß die Briefe nicht entsiegelt waren. Die arme Frau von Graffigny erfuhr es auf ihre Kosten; man öffnete ihre Correspondenz mit einem ihrer Freunde, dem Herrn Devaux., Secretair des Königs Stanislaus in Lunéville, und man fand einigen Spott darin über die Dame und ihr vornehmes Wesen; man fand einige Kritiken der Kleinheiten des großen Mannes darin, und man machte ihr eine entsetzliche Scene oder quälte sie auf abscheuliche Weise; sie mußte auf die verleumderischen Beschuldigungen antworten, sie wurde als Spion behandelt und tausend schlechter Streiche dieser Art beschuldigt

Man sagte, sie habe Abschriften von der »Jungfrau« verbreitet, was falsch war, aus dem besten Grunde, weil sie keine hatte. Man hatte diese Lüge ausgedacht, indem man einen Satz in dem Briefe dieses Freundes las und unrichtig auslegte, welcher sich auf dieses Gedicht bezog.

Madame du Chatelet bereitete ihr ganz leise eine Scene, worin man sich wie Fischweiber schalt und fast bis zu Faustschlägen kam, und ihr den Brief vorhielt, ohne sich im geringsten zu geniren, daß sie ihn geöffnet, was indessen keine schöne Handlung war. Es war ihr eine beklagenswerthe Heftigkeit eigen, und Voltaire ebenfalls; es folgte daraus, daß sie einander gegenseitig unglücklich machten, aber sie war es viel mehr, als er. Er brach nicht eher los, als bis man ihn mit Füßen getreten; dann freilich schonte er nichts mehr.

Dabei fällt mir eine Scene ein, wovon ich bei der Frau von Luxembourg Zeuge war, und die ich nie vergessen habe.

Madame du Chatelet galt mit Recht für sehr unfähig in der Poesie, die ernsten Geister geben gewöhnlich nichts darauf. Sie wollte Alles wissen und Alles umfassen. Sie machte oder ließ sich folgende Verse für die Tochter der Marschallin. machen und trug sie ihr beim Souper vor:

Um dich zu preisen, schöne Madelon,  
Bedarfs für mich der Unterweisung nicht;  
Doch ohne die Apostel zu verachten,  
Sind alle Tage, wo ich dich erblicke,  
Tage für mich von Festlichkeit,  
Wortüber jene ich gar oft vergesse.

Man applaudirte sehr. Voltaire war nicht da; seit einigen Tagen zankten sie mit einander. Als er ankam, war man bei Tafel; er war in noch üblerer Laune. Emilie zeigte ihm die Verse, er las sie und sagte, als er sie ihr zurückgab:

— Sie sind nicht von Ihnen.

Sie waren indessen nicht so göttlich, daß sie sie am Ende nicht hätte gemacht haben können.

Sie wurde aufgebracht und antwortete ihm ich weiß nicht welche Grobheit, wovon er sich beleidigt fühlte.

— Sie hätten sie wenigstens besser machen lassen sollen, denn man wird mich beschuldigen, Ihr Nachhelfer zu sein, und ich kann eine solche Platttheit nicht auf mich kommen lassen.

Die Schöne erwiderte noch drohender, als vorher; der Zank, die Drohungen und die Heftigkeit steigerten sich noch und sie verwundete ihn aufs Empfindlichste; er nimmt ein Messer, welches er wie die Helden seiner Tragödien schwingt, und ruft, indem er sich zu ihr wendet:

— Sieh mich nicht so an mit Deinen wilden und schielenden Blicken! —

Und wir waren da, und wir hörten Alles, und wir waren Zeugen dieser Scene! Eine Frau und ein Mann von diesem Verdienst konnten sich so weit vergessen?

Im Ganzen war ihr Leben eine Hölle, dieses irdische Paradies von Cirey, worüber man

Wunder geschrieben, war mit Teufeln und mit Qualen angefüllt. Wenn sie nicht gestorben wäre, weiß ich nicht, wie dies geendet haben möchte; auch bedauerte sie Voltaire, als die ersten Augenblicke vorüber waren, nur in Worten. Es war leicht, in seinen Thränen die Freude, frei zu sein, ohne sich den Kosten eines vollständigen Bruches ausgesetzt zu haben, und die durch Saint-Lambert verletzte Selbstliebe zu sehen, dem er nicht verzieh, obgleich er ihm Complimente machte und ihn seinen höchst liebenswürdigen Tibull nannte. Voltaire war gut und vortrefflich, aber er besaß feinen Stolz; wenn man den verletzte, konnte man gewiß sein, bis in sein Herz zu dringen und ihn oft zu lähmen. Daher seine Kleinlichkeit, die seiner so unwürdig war, wenn er von den Zwergen angegriffen wurde.

Während meines Aufenthalts in Cirey sah ich die Bekanntschaft dieses lieben Saint-Lambert beginnen, der sich damals in Lunéville bei dem Könige Stanislaus aufhielt und ein großer Freund der armen Graffigny war, mit der er in Correspondenz stand. Er wünschte zu kommen, Voltaire wünschte nichts Besseres, die schöne Emilie zauderte, sie fürchtete die Zudringlichen und floh die Gesellschaft, Er mußte versprechen, wie wir in seinem Zimmer bleiben und sie in ihren Arbeiten nicht stören zu wollen, Er kam in der That, ich war schon abgereist, er kam zu seinem Unglück nur zu früh, und sie verließen einander nicht wieder.

Sie hatte in ihren Gärten diese Verse geschrieben, für deren vollkommene Aechtheit ich nicht einstehe, obgleich ihre Unterschrift darunter war:

Die Ruhe und ein Lieblingsstudium,  
Nur wenig Bücher, der Langweil'gen wenig,  
Ein lieber Freund in meiner Einsamkeit,  
Das ist mein Loos, es ist ein glückliches.

Ich meines Theils würde mich vor diesem glücklichen Loose wohl gehütet haben, nachdem ich es in der Nähe geprüft.

Man spielte nicht Komödie, da es Herrn von Breteuil vielleicht ein wenig zu spät eingefallen war, daß man in der Welt davon sprechen würde. Man zeigte uns die Marionetten, woran sich Voltaire wie ein Kind amüsirte. Er wiederholte ohne Aufhören, indem er lachte, bis ihm die Thränen in die Augen kamen:

— Dieses Stück ist vortrefflich! ich möchte es geschrieben haben!

Das Theater war ziemlich klein und weniger hübsch, als die Theile des Schlosses, die man für sie angeordnet hatte. Die Decoration stellte ein Palais mit Säulen und Orangenbäumen zwischen jeder derselben dar. Den Hintergrund bildete eine Loge mit Sammet überzogen, und der Balkon, worauf man sich stützte, war auch mit Sammet bedeckt. Dies war nicht schön; indessen konnte man dort auch etwas Anderes, als Marionetten spielen, und der Beweis davon ist, daß man nach der Abreise des Abbé von Breteuil dort »Zaire«, »der verlorne Sohn« und »der Geist des Widerspruchs« spielte, so viel ich wenigstens gehört habe, denn ich war nicht mehr dort.

Frau von Graffigny war im höchsten Grade des Schmerzes zugegen. Ihre Trennung von ihrem Manne hatte ihr alle Hilfsquellen genommen, so daß sie ohne Geld war und nicht wußte, wohin sie gehen sollte. Sie mußte also die Beleidigungen und das undelicate Benehmen der schönen Emilie ertragen, welcher diese Lage nicht unbekannt war, und die deshalb nur um so barbarischer wurde.

Um der Sache die Krone aufzusetzen, erhielt das arme Geschöpf noch in Cirey von ihrem Liebhaber Desmarets die Gewißheit, daß er sie nicht mehr liebe, daß er nicht mehr mit ihr leben wolle und daß sie nicht länger auf ihn rechnen könne. Ich habe dies Alles später in Paris

erfahren, wo ich sie wiederfand und wo es ihr nach all ihrem Schmerze gelang, einen gewissen Namen in den Wissenschaften zu erlangen, als sie die peruvianischen Briefe herausgegeben hatte. Es ist ein bemerkenswerthes Werk vermöge der Leidenschaft, die sie geschildert hat, und vermöge der Art, wie es geschrieben ist. Man, sieht, indem man es liest, daß die Verfasserin geliebt und gelitten hat.

Voltaire hatte, wie ich nicht genug wiederholen kann, ein vortreffliches Herz, er hatte nur Verkehrtheiten des Geistes und der Eitelkeit. Er hat tausend Beweise von dieser vollkommenen Güte gegeben. Hier ist noch eins.

Gelehrte hatten auf Befehl des Königs und auf seine Kosten eine Reise nach Lappland gemacht. Der Secretair des Herrn Clairault, Einer von ihnen, hatte den Muth, sich in eine Lappländerin zu verlieben und ihr die Ehe zu versprechen; er vergaß, dieses Versprechen zu halten, und war bald nur zu sehr von dem zufrieden gestellt, was er erlangt hatte. Man ist beharrlich in der Nähe des Pols, wie es scheint, und das Fräulein kam mit ihrer Schwester in Paris an, um die Erfüllung des nicht gehaltenen Versprechens zu verlangen. Aber der Mann seinerseits hielt sich gut, er weigerte sich so beharrlich, daß man darauf verzichten mußte.

Man bemühte sich dann, eine kleine Summe für sie zusammenzubringen und sie als Entschädigung und Tröstung in ein Kloster eintreten zu lassen. Voltaire nahm die Sache nicht so; er machte sich auf, er gab und ließ geben, und mit großer Mühe erhielt er für die Unglücklichen eine Art von Mitgift, die sie in den Stand setzte, in ihr Vaterland zurückzukehren und sich dort zu verheirathen, was ihnen ohne Zweifel ein besserer Trost schien, als das Kloster. Als Madame du Chatelet diese Frage mit ihm verhandelte und das Kloster auf Kosten der Ehe rühmte, sagte er:

— Ich möchte Sie wohl dort sehen.

— Ei, mein Herr, bin ich denn so gut bezahlt, um die Ehe zu preisen? Sie vergessen Herrn du Chatelet.

. — Undankbare! antwortete er ihr in einem jener eigenthümlichen Töne, die er anzunehmen wußte und die Alles zugleich sagten.

Ich war in Cirey, als diese Geschichte mit den Lappländerinnen und diese Verhandlung vorging. Wir lasen den Tempel von Gnidus, und ich erinnere mich, daß ich in Bezug darauf zu ihm sagte:

— Bah! es ist die Offenbarung der Galanterie. Herr von Montesquieu erfuhr den Ausspruch und war darüber sehr aufgebracht gegen mich, bis wir uns erklärt hatten.

Madame du Chatelet hatte eine sehr schöne Stimme, doch sang sie schlecht, weil sie mit Anmaßung sang und die Augen in die Luft aufschlug, was sie nicht verschönerte. Im Ganzen war es eine Frau, welche die Natur mit ernstern, aber nicht mit angenehmen Eigenschaften versehen hatte. Sie war Voltaire in dem Sinne nützlich, daß er bei ihr und mit ihr sich Ideen und Manieren aneignete, welche nicht die der anderen Philosophen waren. Er verlor dort das bürgerliche Benehmen und die Kleinlichkeit der Gesellschaft, ohne dadurch die Kleinlichkeit des Geistes zu verlieren.

Ich verließ Cirey, nachdem ich dieses Innere in der Nähe gesehen hatte und nur mäßig erbaut war von dem, was ich gesehen. Ich hätte nicht dort leben mögen. Ich konnte Madame du Chatelet nicht begreifen, eine solche Partie ergriffen zu haben und sie so schlecht aufrecht zu halten. An ihrer Stelle, wenn ich diese Verbindung mit Voltaire angefangen hätte, würde ich die

Sache aus einem höheren Gesichtspunkte betrachtet und ihn auf andere Weise behandelt haben. Eine Furie für ihren Geliebten zu werden, und noch dazu in einem solchen Falle, das heißt wenig geistreich handeln. Man macht ihn unglücklich und man ist noch unglücklicher, als er. Es ist ein Unglück, welches man vielleicht wünschen kann, aber es ist noch gewisser, man fühlt besser, weil man liebt.

Ich hegte eine wahrhafte Bewunderung für Voltaire und eine wahre Zuneigung. Er hatte eine Leichtfertigkeit in allen Dingen, aber seine Freundschaft war zuverlässig; an d'Alemberts Stelle würde er mich nicht verlassen haben, wie es dieser zur Zeit meiner Entzweiung mit seiner Geliebten gethan. Er ist jetzt allein, wie eine Nachtule in seinem Winkel des Louvre, während er, wenn er mir treu geblieben wäre, mein Haus bis zu seinem Tode als das seine hätte ansehen können. Man hat es nicht gewollt.

---

## Zwölftes Kapitel.

Ich komme zu dem Augenblick meiner Bekanntschaft mit Herrn Walpole. Ueber einen Umstand werde ich schnell dahingehen und nur sehr wenig davon reden, obgleich er von der traurigsten Wichtigkeit für mich war — und das ist meine Blindheit. Ich hatte meine Partei ergriffen, aber erinnere mich nicht gern der Zeit, wo ich sie noch nicht ergriffen hatte; es ist ein Schmerz, dem ich ausweiche; es bleiben mir außerdem noch viele andere. Indem ich einen Blick auf mein Leben werfe, sehe ich viel Unglück und Kummer, Fehler, die ich nicht leugne, durch den Tod oder die Vergessenheit unterbrochene Neigungen; so ist von meinen beiden Freundinnen Frau von Flamarens, das vollkommenste Geschöpf, welches ich je gekannt habe, gestorben. Frau von Rochefort, die dies nicht völlig war, lebt noch; sie hat mich verlassen, und ich habe mich darüber trösten müssen, sie hat mich mehr als verlassen, sie hat mich verrathen, und unter welchen Umständen!

Der Mann, den ich am meisten geliebt habe, war zuerst Larnage, er war mir nichts weiter, als was ich gesagt habe, und ich sah ihn endlich nicht mehr, obgleich er mir dasselbe Gefühl bewahrt hatte, und mir zuweilen schrieb. Er war im äußersten Grade grausam und selbst ein wenig wahnsinnig, wie ich versichern kann; er hatte seine Stellung als natürlicher Sohn eines für rechtmäßig erklärten Prinzen verkannt und unaufhörlich gefragt, warum man ihn nicht für rechtmäßig erkläre, wie seinen Vater. Er machte so viel Aufhebens davon, daß man ihn aus Sceaux verbannte; er langweilte die Herzogin von Maine, was für sie ein Majestätsverbrechen war. Der Herzog von Maine ließ ihm seine Pension, so langer er lebte, und er starb kurze Zeit nach dem Prinzen. Ich erhielt einen Brief von ihm und sein Vermächtniß, einen sehr schönen Ring, den er von seinem hohen Vater hatte, welcher ihn von Ludwig dem Vierzehnten oder von Frau von Maintenon erhalten. Ich habe ihn noch und ich trage ihn immer, ich hinterlasse ihn in meinem Testamente dem Herrn Walpole.

Ich habe von Larnage gesprochen, und von ihm handelte es sich in meinen Gedanken nicht gleich Anfangs, sondern vielmehr von Formont. Man erinnert sich, wie wir mit einander im Gehölze von Ville d'Avray Bekanntschaft machten. Es währte lange, bis ich ihn wiedersah, und eines schönen Tages führte Voltaire ihn mir wieder zu. Er hatte mir gefallen, ich sprach oft von ihm, er erinnerte sich auch meiner, ich war frei, ich war unbeschäftigt und ich langweilte mich.

Von dem ersten Tage an zeigte er seine Galanterie, ich wies ihn nicht zurück, er gefiel mir, ich wiederhole es, und das war schon viel.

Ich weiß nicht, ob die ganze Welt mir gleicht, aber ich billige oft etwas Seltsames.

Es gibt Leute, die mir gefallen, und die ich nicht liebe; meine Vernunft sagt mir, ich soll sie nicht lieben, sie verdienen nicht ein solches Gefühl, und doch suche ich sie auf; wenn sie gegenwärtig sind, bin ich zufrieden, sie bezaubern mich wie die Schlangen; ich empfinde sogar etwas, was der Zärtlichkeit nahe kommt; ihr Geist oder ihre Unterhaltung machen, daß ich ihren Charakter vergesse, und wenn sie fort sind, tadle ich mich wegen dieser Schwäche, ich verwünsche dieses Andenken, welches mir lästig wird, bis ich sie wiedersehe und wieder von ihnen eingenommen werde.

Es gibt dagegen andere Personen, deren vortreffliche Eigenschaften ich kenne, die vollkommen sind, die mir täglich Beweise der Aufopferung geben und die ich liebe, wie ich



wenigstens glaube; ich liebe sie mit meinem Verstande, mit meinem Nachdenken, wenn nicht mit meinem Herzen. Indessen liegt etwas in ihrer Stimme, in ihren Geberden, in ihrem Gesichte — als ich noch nicht blind war — besonders in ihrem Geiste, was mich abstößt und was mir unangenehm ist. Endlich liebe ich sie sehr, wenn ich sie nicht sehe; was das Gegentheil von den Anderen ist.

Ich sage zuweilen zu Frau von Choiseul:

— Sie *wissen*, daß Sie mich lieben, aber Sie *fühlen* es nicht.

So handle ich gegen solche Leute.

Formont gehörte viel mehr zu der ersten, als zu der zweiten Classe. Er besaß mehr eigenthümlichen Reiz, als wahres Verdienst. Die Liebe kann sehr wohl ohne Achtung bestehen, was man auch davon sagen möge, und man liebt oft mit Leidenschaft das, was man verachtet. Man vergleiche »Manon Lescaut,« dieses unsterbliche Buch, dem man nicht alle Gerechtigkeit, die es verdient, hat widerfahren lassen und wovon man so wenig spricht.

Ich liebte also Formont und er liebte mich sehr, vor wie nach seiner Verheirathung. Er ging nach Rouen, um seine Frau zu besuchen, blieb eine Zeitlang bei ihr und kehrte dann zurück. Dies währte so lange, wie wir einander gefielen, oder wie Viard's Cousine sagte, so lange wir einander rupften. Eines schönen Tages fühlten wir, wie der Groll kam; wir würden uns erzürnt haben, wenn wir darauf bestanden, zu behaupten, daß wir einander anbeteten; als Mann von Geist benachrichtigte mich Formont davon. Ich hatte Lust, es auch zu thun, wir verstanden uns, ohne etwas zu sagen, und als ich seinen Brief erhielt, fiel mir ein, daß ich ihm gerade dasselbe geschrieben. Er wurde mein intimster und liebster Freund und nahm bei mir seinen Platz neben dem Präsidenten Henault ein, mit dem Unterschiede, daß ich diesen nie wirklich geliebt habe. Er interessirte mich ehemals nur, dann mißfiel er mir und langweilte mich, aber ich behielt ihn aus Gewohnheit, so lange er kam, im Kaminwinkel.

Pont-de-Veyle, der seit langer Zeit den Galanten um mich herum spielte, benutzte den Wechsel Formont's und bereitete uns Beiden eine lange Freundschaft, welche eben durch seinen Tod erloschen ist. Ich bin jetzt sehr allein; außer Herrn Walpole, den ich fast nie sehe, da das Meer zwischen uns fließt, bleibt mir nichts übrig.

Formont ist zuerst gestorben, und ich habe ihn von ganzem Herzen bedauert.

Dann der Präsident.

Dann endlich Pont-de-Veyle.

Ich weiß, daß man in dieser Beziehung eine einfältige Geschichte erzählt, ich will sie in ihrer ganzen Wahrheit berichten.

Pont-de-Veyle war krank, und ich ließ mich dreimal täglich nach seinem Befinden erkundigen; zugleich ging ich ebenso oft zu ihm und verließ ihn selten.

Eines Tages war ich unpaßlich, so daß ich nicht ausgehen konnte; die Dervieux war bei dem Chevalier, wir waren immer dort, die Eine oder die Andere, was die Sorgfalt d'Argental's und seiner Familie nicht verhinderte. Ich hatte noch eine zweite Dienerin, die sehr einfältig war, die erst seit einigen Tagen in meinen Dienst getreten war; dieser hatte die Dervieux, da sie nicht wußte, was sie damit anfangen sollte, meinen alten Hund zu besorgen übergeben, der nach zurückgelegten vierzehn Jahren im Sterben lag. An diesem Tage war man dennoch übereingekommen, daß sie alle zwei Stunden gehen und die Dervieux nach Pont-de-Veyle's Befinden fragen und mir Nachricht darüber bringen solle.

Das Fräulein von Sommary kam an und fragte mich, wie es gehe. Es war gerade die Stunde, sich darnach zu erkundigen. Ich klingelte diesem Mädchen und sie kam.

— Nun, sagte ich, wie geht es?

— Ich weiß nicht, Madame.

— Wie, Sie wissen es nicht! aber gehen Sie sogleich zu ihm und kehren Sie schnell zurück. Mein Gott, mein Fräulein, fuhr ich fort, man ist sehr unglücklich, mit solchen einfältigen Personen zu thun zu haben. Dieses Geschöpf hat nichts zu thun und vergißt doch Alles.

Sie kam ganz außer Athem zurückgelaufen.

— Madame, es geht sehr gut mit ihm.

— Ah! desto besser!

— Er befindet sich viel besser als gestern.

— Sie haben ihn gesehen?

— Madame, er lag auf einem Kanape und hat mich erkannt.

— Wirklich?

— Ja, Madame, sobald er mich erkannte, wedelte er mit dem Schwanze,

— Was sagen Sie denn da, Mademoiselle?

— Nun ja, Madame, ich bringe Ihnen Nachrichten von Medor.

Sie hatte gemeint, es handle sich um den Hund! Anstatt über diese Verwechslung zu lachen, die gewiß lächerlich war, hat man behauptet, daß dieses Mädchen nicht habe glauben können, daß ich mit einem Freunde beschäftigt sei, da ich so egoistisch wäre, und daß sie auf meinen geheimen Wunsch geantwortet habe. Es sind übrigens die Beweiner des Fräulein von Lespinasse, die mir diesen Ruf bereiten.

Dies ist noch nicht Alles, man hat mir noch etwas Anderes zugeschrieben. Die Philosophen sind unerbittlich gegen die, welche sie kennen und sie nicht lieben.

An Pont-de-Veyle's Todestage hätte ich bei Madame Marchais zu Abend gespeist und denen, die mir von diesem traurigen Ereigniß gesprochen, geantwortet:

— Ach, er ist diesen Abend um sechs Uhr gestorben, sonst würden Sie mich nicht hier sehen.

— Dies wäre ebenso unempfindlich wie einfältig gewesen. Wenn man mir das Erstere zugeschrieben, würde man nicht gesagt haben, daß ich das Andere wäre. Wenn ich meinen alten Freund nicht bedauert hätte, würde ich mich wenigstens gestellt haben, als beweine ich ihn, und ich würde mich nicht damit gerühmt haben. Je weniger ich gefühlt hätte, desto mehr Aufhebens würde ich davon gemacht haben. Die Wahrheit ist folgende:

Ich habe nicht bei Madame Marchais soupirt, und jener Steinmarder Laharpe hat es erzählt. Ich war dorthin eingeladen. Ich schrieb an Madame Marchais, um mich zu entschuldigen, und sagte zu ihr, als sie mich einige Tage später besuchte, was ich von jener Verzweiflung denke, die in einem Tage vorüber sei.

Ich habe gesagt, daß der wahre Schmerz von Dauer ist, daß er wenig an den Gewohnheiten ändert, weil er durch diesen Wechsel selber erlöschen würde, ich habe gesagt, daß man an dem Tage, wo man einen Freund verliere, ebenso gut in Gesellschaft gehen könne, wenn Anstand und Geschicklichkeit es nicht verböten. Ich habe gesagt, daß, die, welche am meisten schrien am schnellsten, vergessen würden, und da ich gewiß bin, Recht zu haben, werde ich meine Worte nicht zurücknehmen.

Jetzt sieht man, welches außer Herrn Walpole, den ich brieflich liebe, meine Freunde und Freundinnen sind, die, welche alle Sonntage bei mir soupiren, ohne die anderen Tage und besonders den Mittwoch zu rechnen. Da sind die Marschallin von Luxembourg, die Marschallin von Mirepoix, Herr und Frau von Caraman, Frau von Valentinois, Frau von Forcalquier, Herr und Frau von Choiseul, die Damen von Boufflers, Frau von Layallière, und was die Männer betrifft, die gehen und kommen, unter denen ist kein vertrauter Freund. Ich sehe alle Fremden, man stellt sie mir vor, selbst wenn sie es nicht verlangen. Ich bin in dieser Hinsicht eine Macht geworden; mein Salon von Samt Joseph zählt in der Welt, und die öffentliche Meinung beunruhigt sich damit, was man dort spricht.

Indessen habe ich leider keine Freunde mehr.

Ich will zur Frau von Rochefort und zu dem Streiche zurückkehren, den sie mir spielte

Sie war wie alle meine Gäste, und mehr als sie mit meinem Verhältniß mit Formont bekannt, sie wußte, wie viel ich von ihm hielt, sie wußte, daß ich mich nie von ihm hatte trennen wollen, aber sie wußte, daß ich wie alle Frauen unseres Zeitalters das Lachen und die Huldigungen liebte und einen zahlreichen Hof um mich zu haben wünschte.

Es lebte in Paris ein Schwede, der Graf von Kreuze, den ich oft sah. Sie bildete sich ein, daß er mir gefalle, und daß ich wohl ein geheimes Verhältniß mit ihm haben könne. Sie beneidete mich nämlich Formont's wegen, wenigstens habe ich es immer geglaubt, und sie versuchte, uns zu trennen, indem sie ihm sagte, daß ich ihn täusche. Glücklicherweise glaubte Formont nur mir, glücklicherweise hatte er eine redliche Seele und empörte sich über diese Achselträgererei. Das Erste, was er that, war, mir Alles zu erzählen.

Von dem Tage an sah ich Frau von Rochefort nicht wieder, ohne Erklärungen und ohne Beleidigungen sah sie den Grund ein und fragte nicht darnach.

In diesem Augenblicke finde ich ein Portrait Pont-de-Veyle's, von Herrn Walpole geschrieben, wieder, welches von treffender Wahrheit ist.

Es wird vollenden, was ich von diesem armen Chevalier gesagt habe; ich befehle Viard, es abzuschreiben, und dann werden wir nicht weiter von ihm reden.

»Herr von Pont-de-Veyle ist der Verfasser des »bestraften Thoren«, des »Selbstgefälligen« so wie des »Grafen von Comminges«, fälschlich der Frau von Tencin zugeschrieben, welcher er das Stück freilich gegeben hatte, der »Belagerung von Calais« und des »Unglücks der Liebe«. Man stelle sich ihn indessen nicht als einen besonders liebenswürdigen Greis vor, er kann es sein, aber et ist es selten. Er besitzt noch ein anderes Talent, welches sehr verschieden und sehr unterhaltend ist, nämlich die Kunst zu parodiren. Er ist einzig in diesem Genre, er kann Worte zu Tanzmelodien componiren; er hat unter anderen einer dieser Tanzmelodien die Fabel von Daphnis und Chloe angepaßt, und sie noch zehnmal unschicklicher gemacht, aber er ist so alt und singt seine Parodien so gut, daß man ihn selbst in den besten Gesellschaften anhört. In den Charakteren des Tanzes besonders, welchen er die Worte angepaßt hat und welche alle Nuancen der Liebe ausdrücken, gelingt es ihm am besten. Aber er hat nicht das geringste Talent, die Unterhaltung zu beleben, er spricht nur selten anders als über ernste Gegenstände und selbst dann nur wenig. Er ist bizarr, mürrisch und voll Bewunderung für sein eigenes Vaterland, als das einzige, wo man seine Verdienste beurtheilen könne Seine Miene und sein Blick sind kalt und abstoßend, aber wenn man ihn bittet zu singen, oder wenn man seine Werke lobt, da glänzen sogleich seine Augen und seine Züge erheitern sich.

Dies Alles ist von unbestreitbarer Wahrheit. Es ist mir unerklärlich, wie man mit dieser

Leichtigkeit und Eleganz in einer fremden Sprache schreiben kann. Wir Franzosen machen es nicht so gut, wir sind so sehr gewohnt, unsere Sprache als einen allgemeinen Hauptschlüssel anzusehen, und wollen keinen andern. Ich sagte neulich, sie wäre in dem Thurm zu Babel erfunden, um die Völker in Übereinstimmung zu bringen, wenn sie einander nicht mehr verstünden. Seit der Zeit hat sie fortgefahren, und es giebt keinen Winkel, wo sie nicht verstanden wird.



## Dreizehntes Kapitel.

Wenn ich an Schlaflosigkeit leide und die ganzen Nächte außer dem Bette zubringe, plaudere ich mit Viard; wir erinnern uns, und ich lasse ihn die Aufzeichnungen machen, woraus dieser Bericht besteht. Wir haben noch mehr gethan; seitdem mir der Einfall gekommen, schreiben wir jeden Tag nieder, was mir begegnet, was ich höre und welche Personen ich sehe. Mit diesem Tagebuche werden wir diese Memoiren fortsetzen; wir werden die Neuigkeiten aus der Stadt und die Bewegung der Schöngeister darin finden; mit dem Hofe beschäftige ich mich nicht, es giebt so Viele, die es ohne mich thun werden.

Nicht als hätte ich nicht Vieles von dort gehört und wie die anderen Frauen vom Stande seit vielen Jahren dort eine Stellung einnehmen können, aber der Hof hat mich nie angezogen. Ich hatte die Ehre, die Königin Maria Leczinska zu besuchen, und sie empfing mich ziemlich oft. Der Präsident Henault, Oberintendant ihrer Hofhaltung, hatte sie zu diesem Wunsche veranlaßt; sie war gut und einnehmend. Um die anderen hohen Personen, Könige, Prinzen und Günstlinge werde ich mich nicht kümmern; ich habe sie nicht genug gekannt, um mit ihnen zu reden, und ich werde mich wohl hüten, zu sagen, was ich nicht weiß.

In Versailles hatte ich als meine Verbündeten ersten Ranges den Herzog und die Herzogin von Choiseul. Der Herzog war Minister, ein Mann von Geist und Fähigkeit, der das Vergnügen liebte, aber vollkommen rechtschaffen und redlich war. Seine Frau ist die personificirte Güte und Anmuth. Obgleich sie viele Jahre jünger ist, als ich, nenne ich sie doch meine Großmutter, weil die letzte Herzogin von Choiseul, ihre Vorgängerin, wie man weiß, in der That meine Großmutter war; sie hatte in zweiter Ehe den Herzog von Choiseul geheirathet, und meine Mutter war aus ihrer ersten Ehe mit dem Präsidenten Brulard. Der Herzog und die Herzogin hören nicht auf, mich mit Freundlichkeiten zu überhäufen, und ich liebe sie zärtlich. Von ihnen erfahre ich die Geheimnisse des Hofes, aber ich will nicht wagen, sie zu compromittiren. In meinem Alter ist jeder Tag eine Gnade, und wenn ich Plötzlich stürbe, bin ich wenigstens gewiß, was ich hinter mir zurücklasse.

Eine der liebenswürdigsten unter meinen Freundinnen ist die Marschallin von Luxembourg. Sie ist Anfangs Herzogin von Boufflers gewesen, und Gott weiß, welches Leben und welche Jugend sie geführt hat. Ich glaube nicht, daß man sich besser amüsiren könnte. Ich begegne ihr seit vierzig Jahren; sie ist also nicht mehr jung. Man könnte ein Buch aus ihren Abenteuern machen und jeder kennt sie aus dem Grunde.:

Es giebt indessen eins, welches man nicht kennt, denn sie hat es nicht bekannt gemacht, und doch ist es eins der hübschesten. Ich war darin verwickelt und ich habe mich dessen nicht gerühmt, was man leicht begreifen wird, wenn man meinen Charakter richtig gewürdigt hat. Es war folgendes.

Die Herzogin von Boufflers war schön, wie ein Engel: wenn ein Künstler sie geformt, hätte es ihm nicht besser gelingen können. Schönheit, Geist, Anmuth, nichts fehlte ihr. Nur war sie nicht gut; man durfte ihr nicht mißfallen, sie nicht beleidigen, nicht unter ihre Hände kommen. Dann schonte sie nichts und that sich in ihren Handlungen und Aeußerungen keinen Zwang an. Ihr Mann ließ ihr völlige Freiheit und sie liebte besonders die Plötzlich ersonnenen Ausflüge, die Wanderungen, die man verkleidet bei Nacht durch die Straßen von Paris unternahm. Sie hätte

gern mit den jungen Herren sich mit den Nachtwächtern geschlagen und den Parisern tausend Streiche gespielt, worüber sie wie ein kleines Mädchen lachte.

Herr von Luxembourg war lange vor dem Tode des Herzogs von Boufflers ihr Geliebter gewesen, und ich habe diesen Geschmack nie begriffen, aber doch hatte sie ihn. Sie verbarg nicht, daß sie ihm Nebenbuhler gebe, und er beunruhigte sich nicht darüber, wenn er nur während der Abende, die sie mit einander zubrachten, der Herr war.

— Was geschieht, wenn ich nicht da bin, geht mich nicht an, sagte er zu den Angebern und Rathgebern.

Es war bequemer. Viele Männer und selbst Frauen waren in jener Zeit so: man nahm das Leben von der guten Seite.

Eines Abends war ich sehr ermüdet: ich war in der Nacht zuvor auf einem Balle gewesen und hatte mich den ganzen Tag mit Formont gezankt, der nicht so zufrieden war, wie der Herr von Luxembourg. Ich hatte ihn gelangweilt; ich war traurig darüber und legte mich zur Ruhe. Um halb zwölf Uhr hörte ich Geräusch in meinem Vorzimmer; ich war weinend eingeschlafen, wie die kleinen Kinder; ich wurde ungeduldig über dieses Geräusch, welches mich erweckte, und hoffte Anfangs, daß es Formont sei, der zur Versöhnung gekommen. Ich war stolz und glücklich darüber und entschlossen, daß er seine Verzeihung sehr theuer erkaufen solle, als meine Thür aufging und ich eine Frau und drei Männer eintreten sah, die Wachskerzen trugen, wohl verkappt waren und unter ihren Mänteln zum Ersticken lachten.

— Was ist dies? sagte ich; es sind Gespenster!

— Ja, Gespenster, welche kommen, um Sie abzuholen und Sie in das Reich der Schatten zu führen; Sie müssen aufstehen und ihnen folgen.

— Ich habe nicht Lust, zu Minas zu gehen, antwortete ich, ich bin noch nicht gestimmt, ihm zu antworten.

— Wir wollen ihm für Sie antworten, meine schöne Marquise, und es soll Ihnen später freistehen, uns Lügen zu strafen; kommen Sie nur immer.

— Ich hatte die Stimme der Herzogin und die des Herrn von Luxembourg erkannt; die beiden anderen Männer waren der Herr von Beauveau und ein junger Gardeofficier, sein Verwandter, den er den Chevalier von Fravacourt nannte. Man verwechselte ihn oft mit dem Herrn von Flavacourt; er vertheidigte sich dagegen., indem er bescheiden sagte:

— Ich habe nicht die Ehre — getäuscht zu werden.

Man mußte seine Miene sehen! Es war eine wahre Posse.

Diese Herren traten in mein Boudoir; ich ließ mich gleich der Herzogin als Grisette ankleiden und trug ein Kleid von Zitz, eine Schürze von grünem lasset und eine Schmetterlingshaube. Ich nahm einen Mantel und eine Kapuze und dann fuhren wir alle fünf im Fiacre ab, lachten aus voller Kehle, sahen in die Luft, um Abenteuer zu suchen, und hielten vor allen erleuchteten Häusern an. Es gab keine Abenteuer mehr zu dieser Stunde, doch waren die Kutscher zu dem allen geeignet und dienten uns als Spürhunde.

Wir kamen in der Rue Simon-le-Franc an, welches ein wahres Gäßchen war, worin sich viele kleine Häuser von Arbeitern und blinde Thüren befanden, die ganz zu der Unterhaltung, die wir suchten, geeignet waren.

— Ach! sagte Herr von Luxembourg, man soupirt also diesen Abend nirgends? Wir würden genöthigt sein, uns in die Rue Cadet zu begeben, was sehr einförmig sein würde.

Er hatte in der Rue Ladet ein kleines köstliches Haus, wo man wunderbar gut soupirte und wo man sich oft vereinigte, um zu lachen und sich zu unterhalten. Ich weiß nicht, was in den anderen Tagen hier vorging, oder vielmehr, ich weiß es wohl und man erräth es.

In der Mitte dieses Gäßchens Simon-le-Franc hielt der Kutscher an, stieg ab, näherte sich dem Schlage und sagte, indem er auf ein kleines Licht hinter einer Glasscheibe deutete:

— Sehen Sie, meine Herren, ich finde nichts Besseres, als dies.

Der Fürst sah dorthin und antwortete sehr ernsthaft:

— Man muß damit zufrieden sein; ich übernehme es.

Da kletterte er auf den Sitz und von dort auf die Imperiale des Wagens, was ihm gestattete, nach Gefallen in das Innere des Zimmers zu blicken, welches weder Vorhänge noch Fensterladen hatte. Er erblickte zwei Personen, einen jungen Mann und ein junges Mädchen, die tête-à-tête an einem gut besetzten Tische zu Abend speisten. Das junge Mädchen war schön und schien ganz einfach eine Grisette zu sein; der junge Mann schien verkleidet, wie er selber; er hatte das Ansehen eines Edelmannes unter seinen bescheidenen Kleidern. Das Haus war eng und schmutzig, aber das Abendessen war ausgesucht, was ihn noch mehr in seiner Meinung bestärkte. Die Schwierigkeit war, dort einzutreten. Diese Herren waren wegen einer solchen Kleinigkeit nicht verlegen. Der Fürst klopfte an das Fenster, die jungen Leute wurden aufmerksam und der Cavalier suchte mit einer gewohnten Bewegung seinen abwesenden Degen.

— Gut! sagte unser Muthwilliger, es ist ein Mann von Stande, davon hielt ich mich überzeugt.

Er klopfte von Neuem; das Fenster öffnete sich und eine wenig einladende Miene zeigte sich.

— Was wollen Sie? fragte der Unbekannte.

— Beistand für meine Schwester die sich übel befindet, und zu essen für mich und meine Begleiter.

Der Andere zauderte.

— Wo ist denn Ihre Schwester?

— In diesem Fiacre vor der Thür Ihres Hauses; öffnen Sie uns, ich beschwöre Sie. Sie leidet sehr.

Wir hörten sehr gut das Gespräch.

— Meine Königin, sagte ich zu der Herzogin, Sie werden die kranke Schwester vorstellen, was mich betrifft ich bin unfähig dazu, ich würde nicht ernsthaft bleiben können, und dann sterbe ich vor Hunger.

— Ich auch, sagte sie, und der Fürst hat da einen schlechten Einfall gehabt. Ah! bah! das Wesentliche ist, einzutreten, ich werde bald hergestellt sein.

Während dieser Zeit dauerten die Unterhandlungen fort.

— Aber wenn Sie Diebe sein sollten, sagte endlich unser gehoffter Wirth; wer steht mir für Ihre Redlichkeit ein?

— Die Diebe kommen nicht im Fiacre. Uebrigens, was zum Teufel sollten wir Ihnen nehmen, es sind nicht für zwanzig Livres Möbeln, oder Geschirre dort drinnen. Beeilen Sie sich, meine Schwester klagt immer mehr und mehr.

Die Liebenden sprachen einen Augenblick leise; endlich nimmt der junge Mann das Licht und kommt herunter. Herr von Beauveau thut seinerseits dasselbe. Der Wagenschlag öffnet sich, die Herzogin schließt die Augen und läßt sich forttragen; ich folgte, die Augen gesenkt, um nicht zu

lachen, und der Chevalier schloß den Zug. Wir stiegen eine abscheuliche hölzerne Treppe hinauf, wovon jede Stufe beschädigt war, wir traten in das Zimmer, wo eine junge und schöne Person uns erwartete, und wir fanden ein gutes Feuer, einige Strohstühle, einen Tisch, worauf eine Pastete, ein schöner Fisch und einige gute Flaschen Champagner, Bordeaux und Madeira standen. Außerdem befanden sich dort Obst, Liqueure, Creme, und nichts fehlte.

Als der Chevalier und der Herr der Wohnung einander ansahen, machte der Chevalier eine kleine Bewegung, die er sogleich unterdrückte; der Andere regte sich nicht. Er richtete einige geschraubte Redensarten an uns und bemühte sich um die Herzogin, die auf wunderbare Weise ohnmächtig wurde, so daß man nicht an der Wahrheit zweifeln konnte. Herr von Luxembourg verschwendete die zärtlichste Sorgfalt an sie und nannte sie sein Hühnchen und sein Kätzchen; ich wagte nicht, mich ihr zu nähern, ich erstickte vor Lachen. Die Grisette ging sogleich darauf los und rieb sie bis in die Augen mit Weinessig ein, um sie schneller zu erwecken.

— Sie haben das Ansehen wackerer junger Leute, sagte Herr von Beauveau, wir wollen Ihnen die Wahrheit anvertrauen. Dieses junge Mädchen ist nicht meine Schwester, sondern die Geliebte meines Freundes dort; wir haben ihm Beistand geleistet, um sie zu entführen, weil ihre Eltern sie nicht mit ihm verheirathen wollen. Sie hat freilich eingewilligt, doch als sie das väterliche Haus verlassen, hat sie eine Gemüthsbewegung empfunden, die Sie leicht begreifen werden. Wir kommen von Belleville und haben große Umwege gemacht, um der Verfolgung zu entgehen. In der Vorstadt Saint-Martin haben wir eben jetzt die Landdragoner zu sehen geglaubt, das Fräulein hat einen großen Schreck empfunden, und daher dieser neue Anfall. Wir haben uns Hierher geflüchtet, um einen Zufluchtsort zu suchen, um den wir Sie bitten, so wie auch um die Erlaubniß, dieses gute Souper theilen zu dürfen, denn seit drei oder vier Stunden, die wir unterwegs zugebracht, sterben wir fast vor Hunger.

— Gewiß, mein Herr —

— Sie sind verliebt. Sie sind jung, Sie müssen also mitleidig sein — haben Sie Mitgefühl mit diesen armen jungen Leuten, welche eine barbarische Familie zwingt, um Mitternacht auf den Straßen umherzulaufen.

Diese Fabel wurde mit einer Ruhe und Gleichgültigkeit aufgenommen, die Preville selber beschämt hätte, wenn er damals schon das Entzücken der Komödie gewesen wäre. Sobald man von der Entführung sprach, sahen unsere Wirthe einander lächelnd und erröthend an; sie schienen sich zu verstehen.

— Wir wollen Sie nicht in der Verlegenheit lassen, sagten sie; dieses schöne Fräulein kommt wieder zu sich; wir wollen alle in Gesellschaft soupiren und auf unsere Liebe trinken. Nur schicken Sie Ihren Fiacre an das andere Ende der Straße, man weiß nicht, was geschehen könnte, und er würde die Blicke hierher lenken.

Wir bemerkten, daß man nicht nach unseren Namen fragte. Es war indessen das Erste, was man hätte thun sollen, aber man hatte ohne Zweifel Gründe dazu. Diese Herren stiegen hinunter, um dem Kutscher den Befehl zu geben, zu einer bezeichneten Nummer in der Vorstadt Saint-Martin zu fahren. Er war nicht unruhig, er kannte uns wohl.

Man ordnete heiter die Tafel. Die Herzogin kam völlig wieder zu sich und versicherte, daß sie sich wohl befinde. Es war reizend in diesem kleinen Zimmer: man steckte Kerzen in leere Flaschen, weil es an Leuchtern fehlte; man kann sich vorstellen, ob wir uns unterhielten, und ob das Lachen erregte!

Die Herzogin war entzückt, sie liebte das Lachen so sehr! Sie behauptete, sie habe sich nie so



gut unterhalten, und sie befände sich dort besser, als unter vergoldetem Tüfelwerk. Nach der vierten Flasche erzählte jeder seine Geschichte. Die unserer jungen Leute war in der That die von dem Fürsten erfundene: sie hatten sich dort seit acht Tagen verborgen, und sie wußten, daß man sie suche.

Der Liebhaber war in der That ein Unterofficier von der französischen Garde; der Chevalier hatte ihn an demselben Morgen bei seinem Obersten gesehen, ohne von ihm bemerkt zu werden. Er gehörte einer sehr reichen bürgerlichen Familie an, welche nicht zugeben wollte, daß er ein Mädchen ohne Vermögen heirathe, und welche geschworen hatte, sie überall zu verfolgen. Sie glaubten sich wohl verborgen in dieser Höhle. Der Liebende kam nur in der Nacht und verkleidet dorthin.

Da er Geld hatte und das gute Leben liebte, so brachte er diese Lebensmittel mit. Er hatte mehrere Jahre die Vollendung seines fünfundzwanzigsten Jahres erwartet; aber weder er noch seine Geliebte hatten es für möglich gehalten, vorher ihren Sinn zu ändern.

Ach! wie jung waren sie noch!

---

## Vierzehntes Kapitel.

Wir waren ganz bezaubert und unterhielten uns so sehr, in unserer Rolle zu bleiben, daß wir alles Uebrige vergaßen. Wir machten so viel Lärm, wie sieben junge Köpfe nur machen können, die frei sind und sich ihrer Laune hingeben. Ein Geräusch von der Straße her machte, daß unsere Verliebten, welche wirklich Furcht empfanden und uns durch eine Geberde zum Schweigen aufforderten, die Ohren spitzten.

— Was ist denn das, mein Gott? sagte die schöne Madelon, denn Madelon hieß sie.

— Bah! versetzte der Herzog von Luxembourg, es sind Leute, welche vorübergehen; beschäftigen wir uns nicht mit ihnen, sondern lassen Sie uns trinken.

— Nicht so, nicht so! man spricht leise unter dem Fenster, und es sind unsere Feinde, oder vielleicht auch die Ihrigen. Lassen Sie uns das Licht auslöschen und schweigen.

Wir waren alle drei fast gleich gekleidet; der kurze Rock, die Schuhe mit Schnallen, die Zwickelstrümpfe, die grüne Schürze, der Zitz mit weißem Grunde, der Haarzopf, die kleine runde Schmetterlingshaube, Alles war nach der feinsten Mode der Grisetten. Die Herzogin hatte den Rücken nach der Thür, das junge Mädchen saß am Ende des Tisches und ich ihr gegenüber. Diese Erklärung ist zu dem Folgenden nöthig.

Man sprach leise auf der Straße, so viel war gewiß unser Wirth ging, um nachzusehen, Alles war dunkel; er kehrte an seinen Platz zurück und bat uns leise, kein Wort zu sprechen, denn sie würden ohne, Zweifel Vorübergehen. Das Geräusch verstummte nicht; die Herzogin sagte zu mir, indem sie sich über den Tisch neigte:

— Ein Abenteuer fehlte nur noch, um das Vergnügen vollständig zu machen.

Kaum hatte sie aufgehört zu sprechen, als das Fenster sich vermöge eines kräftigen Faustschlages weit öffnete und drei Soldaten, von einem Bürger geführt, sich ins Zimmer stürzten und riefen:

— Im Namen des Königs!

Unsere Wirthe, die, wie gesagt, am Ende der Tafel saßen, entflohen in das Nebenzimmer, da sie die Localität kannten; die Herzogin suchte die Treppe hinter ihr, ich war ganz betäubt und hatte mir nicht einmal so viel Zeit genommen, mich von der Stelle zu bewegen. Ich befand mich allein auf dieser Seite mit unseren Wirthen, unsere Cavaliere auf der anderen, und die erste Bewegung, die jeder machte, war, aufzustehen, ohne zu wissen, wohin sie gingen, außer der Frau von Boufflers, die, wie ich gesagt habe, die Treppe hinuntertappte.

Die Belagerer waren im Begriff, Feuer anzuschlagen, während der Herzog, der Fürst und der Chevalier, die sich von ihrer Ueberraschung erholten, ihnen entgegen gingen und nach der Veranlassung eines so plötzlichen Einbruchs fragten.

— Im Namen des Königs, keinen Widerstand, sagte eine Stimme, wir sind beauftragt, eine gewisse Madelon Chaine zu verhaften und sie zu den Madelonnetten zurückzuführen.

— Das ist sehr hart, meine Herren, versetzte Herr von Beauveau, welcher einzuschreiten versuchte, ohne sich zu erkennen zu geben, und es sich vorbehielt, am folgenden Tage unter seinem wahren Namen aufzutreten, wenn er durch seine Verkleidung nichts erlangen sollte.

— Widersetzen Sie sich unsern Befehlen nicht, mein Herr, lassen Sie uns das Licht anzünden,

um sehen zu können, was wir thun. Wir sind sehr ruhig, unsere Vorkehrungen sind getroffen und sie wird uns nicht entgehen.

In diesem Augenblick kam noch ein vierter Soldat die Leiter heraufgeklettert und zeigte sich im Fenster, ohne hereinzukommen.

— He! sagte er, die Sache ist geschehen, bemüht Euch nicht weiter, wir haben sie.

— Seid Ihr dessen gewiß?

— Zum Henker, ja, ich habe sie ans der Treppe erwischt, vermöge unserer klugen Maßregel, zugleich durch das Fenster und die Thür einzutreten.

— Wo habt Ihr sie hingebracht?

— Hört Ihr sie nicht schreien? Man bringt sie zu einem Fiacre, dessen Kutscher wir in der Rue Saint-Martin eingeschlafen gefunden, und den wir im Namen des Königs in Beschlag genommen. Er hat das Seine gethan und wir das Unsere auch, und wir wollen uns packen.

— Was! der Geliebte hat sich nicht widersetzt?

— Er war gar nicht da. Komm schnell, ich sage Dir, es ist Alles beendet.

Die Soldaten stiegen hinunter, ihr Führer war schon fort.

— Meiner Treu! ich erwartete etwas Besseres von dem Unterofficier, sagte der Herzog, und da er seine Schöne nicht vertheidigt, so sehe ich nicht ein, warum wir uns ihretwegen mit der Nachtwache schlagen sollten. Geht, meine wackeren Leute, und brecht Euch nicht den Hals, Ihr unüberwindlichen Krieger, es Ware Schade um Euch.

Die Soldaten ließen es sich nicht zweimal sagen, und traten ihren Weg durch die Luft wieder an; wir sahen sie verschwinden, und während dieser Zeit blies der Fürst eine Kohle an, um das Licht wieder anzuzünden.

— Ich weiß nicht, wie ich diesen Unterofficier für einen tapfern Mann halten konnte, versetzte der Chevalier; man läßt sich nicht so ruhig ein hübsches Mädchen entführen. Aber wo zum Teufel sind diese Damen? Sind sie denn diesmal wirklich verschwunden?

— Ich bin hier, versetzte ich noch ganz erschrocken.

— Und die Herzogin?

— Herzogin!

— Herzogin, wo sind Sie?

Sie antwortete nicht und das Licht war angezündet. Der Fürst erhob es, um besser zu leuchten; er bemerkte nur den Herzog, den Chevalier und mich.

— Ah! wo ist die Herzogin? fragte der Herzog von Luxembourg ernstlich beunruhigt,

— Sie wird sich irgendwo mit dem Unterofficier verborgen haben, während man die Kleine wegführt, sagte mir der Chevalier ins Ohr.

Der Herzog suchte in den Winkeln, unter dem Tische und überall. Dieses Ereigniß war sehr plötzlich vor sich gegangen; gewiß hatte es nicht so lange gewährt, wie ich gebraucht habe, um es zu erzählen; wir waren im vollen Sinne des Worts überrascht worden. Diese Herren suchten und riefen, aber vergebens. Wir öffneten die Thür zu dem anstoßenden Zimmer und traten ein; da war ein Bett mit Vorhängen, zwei Stühle und eine Kiste. Man öffnete die Kiste, man rüttelte an dem Bett und sah unter dasselbe, fand aber nichts! Indessen glaubte ich zu bemerken, wie die Vorhänge sich bewegten, und ich machte Herrn von Luxembourg darauf aufmerksam.

— Beim Himmel! es ist wahr. Ich wette, sie liegt zitternd dahinter und hält uns für Räuber.

Man schob dieses Monument in die Mitte des Zimmers, man erhob die Vorhänge und dahinter in einer Art von Nische entdeckte man den Unterofficier, der ein schluchzendes Frauenzimmer in seinen Armen hielt und mit Donnerstimme rief:

— Kommen Sie nicht näher! Sie sollen sie nicht haben, ich vertheidige sie mit meinem Leben!

— Es ist, wie ich Ihnen sagte, murmelte der Chevalier.

— Pest! die Leidenschaften dieses Herrn sind plötzlich, fuhr der Prinz fort; da zeigt er sich nun wie ein Löwe.

Der Herzog kam jetzt, ein Licht in der Hand, wie ein Tiger näher; sie sahen einander wüthend an, bis der junge Mann ihn erkannte und zu seiner erschrockenen Gefährtin sagte:

— Ah! es sind unsere Freunde, Du darfst jetzt nicht mehr zittern.

Sie erhob den Kopf und wir erblickten Madelon Chaine, die noch nicht an ihre Rettung zu glauben wagte.

— Himmel! rief ich, und die Herzogin?

— Wo ist die Herzogin, Elender? was haben Sie mit der Herzogin von Boufflers angefangen? rief der Herzog von Luxembourg, den Arm des jungen Mannes ergreifend, als wollte er ihn zerbrechen.

— Aber, mein Herr, ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, ich kenne diese Dame nicht, ich habe sie nie gesehen.

— Ist es möglich! diese Frau, welche die Wache fortgeführt hat, versetzte der Chevalier, unwillkürlich lachend, sie ist es, sie ist es!

— Nein, das ist unmöglich! sie ist im Hause verborgen, sie hätte sich nicht so entführen lassen, sie würde uns zu Hilfe gerufen haben. Lassen Sie uns suchen, lassen Sie uns suchen! Zeigen Sie uns den Weg! fuhr der Herzog von Luxembourg fort, unsere Wirthe vor sich her schiebend.

Da liefen wir alle und durchsuchten ohne Erfolg die ganze Baracke vom Keller bis zum Boden, aber ohne Erfolg. Wir hatten die Hausthür offen gefunden und auf der letzten Stufe hob ich einen Damenhandschuh auf.

Es blieb kein Zweifel mehr übrig, die Herzogin von Boufflers war zu den Madelonnetten geführt worden! Herr von Luxembourg nahm die Sache ernsthaft, die beiden Andern lachten verstohlen, wozu ich auch große Lust hatte, denn der Spaß war zu köstlich.

Die Liebenden konnten sich nicht genug wundern über das, was sie hörten, und über den glücklichen Zufall, der sie gerettet und eine große Dame anstatt Madelon's in die Klauen der Häscher gebracht hatte.

Wie sollte man ihr nacheilen? Wo war sie? Was hatte man mit ihr angefangen? Sie hatten uns gewiß unseren Fiacre genommen, man mußte also zu dieser Stunde zu Fuß nach Hause zurückkehren, und ich noch dazu, die ich so weit entfernt wohnte! Ich lachte nicht mehr über diesen Gedanken. Indessen mußten wir uns entfernen. Der ungeduldige Herzog sprach davon, zu gehen und den Polizeilieutenant zu wecken, um uns die Herzogin von Boufflers herausgeben zu lassen.

— Ohne Zweifel, sagte der Fürst, aber lassen Sie uns vorher unser Kostüm wechseln, sonst dürften wir ohne Vortheil für sie oder für uns ihre Gefangenschaft theilen müssen.

Er versicherte in zwei Worten die jungen Leute seines Schutzes, sagte ihnen seinen Namen und befahl dem Unterofficier, am folgenden Tage zu ihm zu kommen, indem er hinzufügte, er

würde mit ihm zufrieden sein.

In der That gab der vortreffliche Herr von Beauveau Madelon eine Mitgift, besänftigte die Familie und verschaffte ihm eine vortreffliche Anstellung beim Salzmagazin, was sein Einkommen verdoppelte. Die jungen Leute waren sehr glücklich und erkenntlich, wie es scheint. ES ist selten!

Wir folgten dem Herzog von Luxembourg, Er lief sich fast außer Athem; die Rue Cadet war viel näher, als unsere Häuser; wir traten alle dort ein und man berieth, was zu thun sei. Der Herzog warf seine Verkleidung ab, er hatte ein ganzes Kleidermagazin; der Fürst legte einen andern Anzug an; man ließ anspannen, und wir fuhren zu dem Hotel des Polizeilieutenants, Es wurde verabredet, daß ich mich nicht zeigen sollte, denn wir waren schon genug compromittirt. Es mußten sich ihnen alle Thüren öffnen. Ich erinnere mich nicht mehr, wer zu jener Zeit Polizeilieutenant war, aber als er diesen Bericht horte, konnte er einen Scherz nicht unterdrücken, was ihn aber nicht verhinderte, einen Polizeiagenten sogleich zu Pferde zu den Madelonnetten abzuschicken, um die Gefangene zurückzufordern. Wir folgten ihm, indessen mußte er vor uns ankommen.

Ich hätte nicht geglaubt, daß der Herzog von Luxembourg ein so tiefes Gefühl für die Frau hege, die er später heirathen sollte, und die ihn sein ganzes Lebenlang beherrscht hat. Er benahm sich wirklich wie ein Thor, und als die Herzogin uns wiedergegeben wurde, warf er sich im Wagen zu ihren Füßen nieder und brach in Thränen aus.

Sie dagegen warf sich halb lachend halb weinend mir um den Hals.

— Ich wollte ein Abenteuer, sagte sie, und ich bin erhört worden.

Und dann erzählte sie uns, was sich zugetragen hatte, und die Ursache von dem allen.

Frau von Boufflers hatte eine schreckliche Furcht vor Räubern; es war eine Grille, die sie nicht beherrschen konnte; als sie das Fenster aufreißen sah, dachte sie nur daran, sich zu retten, und die Thür hinter ihr schien ihr der beste Ausweg zu sein, den sie erwählen könne; sie hatte sich übrigens überzeugt gehalten, daß wir dasselbe thun würden, um weder mit der Nachtwache, noch mit den Räubern, was sie auch sein möchten, in Berührung zu kommen.

Während sie Furcht hegte, entwarf sie ihren Rettungsplan. Sie wollte nämlich bis zu dem Fiacre laufen, der in der Rue Saint-Martin hielt, sich hineinwerfen und uns erwarten. Sie war die Treppe noch nicht halb hinunter gestiegen, als sie unten Geräusch hörte; man erbrach die Thür ebenso leicht wie das Fenster, denn in dieser Baracke war nichts fest. Sie war zwischen zwei Feuern; sie versuchte wieder hinaufzusteigen und fiel; man kam mit Licht hinter ihr her, sie verlor den Kopf und fing an zu schreien, was vereint mit ihrem Kostüm den ehrlichen Soldaten keinen Zweifel ließ, daß sie die gesuchte Person sei. Um sie zum Schweigen zu bringen, verband man ihr den Mund; ein großer Kerl faßte sie um und trug sie laufend fort, als wäre sie eine Feder gewesen.

— Pest! sagte er, dieses Mädchen gibt sich das Ansehen einer großen Dame, sie würde eine ganze Hauptwache parfümiren.

Man setzte sie in unseren eigenen Fiacre und rief dem Kutscher zu:

— Vorwärts, im Namen des Königs, zu den Madelonnetten.

Man kann sich ihre Aufregung denken. Sie nahmen ihr die Binde ab; sie war so erbittert, daß sie sich nannte, indem sie ihnen Berge und Wunder versprach, wenn sie sie nach Hause führen wollten, was sie nicht annahmen, und zwar, weil sie ihr nicht glaubten. Sie spotteten ihrer im

Gegentheil und wiesen ihr Anerbieten zurück.

— Endlich aber haben sie es nicht an Respect fehlen lassen, fügte sie mit heroischer Miene hinzu, und wären nicht die Madelonnetten, so würde ich mich nicht über sie zu beklagen haben. Auch glaube ich, würde ich mich dort nicht ganz übel befunden haben.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

Ich will mich nicht auf die Verhandlungen und Einzelheiten in Betreff des Grafen von Lally einlassen, den ich für das Jahr 1766 in meinem Notizenbuche finde. — Es sind in dieser Angelegenheit Wirkungen und Ursachen, die ich mir vorgenommen habe, nicht zu behandeln, weil sie die Oeffentlichkeit und die Regierung berühren. Dessenungeachtet kann ich über seinen Tod nicht schweigen, über den Lärm, den derselbe in der Welt machte, und über den Eindruck, den man davon empfing.

Er wurde gerecht oder ungerecht verurtheilt, ich gehe nicht auf den Gegenstand ein, ungeachtet der von seinem Sohne verlangten und erhaltenen Rehabilitation. Es war ein Mann von unangenehmem Charakter; er hatte wenig Freunde. Er machte mehrere Versuche, sich vor der Hinrichtung zu tödten; er gab sich zuerst einen Stich zwei Fingerbreit vom Herzen, mit der Hälfte eines Zirkels, die er in seinem Rocke verborgen hatte; dann versuchte er einen kleinen eisernen Zahnstocher hinunterzuschlucken; endlich, als man fürchtete, daß er seine Zunge hinunterschlingen möchte, legte man ihm einen Knebel an. Er sollte bei Nacht hingerichtet werden, aber man kam der Stunde zuvor, wegen seiner Selbstmordversuche, so daß die schwarze Kutsche, in welcher man ihn zum Schaffot führen wollte, noch nicht bereit war und man ihn auf einen Schuttkarren setzte. Er war außer sich vor Wuth. Sein Beichtvater beruhigte sich wegen des Knebels, sonst würde er gefürchtet haben, gebissen zu werden.

Der Scharfrichter verfehlte ihn, und er erhielt zwei Hiebe. Die Menge war so erfreut über seine Hinrichtung, daß sie in die Hände klatschte; denn man hatte gefürchtet, daß er würde begnadigt werden. Alle Welt weiß, daß er der Veruntreuung öffentlicher Gelder in Indien und der Bedrückung der seinen Befehlen unterworfenen Unterthanen des Königs angeklagt worden. Ich kann nicht mehr über ihn sagen, ich kannte ihn nicht, aber wohlunterrichtete Personen, die in der Stellung waren, es zu sein, haben mir die Versicherung gegeben, daß er vollkommen strafbar war. Gott hat ihn gerichtet, die Menschen auch, und eine alte Frau wird dies Alles nicht ändern. Er besaß einen großen Muth und eine unbestrittene Tapferkeit. Er machte eine vortreffliche Verteidigung von Pondichery, aber er war hochmüthig, habsüchtig und boshaft.

Unter meinen genauen Bekannten habe ich die Damen von Boufflers genannt; die Eine war die Maitresse des Prinzen von Conti, und ich hatte ihr den Namen, das Idol des Tempels beigelegt; dieser Prinz war Großprior von Frankreich und wohnte im Tempel und sie hielt sich bei ihm auf. Sie war eine geistreiche und anmaßende Frau, und sie hatte nur einen Gedanken, nämlich den Prinzen von Conti zu heirathen, was ihr nicht gelang.

Die Andere war die Maitresse des Königs Stanislaus in Lunéville gewesen; sie hat ebenso viel Geist und ist überdies die Mutter des Chevalier von Boufflers, dieses verzogenen Kindes der Liebe und der Musen; wir liebten ihn alle; so viel ist gewiß, daß er jung sehr hübsch war. Da fallen mir einige Verse ein, die ich seine Mutter habe improvisiren hören, als sie bei mir soupirt; ich will sie schnell abschreiben lassen, denn ich würde mich derselben nicht mehr erinnern, und das wäre Schade; man wird sehen: wie die Mutter, so der Sohn. Man fragte sie, was sie die ganze Woche seit dem vergangenen Sonntag gethan, wo wir zusammen soupirt hatten. Sie antwortete auf der Stelle, ohne zu zaudern, ganz wie in Prosa:

Sonntag war ich liebenswürdig;

Montag war ich anders noch;  
Dienstag stellt' ich geistreich mich;  
Mittwoch spielte ich das Kind;  
Donnerstag war ich vernünftig;  
Freitag hat' ich 'nen Galan;  
Samstag machte ich mich schuldig;  
Sonntag war ich unbeständig.

Der reizende Chevalier von Boufflers ist in Lunéville im Jahre 1727 geboren. — Er war zum geistlichen Stande bestimmt, weil der König Stanislaus ihm vierzigtausend Livres Renten in Beneficien gab, und die waren gut anzunehmen und selbst zu behalten. Er wurde also in das Seminar Saint-Sulpice gebracht, und gewiß kann man nicht weniger zu diesem Berufe gebildet sein. Er blieb indessen dort, bis die Liebe ihn bewog, aus der Eingeschlossenheit hervorzugehen, so wie der Hunger macht, daß der Wolf aus dem Walde hervorgeht.

Er kannte einen jungen Burschen, der vor ihm aus dem Seminar gekommen war, weil diesem, wie ihm, der Beruf fehlte. Es war der Sohn eines alten Militairs, der lange mit Herrn von Lally in Indien in Verbindung gestanden. Dieser dem geistlichen Stande Entflozene besuchte oft den Anderen im Käfig und erzählte ihm von den Reizen einer jungen Cousine, in die er verliebt sei. Sie hieß Aline, sie war aus der Provinz und hatte sich während ihrer ganzen Kindheit mit ihren Verwandten in Indien aufgehalten.

Weil er ihre Schönheit und Anmuth so sehr hatte rühmen hören, wollte der Abbé von Boufflers sie kennen lernen; er bat seinen Freund, ihn in seine Familie einzuführen, und der Andere, bezaubert, mit einem Freunde von solchem Range zu prunken, lud ihn ein, den folgenden Sonntag in Chevreuse zuzubringen, wo sein Vater ein Landhaus hatte; das Schwierige war nur, die Erlaubniß dazu zu erhalten. Er mußte am Sonnabend Abend abreisen und bei einem jungen Manne übernachten, der so sehr sein Feind war, daß er die Sorgen und Verpflichtungen des Priesteramtes von sich gewiesen!

Der Abbé hatte schon seine Erfindungen gemacht. Er schrieb an seine Tante, ihn abholen zu lassen, und schrieb ihr den Plan vor, den sie zu befolgen habe, indem er sie beschwor, nicht davon abzuweichen; er würde ihr mündlich die Beweggründe dazu mittheilen. Die Gräfin fügte sich den Wünschen des jungen Mannes; sie kam am Sonnabend Morgen, um ihn abzuholen, da sie dachte, daß er lieber zwei Tage als einen ausbleiben werde, Sie that noch mehr, und kündigte an, daß sie ihn nicht vor Dienstag zurückbringen werde.

Boufflers war damals achtzehn Jahre alt; er war der liebenswürdigste und hübscheste Bursche in Frankreich. Seine Tante hörte seine kurze Geschichte an, als sie im Wagen waren. Sie war nicht strenge gegen sich selber, und war es ebenso wenig gegen Andere, Sie trieb ihre Güte so weit, daß sie ihm ihre Leute und ihre Pferde gab, um nach Chevreuse zu gehen.

— Ich will Dich nicht als Priesterchen dorthin schicken, mein liebes Kind, und ich fordere Dich auf, Deinen Freund mitzunehmen; das wird ihm angenehm sein.

Der Abbé verlangte nichts Besseres. Man kann sich die Freude vorstellen, die sie empfanden, als sie sich drei oder vier Tage frei und ohne Aufsicht fühlten, eine schöne Equipage hatten, um sich alles Ansehen geben konnten, welches ihnen gefiel.

Der Jüngling hatte seinen Vater in Kenntniß gesetzt; man stellte die kleinen Töpfe in die großen; als sie ankamen, wurden sie im Pomp empfangen und als Triumphatoren behandelt. Boufflers sah nur die schöne Aline, er wurde im Herzen getroffen und fand sie tausendmal reizender, als er es erwartet hatte.



Ihr gefiel der junge Abbé auf der Stelle; sie erröthete, als sie seinem Blicke begegnete; sie machte ihm eine verlegene und reizende Verbeugung; sie blieben befangen und sprachen einen Theil des Tages nicht mit einander. Am Abend nach dem Souper wurde das Eis gebrochen. Es war im Monat Junius. Diese Gegend war bezaubernd in ihrer Pracht. Das Thal von Chevreuse ist herrlich, wie man weiß, und dieser kleine Winkel, besonders gut geordnet, war wirklich ein irdisches Paradies. Man ging den ganzen Abend unter Rosen spazieren. Das junge Mädchen hatte eine schöne Stimme; man bat sie, zu singen; sie ließ sich ein wenig bitten, dann gab sie nach; sie hatte weniger Furcht, da es dunkel war, das bemerkte man wohl.

Der Abbé war von Liebe und Entzücken erfüllt. Als er sich in sein Zimmer begab, wohin sein Freund ihn führte, warf er sich ihm um den Hals, indem er mit Thränen in den Augen, wie ein Kind, welches er war, zu ihm sagte:

— Mein Freund, ich liebe, ich bete Ihre schöne Cousine an!

— Ach! es thut mir leid, mein Herr, denn ich liebe sie auch; übrigens sind Sie ein großer Seigneur, Sie werden Priester werden, und können sie nicht heirathen.

— Ich werde nicht Priester werden, und wenn sie mich liebt, werde ich sie heirathen, und wenn ich auch ein großer Herr bin!

— Ach! ist es möglich! versetzte der gute Jüngling, völlig geneigt, sich zu opfern, wenn das Glück seines Freundes und seiner Cousine davon abhängig wäre. Doch wird sie Sie lieben? Ja, sie wird Sie lieben, das ist gewiß, denn sie liebt mich nicht!

Anstatt zu Bette zu gehen, brachten sie die Nacht zu, um Pläne zu entwerfen und Mittel aufzusuchen, sie zu verwirklichen. Courtois, so hieß der Freund, empfand von Zeit zu Zeit eine Rückkehr der Eifersucht und verbannte sie lebhaft, indem er sich vorwarf, an sich zu denken, anstatt an die Anderen.

Bei Sonnenaufgang gingen sie in den Garten, pflückten ein ungeheures Bouquet, noch feucht vom Thau, und wieder auf sein Zimmer zurückkehrend, schrieb Boufflers seine ersten Verse, sehr demüthig und unterwürfig, aber sehr zärtlich. Er that sie in das Bouquet, ging eine Leiter zu suchen, und legte die duftende Botschaft auf den Fensterrand seiner Schönen

Als dies geschehen war, verbarg er sich mit seinem Vertrauten im Gesträuch, um den Augenblick des Erwachens zu erspähen. Sie durften nicht lange warten. Aline hatte auch nicht geschlafen; sie erschien an ihrem Fenster, und ihr erster Blick fiel auf die Blumen. Sie erröthete und lächelte zu gleicher Zeit. Der Garten erschien ihr verlassen, kaum zeigten sich die Vögel unter den Blättern, die aufgehende Sonne lächelte durch die Zweige Alles war Schönheit und Glanz um sie her; sie athmete lebhaft den berauschenden Duft ein, der an einem schönen Sommermorgen aus Allem hervorgeht.

Sie glaubte sich ganz allein; sie nahm das Bouquet, roch daran, untersuchte es überall, erblickte das unter einer Rose versteckte Billet, wurde ganz roth und ließ die Blumen fallen. Es ging ein sichtbarer Kampf in ihr vor, der mit dem Lesen des Madrigal enden sollte, und der in der That damit endete. Es war nicht versiegelt, sie hätte eine dreifache Thörin sein müssen, wenn sie es nicht hätte lesen wollen; die Tugend selbst würde sich dieses Vergnügen nicht verweigern.

Aline las wiederholt diese Zeilen und verschlang sie fast; es war das erste Liebesbillet, welches sie erhielt, denn ihr Vetter hatte nicht gewagt, die Verwegenheit so weit zu treiben, an sie zu schreiben. Sie senkte dann den Kopf, ließ ihre Arme sinken und wurde nachdenkend.

Die Jünglinge sahen Alles. Boufflers wagte nicht zu athmen, aus Furcht, gehört zu werden,

und Courtois seufzte leise; er verbarg sich selber seinen Schmerz, denn er verstand vollkommen die Geberde dieser Träumerei,

— Sie liebt Sie, sagte er zu dem Abbé.

— Ach! ich weiß es nicht; ich wage nicht daran zu glauben; sie hat kein glückliches Aussehen, nach dem, was sie eben gelesen hat.

— Sie denkt nur zu sehr daran, als daß sie es hätte übel aufnehmen sollen, und dann kenne ich sie gut, sie hat eine andere Miene, wenn sie schwollt.

— Ah! sollten Sie die Wahrheit reden!

Nach einer guten halben Stunde entfernte sich das schöne Kind vom Fenster und beschäftigte sich mit ihrer Toilette, aber sie sang nicht, als sie sich im Zimmer beschäftigte, wie es sonst ihre Gewohnheit war; sie dachte zu viel.

Als sie in den Garten hinunterging, hatte sie eine von den Blumen des Bouquets an ihrem Mieder, Der kleine Abbé sprang vor Freude.

Die vier Tage, die sie mit einander verlebten, waren eine Wonne. Sie sprachen noch nicht mit einander, aber jeden Morgen lag das Bouquet vor dem Fenster, die Schöne kam, es zu nehmen, die Verse wurden schnell hervorgezogen und gelesen, der Liebende erfreute sich seines Glücks und der Freund erfreute sich seines Opfers. Ich will nicht beschwören, daß Aline nicht errathen hatte, daß sie da waren, die kleinen Mädchen haben einen so schlauen und sicheren Instinct!

Als er abreisen und zu diesem widerwärtigen Seminar zurückkehren mußte, glaubte Boufflers, er müsse sterben! Er konnte seine Thränen nicht zurückhalten; er schwur, bald zurückzukehren, und mußte er über die Mauern steigen, und Niemand in Chevreuse zweifelte einen Augenblick daran.

Aline versuchte nicht auch zu weinen, aber zwei schöne Thränen rollten gleich Thautropfen über ihre Wange nieder, nachdem sie lange an den schwarzen Augenwimpern gezittert.

Ich will fast einen ganzen Brief von Boufflers über dieses Abenteuer mittheilen; ich bin unfähig, diese Knabenstreiche zu erfinden und sie so zu beschreiben.

Zu der Zeit, als ich die Liebe kannte, ging sie nicht auf diese Weise vor sich.

---

## Sechzehntes Kapitel.

Boufflers kehrte in sein Seminar zurück und befand sich, dort wie ein armer Vogel, dem man die Flügel abgeschnitten hat. Er brachte alle seine Zeit im Garten zu, sah die ihn umgebenden Mauern an, die so hoch und so gut geschützt waren. Man ließ ihn nur auf gute Bürgschaft ausgehen; er hatte schon zwei oder drei Streiche gemacht, weshalb er schlecht angeschrieben war; man hatte ihn wegen seiner Fähigkeiten zu hohen geistlichen Würden bestimmt und man wollte nicht, daß er entfliehe.

Frau von Boufflers übte indessen keine ernstliche Strenge aus; sie kam, ihn zu besuchen, brachte ihm Bücher, Musikalien und Spielereien, und wenn er sich zu sehr beklagte, sagte sie ganz leise zu ihm, indem sie ihn umarmte:

— Muth, mein Kind, es ist eine Zeit, die vorübergehen wird, hernach wirst Du herauskommen wie die Anderen und kannst thun, was Du willst.

In dieser großen Verlegenheit, wo er zuerst ernstlich seiner Freiheit bedurfte, schrieb er an sie, um sie zu bitten, zu ihm zu kommen, was sie auch that, und er kündigte ihr an, daß er eines Urlaubs von vierzehn Tagen zu einer kleinen Reise bedürfe, die er beabsichtige.

Das »Idol« antwortete ihm, daß es ein wenig viel sei, aber er dürfe sich nur an seine Vorgesetzten wenden und sie wolle seine Bitte unterstützen.

— So ist es, Madame? Sie können mir nichts Tröstlicheres sagen? Ich weiß, was mir zu thun übrig bleibt.

— Aber was ist es denn?

— Sie werden es sehen.

Er nahm eine Feder, dachte einige Augenblicke nach und schrieb ein Dutzend Verse; sie sah ihm zu, ohne es zu verstehen.

— Was schreibst Du da?

— Einen Brief.

— An wen?

— An eine erhabene Person, die mich gewiß beschützen wird.

— Welche ist das? Wenn ich sie kenne, will ich die Besorgung des Briefes übernehmen.

— Sie kennen sie, aber ich werde Ihnen den Brief nicht übergeben, ich habe kein Vertrauen zu Ihnen.

— Mein Kind, das ist sehr übel.

— Wirklich?

— Ja, es ist sehr übel.

— Sie lieben mich noch immer?

— Ich liebe Dich wie meinen Sohn.

— Gewiß?

— Ja.

— So lesen Sie denn und schwören Sie mir, dies dem Prinzen zu geben und dies an meine Mutter gelangen zu lassen.

Sie las die Verse, fand sie allerliebste und sagte in bewegtem Tone zu ihm:

— Ich schwöre es Dir.

*Wer fühlt nicht Leiden mit, die selbst man hat empfunden?*

Sie hatte zu sehr geliebt, um nicht Mitleid mit denen zu empfinden, welche liebten.

Als sie nach Hause zurückkehrte, übergab sie dem Prinzen von Conti die Verse. Er fand sie sehr hübsch und schickte einen von seinen Wagen mit einem vertrauten Kammerdiener in das Seminar, den kleinen Abbé abzuholen, um mit ihm zu soupieren.

Man wagte nicht es dem Prinzen abzuschlagen, und der Verliebte reiste bezaubert ab.

Er kam oft in den Tempel, er kannte Seine Hoheit und dankte ihm mit aller Wärme seiner Leidenschaft.

Herr von Conti befragte ihn; er war sehr gut und einfach in seinen Manieren; übrigens hatte der hohe französische Adel seit langer Zeit die Gewohnheit, die Vettern des Königs als ihres Gleichen zu betrachten, und Boufflers war seines Werthes zu gewiß, um sich einschüchtern zu lassen.

— Nun, Abbé, sagte der Prinz, Sie langweilen sich also im Seminar?

— Ja, mein Herr, und zwar beträchtlich.

— Es gefiel Ihnen doch im letzten Winter dort!

— O! es war damals Winter!

— Ja, im Winter gewöhnen sich die Vögel an ihren Käfig, und im Sommer singen sie ihre Liebe; man behauptet, daß es auch so mit Ihnen ist.

— Ich habe Niemanden das Recht gegeben, mich davon zu überführen.

— Was! selbst nicht der Gräfin?

— Niemanden, gnädigster Herr.

— Boufflers, ich werde Ihr Vertrauter sein.

— Es ist viel Ehre, mein Herr, wenn ich etwas anzuvertrauen haben werde.

— Gehen Sie mir doch! und das Thal von Chevreuse und die schöne Aline?

— Wer hat es Ihnen gesagt? —

— Sie erröthen! man hat mich also nicht getäuscht. Lassen Sie sehen, was würden Sie von einem Freunde halten, der Ihnen ein hübsches Pferd, einen Lakai, hundert Louisd'or in die Tasche, einen wohlversehenen Mantelsack und einen Urlaub auf drei Wochen geben würde, mit der Freiheit, nach Ihrem Gefallen davon Gebrauch zu machen?

— Ah! gnädigster Herr, ich würde ihn segnen.

— So segnen Sie mich denn, es ist geschehen. Ich habe den Brief an Ihre Frau Mutter zurückgehalten; die Mütter quälen sich schon im Voraus, ich habe ihre Stelle eingenommen. Ich weiß, wohin zuweilen ein in der Abgeschiedenheit unterdrückter Wunsch führt; Sie sind kein Gefangener mehr; morgen früh werden der Lakai und die beiden Pferde im Hofe bereit sein, um Ihren Befehlen zu gehorchen; der Mantelsack ist in Ihrem Zimmer; hier ist die Börse und der Urlaub; Sie bedürfen nur der Freiheit, von dem Allen Gebrauch zu machen, und Sie können sie nehmen.

Der Jüngling war von seiner Freude fast betäubt. Er verlor den Kopf, was ihm sonst nicht begegnete, und er fand ihn erst beim Champagner wieder, und dann war er in der That geistreich.

— Dieser junge Mann wird in der That weit kommen, sagte der Prinz, als er von der Tafel

aufstand; aber er wird das Priestergewand in die Nesseln werfen; er ist mehr zum Musketier geschaffen, als um den Kragen des Geistlichen zu tragen.

Am folgenden Morgen war Boufflers vor der Sonne auf und war im Sattel, ehe er seine Toilette vollendet hatte. Er galoppierte, von Freude berauscht, bis Chevreuse, bis zu dem hübschen Hause, wo man ihn vom Morgen bis zum Abend erwartete, ohne zu hoffen. Aline erblickte ihn zuerst; sie stieß einen Schrei aus und zog sich schnell in die Tiefe ihres Zimmers zurück.

Courtois und die Uebrigen gingen ihm entgegen; sie sehnte sich noch mehr, als jene, ihn wiederzusehen.

Der Abbé erzählte sogleich sein gutes Glück und seinen Urlaub.

— Mein Freund, sagte der ehrliche Courtois, sein Sie glücklich, sie liebt sie. Sie werden sehen, wie Ihre Abwesenheit sie blaß gemacht hat. Sie verläßt ihr Fenster nicht mehr und trägt Ihre verblichenen Rosen an ihrem Busen.

Der wackere Junge hatte alle diese Symptome mit den Thränen seines Herzens erzählt, und er verberg sie seinem vorgezogenen Nebenbuhler nicht. Man sieht dergleichen Liebe nicht mehr.

Boufflers antwortete ganz verkehrt auf die Complimente der Anderen; er hörte diese und benutzte sie. Endlich zeigte sich Aline, schöner als ein Engel, und ließ in ihrem Gesichte die Gemüthsbewegung lesen, die sie empfand. Sie begrüßte ihn, ohne mit ihm zu reden: wie viel lag in diesem Gruß!

Als sie sich von dieser ersten Aufregung ein wenig erholt hatte, machten die jungen Leute herrliche Pläne für die Zeit des Urlaubs des Abbé. Man verabredete Spazierfahrten und Lustpartien, man machte das Verzeichniß der bevorzugten Nachbarn, kurz, man versuchte Alles, um Herrn von Boufflers die Ehre und die Erkenntlichkeit zu beweisen, die man wegen seines Besuches empfand.

Von dem folgenden Tage begannen die Blumen, die Briefe, die Verse, die Complimente und das Erröthen wieder; bald kam man zum Händedrücken, dann zum Geständniß, dann zu Küssen; ich weiß nicht, wie weit man gegangen wäre, hätte nicht Courtois sie überwacht, welcher wohl einem Freunde den Platz räumen wollte, den er in Alines Herzen nicht hatte erlangen können, der sie aber nicht erst entehrt und dann vielleicht verlassen sehen wollte.

---

## Siebenter Band

### Erstes Kapitel.

**E**r war daher immer als dritte Person zugegen, ohne sie einen Augenblick allein zu lassen. Sie wurden aufgebracht darüber, besonders Boufflers; denn die Kleine hatte einen starken Kopf und ein edles Herz und sie hatte schon ihre Lage beurtheilt. Sie besprachen alle Drei ihre Pläne, und was man zum Gelingen derselben thun müsse. Der Abbé versicherte, er würde sein Gewand zerreißen, er versicherte, er würde Aline heirathen, und seine Mutter würde sich dem nicht widersetzen.

— Bedenken Sie, sagte sie, was Sie von Ihrer Frau Mutter verlangen: Sie wollen erstens, auf eine von ihr gewählte Carrière verzichten, und zweitens soll sie sehen, wie Sie ein armes kleines Bürgermädchen, wie mich, heirathen; ist es möglich?

— Sie sind würdig, eine Königin zu sein, und Sie sollen es werden.

— Wie?

— Auf meine Art.

— Wenn das ist, willige ich ein, vorausgesetzt, daß dieses Thal mein Königreich ist. Ach! wir können nicht nach Indien fliegen und dieses liebe kleine Haus, diese Wiesen und diesen Bach mitnehmen, um sie in jenem schönen Lande mit unseren Erinnerungen wiederzufinden! Welch ein Traum!

— Ich werde ihn verwirklichen.

— Sie sind also ein Zauberer?

— Vielleicht.

— Ja, Sie werden Aline, die Königin Aline sein und alle Welt wird Ihnen in dieser Eigenschaft huldigen.

— Wird sie nur das sein? fragte Courtois, immer aufmerksam auf die Verwirklichung seiner Wünsche.

— Sie sollen Marquise von Boufflers werden, wenn wir Gott das Leben schenkt; und ich habe noch nicht Lust, in meinem Alter zu sterben,

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf und schwieg.

»Der Abbé wurde aufgebracht, sein Gehirn arbeitete mehr und mehr; endlich, aufgeregt von seiner Liebe, von diesem schönen Thal und von den Chimären, welche alle Drei unter dem Schatten der Bäume und bei dem Dufte der Blumen entwarfen, schrieb er in acht Tagen seine köstliche Erzählung von der Königin von Golconda, welche allein gewiß schon besser ist, als alle Erzählungen von Marmontel zusammen.

Alinens Freude war unermeßlich, die ihrer Freunde fast ebenso groß. Der Abbé kehrte nicht von selber zurück; er würde sich dazu nicht für fähig gehalten haben.

— Es scheint entschieden, als wäre ich ein Mann von Geist, sagte er.

Diese naive Schätzung seiner selbst ohne Anmaßung oder Stolz ist ihm geblieben und bildet eine der originellen Eigenschaften des Herrn von Boufflers. Dies scheint fast unbegreiflich, aber wenn man ihn kennt, würde man sich wundern, ihn anders zu sehen, als er ist.

Sie machten auf der Stelle drei oder vier Abschriften von der Erzählung. Eine wurde an Herrn von Voltaire geschickt, der sich bezaubert darüber zeigte, eine an den Prinzen von Conti, eine an den König von Polen und eine an die Marquise von Boufflers. Der junge Mann fragte, ob man daran denken könne, einen Geist in das Priestergewand zu stecken, welcher zu ähnlichen Erfindungen fähig wäre, während er von den Mauern des Seminars umgeben sei. Er legte dem Könige die vierzigtausend Livres Renten, die er seiner Güte verdankte, wieder zu Füßen und verlangte dagegen seine Freiheit.

Man erwartete die Antwort mit Ungeduld. Lobsprüche wurden mit den feinsten Schätzungen der Zärtlichkeit an ihn verschwendet, aber von der Freiheit wurde kein Wort erwähnt.

— Ah! aber ich werde sie mir nehmen, wenn man sie mir verweigert, sagte er.

— Nein, versetzte Aline, Sie werden sie sich nicht nehmen, mein Herr, und der Beweis davon ist, daß Ihr Urlaub übermorgen zu Ende geht, und daß Sie morgen, wenn es Ihnen gefällig ist, abreisen werden, um den Prinzen und Ihre Frau Tante zu begrüßen, ehe Sie wieder eintreten. Zeigen Sie sich zuerst unterwürfig, und dann wollen wir weiter sehen.

Der Abbé wollte murren, aber es war vergebens. Aline erklärte, sie würde das Haus verlassen, wenn er dableibe, und würde schon einen Zufluchtsort finden, wo er ihr nicht folgen könne. Er mußte gehorchen. Als sie sich von ihm trennte, mußte er ihr versprechen, ihr die Angelegenheiten zu überlassen, und sie versprach ihm dagegen, sie gut zu führen.

— Nur, fügte sie hinzu, thun Sie nichts, ohne mich um Rath zu fragen, und handeln Sie mir nicht entgegen.

Die Gräfin von Boufflers betrachtete dieses Liebesverhältniß als eine Kinderei; sie ließ sich alle einzelnen Umstände von ihrem Neffen erzählen, und als dieser sie mit seinem Versprechen bekannt gemacht hatte, brach sie in Lachen aus.

— Ei! sagte sie, da müssen wir uns gut halten, wir werden es mit zwei starken Köpfen, mit dem Fräulein Aline und dem Abbé von Boufflers, zu thun haben. Bereiten wir uns auf die Niederlage vor, denn wir können sie nicht vermeiden.

— Sie spotten unser, Madame, wir achten Sie zu hoch, um Ihnen den Spott zurückzugeben; aber wir werden sehen.

---

## Zweites Kapitel.

Der Abbé kehrte getreulich ins Seminar zurück und murrte nicht, wie er versprochen hatte. Er nahm seine Studien wieder vor, aber anstatt des kanonischen Rechts und der Theologie las er Bücher über Poetik und Literatur, er machte Verse, schrieb Erzählungen, dachte an seine Aline und protestirte aus allen Kräften gegen den geistlichen Stand in seinen Briefen an den König und seine Mutter.

So verging ein ganzer Monat. Aline hatte gefordert, daß er eingeschlossen bleibe, bis sie ihn zu sich zurückrufen werde, und daß er nicht zu entfliehen suchen solle. Er gehorchte wie ein fügsames Kind. Nach diesem langen Monate empfing er einige Worte, die ihm das Paradies öffneten; es wurde ihm gestattet, nach Chevreuse zurückzukehren, und sein hübsches Pferd und sein Lakai standen wieder auf einige Tage zu seiner Verfügung. Man beurtheile, ob er sie benutzte!

Die Erlaubniß dazu wurde ihm nicht verweigert. Obgleich streng behandelt, war er nicht im Kloster, und ein Monat der Einsamkeit, den er verlebte, ohne die Schwelle der geheiligten Thür zu überschreiten, sprach zu seiner Gunst.

Er ging in den Tempel und eilte dann nach Chevreuse. Aline empfing ihn mit Freude und Entzücken; sie theilte seine Wonne, aber nicht seine Hoffnungen, und jedesmal, wenn er von der Zukunft sprach, legte sie ihm durch ein einziges Wort Schweigen auf:

— Ich habe noch nichts entschieden — warten Sie.

Diese Fügsamkeit war bewundernswürdig. Er wartete, zwar nicht geduldig, aber ohne sich zu beklagen: sie wollte es so! Nichts war unschuldiger und reizender, als diese Liebe. Es bedurfte der poetischen Phantasie des Chevalier und der reinen Seele Alinens, um bei den Sitten und Gewohnheiten wie die unsrigen ein Gefühl dieser Art zu hegen.

So ging es ein ganzes Jahr fort. Man begriff nicht, wie dies enden sollte. Sie sahen einander selten; der Abbé blieb auf Befehl seiner Göttin im Seminar, indem er behauptete, er wolle hinaus und Priester werden.

Andererseits bestand die Marquise darauf, ihrem Sohne die vierzigtausend Livres Beneficien zu erhalten; Beide blieben fest und man sah keine wahrscheinliche Lösung.

Eines Tages war Boufflers in Chevreuse, man verhinderte ihn nicht, Aline zu sehen, aus Furcht, ihn zu erbittern und einen noch schwereren Stand mit ihm zu haben. Sie sprachen allein und ernsthaft mit einander, wie es geschah, wenn Aline versuchte, dem jungen Manne Vernunft zu predigen.

— Muß man denn durchaus im Seminar bleiben, um die Beneficien zu erhalten? fragte sie plötzlich.

— Ach! ja, sagte er in verzweifelm Tone, sonst würde meine Mutter nicht so sehr darauf bestehen,

— Nun ich habe mich darüber befragt, und ich glaube, man kann es anders machen.

— Sie täuschen sich, meine schöne Aline.

— Ich täusche mich nicht, wie Sie sehen werden.

— Und welches Mittel soll man denn anwenden?



— Lassen Sie sich zum Malteserritter machen, Sie verlassen dann das Seminar und behalten die Einkünfte.

— Malteserritter! Ordensritter?

— Ohne Zweifel.

— Wozu sollte mir das nützen? Ich könnte mich doch nicht verheirathen.

— Darum handelt es sich nicht.

— Im Gegentheil, darum handelt es sich besonders. Ich will Sie heirathen, und darum will ich das geistliche Gewand, die Beneficien und das Malteserkreuz zum Teufel schicken.

—, Der Teufel hat nichts damit zu thun, und das würde verlorne Zeit sein. Behalten Sie wohl, was ich Ihnen eben gesagt habe, es ist das Mittel, Alles auszugleichen, das müssen Sie wissen.

— Ich will nicht.

— Lassen Sie uns nicht weiter davon reden. Ich verlange nur von Ihnen, daß Sie sich dessen erinnern.

Wenige Tage später erhielt die Marquise von Boufflers folgenden Brief:

»Frau Marquise,

*»Ich weiß nicht, ob Sie von einem armen Mädchen im Thale Chevreuse haben reden hören, welche den Herrn Abbé von Boufflers liebt und die von ihm geliebt wird. Man wird Ihnen vielleicht gesagt haben, daß ich ihn zum Ungehorsam treibe, aber glauben Sie mir, es ist nicht so. Im Gegentheil will Herr von Boufflers mich heirathen, er will um meinetwillen den Stand verlassen, wozu Sie ihn bestimmen, und die großen Vortheile aufgeben, die ihm derselbe verschafft. Das werde ich nicht zugeben, darüber können Sie ruhig sein. Ich habe weder Vater noch Mutter, ich bin durchaus frei in meinen Handlungen und von mäßigem Vermögen, welches mir Niemand nehmen kann; ich werde daher nicht gezwungen sein, und werde nie Unruhe oder Zerrüttung in Ihre Familie bringen.*

*»Nur erlauben Sie mir, Madame, Sie in aller Bescheidenheit darauf aufmerksam zu machen, daß Herr von Boufflers nicht zum geistlichen Stande geeignet ist, daß er weder Neigung dazu hat, noch Geschmack daran findet, und daß Sie einen schlechten Priester aus ihm machen werden, einen Mann, der sich des Geldes wegen Unglücklich macht, während es Ihnen so leicht ist, unter derselben Bedingung einen wackeren Cavalier aus ihm zu machen.*

*»Ich habe einen erfahrenen Rechtsgelehrten über diese Sache um Rath gefragt und die Gewißheit erlangt, daß Ihr Herr Sohn, wenn er in den Malteserorden tritt, seinen Anspruch an dieselben Beneficien behält und eine Carrière ergreifen kann, die ihm völlig zusagt. Erkundigen Sie sich, sehen Sie selber, und ich beschwöre Sie, Ihr Kind nicht ins Unglück zu führen.*

*»Ich spreche nicht für mich, auf die eine Weise habe ich so wenig zu erwarten, wie auf die andere, aber ich liebe Herrn von Boufflers zu sehr, um nicht mehr an ihn, als an mich zu denken. Verzeihen Sie mir, Frau Marquise, die Freiheit, die ich mir nehme, beurtheilen Sie sie nicht als Verwegenheit, sondern als Ergebenheit und sein Sie nachsichtig,*

*»Genehmigen Sie die Versicherung u. s. w.*

»Aline Comtois.«

Als Frau von Boufflers diesen Brief erhielt, brachte sie ihn dem Könige Stanislaus, und dieses gute und mitfühlende Herz faßte sogleich eine lebhaftere Freundschaft für das junge Mädchen. Er begriff diesen neuen Weg, den sie ihm zeigte, und redete der Marquise zu, ihn einzuschlagen.

— Wenn Ihr Sohn Thorheiten begeht und Abbé ist, sagte er, so werden Sie sehr davon belästigt werden, wenn er sie als Malteserritter begeht, so wird es nur ein Scherz sein, den er vielen Anderen nachahmt, und was die Benefice betrifft, die werden wir ihm erhalten. Sie werden mir einwenden, daß viele Abbés sehr frei in ihrer Aufführung sind; ich weiß es wohl; indessen weiß ich auch, daß das jetzt keine Empfehlung mehr ist. Meine Tochter ist fromm, der Dauphin ist fromm, seine Frau auch, die Zukunft des Hofes neigt sich zur Frömmigkeit; folgen Sie mir, und lassen Sie Ihren Sohn sich nicht nach dieser Richtung wenden. Der Rath der Kleinen ist gut. Was sollen wir für sie thun?

Frau von Boufflers antwortete Alinen in einem sehr zärtlichen Briefe und schickte ihr in ihrem Namen und in dem des Königs Stanislaus einen werthvollen Schmuck. Es war das Portrait des Königs von Polen auf einem Armbande, von Edelsteinen umgeben. Sie war glücklich und stolz, es zu empfangen, aber sie zeigte es ihrem Geliebten nicht, sie rühmte sich dessen nicht, was sie gethan. Als er mit ihr von den neuen Absichten seiner Mutter sprach und sich laut über die Unmöglichkeit, darauf einzugehen, äußerte, weil ihm die Ehe in allen Fällen untersagt sei, stellte sie sich, als erfahre sie diesen Plan erst von ihm, und antwortete ganz einfach:

— Man kann nicht aus dem Orden austreten, wie man es wünscht, aber man kann sich von seinen Gelübden als Ritter entbinden lassen.

Boufflers sah nur dies hierin, er ergriff diese Idee mit Enthusiasmus, er sah ein, daß er nichts weiter zu thun habe, als nachzugeben, es war ein Schritt, und später sollte er sein eigener Herr werden. Er nahm Alles an, verließ das Seminar, steckte das Kreuz des Ordens auf und nannte sich Chevalier de Boufflers.

Am folgenden Tage, als er den Abbékragen abgeworfen hatte, ehe er seine Gelübde ausgesprochen, ging er nach Chevreuse, um noch einen neuen Versuch bei Aline zu machen und sie zu bestimmen, ihm anzugehören, fest entschlossen, wenn es ihm sie zu bewegen gelinge, sie trotz Allem zu heirathen und die schönsten Hoffnungen wegen seiner Liebe aufzugeben.

Das junge Mädchen wußte Alles und erwartete ihn; sie erwartete seine Bitten, und ihr Entschluß war gefaßt. Sobald sie allein waren, warf er sich zu ihren Füßen und bat sie, ihn anzuhören.

— Ich höre Sie an und verspreche Ihnen zum Voraus, Sie bis zu Ende anzuhören.

Sie hörte ihn in der That an, glücklich und entzückt, so geliebt zu werden; sie sah ihn mit einer Freude an, die sie nicht beherrschen konnte, indem sie dachte, daß sie so viel Liebe nur durch ein Opfer, ebenso groß wie diese Liebe, erwidern wolle.

— Ich weiß, wie sehr Sie mich lieben, sagte sie zu ihm, und ich liebe Sie ebenso sehr, wie Sie mich lieben, mein schöner Chevalier. Weil ich Sie so sehr liebe, will ich nie Ihre Frau werden.

— Mein Gott! ist das Ihre Liebe, Grausame! Und Sie wagen zu behaupten, daß Sie Mich lieben?

— Ich liebe Sie mehr, als Sie es je glauben werden. Ich danke Ihnen für das, was Sie für mich thun wollen, und ich werde Ihnen meine Erkenntlichkeit beweisen.

— Indem Sie mich zur Verzweiflung bringen?

— Indem ich Sie glücklich mache.

— Glücklich ohne Sie! Ist es möglich?

— Wer sagt Ihnen, daß es ohne mich geschehen soll?

— Nun, Sie, Sie grausame Freundin!

— Sie müssen mir erst versprechen, daß Sie Ihre Gelübde an dem bestimmten Tage ablegen wollen.

— Nimmermehr.

— Wenn Sie sich weigern, Herr Chevalier de Boufflers, so schwöre ich Ihnen zu, und Sie wissen, daß ich halte, was ich verspreche, ich schwöre Ihnen zu, daß ich in ein Kloster treten will und daß Sie mich nie wiedersehen sollen.

— Ist es möglich?

— Ich will und kann nicht Ihre Frau werden, rechnen Sie nicht darauf, Chevalier, dies ist unwiderruflich. Ihre Familie hat meinen Eid empfangen, und ich werde ihn nicht brechen. Ich würde eine Elende sein, wenn ich um meinetwillen Ihre Zukunft zu Grunde richten wollte, wenn ich Sie Ihres Vermögens und Ihres Ranges beraubte, um Sie mit meinem Nichts zu vereinen. Aber ich widme Ihnen mein Leben. Sie werden Ihre Gelübde aussprechen, Sie werden auf die Ehe verzichten, ich werde wie Sie darauf verzichten, an demselben Tage, in demselben Augenblick, wo Sie Ihr Gelübde ablegen, werde ich auch mein Gelübde ablegen. Ich werde die Frau keines Mannes werden, ich werde immer Ihre Freundin bleiben, und was Sie aus mir machen wollen, wird mein Wille sein.

— Was! theures, anbetungswürdiges Mädchen, was! Sie lieben mich in dem Grade —

— Ihnen das Leben zu geben. Würden Sie mir nicht auch das Ihre geben?

Der Chevalier wurde von einer tiefen Dankbarkeit für dieses reizende und gute Mädchen durchdrungen, er redete ihr dennoch dringend zu, und je mehr sie sich seiner würdig zeigte, desto mehr wünschte er, daß sie seine Frau werden möchte. Sie widersetzte sich mit derselben Festigkeit, indem sie ihm zuschwor, daß sie eher ins Kloster gehen und ihn nie wiedersehen würde, als daß sie seinen Bitten nachgeben wolle.

Der Chevalier legte seine Gelübde ab, er behielt seine Beneficien und hatte kein anderes Zeichen seiner geistlichen Würden, als die Erlaubniß, bei der Messe im Chorhemd und in der Stola über seiner Husarenuniform zu erscheinen, welches Vergnügen er sich mit der größten Kaltblütigkeit machte und worüber die ganze Versammlung in Lachen ausbrach.

Von diesem Augenblick an wurde Aline, wie man wenigstens glaubt, die Maitresse des Chevalier. Das Haus im Thale, Chevreuse gehörte ihr, sie bewohnte es allein und trennte sich von ihrer Familie; Courtois verlor seine Zeit und seine Vorstellungen.

So viel ist gewiß, daß sie die Freundin und der gute Engel des Herrn von Boufflers blieb und es noch ist. Er lief und läuft noch allen Frauen nach und kehrt unvermeidlich zu dieser zurück, die ihn erwartet, die sich nicht beklagt, die ihn empfängt, als hätte sie ihn noch am Abend zuvor gesehen, und die ihn wegen derjenigen tröstet, die ihn täuschen. Sie ist nicht mehr jung, denn dies geschah im Jahre 1755. — Sie hat in ihrem ganzen Leben keine Veranlassung zu dem geringsten Vorwurfe hinsichtlich ihrer Aufführung gegeben und sie blieb ihrer einzigen Liebe treu. Es ist in dieser Zeit schwerer zu finden, als der Stein der Weisen.

Der Chevalier setzte, seine Verse, seine Thorheiten und Liebesverhältnisse fort; er ging zur Armee und schlug sich tapfer. Er hatte eins von seinen Pferden den Prinzen Ferdinand und ein anderes den Erbprinzen genannt, und, wenn er einen Besuch erhielt, fragte er seine Leute, ob der Prinz Ferdinand und der Erbprinz gut gestriegelt wären. Wenn man es bejahte, sagte er:

Ich lasse sie alle Morgen striegeln; ich habe ein besseres Gedächtnis, als unsere Marschälle, wie Sie sehen.

Er hat die Leichtigkeit seines Geistes beibehalten und wird sie beibehalten, wie viele unter uns, und sollte er hundert Jahre leben. Herr von Saint-Lambert nennt ihn Voisenon den Großen. Nichts ist richtiger.

Herr Walpole kann nicht begreifen, daß wir bis zu einem vorgeschrittenen Alter so junge Köpfe behalten. Unsere französischen Köpfe gleichen nicht denen dieser Insulaner. Sind unsere Weine nicht edler, wenn sie alt werden? Ebenso ist es mit unserem Geiste. Die Sonne von Paris bringt diese Wirkung hervor. Die Sonne von Paris, die, welche die Unterhaltung vergoldet, ist der Kaminwinkel, dieser gehört nur unserer guten Stadt an, welche Gott erhalten wird, denn sie hat nicht ihres Gleichen, soviel ist gewiß.

---

### Drittes Kapitel.

In diesem Jahre machte ein Abenteuer großes Aufsehen am Hofe und in der Stadt; es führte das Unglück einer armen Frau herbei, die auf jeden Fall nicht strafbarer war, als die Anderen, welche ruhig in ihren Betten schlafen und sich damit unterhalten, übel von Anderen zu reden. Man muß fürs Erste wissen, daß wir eines Abends bei der Marquise von Beuvron zum Souper waren. Beiläufig muß ich erwähnen, daß, als ich mit Frau Forcalquier in meinem Wagen dorthin fuhr, die hintere Achse zerbrach und wir umwarfen, ohne daß irgend Jemand beschädigt wurde, ebenso wenig der Kutscher wie die drei Lakaien, welche hinten auf dem Brett standen. Die Pferde gingen allein zu ihrem Stalle und wir waren zu Fuß im Schmutz vor dem Hause des Herrn von Praslin, wo der Schweizer sich weigerte, uns einzulassen, unter dem Vorwande, daß Monseigneur es nicht billigen würde, und wo wir nicht einmal ein Glas Wasser bekommen konnten. Glücklicherweise fährt Frau von Valentinois mit sechs Pferden wie eine Prinzessin vorüber, sieht unseren Wagen umgeworfen, erkennt ihn, fragt, wo ich bin, und kommt, mich abzuholen, um mich zu der Frau von Beuvron zu führen, wo das Abenteuer die Unterhaltung beim Abendessen bildete.

Ein Herr und eine Dame, die ich nicht nennen will — ich schone die Leute von Stande in diesen Dingen — setzten sich nicht zu Tische, gingen ganz ans Ende des Zimmers und in ein Boudoir, wo sie plaudern wollten, wie sie sagten. Als wir wieder kamen, eilte diese Dame auf Frau von Beuvron zu, führte sie in einen Winkel und sagte:

— Mein Gott, Madame, es ist mir eben ein großes Unglück begegnet.

Ihre Miene war sehr bestürzt und verlegen.

— Was ist es denn? Sie haben vielleicht ein Porzellangeschirr zerbrochen, das ist kein, großes Unglück.

— Nein, Madame, es ist viel schlimmer.

— Haben Sie meine Ottomane verdorben?

— Noch viel schlimmer —

— Was haben Sie denn thun können? Sagen Sie es, ich errathe es nicht, und es ist mir lieber, wenn ich es weiß.

— Es war in Ihrem Boudoir ein so hübscher kleiner Secretair; wir hatten Lust, zu wissen, wie er inwendig aussah, und versuchten, ihn zu öffnen, und als wir unsere Schlüssel probirten, brach einer im Schlosse ab.

— Ah Madame, wenn Sie es mir nicht selber sagten, würde ich es nicht glauben.

Frau von Beuvron hatte dieses Geständnis nicht allein gehört; die Gräfin von Stainville war ihr gefolgt, um ihr den Ausspruch des Grafen von Pauer mitzuthemen, der sich in Paris verbreitet hatte, und worüber wir so sehr lachen mußten; er sprach ein drolliges Französisch und fragte den Präsidenten Henault:

— Wer ist denn dieser Socrif, der sich vergiftet, indem er Heuschrecken ißt und trinkt?

Frau von Stainville war ein gebornes Fräulein von Clermont d'Amboise, die sich mit dem Bruder des Herzogs von Choiseul verheirathet hatte; sie war hübsch und gut, aber coquett und leichtsinnig über die Maßen. Sie blieb erstaunt stehen, als sie Frau von N. ihre verwirrten

Entschuldigungen vorbringen hörte, und entfernte sich, um die Geschichte überall zu verbreiten; Alles ohne Bosheit und aus bloßer Leichtfertigkeit.

Nachdem sie die Galanterien von einem Dutzend junger und alter Männer angenommen hatte, ohne sich weiter um sie zu kümmern, ließ sie sich von dem Herzog von Lauzün, dem Schwiegersohne der Marschallin von Luxembourg, dem Gatten der reizendsten Person auf der Welt, und der dennoch ein Wüstling war, den Hof machen.

Er stellte sich, als wäre er sterblich in sie verliebt. Die arme Stainville wurde davon getäuscht und liebte ihn von ganzem Herzen. Sie war nicht mehr ganz jung, hatte zwei Töchter und auf jeden Fall hätte sie besser gethan, sich nicht an einen Wüstling dieser Art zu attachiren.

Man sprach davon, wie man von Allem spricht, und Einige tadelten sie, während sie Andere entschuldigten, nur wurde die Wahl allgemein gemißbilligt. Herr von Stainville, der eifersüchtig und roh war, ließ sich nichts davon träumen; er ging und spielte Cavagnole, wobei er immer verlor und über die Mitspieler brummte.

Frau von N. und ihr würdiger Helfershelfer erfuhren, daß Frau von Beuvron ihr Geheimniß bewahre, daß aber Frau von Stainville sie nicht schone. Sie wurden aufgebracht und dachten auf Rache.

Herr von Stainville erhielt eines schönen Morgens einen Brief, der ihm über die Thaten und Handlungen seiner Frau Bericht erstattete und die genauesten Einzelheiten über das angab, was zwischen ihr und Herrn von Lauzün vorging. Wohlunterrichtete Personen haben mir die Versicherung gegeben, daß sie nicht weiter als bis zum Vorspiel gekommen. Es war viel zu viel für einen Eifersüchtigen.

Er begann damit, entsetzliche Scenen aufzuführen, Herrn von Lauzün sein Haus zu verbieten und seine Gemahlin unter die Aufsicht seiner Domestiken zu stellen, denn dieser saubere Richter war, obgleich ein Choiseul, ein wahrer Flegel. Man erstattete ihm Bericht über Bericht, er ließ dieser unglücklichen Gräfin keinen Augenblick Ruhe und ging endlich so weit, sie ernstlich zu mißhandeln.

Sie bedauerte Herrn von Lauzün nur um so mehr und liebte ihn um so inniger. Er schrieb ihr Briefe, die ein vertrauter Kammerdiener überbrachte. Frau von N. und ihr Liebhaber, die stets auf der Wache und von Rache entflammt waren, entdeckten diese Korrespondenz; Herr von Stainville wurde davon unterrichtet und von dem Augenblick an war der Untergang der armen Frau beschlossen.

Er ging zum Könige, vertraute ihm seine Ehestandssorgen an und bat um einen Verhaftsbefehl, den Ludwig der Fünfzehnte, der sonst wenig bedenklich war, zu bewilligen Bedenken trug. Er forderte ihn auf, nachzudenken, er stellte ihm vor, daß dadurch nichts gebessert würde, wenn er Aufsehen erzeuge, er könne die Gräfin unter einem wahrscheinlichen Vorwande wegführen, sie auf Reisen mitnehmen, und ging sogar so weit, ihm eine Gesandtschaft anzubieten, aber Alles war unnütz.

— Sie hat mich öffentlich entehrt, und sie soll auch öffentlich bestraft werden, antwortete Herr von Stainville mit allem möglichen Respect, aber ohne im Geringsten nachzugeben.

Der König war genöthigt, seinen Wunsch zu erfüllen, aber er ließ unter der Hand die Gräfin in Kenntniß setzen, damit sie im Stand sein möchte, den Schlag abzupariren.

Die Marschallin von Mirepoix gab einen Ball in Kostümen. Man sprach bei Hofe und in der Stadt von nichts Anderem! es sollte prächtig werden, und man wollte vollkommen ausgewählte

aus den schönsten und elegantesten Personen bestehende Quadrillen aufführen.

Da waren vierundzwanzig Tänzer und vierundzwanzig Tänzerinnen. Die Kostüme waren chinesisch und indisch, da waren Vestalinnen, Odaliskinnen und Sultaninnen, die in sechs Abtheilungen getheilt waren; der Herzog von Chartres und Frau von Egmont führten die erste auf. Man übte alle Tage. Frau von Stainville figurirte mit dem Prinzen Hennin, dem Zwerg der Prinzen, wie Herr von Lauraguais sagt, und sie hatte da eine traurige Figur anzusehen

Während dieser Ereignisse fand eine Vorstellung zum Vortheil Molé's statt, der eben gefährlich erkrankt war. Der Baron von Esclapon, der ein Theater in der Vorstadt Saint-Germain hatte, gab dieselbe, und die Clairon, die sich vom Hoftheater zurückgezogen hatte, spielte Zelmira von Herrn von Belloy, Verfasser der »Belagerung von Calais,« in welchem schlechten Stücke sie köstlich spielte. Ganz Frankreich war da. Frau von Stainville erschien dort in Thränen und ihre Augen trockneten sich nicht, so lange das Stück währte. Sie gab sich nicht einmal die Mühe, sich zu verbergen.

Diese Clairon war zu jener Zeit sehr in der Mode und man lud sie überall ein. Sie spielte auch bei Frau von Villeroy; einmal unter anderen spielte sie uns Bajazet, und ich fand sie nicht gut, sie verdarb mir das Stück. Da wir bei ihr sind, wollen wir auch weiter von ihr sprechen, es ist viel von ihr zu sagen.

Ich habe sie oft zu mir kommen lassen, um zu declamiren, besonders wenn Herr Walpole in Paris war; er liebt ihr Talent und beneidet uns darum. Jetzt lebt sie von der Gesellschaft zurückgezogen und man sieht sie nirgends, man versichert, daß sie ein wenig wahnsinnig ist, was mich nicht wundert; es scheint mir, als habe sie nie aufgehört, es zu sein.

Sie hatte den Markgrafen von Anspach verführt und sie ist zu ihm gegangen, wo sie Regen und schönes Wetter gemacht hat, bis eine Engländerin, eine Lady Craven, ebenso närrisch wie sie, sie aus seiner Neigung verdrängte. Er ist ein sehr schwacher und unbedeutender Mann, dieser Neffe des großen Friedrich. Voltaire verglich ihn mit einem Hindu, rund an Körper, rund an Geist und gelb überall. Das Fräulein hat das Theater verlassen, um die Functionen des ersten Ministers bei diesem armen Fürsten zu übernehmen. Sie hätte beinahe gemacht, daß der Markgraf vor Kummer gestorben wäre. Man gab mir gestern die Versicherung, daß die Engländerin ihre Sache noch besser machen und völlig ihren Platz einnehmen wird.

Die Clairon hatte einen Liebhaber, der sich um ihretwillen tödtete und wieder erschien. Jeden Abend um elf Uhr, wo sie auch sein mochte, hörte man einen Schrei oder einen Pistolenschuß, Händeklatschen oder Musik. Dies währte beinahe zwei und ein halbes Jahr. Er war um elf Uhr gestorben, und sie hatte sich geweigert, ihn zu besuchen. Er kündigte seinen Freunden an, da sie diese Grausamkeit zeige, würde er sie so lange nach seinem Tode verfolgen, wie er es während seines Lebens gethan.

Wie man sieht, verfehlte er nicht, sein Wort zu halten. Ganz Paris wußte dies; die Polizei that tausend Schritte, um den gewandten Kerl zu entdecken, der das Gespenst nachmachte, aber es gelang nicht, er blieb unbekannt, und die schwachen Geister reden noch von diesem boshaften Gespenst, von welchem die große Schauspielerin gequält wurde. Ich habe die Geschichte von ihr selber erzählen hören.

Pont-de-Veyle sagte in seinem schleppenden Tone, dieser Mann erscheine wegen der Seltenheit der Thatsache, damit bestätigt werde, daß die Clairon wenigstens einmal in ihrem Leben grausam gewesen sei. So viel ist gewiß, daß ihr Bemühen, sich prüde zu stellen, wenn sie von diesem Verzweifelten sprach, zum Todtlachen war. Dieser Ungeschickte mußte sich viel

Mühe gegeben haben, daß es ihm nicht gelingen sollte.

Warum sollte denn das Fräulein Clairon zu viel Tugend besessen haben, da so viele Frauen nicht genug besaßen?

Kehren wir zu der Frau von Stainville, welche die ihrige vielleicht als Schutzwache bewahrte, zurück.

Ihr Gemahl hatte eine Wuth darauf, in allen Tonarten über das Loos zu schreien, welches ihm drohte. Er fand nichts Besseres, als sie von diesem Balle in dem Augenblick zu entführen, wo alle Welt davon sprach, und so einen leeren Platz zu lassen, von dem man noch mehr sprechen würde.

Sie soupirte bei der Frau von Valentinois, und ich war auch da. Ihre, Schwägerin, die Herzogin von Choiseul, saß neben mir und ich hörte an der Stimme der Gräfin, daß die arme Frau weinte.

— Meine Großmama, sagte ich zu ihrer Schwägerin, können Sie sie nicht trösten?

— Ach! nein ihr Mann bedroht sie ohne Aufhören, ihr irgend einen Streich zu spielen. Herr von Choiseul bittet ihn, sich ruhig zu verhalten, er besteht darauf, daß Gerechtigkeit geübt werden müsse, und er wird einen wohl vorbereiteten Scandal zu Tage bringen. Der König hat uns in Kenntniß gesetzt, daß der Verhaftsbefehl bereits gefordert worden ist.

Herr von Lauzün war auch da mit seiner Frau; Herr von Stainville glich einem wahren Teufel, er rollte furchtbar die Augen und beobachtete selbst ihre Blicke. Endlich konnte er es nicht länger aushalten und gab ihr ein Zeichen, daß er sich entfernen wolle, und sie konnte sich ihm nicht widersetzen.

Man erfuhr am folgenden Tage, daß bei ihrer Rückkehr eine entsetzliche Scene stattgefunden, in Folge welcher sie sich zu ihren Töchtern geflüchtet, sich an ihre kleinen Betten angeklammert und gerufen:

— Rauben Sie mir meine Kinder nicht, mein Herr, ich bin nicht strafbar.

— Sie werden sie nie wiedersehen, denn ich will ihnen kein Beispiel geben, wie das Ihrige; ich will nicht, daß sie werden, was Sie sind. Sagen Sie ihnen Lebewohl, denn Sie werden Ihr Lebenlang in ein Kloster eingeschlossen werden, und bei so guten Empfehlungen, daß Sie dort Buße thun, werden die Liebhaber Ihnen dorthin nicht folgen.

— Wie, mein Herr, ist dies möglich? was! Sie wollen mich so entführen! Ich soll meine Familie, meine Freunde, meine lieben Kleinen verlassen. O, mein Herr, haben Sie Mitleid mit mir, quälen Sie mich hier so viel Sie wollen, aber im Namen alles Dessen, was Sie lieben, zwingen Sie mich nicht, von hier abzureisen.

— Ich bin kein gefälliger Ehemann, Madame; ich gleiche nicht denen heutiges Tages, und ich will nicht zugeben, daß Sie mir Schande machen.

— Aber, mein Herr, ich schwöre Ihnen —

— Schwören Sie nicht, Madame, fügen Sie nicht die Lüge zu Ihren anderen Verbrechen hinzu. Bereiten Sie sich vor, sage ich Ihnen, der Wagen ist angespannt, hier ist der königliche Befehl und ich habe es eilig, abzureisen.

— O mein Gott!

Die Unglückliche warf sich nieder und wälzte sich in schrecklichen Krämpfen am Boden; sie stieß ein Geschrei aus, welches man auf der Straße über den großen Hof ihres Hotels hörte.

— Meine Kinder! meine Kinder! sagte sie.



Eins von ihren Mädchen, ihre Lieblingsdienerin, wollte sich nähern, aber der Graf stieß sie zurück.

— Nähern Sie sich Ihrer Dame nicht,. Mademoiselle, ich kenne Eure Streiche in diesem Hause und Ihr werdet sie nicht weiter treiben. Die Polizeiofficianten erwarten Sie, um Sie nach Sainte-Pelagie zu führen.

Da erhob sich ein neues Geschrei, aber man hörte nicht darauf, und um die Scene vollständig zu machen, wendete er sich zu seinen Leuten, welche die Koffer forttrugen:

— Kein einziger von den Domestiken, welche seit einem Jahre hier sind, wird bei mir bleiben; sie können zu meinem Intendanten gehen, wo ihnen ihr Lohn ausgezahlt werden wird.

Nie sah man eine solche Trostlosigkeit. Man mußte Frau von Stainville von dem Bette ihrer Kinder wegreißen, die ebenso sehr wie sie weinten, Ihr Schmerz war zerreißen, und Alle, die sie sahen, hatten Mitleid mit ihr, mit Ausnahme ihres Mannes, der sich an ihrer Verzweiflung zu erfreuen schien.

Er ließ sie in den Wagen steigen oder setzte sie vielmehr hinein und man reiste im Galopp mit vier Pferden nach Lothringen ab. Die Unglückliche erlangte ihr Bewußtsein wieder und befand sich mit ihrem Quäler allein, da war nicht ein einziges Mädchen, um sie zu bedienen; als sie nach der fragte, die sie liebte, erklärte er ihr, daß sie nicht nur nicht mehr diese haben werde, sondern auch keine andere, weil sie sie verderben würde.

Von Paris bis Nancy ließ er sie nur absteigen, wenn es durchaus nöthig war, und erlaubte Niemanden, sich ihr zu nähern. Er brachte ihr selber zu essen, richtete kein Wort an sie und gestattete nicht einmal, daß sie mit den Gastwirthen oder den Postillonen sprach Er führte sie geraden Wegs zu den Töchtern der heiligen Maria, übergab sie den Händen der Superiorin, empfahl ihr eine unbeugsame Strenge und trat seinen Rückweg an, ohne sich um ihre Ermüdung zu kümmern.

Frau von Stainville war fast sterbend angekommen; sie war drei oder vier Tage in der größten Gefahr, so daß die Nonnen sich sehr verlegen fühlten. Der gute König Stanislaus lebte noch und sie wußten, daß er an keiner Gewaltthätigkeit gegen eine Frau, und wenn sie auch gerechtfertigt wäre, Antheil nehmen würde. Sie benachrichtigten Frau von Boufflers von der Sache und diese setzte den König davon in Kenntniß.

Dieser vortreffliche Fürst wurde von einem solchen Unglück gerührt und bewog die Marquise, sich in das Kloster zu begeben und das arme Schlachtopfer zu besuchen, was sie auch that, denn Niemand wagte ihm etwas abzuschlagen, Frau von Stainville war außer Stande, sie zu erkennen. Frau von Boufflers befahl im Namen des Königs, die größte Sorgfalt bei ihr anzuwenden, und kündigte an, daß man sich jeden Tag nach ihr erkundigen werde. Sie genas zu ihrem großen Bedauern, da sie nicht aufgehört hatte, den Tod herbeizurufen; und sobald sie hergestellt war, zeigten die Nonnen der Frau von Boufflers den erhaltenen Befehl, sie mit Niemanden verkehren zu lassen.

— Was! nicht einmal mit mir?

— Mit Niemand, Madame.

— Das wollen wir sehen, sagte sie.

Und sie reiste ab, um dem Könige Stanislaus ihr Reisegeschick mitzutheilen.

— Ah! sagte dieser, mich wird man nicht fortschicken! Ich will es unternehmen, diese arme Madame zu retten und sie mit ihrem Manne auszusöhnen.

Er ging am folgenden Tage zu den Töchtern der heiligen Maria, die ihn ungern genug empfangen und ihn zu ihrer Gefangenen ließen, die von seiner Güte tief gerührt war. Als er von Herrn von Stainville und von seinem Wunsche sprach, sie wieder mit einander auszusöhnen, rief sie:

— O! nimmermehr, Sire, nimmermehr! ich würde lieber sterben, als ihn wiedersehen. Ich möchte mich meinen Töchtern nähern, wenn es möglich wäre, aber in seine Nähe zu kommen, da muß ich wiederholen, nimmermehr! nimmermehr!

Sie hatte noch eine andere Idee, die sie zu ihrem Unglück ausführte. Als die Nonnen sahen, daß sie von Stanislaus beschützt wurde, schlossen sie die Augen für gewisse Freiheiten, die sie sich zu nehmen versuchte; sie ließen ihr eine schlaue Dienerin, die ihr mit ihrer List durch half.

Sie brachte ihrer Herrin ein bürgerliches Kleid, verschaffte ihr Geld, und plötzlich wurde die Gräfin wieder krank; sie weigerte sich, irgend Jemand bei sich zusehen; sie ließ selbst nicht einmal Frau von Boufflers zu sich, selbst nicht den König Stanislaus. Die Aebtissin trat dennoch ein und fand sie in ihrem Bette, unfähig, sich zu bewegen, weshalb die Aufsicht eingestellt wurde. Zwei Nächte später vor der Frühmesse öffnete die Dienerin, die sich den Schlüssel zu einer kleinen Pforte zu verschaffen gewußt hatte, diese ihrer verkleideten Herrin, welche in der Stadt bei einer Schwester dieser Dienerin Männerkleider anlegte, die schon für sie bereit waren, und in einen schon angespannten Wagen stieg.

Sie machte sich auf den Weg und hatte schon die Hälfte zurückgelegt, ehe sich der Verdacht mit ihr beschäftigte. Die Kammerjungfer verhinderte zwei Tage lang, daß ihre Flucht bekannt wurde, um ihr Zeit zu gewähren, und als ihre Komödie gespielt war, versuchte sie eine andere. Sie ging am dritten Tage mit Thränen in den Augen wie eine Wahnsinnige zu der Aebtissin und erklärte, daß sie ihre Gebieterin nicht mehr finde, daß sie nicht wisse, was aus ihr geworden sei, daß sie das Unrecht begangen, in der vergangenen Nacht einzuschlafen, da sie sehr ermüdet gewesen, und daß die Gräfin gewiß ihren Schlummer benutzt habe, um sich aus dem Fenster oder in den Brunnen zu stürzen. Das Alles machte einen großen Lärm im Kloster. Es gab keinen so dunkeln Winkel, den man nicht durchforschte; man leerte die Wasserbehälter, man suchte in den entferntesten Gemächern, und natürlich ohne Erfolg. Daß Frau von Stainville entflohen sein sollte, davon war keine Spur zu finden, denn wo sollte sie hinausgekommen sein?

Man setzte den König, man setzte Herrn von Stainville in Kenntniß, man versicherte, daß der Teufel in dieser Sache fein Spiel getrieben; die starken Gitter und die hohen Mauern gestatteten nicht den geringsten Gedanken an Flucht. Niemand dachte an die kleine Pforte, oder wenn man daran dachte, schwieg man.

Während dieser Zeit kam sie in Paris als Jüngling verkleidet an, nachdem sie ihren Wagen und ihre Kleider als Bürgerin auf halbem Wege zurückgelassen hatte. Sie ging geradezu in ein Gasthaus, und von dort schrieb sie an den Herzog von Lauzün, daß ein junger Mann, der in einem wichtigen Auftrage an ihn dorthin gekommen sei und sich in seinem Hotel nicht zeigen wolle, ihn zu sehen wünsche, und fragte, wo und zu welcher Stunde er ihn treffen könne.

Herr von Lauzün bezeichnete sein kleines Haus, wo er an dem Abend mit Mädchen und Freunden souvirte. Das arme Geschöpf ließ sich davon nichts träumen; sie glaubte, er sei in Verzweiflung, und wollte ihn nur trösten, indem sie ihm eine ewige Liebe schwur.

Sie erwartete mit lebhafter Ungeduld den Augenblick der Zusammenkunft und kam eine Stunde zu früh. Die Bedienten empfangen sie, ohne sich träumen zu lassen, was geschehen werde; man sagte ihr, sie möge warten, und da sie sah, daß für eine zahlreiche Gesellschaft

gedeckt war, so fragte sie, ob der Herzog Gesellschaft erwarte?

— Wenigstens ein Dutzend Personen.

Sie wurde von Schrecken ergriffen, denn es konnten unter dieser Gesellschaft Personen ihrer Bekanntschaft sein.

Sie täuschte sich nicht, denn sie kannte alle Männer. Und dann dieser Schmerz, der sich in Soupers in einem besonderen Hause zeigte, glich nicht dem ihrigen. Dieser Mann, für den sie so viel gelitten, schien ihr etwas schnell mit anderen Gegenständen, als mit seiner Liebe beschäftigt.

Sie bat, man möchte sie in ein Zimmer eintreten lassen, wo man ihr nicht gleich begegnen würde, und wo sie ohne Zeugen mit Herrn von Lauzün sprechen könne. Man führte sie in eine Art von Cabinet, welches an den Speisesaal anstieß, und von wo man sehen und hören konnte, was geschah. Hernach wurde sie von den Lakaien vergessen, die sich mit ihrem Dienste beschäftigten.

Herr von Lauzün kam mit einer heitern Gesellschaft. Sie wurde ergriffen, als sie seine Stimme erkannte, und war nicht im Stande aufzustehen. Eine Sekunde des Nachdenkens heftete sie an ihren Sitz; sie dachte, wenn sie bleibe, wo sie sei, würde sie in einer halben Stunde mehr von ihrem Geliebten erfahren, als in einem ganzen Leben der Abwesenheit und des Geheimnisses.

Die Gäste waren von toller Heiterkeit, die Frauenstimmen tönnten besonders vor durch ihr Geschrei und ihr lautes Lachen. Herr von Lauzün verlangte das Souper, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, wie in einer Schenke, und das Geräusch der Küsse mischte sich mit dem Klirren der Gläser.

— Mein Gott! was ist das? sagte die arme Gräfin bei sich selber.

Man brachte die Schüsseln herein, die Korke flogen an die Decke, tausend heitere Aeußerungen wurden zwischen den Mädchen und ihren Liebhabern gewechselt.

Eine von ihnen, welcher Herr von Lauzün rührende Anträge machte, antwortete ihm in verächtlichem Tone:

— Gehen Sie, mein Herr! man schleppt für Sie Gräfinnen ins Kloster, ohne daß Sie sich um ihretwillen die geringste Sorge machen. Man könnte mich unter die büßenden Schwestern bringen, und Sie würden nicht einmal dorthin kommen, um mich zu besuchen.

Ein lautes Lachen des Herzogs übertönte jedes Geräusch.

— Ah! ja, versetzte er, eine Gräfin, die weinerliche, die klagende, die verzweiflungsvolle, mußte ich mich nicht zum Sterben mit ihr langweilen? Ihr Mann hat mir einen großen Dienst geleistet, indem er mich von ihr befreite. Ah! wie war sie langweilig, meine Schöne! Sie ist in Nancy und beweint ihre Fehler in ihrem Kloster. Möge sie dort bleiben; wie Du richtig bemerkt hast, werde ich sie dort nicht besuchen.

— Diese Frau war aber doch hübsch, versetzte das Mädchen.

— Fad und unbedeutend, meine Liebe, und nahm eine Miene an, wie in den englischen Romanen, so daß es Einem übel werden konnte.

— Lauzün, Du willst uns täuschen, fiel einer von seinen Freunden ein, Du stellst Frau von Stainville als Deine Geliebte dar, und ich weiß gewiß, daß sie es nicht war; sie beging nur ein Unrecht, nämlich an Deine lügenhaften Worte zu glauben und Dich wahrhaft zu lieben.

— War sie nicht meine Geliebte? Es ist möglich. Die Sache war für mich von so geringer Wichtigkeit, daß ich nicht einmal darauf geachtet habe; ich erinnere mich dessen nicht mehr; es ist möglich, daß Du Recht Hast.

Ich glaube nicht, daß die Verachtung weiter gehen konnte, und daß ein Mann verworfener sein konnte, als dieser. Die Gräfin hörte Alles. Versteinert auf ihrem Stuhle sitzend, glaubte sie zu sterben, sie fühlte nicht die Stärke in sich, eine Bewegung zu machen, sie blieb wie gelähmt bis ans Ende des Schmauses. Sie tranken die ganze Nacht, und von da begaben sie sich zu einem Wettrennen, welches der Graf von Lauraguais und Herr von Lauzün nach englischer Sitte einzurichten suchten. Sie standen auf, um abzureisen, die Gräfin erhielt ihr Bewußtsein wieder, sie erinnerte sich, was sie hatte thun wollen, und sie wollte dieses Haus nicht verlassen, ohne diesem Manne zu zeigen, daß sie ihn endlich kenne.

Sie sammelte ihren Muth, ging aus ihrem Versteck hervor, als wäre sie eingeschlafen gewesen, und bat, den Herzog zu rufen, der sie dorthin bestellt.

— Sie mußten einen recht festen Schlaf haben, sagte der Haushofmeister, denn sie haben doch einen Lärm gemacht, so daß sie die Maulwürfe hätten aufwecken können.

Man benachrichtigte den Herrn von Lauzün, der sich an das Billet von dem Morgen erinnerte. Er befahl, den jungen Mann in das Badezimmer eintreten zu lassen, welches an diesen Saal stieß.

— Weil er so geheimnißvoll ist, fügte er hinzu, soll Niemand dorthin kommen und uns stören, es ist wahrscheinlich irgend eine Liebesangelegenheit.

Er verließ die Tafel, ein wenig angetrunken, aber nicht betrunken, und ging, die Gräfin aufzusuchen, an die er am wenigsten dachte.

Als er eintrat, war er im Halbdunkel und erkannte sie nicht.

— Was wollen Sie von mir, mein Kind? Ich habe es sehr eilig. Hat man Ihnen etwas vorgesetzt? Es ist mir leid, daß man Sie vergessen hat. Sie scheinen leidend zu sein.

Er näherte sich, und kaum hatte er sie angesehen, als er drei Schritte zurückwich und laut auflachte.

— Meiner Treu! es ist die Gräfin! Ah! Sie hätten sich früher zeigen sollen. Man würde Sie besser empfangen haben.

Diese Worte, das was sie schon gehört hatte, dieser so verschiedene Empfang von dem, was sie erwartet, regten die arme Frau auf und verliehen ihr Stärke und Würde; sie zeigte sich nicht aufgebracht, sie begnügte sich, mit der Hand auf das Cabinet zu deuten, wo sie eingeschlossen gewesen war.

— Ich war dort, sagte sie, und habe Alles gehört.

— Wirklich? antwortete der Andere, ohne verlegen zu werden, es war nicht der Mühe werth, deshalb Ihr Kloster zu verlassen, nicht wahr, Frau Gräfin? Ei! ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen, indessen ohne einander anzubeten, kann man doch angenehme Augenblicke mit einander verleben, und ich und mein kleines Haus stehen ganz zu Ihren Diensten.

— Schändlicher! rief die Unglückliche mit tiefer Verachtung, ich verlange nur, mich von hier zu entfernen und Sie nie wiederzusehen. Wo ich auch sein mag, werde ich mehr in Sicherheit sein, als an diesem abscheulichen Orte.

— Nach Ihrem Gefallen, Madame, ich halte Sie nicht zurück.

Er machte ihr mit spöttischem Eifer Platz und rief seinen Bedienten zu:

— Leuchtet Der da — dem Herrn, wollte ich sagen. Und er führte sie mit ironischem Respect hinaus, aber sie begann wie wahnsinnig zu laufen und erreichte im Umsehen den Fiacre, der sie dorthin gebracht hatte und sie seit sieben oder acht Stunden erwartet hatte; der eingeschlafene Kutscher, der im Wirthshause gewesen war, hatte den Flug der Zeit nicht bemerkt.

Sie war von Sinnen, ihre Schläfen klopften; er fragte sie, wohin er sie fahren sollte, sie wußte es nicht und nannte mechanisch die Adresse ihres eigenen Hauses. Er hielt also vor dem Hotel von Stainville an und stieg ab, um ihr den Wagen zu öffnen; er fand sie ohne Bewußtsein und glaubte, sie schlafe.

Er bildete sich ohne Zweifel ein, daß sie seinem Beispiel gefolgt sei und daß sie wie er erwachen würde, wenn sie ihren Schlummer beendet habe. Er wollte diesen Schlaf nicht stören, der den Trunkenbolden so lieb ist, und setzte sich wieder auf seinen Sitz, wo er dasselbe that, da er sich überzeugt hielt, benachrichtigt zu werden, wenn sein Passagier aussteigen wolle.

Als der Tag anbrach, öffnete die Gräfin ihre Augen, erkannte die Thür und wollte nur noch einmal ihre Kinder umarmen und dann sterben. Sie rief dem Kutscher zu, ihr die Thür zu öffnen, stieg aus und klopfte so lange an, bis der Schweizer aufstand, der sie nicht erkannte, und welchen sie fragte, ob Herr von Stainville im Hotel sei.

Er war auf acht Tage nach Versailles gegangen.

Dann wurde sie kühner und fragte nach einer alten Amme, welcher ihre Kinder anvertraut worden waren, man zeigte ihr das Zimmer derselben, und sie gab vor, sie habe ihr einen Brief von ihrem Sohne zu überbringen. In ihren Mantel gehüllt, ihren Hut über die Stirn gezogen, begreift man leicht, daß sie keinen Verdacht erregte, besonders, da man sie in diesem Augenblick und in diesem Kostüm nicht erwarten konnte. Der Schweizer machte ihr nur bemerklich, daß sie ein wenig später hätte kommen können.

Sie stieg die Treppe hinauf und trat bei der Amme ein, die vor Schrecken einen Schrei ausstieß; sie nannte sich und die alte Frau glaubte zu träumen.

— Schnell einen Unterrock und einen Mantel und führen Sie mich zu meinen Töchtern, ich will nicht, daß sie mich so sehen, und ich weiß, daß ich nicht viel Zeit habe, sie zu sehen. Beeilen Sie sich.

Die Amme wollte ihren Augen nicht trauen, sie stellte sich vor, daß ihre Herrin todt sei, so schrecklich blaß sah sie aus und sie wagte nicht, mit ihr zu reden.

— Mein Gott! wenn Sie nicht wollen, daß ich sterben soll, ohne meine Kinder zu sehen, so beeilen Sie sich, Amme.

Sie kleidete sich rasch an, stürzte sich in das Zimmer der beiden Kleinen, und nachdem sie sie wie wahnsinnig umarmt hatte, fiel sie am Bette nieder und konnte sich nicht mehr aufrecht halten.

Zwei Stunden später kam ihr Gemahl an; er war von einem reitenden Boten der Aebtissin abgerufen worden, welcher ihr Verschwinden ankündigte: er wollte nur dorthin kommen und dann sogleich wieder nach Nancy abreisen, Er fand sie im Fieber, im wilden Phantasiren und in der größten Gefahr. Diesmal glaubte man, daß sie nicht davonkommen würde; sie kam indessen doch davon, und Herr von Stainville zeigte ein so böses Herz, sie zu den Töchtern der heiligen Maria zurückzuschicken.

Herr von Lauzün ist einer von jenen jungen Seigneurs mit philosophischen Ideen, welche in Frankreich Alles verändern wollen; sie werden ihren Zweck erreichen, nur weiß ich nicht, was sie an die Stelle setzen wollen. Indessen haben sie von ihren Vätern nur den Namen beibehalten, und wenn sie einmal im Zuge sind, unrecht zu handeln, so übertreffen sie, wie man sieht, alle Anderen.

Er besaß indessen doch zu viel Scham, um den letzten Besuch der Gräfin zu sehr bekannt zu

machen, und nur wenige Personen erfuhren etwas davon.

---

## Viertes Kapitel.

Dies ist ein seltsames Jahrhundert; es gleicht keinem anderen, und ich weiß nicht, wohin es die folgenden führen wird. Man sieht die Leute vom höchsten Range, von der Form, vom Geiste und besonders von der Neuheit verlockt, Ruthen bereiten, um sie zu peitschen, und vielleicht selbst Messer, um sie niederzustoßen.

Von der Art ist Herr von Lauzün, von dem ich eben gesprochen habe, so wie auch der junge Marquis von Lafayette, der mit einer Anzahl junger Thoren gegangen ist, um für diese Republikaner Amerika's zu fechten, von welchen Franklin uns eine Probe liefert.

Er war ein großer Gelehrter, ein sehr redlicher Mann, aber ein stolzer Bauer und ein Langweiliger ersten Ranges.

Ich werde sogleich zu Franklin und Herrn von Lafayette zurückkehren; ich weiß nicht, warum mir eine drollige Sache einfällt, die ich vorher schreiben will. Ich weiß indessen wohl, warum sie mir einfällt, es ist nämlich weil viel davon gesprochen wurde und weil sie einen großen Beschwerdegrund über den verstorbenen König abgab.

Sie wurde uns gleich am folgenden Tage bei der Gräfin von Rochefort erzählt, das heißt, bei dem Herzog von Nivernois, dessen anständige Freundin sie war. Gewisse Frauen bedecken Alles mit der Maske der Freundschaft, dies ist die Art; darum, glaube ich, hegt Herr Walpole so große Furcht, wenn er sich vorstellt, daß man ihn für meinen Liebhaber halten konnte.. Er weiß, daß die Freundschaft fast immer nur ein Vorwand ist, und er fürchtet, beschuldigt zu werden, sie bei einer Frau von achtzig Jahren als Vorwand anzuwenden.

Der König war nach dem Souper zu Madame Victoire gegangen; als er zurückkehrte, rief er einen Lakai und gab ihm einen Brief, indem er sagte:

— Jacques, bringe diesen Brief dem Herrn von Choiseul, um ihn sogleich dem Bischof von Orleans zuzustellen.

Jacques gehorchte. Herr von Choiseul war bei Herrn von Panthièvre und er ging dorthin. Herr von Choiseul empfing den Brief des Königs, und da er Cadet, den ersten Lakai der Frau von Choiseul, bei sich hatte, befahl er ihm, den Bischof überall zu suchen und schnell zurückzukehren und es ihm zu sagen, wenn er ihn gefunden.

Cadet lief überall hin. Nach Verlauf von anderthalb Stunden kehrte er zurück und behauptete, der Bischof wäre nirgends zu finden; er habe an seine Thür geklopft, so daß er sie fast zerschmettert, ohne eine Antwort zu erhalten.

Herr von Choiseul kletterte selber die hundert-achtzehn Stufen hinauf und klopfte so stark bei dem Prälaten an, daß die Bedienten im Hemd kamen, um zu öffnen,

Herr von Choiseul verlangte den Bischof im Namen des Königs zu sprechen. Er war um zehn Uhr zu Bette gegangen. Der Bischof erwachte und rief:

— Wer ist da?

— Ich bin es mit einem Briefe vom Könige.

— Mit einem Briefe vom Könige! — Mein Gott! welche Stunde ist es?

— Zwei Uhr Morgens.

— Ich kann nicht ohne Brille lesen —

— Wo ist sie?

— Ah! in meinen Beinkleidern —

Der Minister ging, die Beinkleider und die Brille zu suchen, und brachte Beides.

— Was mag dieser Brief enthalten? Sollte der Erzbischof von Paris gestorben sein? Was ist es?

Sie waren Beide gleich unruhig und der Bischof nahm den Brief, um ihn zu lesen.

— Soll ich Ihnen die Mühe abnehmen? sagte Herr von Choiseul.

Der Bischof hielt es für klüger, ihn selber zu lesen, aber er konnte nicht damit zu Stande kommen und gab das Papier dem Minister zurück, welcher laut las:

»Herr Bischof von Orleans,

*»Meine Töchter wünschen Quittenbrod zu haben; aber sie wünschen es in sehr kleinen Schachteln: schicken Sie ihnen welches. Wenn Sie keins haben, bitte ich Sie —«*

Dann kam eine sehr gut gezeichnete Sänfte, und unter der Sänfte fuhr der König fort:

*»— auf der Stelle in Ihre bischöfliche Stadt zu schicken und von dort bringen zu lassen, doch muß es, wie gesagt, in sehr kleinen Schachteln sein. Demnach, Herr Bischof von Orleans, wolle Sie Gott in seinen heiligen Schutz nehmen.«*

Unterzeichnet: Ludwig.

Weiter unten stand geschrieben:

*»Die Sänfte hat nichts zu bedeuten; meine Töchter haben sie auf dieses Blatt gezeichnet, welches mir in die Hände gekommen.«*

Sie sahen einander bestürzt an, und darauf brach der Herr von Choiseul in ein lautes Lachen aus. Der Bischof dagegen war nicht bezaubert, daß man ihn wegen einer solchen Sache geweckt hatte.

Man schickte auf der Stelle einen Boten zu Pferde ab und das Quittenbrod kam am folgenden Tage an, aber jetzt war den Damen nichts mehr daran gelegen.

Der König erzählte das Abenteuer mit vielem Lachen selber, und es währte nicht lange, bis sie die Reise um die Welt gemacht; Gott weiß, was man davon sagte. Die Philosophen stimmten ein zornigesachteulengeschrei an; es ist mir berichtet worden, daß das Fräulein von Lespinasse und ihr Zirkel vierzehn Tage lang alle ihre Galle darüber ausgeschüttet.

Dies Alles führt mich auf Franklin und Lafayette, die Apostel und Schüler der neuen Lehren, zurück. Herr Franklin nahm eine Stellung an wie ein Mann, der sich malen lassen will. Er trug einen braunrothen Sammetrock und weiße Strümpfe; seine Haare hingen nieder und waren ohne Puder. Dabei hatte er eine Brille auf der Nase und einen weißen Hut unter dem Arme; dies war seine Galla- und Hofkleidung. Der weiße Hut war anscheinend das Symbol der Freiheit. Er hielt seine Reden abgesondert und im Verborgenen, und ich hätte viel darum gegeben, bei seiner Scene mit Voltaire zugegen gewesen zu sein, als er diesen bat, sein Kind zu segnen, und der Patriarch der Spötter aufstand, seine Hände über den Kopf des kleinen Kobold ausstreckte und seine berühmten Worte aussprach. Ich bin gewiß, daß er bei sich selber sehr darüber lachte und sich über Beide aufhielt.

Mit dem Marquis von Lafayette war es anders, und ich kann mir den Beweggrund zu seinen tollen Streichen nicht vorstellen. Was zum Teufel ging ihn Amerika an? wie d'Argental sagte. Er bringt einen bestrittenen Ruhm zurück, wenigstens für den Zweck, dies kann dieser Monarchie,



die so schon genug gequält ist, nur Unruhe bringen. Als er kaum vor zwei Monaten zurückkehrte, kam er in Versailles bei dem Fürsten von Poiz an, welcher einen Ball gab, aber er erschien dort nicht und begab sich zur Ruhe. Er hatte nicht gleich Anfangs die Erlaubniß, den König zu sehen, und man verbot ihm dagegen, andere Personen, als seine Verwandten, zu empfangen. Freilich war fast alle Welt mit ihm verwandt. Er ging zum Souper zu dem Idol, wo ich ihn von seinen Triumphen erzählen hörte. Er ist darum nicht weniger bescheiden. Man hält ihn für einen Mann von Muth, aber sonst für einen sehr gewöhnlichen Menschen, und ich glaube, daß man Recht hat.

Uebrigens blieb er sichtbar verborgen, nach Pont-de-Veyle's Ausdruck in dem bestrafte Thoren.

Wie viele Leute im gegenwärtigen Jahrhundert haben nur das Verdienst, Alles zur rechten Zeit zu thun, und einen gewissen glücklichen Ausdruck, der Alles ersetzt! So war der verstorbene Cardinal von Estrées kein Adler, und doch wußte er sich durch gewisse Worte, die gerade dahin gelangten, wohin sie gelangen sollten, einen Ruf zu verschaffen, als wenn er geistreich wäre.

Frau von Courcillon war schön und geziert, wie eine Frau es nur sein konnte; sie hatte es nicht einmal der Verleumdung gestattet, ihren Ruf zu entblättern, und sie hielt sich, allen Männern gegenüber, steif und starr wie Holz. Sie sprach eines Tages mit dem erwähnten Cardinal, der wenigstens neunzig Jahre alt war; er fühlte sich von ihren Reizen erheitert und sagte es ihr mit allem Anstande; er versuchte sogar, ihr die Hand zu küssen, doch zog sie sie zurück, nahm ihre stolze Miene an. und behandelte den Greis sehr übermüthig.

— Ah! Madame, Madame, antwortete er, hüten Sie sich, Ihre Strenge zu verschwenden.

Sie verstand es nicht, denn sie war sehr einfältig.

Man muß einfältig sein, um ein geziertes Wesen anzunehmen, wenn man die Schönheit einer Göttin besitzt, wie diese.

Derselbe Cardinal erzählte uns eine drollige Geschichte von einem Dorfpfarrer, den er gekannt.

Der gute Pfarrer erzog einen kleinen Bauerknaben und hatte ihm den Namen Raymond gegeben. Wenn er mit ihm zufrieden war und ihm schmeicheln wollte, nannte er ihn Raymonet.

Nun war Raymond naschhaft, selbst als er noch Raymonet war; er aß das Obst des Gartens, und der Pfarrer schalt sehr darüber, um ihn daran zu verhindern.

Eines Morgens vor der Messe ging der Pfarrer spazieren, um sich zu sammeln, und erblickte Raymond auf einem Gitter seiner Muskatellertrauben, wovon er nach Herzenslust aß. Der Pfarrer, der ihn auf der That ertappte, peitschte ihn derb und befahl ihm, in die Pfarrwohnung zu kommen, um seine Messe zu sagen und ihm dabei aufzuwarten.

Raymond war in Wuth, gehorchte aber doch, behielt sich aber die Rache vor. Der Pfarrer begann die Messe.

— Dominus vobiscum.

Keine Antwort.

— Dominus vobiscum, wiederholte der Pfarrer ungeduldig. Antworte, Raymond!

Dasselbe Schweigen.

— Dominus vobiscum. — Antworte doch, Raymonet.

— Et cum spiritu tuo, elender Schmeichler.

Und das sagte er ganz laut.

Der Cardinal erzählte das vortrefflich und brachte uns alle zum Lachen. Ich habe bemerkt, daß die Männer der Kirche vortrefflich erzählen, wenn sie alt sind, wenn sie Geist besitzen und sich viel in der Welt bewegt haben. Es bleibt ihnen dann eine Milde und Nachsicht, die ihnen eigenthümlich ist, und die Alles entschuldigt.

Ich habe dagegen nie schlechter erzählen hören, als eine gewisse Engländerin, welche die Hälfte der Erde gesehen und aus jedem Lande einen Vorrath übertriebener Anmaßungen mitgebracht hat, Sie heißt Lady Montague, sie ist lange in Constantinopel gewesen, und wenn man sie auf dieses Kapitel bringt, möchte man vor Langeweile sterben, und man hält sich den Mund zu, um nicht zu gähnen. Die Pest über die Pedantin! Sie war gerade das Gegentheil von Madame Geoffrin, die wußte nichts, aber sie erzählte zum Entzücken. Ihre Tochter, Frau von La Ferté-Imbault, ist in dem Genre der Montague; wenn sie auch weniger gelehrt ist, ziert sie sich doch ebenso. Sie konnte nicht über die Geschenke und Ausgaben ihrer Mutter für die Philosophen schweigen.

— Ach! sagte sie, es kostet mir mehr als hundert tausend Thaler von meinem Vermögen, die Encyclopädie und ihre Mitarbeiter zu unterhalten. Meine Mutter hätte ihnen Alles gegeben, wenn sie am Leben wäre.

Es ist gewiß,, daß sie zur Undankbarkeit veranlaßt hat. Indessen war es nicht der König von Polen, Poniatowsky, den sie ernährte und versorgte, da er als armer Cavalier hier lebte, und der sie an seinen Hof kommen ließ, sobald er seinen Thron bestiegen hatte, um sie seinerseits auch zu empfangen? Es war ein seltsames Schauspiel, diese ziemlich gemeine Bürgerin die Schöngeister und selbst gekrönte Häupter beschützen zu sehen. Man steht Alles in diesem Jahrhundert.

Ich habe gewiß gekannt, was man die Welt zu nennen übereingekommen — den ganzen Hof, obgleich ich nicht dorthin gehe — die ganze Stadt, die Leute, die man sah und die man noch sieht — die Literaten und die Künstler, und ich habe große Lust, mit ihnen zu Ende zu kommen und heute meine Rechnung abzuschließen, um dann schneller fortzukommen, da die Zeit drängt, und in meinem Alter ist man des folgenden Tages nicht gewiß.

So habe ich selbst Piron sehen wollen, von dem ich so viel hatte reden hören, und den ich so originell fand, allein gegen ein ganzes Jahrhundert zu behaupten, daß Herr von Voltaire ein mittelmäßiger Mensch sei. Dieser hatte Furcht vor ihm und floh ihn; es ist freilich wahr, daß Niemand ein Epigramm abzuschließen verstand, wie dieser Apothekerssohn. Er verfolgte die Philosophie und die Academie damit. Die letztere hatte ihn wegen seiner berühmten Ode ausgeschlossen; die »Metromanie« hatte ihm die Thüren dazu geöffnet, unglücklicherweise weigerte sich der König, die Ernennung zu bestätigen.

Ueber diesen Gegenstand sagte Piron eines Tages bei mir etwas, was ich behalten habe.

Anstatt der schönen Redensarten, die der Aufzunehmende verschwendet, sollte er nur sagen:

— Schönen Dank.

Worauf der Andere antworten sollte:

— Keine Ursache.

So würden wir viele langweilige Reden weniger haben, und das wäre eine Wohlthat der Vorsehung.

Piron war blind wie ich, und wir theilten einander unsere Betrachtungen und Beobachtungen in dieser Hinsicht mit. Er kam nur selten, und wenn er mich allein wußte: er verabscheute besonders die hohe Gesellschaft, vor welcher er sich geniren mußte. Seine Unterhaltung war ein beständiges Feuer von schönen Redensarten, Epigrammen und selbst unverstellten Bosheiten. Als man ihm dieses Feuer der Bosheit vorhielt, antwortete er:

— Ich kann nicht anders, ich muß beißen.

Selbst Voltaire glänzte nicht neben ihm. Auch liebte er ihn nicht, und war selbst ungerecht gegen diesen Mann von noch funkelnderem Geiste, wenn auch nicht so umfangreich wie der seine. Man beurtheile also, was dazu gehörte, um sich glänzender zu zeigen, als Voltaire.

Piron ist im Jahre 1773 gestorben. — Er hat mir einen Stock hinterlassen, den er in den Gehölzen seines Vaterlandes geschnitten und den er die »Reitgerte für die Esel« nannte. Er bediente sich dessen beständig und that bei jedem Epigramm, als ob er zuschlagen wollte. Er schrieb um denselben, als er ihn zu mir schickte:

— Nach mir, wenn noch davon übrig ist.

---

## Fünftes Kapitel.

Ein Anderer von ganz entgegengesetzter Art war Herr Dorat, der Vater der lauwarmen Poesie, der kleine parfümirte Verse schrieb, worüber der Chevalier de Boufflers mit so viel Geist spottete. Mir war er unausstehlich und ich fand mich mit ihm in ein Abenteuer verwickelt, wozu Folgendes die Veranlassung war.

Herr Dorat war ein ganz hübscher junger Mann; er ist jetzt sehr verändert, und man sagt, er ist krank. Er gefiel den Frauen und sie verbargen es ihm nicht.

Eine junge Dame, die ich oft sah, und der ich versprochen, ihren Namen zu verschweigen, wenn ich dieses Abenteuer erzählen würde, verliebte sich in diesen Dichter, erzählte mir ihr Märtyrthum der Liebe und fragte mich, was sie in einem solchen Falle zu thun habe, da der Galant die Miene annehme, als kümmerge er sich nicht um sie, oder als wage er vielmehr nicht seine Augen zu den ihrigen zu erheben. Ich redete ihr dringend zu, ihre Liebe zu überwinden und sich ruhig zu verhalten, da ich nicht wünschte, daß sie Herrn Dorat zum Geliebten haben möchte.

Sie stellte mir Madame du Chatelet und Voltaire entgegen, worauf ich erwiederte, Herr Dorat wäre noch viel weniger Voltaire, als sie Madame du Chatelet.

Sie entfernte sich unzufrieden, wie ich wohl bemerkte. Indessen sagte sie mir nichts mehr von dieser schönen Leidenschaft; ich vermuthete, daß sie sich einer anderen hingeeben, und dachte nicht mehr daran.

Im folgenden Sommer führte mich ihre Schwiegermutter mit sich auf ihr Landgut, wo wir unerwartet ankamen, und Madame D. gerieth bei unserer Ankunft mit ihren Complimenten in Verlegenheit, und ich errieth, daß unsere Gegenwart ihr nicht gefiel, worin ich mich auch nicht irrte.

Ich sah ein, daß man beobachten müsse, und es machte mir nicht viel Mühe, als ich am folgenden Tage Herrn Dorat mit allem Eifer eines Neuverlobten ankommen sah. Bei seinen ersten Worten, an dem Tone seiner Stimme errieth ich, daß sie noch bei Hoffnungen und Ueberraschungen standen, und ich nahm mir vor, daß es nicht weiter gehen solle, doch mußte man sich beeilen, denn die kleine Dame schien es eilig zu haben.

Ich forderte zuerst Pont-de-Veyle auf, der uns begleitet hatte, den Ort unter keinem Vorwande zu verlassen und sie keine Minute allein zu lassen.

Er versprach es mir und hielt Wort. Uebrigens konnte man leicht ihre Spur verfolgen, denn Herr Dorat duftete seiner Gewohnheit nach von allen Wohlgerüchen Arabiens.

Ich führte meine alte Freundin, die Schwiegermutter, in die Tiefe des Gartens und ging dort ohne Umschweife auf die Sache ein.

— Meine Königin, sagte ich zu ihr, gefällt es Ihnen, daß Ihr Herr Sohn von der Hand des Herrn Dorat gekrönt wird? Man hat ihn zu keinem anderen Zwecke gerufen, und deshalb ist er hier.

Meine Freundin wurde von Ueberraschung ergriffen.

— Es ist so, und wenn Sie keine Ordnung halten, wird morgen früh Alles geschehen sein. Was mich betrifft, ich werde mich nicht trösten, daß die Blüthe des Adels von einem solchen Dichterchen mit Füßen getreten wird, und ich biete Ihnen meine Dienste an.

— Mein Sohn hatte es sehr eilig, nach England zu gehen und uns in dieser Verlegenheit zurückzulassen. Was sollen wir gegenwärtig anfangen? Tag und Nacht auf der Wache stehen, uns zum Cerberus auswerfen? Ei! meine Königin, erinnern Sie sich unserer Jugend, wenn sie einander zu sehen Lust haben, werden sie sich uns zum Trotz dennoch sehen.

— Auch will ich sie nicht verhindern, einander zu sehen.

— Was denn —

— Nun meine Liebe, man muß sie besonders verhindern, einander zu lieben, und wenn Sie mir glauben wollen, so wird nichts leichter sein.

— Wie?

— Das will ich Ihnen sagen, ich habe schon meinen Plan entworfen. Ich stehe Ihnen dafür, daß morgen früh der Dichter entflohen und Ihre Frau Schwiegertochter auf immer geheilt sein wird.

— Bewirken Sie dieses Wunder, und Sie werden der erste Arzt sein.

Wir ordneten leicht unsere Sache, dann traten wir wieder in den Salon, wo Dorat noch immer duftete und die Madrigale zu Dutzenden verschwendete. Pont-de-Veyle hörte zu und verstand ihn nicht immer. Diese Scene, und was darauf folgte, gehörte zu den Nachahmungen, wovon Herr Walpole gesprochen hat, es war eine der unterhaltendsten, und er sang sie nur im vertraulichen Zirkel.

Ehe man sich zur Tafel setzte/brachte der Haushofmeister eine Flasche Wein von den Azoren, welcher damals berühmt war, und reichte davon herum, um den Appetit zu vermehren. Die junge Frau trank niemals davon, mein Freund Pont-de-Veyle und ich entschuldigten uns, Dorat wollte dasselbe thun, aber die Herrin des Hauses bestand so sehr darauf, daß er nicht umhin konnte, davon zu kosten, um sie nicht zu beleidigen.

— Ist es nicht ein ausgesuchter Wein? sagte sie. Er kommt von den Besitzungen meiner Familie in der Umgebung von Madeira. Wenn Sie wollen, stellt man bei Tafel diesen Wein in Ihre Nähe und Sie dürfen keinen anderen trinken.

Dorat fand den Wein in der That gut, doch hatte er einen ungewöhnlichen Geschmack. Frau von D. behauptete, es wäre vom Boden, und dann liege sein Verdienst. Er wollte es nicht leugnen,

Man setzte sich zu Tische, er plauderte, er recitirte Verse und trank dabei, ohne es selber zu bemerken. Man servirte das Souper ziemlich schnell, und unter dem Vorwande der Ermüdung trennten wir uns fast auf der Stelle zur großen Freude der Verliebten.

Wir waren noch keine zehn Minuten in unserem Zimmer und überall herrschte tiefe Stille; eine Viertelstunde später ließen sich leise Schritte im Corridor hören eine wohl geölte Thür drehte sich ohne Geräusch in ihren Angeln, die Schäferstunde hatte geschlagen und Dorat war auf seinem Platze.

Gleich darauf ging die Schwiegermutter mit ihrem Hauptschlüssel, ebenso eingölt, wie die Thürangeln, hinter ihnen her und drehte das Schloß zweimal um, so daß kein Mittel zum Hinauskommen vorhanden war. Gerade zu derselben Zeit stellt sich ein bewaffneter Bedienter als Schildwache unter den Fenstern der jungen Herzogin auf. Die Blokade war vollständig.

Indessen war die Schöne bei ihrem ersten Fehler, und so sehr sie sich dazu getrieben fühlte, empfand sie diesen Augenblick der Ueberraschung und Scham, wovon man sich nicht so schnell frei macht, wie man glaubt. Der Liebende sprach auf den Knien von seiner Flamme, von seiner

Treue, rühmte sein Glück, seinen Wahnsinn, kurz er sagte Alles, was in solchen Fällen gesagt wird, so lange die Welt steht, und was man bis ans Ende aller Zeiten sagen wird.

Gleich darauf machte er eine unwillkürliche Grimasse, der unverschämteste Schmerz zeigte sich im ungelegensten Augenblick bei ihm, die Herzogin sah ihn erblassen und wurde unruhig.

— Was ist? was fehlt Ihnen? fragte sie.

— Nichts, die Gemüthsbewegung, die Freude, mein zurückgehaltenes Entzücken, ich leide am Herzen, das begegnet mir oft.

— Ah! man muß für Sie Sorge tragen.

— Ohne Zweifel.

— Geht es besser?

— Nein, im Gegentheil.

Man konnte sich nicht mehr täuschen über das, was er empfand; eine entsetzliche Kolik zog krampfhaft seine Eingeweide zusammen und drohte mit noch schrecklicheren Folgen, er sah einen Abgrund vor sich. Er erblaßte, er litt bis zum Sterben und bald mußte er sich in einer entsetzlichen Lage befinden.

— Ach! Madame, sagte er, da er nur einen Gedanken hegte, nämlich fortzugehen, ich sehe mich genöthigt, in mein Zimmer zurückzukehren, ich kann diese Qual nicht länger ertragen. Verzeihen Sie mir, ich will versuchen, mich zu erholen, lassen Sie mich hoffen, daß wir morgen

—

— O! ja morgen; aber kehren Sie in ihr Zimmer zurück, ruhen Sie sich aus. Ihr Gesicht ist schrecklich entstellt.

Er küßte ihr in der Eile die Hand, stotterte Entschuldigungen und lief zur Thür, nicht wissend, ob er Zeit haben würde, dorthin zu gelangen. Er greift nach dem Riegel, zieht ihn auf und will öffnen, aber nein, das Schloß leistet vollständigen Widerstand und der Schlüssel war nicht da! Die Dame eilt herbei und versucht es auch, aber sie ist nicht geschickter.

— Mein Gott! was ist zu thun? wir sind eingeschlossen.

— Und ich kann nicht hier bleiben, ich muß fort.

— Ich will nicht, daß Sie hier bleiben, sagte sie, denn sie empfand schon Schrecken vor dem Scandal und vor ihrer Schwiegermutter. Was soll man morgen sagen?

— Und bis dahin, mein Gott! Madame, ich kann nicht länger an mich halten; es ist um wahnsinnig zu werden. Ah! das Fenster,

Er lief dorthin; es war in der ersten Etage eines Schlosses, über einem sehr hohen Parterre; die Höhe war beträchtlich, aber das Schlimmste war, eine Schildwache ging ruhig auf und ab, und der Lauf der Muskete glänzte im Mondlicht. Dort hinaus war kein Fluchtversuch möglich. Nichts! nichts! sie waren zusammen eingeschlossen und der Unglückliche den Göttern der Unterwelt geweiht.

Er versuchte es mit der Thür eines Cabinets, indem er einen Ausgang oder wenigstens in einem Winkel eine Erleichterung in der Einsamkeit zu finden hoffte. Aber da war kein Ausgang, kein Recipient und kein Mittel, sich in diesem kleinen Winkel einzuschließen. Endlich begann die Herzogin zu errathen, an welcher Unbequemlichkeit ihr Dichter litt. Bald war es nicht mehr nöthig zu errathen, denn es trat ein Augenblick ein, wo die Natur zu stark wurde und alle Schranken durchbrach.

Der junge Mann wurde ohnmächtig vor Schmerzen und Scham; sie hatte sich an das

entfernteste Fenster geflüchtet, hielt sich ein Riechfläschchen vor die Nase und schwur, man solle sie nicht wieder in eine solche Verlegenheit bringen.

So blieb Dorat am Boden liegen, parfümirt und Düfte aushauchend, die im Stande waren, eine ganze Procession Kapuziner umzuwerfen. Sie sagten kein Wort zu einander, sie sahen einander nicht an, sie hätten Beide hundert Fuß unter der Erde sein mögen. Die Schwiegermutter ging, den Schlüssel ganz leise umzudrehen, um den Käfig zu öffnen, und eilte dann wieder in ihr Zimmer. Sie hörten sie nicht; indessen mußte man sich zu etwas entschließen. Dorat stand auf und wendete sich zu dieser unheilvollen Thür, die sich diesmal von selber öffnete. Er verlangte nicht zu bleiben, sondern kehrte sogleich in sein Zimmer zurück. Die Herzogin kümmerte sich so wenig um ihn, daß sie ihn nicht gehen hörte. Sie legte sich keine Rechenschaft von dem ab, was sich zugetragen hatte, von diesen plötzlichen Hindernissen und dieser unzeitigen Krankheit. Sie rief ihre Mädchen, um das angerichtete Unheil wieder gut zu machen, und sagte ihnen, sie wäre krank gewesen, was sie auch gern glaubten, da sie keinen Grund hatten, das Gegentheil zu vermuthen,

Beim Frühstück übergab man der Herzogin ein Billet von Herrn von Dorat, der seine Entschuldigungen und sein Bedauern aussprach. Ein an dem Morgen angekommener Brief habe ihn nach Paris zurückgerufen und ihn genöthigt, auf der Stelle abzureisen.

— Es thut mir leid, sagte die Schwiegermutter, es würde mich gefreut haben, einige Tage mit ihm zuzubringen. Es ist ein charmanter Mann; finden Sie es nicht auch, meine Tochter?

— Nun, Madame, ich weiß nicht — ich meine — ich habe nicht darauf geachtet.

Und weiter wurde nicht von ihm gesprochen.

Dorat und die Herzogin sahen einander von dem Augenblick an nicht wieder. Wenn sie sich begegneten, gingen sie einander aus dem Wege und schienen sich nicht zu kennen. Das Beste war, daß die Herzogin seit der Zeit einen Widerwillen gegen die Liebe gefaßt hat und daher die anständigste Frau am Hofe geblieben ist. Seitdem sie nicht mehr jung ist, zeigt sie sich sehr erkenntlich und dankte mir noch kürzlich dafür.

Ob Herr Dorat mich seines Mißgeschicks beschuldigt hat, weiß ich nicht, aber er ist nicht wieder bei mir erschienen.

---

## Sechstes Kapitel.

Die Philosophen gleichen den Beichtvätern mit weiten Aermeln. So erschöpfen sich Herr Diderot und Consorten, die Freiheit zu besingen, den Haß gegen die Tyrannen zu verkünden, die Republik zu predigen, worin sie die Erfüllung aller ihrer Wünsche finden. Als indessen die Kaiserin von Rußland zu verschiedenen Zeiten die Bibliothek Diderot's um beinahe vierzigtausend Livres angekauft und ihm die besondere Bedingung gestellt hatte, daß er bis an seinen Tod die Sorge dafür übernehme, nahm er ihre Wohlthaten sehr gut auf, verherrlichte diese große Katharina und nannte sie, ohne Zweifel um seinem Gewissen genug zu thun, eine Philosophin.

Er hat seine Nachgiebigkeit sogar so weit getrieben, die kleinen Fehler der Czarin zu vergessen, welche entsetzliche Vergehen geworden wären, wenn eine andere Herrscherin sich nur den Gedanken daran erlaubt hätte, und die ganze Seite rief Hosianna! Ich habe oft mit Voltaire davon gesprochen, der sich begnügte zu lächeln und mir zu antworten:

— Was wollen Sie sagen, Madame? man muß doch der menschlichen Natur etwas nachsehen.

Sein Lächeln allein sprach und sagte mir seine Gedanken. Man sah nie ein feineres und beredteres. Als er jung war, hatte seine Physiognomie einen Zauber, den ich nicht beschreiben kann. Man versichert mir, daß die Statue von Pigale es gut wiedergiebt. Ach! ich werde nicht darüber urtheilen können.

Er unterhielt indessen seine Livree so gut, wie seine Börse und seine Güte es vermochte. So ließ er la Harve mit seiner Frau, seinen Kindern und seiner ganzen Haushaltung nach Ferney kommen, weil dieser in Paris nur mit Mühe leben konnte. Zum Dank dafür stahl ihm la Harve einen Gesang von seinem »Kriege von Genfer, den er noch nicht bekannt haben wollte, und verbreitete ihn überall mit seinen Bemerkungen. Tausend Unannehmlichkeiten entstanden daraus für den Patriarchen; er zieht Erkundigungen ein und erfährt, ohne daran zweifeln zu können, woher ihm diese Verrätherei kommt.

Mit Recht erbittert, machte er Bemerkungen und erhob seine Klagen. Sein Gast antwortete ihm von seinem Zimmer in Ferney aus in sehr unhöflichen und unangenehmen Briefen, und vier Seiten waren mit Unverschämtheiten angefüllt.

Herr von Voltaire ertrug es nicht; er jagte den Undankbaren fort, der ihn verkannte, so daß das Gerücht von diesem schlechten Zuge sich unter den Philosophen verbreitete. Indem er diesem Eleven zu schaden fürchtete, leugnete er sein Unrecht und berief sich auf die Umstände, die er nicht erklärte.

Es gibt nichts so Bitteres, so Schlangenartiges, wie dieser la Harpe. Ein Findling, und von seinen Rettern nach der Straße benannt, wo er auf dem Pflaster lag, konnte er der Gesellschaft diesen Makel seiner Geburt nicht verzeihen. Er möchte überall der Erste sein, hält sich für ein Genie und läßt keine andere Entscheidung zu, als die seine.

Eines Tages kam er bei mir an; ich kannte ihn noch nicht, er sagte, er komme von Voltaire, um mit mir vom Tancred zu sprechen. Nun frage ich, warum er mit mir vom Tancred sprechen wollte, und wir werden es sehen.

— Madame, haben Sie den Tancred gesehen?



— Ja, mein Herr, antwortete ich ganz erstaunt.

— Ist es nicht wahr, daß es etwas Erhabenes ist?

— Ja, es ist erhaben! es ist erhaben, in Wahrheit. Und was weiter?

— Nun, Madame, ich war neulich mit Herrn von Argental dort. Neben uns befand sich im Parterre ein Fremder, welcher schrie, weinte und applaudirte. Ich wendete mich zu ihm und sagte:

— Ist es nicht wahr, daß dieser Voltaire ein großer Mann ist?

Der Tropf antwortete mir gerade heraus:

— Ja, mein Herr, das ist gewiß sehr hübsch.

— Was sagen Sie dazu, Madame?

Ich sah in dem Allen nicht den Vorwand eines Besuches bei einer Dame, die er nicht kannte. Da ich nicht antwortete, fuhr er fort:

— Ah, Madame, gibt es etwas Seltsameres, als das, was heutiges Tages geschieht? Kennen Sie den Arzt, welcher auflöst, den Arzt, welcher Alles heilt, indem er auflöst?

— Nein, mein Herr.

— Lassen Sie ihn aufsuchen, er wird Ihnen die Augen auflösen und Sie werden klar sehen. Alle Krankheiten rühren vom Pulse her, und die gestörten Nerven dringen das ganze Uebel hervor. Er verursacht Ihnen einen schrecklichen Schmerz, Sie geben ihm eine Handvoll Thaler, und Sie tanzen dann einen lustigen Tanz. O!, Moliere, wo bist Du? Ist es nicht eine unaussprechliche Lächerlichkeit?

— Ja, mein Herr, aber —

— Und diese andere Art von Kaffeegesellschaften — kennen Sie sie?

— Nein, nein, mein Herr, ich möchte wissen —

— Was es damit ist? Sehr gern. Jede elegante Dame hält jetzt Kaffeegesellschaften, und dies ist die Art, sich dabei zu benehmen. Man wählt einen Tag und stellt in einen großen Saal kleine Tische mit höchstens vier Sitzen; sie sind mit Spielmarken, mit Karten und Allem versehen, was man zum Spielen bedarf. Auf andere Tische stellt man Wein, Kaffee, Limonade u. s. w. Die Herrin des Hauses befindet sich hinter einer Art von Comptoir, Orangen und Kuchen vor sich; sie ist nach englischer Mode gekleidet und trägt ein kurzes Kleid, eine Schürze von Muslin, ein Halstuch mit Franzen und einen kleinen Hut. Die Getränke stehen auf der Kaminplatte; die Lakaien in weißer Weste und weißer Mütze nennt man Garçons. Die Herrin des Hauses steht nicht auf, man geht zu ihr, um mit ihr zu sprechen; und in dem Speisesaal hat man auch kleine nummerirte Tische aufgestellt, die man nach dem Loose vertheilt, um jeden Streit zu verhindern. Man darf nur ein Huhn mit Reis, ein einziges Vorgericht und ein Zwischengericht essen: zuweilen ein gutes Stück Braten; das ist ökonomisch, aber es gleicht auch den Kindern, welche spielend ihre Mahlzeiten halten; finden Sie es nicht?

Ich sah jetzt, was an diesem Menschen war, und daß er endlich heraus sagen würde, was er in der Tiefe seines Sackes hatte, und ich hörte ihn wie eine Zeitung an. Alle diese Leute, von welchen er mir da sprach, waren nicht meine Gesellschaft, aber ich unterrichtete mich, indem ich zuhörte.

— Giebt es keine andern Neuigkeiten? begann ich, um ihn zu bewegen, weiter zu sprechen.

— O ja! es giebt deren. Zum Kaffee fügt man Sprichwörter hinzu; man spielt deren überall. Ich war neulich bei einer seltsamen Scene dieser Art bei Madame Thelusson zugegen. Hume,

wie Sie wissen, der englische Geschichtschreiber, der Freund Rousseau's, dieser große und wohlbeleibte Mann war in der Absicht gekommen, eine Rolle zu spielen. Man gab ihm die eines Sultans zwischen zwei Sultaninnen; er sollte seine Beredtsamkeit anwenden, um sich beliebt zu machen, und sie in angeblichem Kummer trösten. Er setzte sich auf ein Sopha, man wählte ihm die hübschesten Frauen in Paris aus, er begann sie abwechselnd anzusehen, dann klopfte er sich auf den Bauch, auf die Schenkel und sagte mit verlegener Miene:

— Nun, meine Fräulein, nun, da sind Sie also — nun, da sind Sie hier?

Und so ging eine Viertelstunde weiter. Eine von den Sklavinnen wurde ungeduldig, stand auf und rief, indem sie auf ihren Platz zurückkehrte:

— Ich hatte es doch gedacht, dieser Mann versteht nur Kalbfleisch zu essen.

Sie können sich vorstellen, daß die Frage und die Antwort ein lautes Lachen erregten.

— Ich verstehe, es war in der That sehr drollig, und Herr Hume scheint mir sehr verliebt gewesen zu sein.

— Ah! Madame, wissen Sie nicht, was dem Polizeilieutenant begegnet ist? Ich will es Ihnen auch erzählen. Er sollte zu einer großen Mittagstafel gehen, und er bedurfte durchaus einer Perücke. Diese zu dieser Gelegenheit wiederholt bestellte Perücke kam indessen nicht. Ein Kammerdiener geht, um sie zu holen. Der Perückenmacher entschuldigt sich, seine Frau war niedergekommen und das Kind todt, aber die Perücke war fertig; bei all dieser Unruhe hatte man vergessen, sie zu bringen: sie war bereit und in einer Schachtel, die der Kammerdiener forttragen sollte.

— Sehen Sie sie erst an, Sie werden finden, daß sie vollkommen gerathen ist.

Man öffnete die Schachtel und fand darin die Leiche des am Abend vorher gestorbenen Kindes.

— Ach! mein Gott! rief der unglückliche Vater, die Priester haben sich getäuscht, sie haben die Perücke begraben.

— Der Herr Polizeilieutenant mußte ohne neue Perücke zu der Ceremonie gehen, und was noch schlimmer war, es bedurfte eines Befehls vom Erzbischof, einer Gerichtsverhandlung und unendlicher Schreibereien, um das Kind zu begraben und die Perücke wieder aufzugraben.

Er hielt inne. Es war mir leid. Er unterhielt mich, obgleich ich ihn höchst seltsam fand.

— Es ist also zu Ende, mein Herr, es gibt für diesmal nichts weiter.

— Nein, es ist nicht zu Ende, Madame, ich habe noch nichts von dem Proceß der Marquise von Saint-Vincent erzählt. Sie hat einem Abbé Beinkleider machen lassen und will sie jetzt nicht bezahlen, da sie vertragen sind; der Abbé ist nicht im Stande dazu, so daß der Schneider klagt und sie ohne Zweifel verurtheilt werden wird. Es gibt ein Sprichwort: Wer die Gläser zerbricht, muß sie zahlen.

— Ich danke Ihnen tausendmal für Ihre Mittheilungen, dessenungeachtet sind wir von Herrn von Voltaire abgekommen. Sie kamen von ihm?

— Ja, das heißt, bis zu einem Punkte. Er hatte mir so oft von Ihnen, von Ihrem Geiste, von Ihrer köstlichen Unterhaltung gesprochen; ich habe selber darüber urtheilen wollen: ich finde, daß er hinter der Wahrheit zurückgeblieben ist.

— Mein Herr, Sie sind sehr ehrlich. Ich höre in der That sehr gut; man hat es mir immer gesagt.

Er sah mich mit seinen Augen an, die wie Kohlen glühten, und verstand es. Er verstand sich

auf Epigramme.

— Habe ich Sie gelangweilt, Madame?

— Nein, gewiß nicht, im Gegentheil.

— Nun also —

*Jedes Genre ist gut, nur nicht was langweilig ist.*

sagt Boileau, unser aller Meister. Ah! verzeihen Sie, Madame, ist es wahr, daß man Ihnen Verse auf Ihre Tonne gemacht hat, und daß Sie darauf geantwortet haben?

— Nichts ist wahrer, mein Herr.

— Könnte man nicht damit bekannt werden?

— Gewiß, Ich bin Ihnen wohl etwas schuldig für Ihre Neuigkeiten.

— Madame, ich liebe die Neuigkeiten bis zur Leidenschaft, ich möchte Zeitungsschreiber sein.

— Es ist Ihnen nicht schwer, es zu werden.

— Ich werde daran denken.

Auch wurde er es für die Rechnung des Czar oder der Czarin, ich weiß es nicht genau.

Um diese Verse zu verstehen, muß man wissen, daß ich mir statt des Lehnssessels eine Art von wohl ausgepolsterter Tonne, wie die Näherinnen haben, machen lassen, und die mich gegen alle Winde schützte. Die Tonne gab beständig zu Versen Veranlassung; ich hatte diese ohne Namen zur Post erhalten, aber sie waren von der Frau von Forcalquier, die wir la Bellissima nannten.

Nicht wenn man reift, empfindet man Vergnügen;  
Am Ufer nur erfüllt sich unser Wunsch,  
Mag man in Schiffen durch die Wogen segeln.  
Zu allen Enden dieses Erdballs steuern,  
Gleicht doch auf Erden Ihrer Tonne nichts.

Diese Verse waren mittelmäßig, indessen antwortete ich darauf:

In ihrer Tonne sieht man die Sibylle,  
In ihrer Tonne ganz verschrumpft und alt;  
Sie fastet nie und liest in ihrer Tonne  
Gar selten nur das Evangelium.

— Madame, Ihre Verse sind besser, als die Saint-Lambert's in seinen »Jahreszeiten«. Kennen Sie die »Jahreszeiten«?

— Ja, mein Herr.

— Was halten Sie davon?

— Ich halte davon, was einer meiner Freunde auch davon hält: sie sind encyclopädisch; man sieht darin Hirten, das Dictionnaire in der Hand, den Artikel »Donner« suchend, um zu hören, was sie selber von einem Gewitter sagen.

— Ah! Madame, das ist reizend! das ist so viel werth wie das ganze Gedicht.

— Ich habe es nicht gesagt, mein Herr, sondern Herr Walpole.

— Der, welcher den Brief des Königs von Preußen an Rousseau geschrieben hat?

— Derselbe.

— Er hat viel Geist.

— Es freut mich, daß Sie das finden, mein Herr.

— Ich verstehe mich darauf, Madame, Sie können es ihm von mir schreiben. Es wird spät, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Ich bin hoch erfreut, Sie gesehen und besonders gehört zu haben, daß Sie das Evangelium nicht lesen und daß Sie nicht fasten.

Er ist nie wiedergekommen.

---

## Siebentes Kapitel.

Sophie Arnould hatte einmal Thomas, einen anderen unberühmten Soldaten der Armee der Philosophen, bei dem Minister von Paris mit einer Angelegenheit wegen ihres Kamins beauftragt.

— Mein Fräulein, sagte er zu ihr, ich habe bei dem Herzog de la Brilliere Audienz gehabt und zuerst als Bürger und dann als Philosoph von Ihrem Kamin gesprochen.

— Ei, mein Herr, nicht als Bürger und Philosoph mußten Sie mit ihm reden, sondern als Schornsteinfeger.

Dies fällt mir bei einem andern Philosophen ein, der nicht dazu geschaffen war, und der es Allem zum Trotz wurde. Wenn er Schornsteinfeger, das heißt Generalpächter geblieben wäre, würde er vielleicht noch leben.

Ich spreche von Herrn von Helvetius und von seinem berühmten Buche »vom Geiste«, im Angesichte »des Geistes und der Gesetze« von Herrn von Montesquieu unternommen, von welchem Werke ich gesagt hatte:

— Es ist Geist in Beziehung auf die Gesetze.

Aber der Schlag ging fehl und dieser Geist hatte gar keinen Erfolg, wenn er gleich verfolgt wurde.

Herr von Helvetius war der Sohn des Leibarztes der verstorbenen Königin, welcher von Holland kam. Er erhielt zu seiner Zeit eine Stelle als Generalpächter, und diese, vereint mit dem Vermögen, welches ihm sein Vater hinterließ, setzte ihn mit den Reichsten seiner Classe auf eine Linie. Er war wohl gebildet, von gutem Benehmen und liebte die Frauen bis zur Thorheit.

Es ist unglaublich, wie viele Abenteuer er hatte; er wechselte seine Geliebten, wie seine Kleider; er hatte mehrere, die Monate und Jahre bei ihm wohnten. Er ließ sie nach seinen Einfällen rufen und gab Dinners und Soupers, wovon man in ganz Paris sprach, und wo er die Wüstlinge der Stadt und des Hofes bewirthete.

So ging es mehrere Jahre, dann wuchsen ihm die Flügel, um höher zu fliegen, und er traf, ich weiß nicht wo, die Gräfin von A., ich schäme mich, eine Frau von, Stande in einer solchen Lage zu nennen, wenigstens wenn sie sich nicht selbst zur Schau stellt, wie Madame du Chatelet.

Frau von A. empfing viel Gesellschaft, viele Schöngeister und Literaten, sie war eine Art starker Geist, trug, den Atheismus zur Schau und prunkte mit ihren extravaganten Ansichten. Es versteht sich von selbst, daß er Philosoph war und daß der ganze Schwarm dieser Gottlosen ihr folgte, aufmerksam auf ihre guten Dinners und ihr offenes Haus.

Helvetius gefiel ihr unendlich; sie trug kein Bedenken, es ihm zu sagen und es ihm zu beweisen. Er gab Feste, er bot ihr Galanterien jeder Art an, und er hatte noch die Gefälligkeit, nicht zu laut zu schreien, daß es für sie sei. Man errieth es nur.

Während dieser Zeit hörte eine andere Thörin, die Herzogin von C., von dieser schönen Vereinigung reden und setzte sich in den Kopf, daran Theil haben zu wollen. Sie hatte so viel Geist wie die A. und vielleicht mehr Beredtsamkeit, sie beging nicht das Unrecht, sich auf einen einzigen Liebhaber zu beschränken, sie wählte sie nach ihrer Laune, was sie nicht verhinderte, eifersüchtig zu werden, um Alles um sich her zu tödten, wenn man ihr in der geringsten Sache

entgegenhandelte.

Sie fiel eines Tages wie eine Bombe in dem Augenblick herein, wo Helvetius dort thronte, und die Unterhaltung verbreitete sich zwischen ihnen über das Terrain, wohin man sie versetzen wollte.

Da brüllten sie um die Wette, daß kein Gott sei, daß der Zufall in dieser Welt Alles bewirke, daß der Zufall Alles gethan habe, und daß wir Marionetten vom ersten Kaliber wären, gut, sich auf dem Theater zu präsentiren, da jede ihre Rolle vorgezeichnet hatte und sie nach ihrer Phantasie oder ihrem Talente spielte.

— Und die Liebe, mein Herr, was halten Sie von der Liebe? fragte die Herzogin sich zierend.

— Die Liebe, Madame, die Liebe ist ein Bedürfniß, ein Vergnügen, wie die guten Mahlzeiten, wie der alte Wein und die jungen Hühnchen; in der Liebe ist nur das Physische gut, das uebrige ist keinen Strohalm werth, und es verlohnt sich nicht der Mühe, davon zu sprechen.

— Aber das Herz, mein Herr, das Herz!

— Das Herz, Madame, ist ein Eingeweide, es trägt wie die anderen zu den höchsten Genüssen bei, welche die Natur uns offenbart, allein ist es nicht im Stande, etwas zu empfinden, wenn die Phantasie nicht dabei thätig ist.

— Ihrer Ansicht nach liebt man also nur physisch.

— Nach der Ansicht aller Derjenigen, welche ehrlich sein wollen, Madame; Sie selber haben vielleicht zu viel Geist, um sich dem Uebermaß des Gefühls hinzugeben, und ich für meinen Theil glaube nicht daran, nein ganz und gar nicht.

Die Herzogin fand die Lehre vortrefflich und fügte nur zum Schluß hinzu:

— Mein Herr, man muß seiner Sache gewiß sein und schwer mit seiner Person dafür zahlen, wenn man wagt, eine solche Standarte zu erheben.

Sie begnügte sich nicht mit Muthmaßungen, sie wollte wissen, woran sie sich zu halten habe, und bald theilte sie die Heldenthaten des Philosophen mit der Gräfin von A., und vermöge ihrer Anstrengungen gelang es ihr, den Sieg über sie davonzutragen. Er verließ die Eine wegen der Anderen. Als diese regierte, wollte sie unumschränkt sein und versuchte die Schaar von Sultaninnen aus dem Hause ihres Geliebten zu vertreiben. Dabei verlor sie ihr Latein und er behielt sie.

Man würde nicht zu Ende kommen, wenn man alle die Uebertriebenheiten erzählen wollte, wozu die sehr begründete Eifersucht der Dame Veranlassung gab. Helvetius ergötzte sich darüber, und hörte nicht auf, ihr über die Ausführung ihrer Lehre zu predigen.

— Ahmen Sie mir nach, sagte er, ich widersetze mich nicht und werde Ihnen keine Vorwürfe machen, wir essen an mehr als einem Tische und trinken aus mehr als einem Glase, warum sollten wir nur eine einzige Liebe haben?

Darin war er consequent, und ich weiß nicht recht, was die Herzogin hätte antworten können, ich weiß nur, was sie that, denn sie gehorchte ihm ohne Weiteres.

In diesem Augenblick waren die Mathematiker in der Mode. Die Frauen rissen sich um Maupertuis, der in Carnevalkleidern in den Tuileries spazieren ging und dessen Lächerlichkeit Alles übertraf. Helvetius, der viele Geliebte haben wollte, stellte sich vor, daß es auf die Figuren und Probleme ankomme, und er machte auch dergleichen. Ohne Zweifel hatte er nicht den geringsten Erfolg, denn er ließ darin nach und warf sich auf die Poesie, und als der König von Preußen Maupertuis confiscirt hatte, fiel die Geometrie.

Die Poesie des Herrn von Helvetius fiel ebenfalls, sein Gedicht, »das Glück«, welches die Literaten lobhudelten, war üppig und langweilig zugleich, und er sah ein, daß er etwas Anderes versuchen müsse, dies war nicht sein Fach, und er begann jenen ungeheuren Band über den »Geist« zu schreiben, den man auf die Dicke eines kleinen Fingers beschränken könnte, und doch würde er noch weit von der Vollkommenheit entfernt sein.

Um ihn zu schreiben, wählte er eine andere Methode, die umgekehrte, die man gewöhnlich wählt, nämlich, er gab seine Stelle als Generalpächter auf und verheirathete sich mit einem armen und schönen Mädchen. Er heirathete das Fräulein von Ligneville, eine junge Dame von Stande aus Lothringen, denn ihr Haus war eins der ersten in diesem Lande, obgleich sie keinen Sou im Vermögen hatte. Als ein gemeinschaftlicher Freund ihr den Herrn Helvetius vorschlug, war ihre erste Regung, ihn auszuschlagen, denn die Mißheirath schien ihr unmöglich.

— Bedenken Sie, daß es sich um ein unermeßliches Vermögen handelt, sagte man ihr.

— Was liegt mir daran?

— Bedenken Sie, daß Sie sich den Untergang eines Mannes von Verdienst werden vorzuwerfen haben. Er muß sich verheirathen, um eine stürmische Jugend zu beschließen, er will nur Sie heirathen, und wenn Sie sich weigern, wird er in seinen Abgrund, in sein früheres Leben zurückfallen und es um Leib und Seele geschehen sein.

Diese Gründe rührten das vortreffliche Wesen; sie willigte ein, ihn zu sehen, und kündigte ihm an, daß sie ihm ihre Hand gebe, unter der Bedingung, daß er sich in den Angelegenheiten des Lebens von ihr leiten lasse.

— Ich werde Sie glücklich machen, mein Herr, sagte sie zu ihm, ich nehme Ihr Vermögen an, um Ihnen mehr zu geben, als Sie mir anbieten. Ich weihe Ihnen mein Dasein, meine Zukunft, rechnen Sie auf mich, ich will und werde eine redliche Frau sein.

Sie hielt Wort, Sie zogen sich zusammen aufs Land zurück, wo sie ihre Jugend verlebte. Sie ging kaum zwei oder drei Monate im Winter nach Paris, wo sie nur die Gesellschaft ihres Mannes sah, da sie ihm zu Gefallen auf Alles verzichtet hatte, und sich ohne die Billigung des Herrn Helvetius keinen Schritt erlaubte. Er war glücklicher, als er es verdiente, um so mehr, da er nicht viel an seinen Gewohnheiten änderte, und sein Serail beibehielt, nicht bei sich, sondern anderswo, und immer aus Philosophie.

Dieses Buch vom »Geiste« zog ihm die Verfolgung des Hofes, der Frommen, der Jesuiten und auch der Jansenisten zu; zum erstenmal waren sie einstimmig, was bei ihren Anhängern fast einen Scandal hervorbrachte. Helvetius wurde der Kopf davon verdreht, er hatte es nicht erwartet. Er ging nach Preußen, um den Helden der Philosophen zu sehen, der ihn wenig schätzte und schlecht empfang, und dann nach England, in welches er vernarrt war; er wollte uns durchaus nach dem Vorbilde und Muster dieser lieben Insulaner umschaffen, und es sei gesagt, ohne Herrn Walpole zu beleidigen, daß wir nicht dabei gewonnen haben würden.

Dann kehrte er nach Frankreich zurück, wo er sich selbst, nach den Recepten seines Vaters, kleine Liebestränke bereitete, die ihm eine künstliche Kraftfülle wiedergaben, die ihn aber in einigen Monaten, von einer hartnäckigen Gicht, ihrer älteren Schwester, unterstützt, tödteten. Madame Helvetius liebte ihn und war lange Zeit untröstlich über seinen Verlust.

Gegenwärtig hat sie unendliche Reize beim Katzengeschlecht entdeckt und lebt von fünfzehn bis zwanzig Angorakatten von allen Farben umgeben. Man erzählt kostbare Geschichten davon; ich werde mich nicht damit unterhalten, sie zu wiederholen.

Die Philosophen kamen viel zusammen, um zu sprechen, aber auch, um zu soupiren und zu trinken, nicht als hätten sie sich berauscht, aber sie regten sich auf, und die Luftschlösser, die Systeme und die Verhandlungen gingen ihren Gang. Sie haben sie bis jetzt fortgesetzt, die Politik mischt sich viel hinein, sie wollen Alles über den Haufen stoßen, und man hilft ihnen nur zu sehr dabei. Herr Necker mag sie noch so sehr zurückhalten wollen, ich fürchte, er ist nicht stark genug dazu, und Alles wird mit ihm zusammenstürzen, selbst wir, das heißt, selbst Frankreich, denn ich werde nicht mehr da sein.

---



## Achtes Kapitel.

Ich habe einige Worte über den Tod des Präsidenten Henault gesagt. Ich finde in diesem Abschnitt meines Tagebuches einen großen Artikel über meine Klagen wider ihn, und über den geringen Kummer, den ich empfand, ihn zu verlieren; er hatte mich sehr geliebt, und seitdem er aufgehört, mich zu lieben, und auf die Seite des Fräuleins von Lespinasse getreten war, so daß er im Begriff war, sie zu heirathen, hatte ich ihm dies nicht verzeihen können, obgleich ich mich nie darüber beklagte, und man uns für die besten Freunde von der Welt hielt.

Er war ein vollkommener Egoist, er bewies es deutlich, indem er in seinem Testament keinem einzigen seiner Freunde ein Vermächtniß hinterließ und uns nicht einmal nannte; es war unglaublich für die, welche ihn nicht kannten, wie wir; ich wenigstens war nicht davon überrascht.

In diesem Augenblick war Rousseau in Paris, wo er nur eine Marionettenrolle spielte; nur die Bauernlummel der Philosophie und Leute von noch niedrigerem Range kümmerten sich um ihn. Der Fürst von Luynes, ein guter junger Mann, hatte ihm ein Asyl angeboten, welches er verachtete, wie er in Paris alle seine Freunde von Stande verachtete. Er weigerte sich, die Damen von Boufflers, die Marschallin von Luxembourg und alle die Damen zu sehen, die thöricht genug waren, sich um seine Zuneigung zu bewerben. Dies war wohlgethan.

Ich komme darauf, um etwas zu erzählen, was ich nicht zu erklären übernehme, und wozu der Tod des Präsidenten Henault, die Gegenwart Rousseau's in Paris, noch mehr die Gustav des Dritten, des gegenwärtig regierenden Königs von Schweden, der eben seinem Vater gefolgt war, dessen Tod er hier erfahren hatte, die Veranlassung gab.

Er hatte mir die Ehre angethan, mich zum Souper einzuladen, ich kannte Herrn von Creutz, seinen Gesandten beim Könige. Dieser Fürst zeichnete sich durch Geist, Leutseligkeit und einfache Würde aus, die ihm natürlich war und die er sich nicht angeeignet hatte.

Wir waren nicht zahlreich bei diesem Souper Seiner schwedischen Majestät, die beiden Herzoginnen von Aiguillon, der Graf von Creutz, Herr von Sestain, der junge Bruder des Königs und sein Gouverneur, das waren alle.

Man beschäftigte sich viel mit dem Tode der Madame Brillant, der Katze der Marschallin von Luxembourg, die fünfzehn Jahre alt geworden war und die sie sehr liebte. Es war eine allgemeine Trauer unter den Freunden der Herzogin, welche die Sache ernsthaft angesehen hatte und die Beileidsbezeugungen wie für den Tod eines Verwandten annahm; auch würden gewisse Vettern ihr nicht so viele Thränen gekostet haben, selbst nicht der Gemahl ihrer Enkelin, der Herzog von Lauzün, den sie nicht besonders verehrte.

Die Marschallin hatte einen Aberglauben hinsichtlich des Freitags; Madame Brillant starb an einem Freitage, alle ihre Unglücksfälle begegneten der armen Herzogin an diesem Tage, und dies war der letzte. Man machte eine Bemerkung darüber,

— Ach! sagte die verwittwete Herzogin von Aiguillon, Madame Brillant verloren zu haben und von Rousseau verachtet zu sein, der sie durchaus nicht besuchen will und seine Noten auf einer Dachkammer schreibt, das ist zu viel Unglück zu gleicher Zeit. Sie beschuldigt eine Hexe, ihr Unglück gebracht zu haben, sie glaubt an die Hexen und an das Unglück des Freitags, die

gute Marschallin.

— Glauben Sie denn nicht daran, Madame? sagte der König sehr ernsthaft.

— Was das betrifft, nein, Sire.

— Und Sie, Madame? fragte er mich.

— Auch ich nicht, Sire.

— Diese Damen sind starke Geister, versetzte Herr von Creutz; in Frankreich würde man jetzt nichts Anderes sein können.

— Indessen habe ich in Frankreich einen der seltsamsten Zauberer gefunden, und ich glaube selber an ihn; ich habe das Unglück, an ihn zu glauben.

— Das Unglück, Sire. Es ist ein großes Glück, an etwas zu glauben. Wo haben Sie auf dem Pflaster der großen Stadt einen Zauberer aufgefunden?

— Wünschen Sie ihn zu sehen, Madame?

— Gar sehr.

— Und ich auch!

— Und ich auch:

Das Echo war allgemein.'

— Nichts ist leichter. Herr Schiffer, lassen Sie Pferde vor einen Wagen legen und ihn auf der Stelle aufsuchen. Man versichert, daß er die Todten heraufbeschwören kann.

— Ich wünsche, daß er uns mit Madame Brillant reden lasse, sagte die junge Herzogin. So werden wir auch erfahren, ob die Thiere eine Seele haben.

Man schwatzte ziemlich lange über diesen Gegenstand, ich kann es mit dem besten Willen nicht plaudern nennen, und endlich kam der Zauberer an. Es war ein sehr alter Mann, gewiß viel älter, als er aussah, mit weißem Haar und einem Barte, der über seine Brust hinunterreichte; ich glaube, er war falsch und er legte ihn nur an, wenn er seine Orakel gab. Er grüßte ernst, aber mit einer Art von Stolz, selbst den König, der ihm entgegen gegangen war und ihm einige gnädige Worte sagte.

— Was wünschen Eure Majestät von mir? fragte er.

— Ich habe von Ihnen reden hören, mein Herr; ich wollte morgen zu Ihnen gehen und Sie bitten, mir meine Zukunft zu entschleiern; aber diese Damen haben gewünscht, bei dieser Sitzung zugegen zu sein, und ich habe Sie zu dieser vielleicht unpassenden Stunde rufen lassen:

— Für mich sind alle Stunden recht, Sire; ich schlafe nicht, und die Nacht ist mir im Gegentheil günstig. Ich stehe zu Eurer Majestät Befehl, obgleich ich gestehen muß, daß ich es vorgezogen haben würde, nicht von Ihnen befragt zu werden.

— Warum?

— Ich habe bereits Eurer Majestät das Horoskop gestellt.

— Ei! und es ist unheilvoll?

Der Zauberer antwortete nicht.

— Fürchten Sie nichts, mein Herr, ich bin schon davon in Kenntniß gesetzt. Eine Zauberin hat mir am Hafen in Stockholm einen gewaltsamen Tod prophezeit. Wie sie versichert, werde ich bei einem Feste ermordet werden. Ist es das, was Sie gesehen haben? Sagen Sie es ohne Furcht!

— Ja, Sire, durch einen Pistolenschuß.

Niemand antwortete, wir erstarrten vor Furcht. Dieses Zusammentreffen war so seltsam! Wenn man es auch nicht glauben wollte, man wurde davon ergriffen. Es ist das Geheimniß der Macht dieser Astrologen und Wahrsager. Sie schrecken durch den Schein und den Zufall.

Lassen Sie sehen, versetzte heiter der König, dies muß interessant sein, was muß man thun, um Ihre Erfahrungen mitgetheilt zu erhalten?

— Wünschen Eure Majestät zuerst die Karten zu befrage?

— Ohne Zweifel, lassen Sie uns Alles befragen, was man befragen kann.

— Das wird Sie weit führen, Sire, versetzte dieser Mann mit wichtiger Miene.

— Lassen Sie uns die Karten ansehen. Ist es wahr, daß Sie die Lebenden in Verkehr mit den Todten setzen?

— Ja, Sire, wenn die Lebenden Muth genug dazu haben.

— Der Muth wird nicht fehlen, sein Sie nur Ihrer selbst ebenso gewiß, wie ich meiner gewiß bin.

Man ließ einen großen Tisch bringen; der Veschwörer, dessen Namen ich vergessen habe und der ein Freund des Grafen Saint-Germain war, den ich oft bei Choiseul gesehen habe, der Beschwörer zog aus einem Sack, den er mitgebracht, ganz besondere Karten, die sehr breit und lang und mit eigenthümlichen Figuren bemalt waren. Er stellte daneben eine hohle und oben offene Glaskugel, eine Art Pokal ohne Fuß, in welchen er ein röthliches Wasser aus einer kleinen Flasche goß.

Unter seinem höllischen Apparat befand sich auch eine Art in Erde eingepflanzte Staude von Email, welche Blütenknospen trug und deren Blätter sich ringsum entfalteten; das Ganze war mit wunderbarer Kunst gearbeitet. Das Fayenceküstchen, welches diese Staude einschloß, war vom höchsten Alterthum.

Als er seine Vorbereitungen beendet hatte, stellte er sich an den Tisch und fragte, wer zuerst eine Probe von seiner Wissenschaft wolle. Ich ließ mir das Ganze von Herrn von Creutz erklären, und es war mir leid, nicht selber urtheilen zu können. Die Stimme dieses Mannes nahm mich günstig für ihn ein, denn sie war voll, wohlklingend und melancholisch, ohne Falschheit und ohne Heuchelei. Ich glaube indessen nicht an die Beschwörer.

Die junge Herzogin von Aiguillon nahm auf dem Sessel Platz.

— Madame, sagte der Beschwörer, Niemand darf uns hören, wir müssen einen Schirm um uns stellen lassen; Sie würden nicht zufrieden sein, wenn ich aller Welt die Geheimnisse Ihrer Zukunft entdecken wollte.

— Bah! ich habe also eine geheimnißvolle Zukunft?

— Die Zukunft ist immer geheimnißvoll, Frau Herzogin, und eine unserer ersten Regeln ist das Geheimniß. Wenn ich sie eben wegen Seiner Majestät von Schweden überschritten habe, so ist es geschehen, weil mir der König das Beispiel dazu gegeben, sonst würde ich es mir nicht gestattet haben.

— Es ist sehr einfach, wir gehen in ein anderes Zimmer, sagte Gustav, und lassen den Ort frei, so daß jeder thun kann, was er will.

Wir gingen alle hinaus und die Herzogin von Aiguillon blieb mit diesem Manne allein. Sie verweilte lange dort und wir machten verstohlen unsere Bemerkungen. Die verwittwete Herzogin versicherte, sie würde nicht gehen, um allein mit dem Teufel zu sprechen, der ihr den Hals umdrehen könne.

Endlich erschien die Herzogin ganz blaß und verstört wieder und man umringte sie.

— Dieser Mann ist ein Zauberer, sagte sie, aber er hat Recht, er weiß und sagt Dinge vorher, die man seinen besten Freunden nicht entdecken möchte. Wenn Herr von, Aiguillon an meinem Platze gewesen wäre, würde der Mann gewiß diese Nacht in der Bastille zubringen.

— Wer wird denn jetzt das Orakel befragen? fragte

— Sie, Sire, dem großen Herrn gebührt der Vorrang, sagte ich.

— Ich werde ohne Zweifel lange ausbleiben, denn ich will große Marionetten sehen, das sage ich Ihnen vorher, meine Damen.

— Geben Sie, gehen Sie, Sire, erwiderte ich. und wenn Sie den Teufel sehen, so benachrichtigen Sie uns, es würde mir nicht leid sein, auch ein Wort mit ihm zu sprechen.

Nach einigen Einwendungen trat Seine schwedische Majestät in das andere Zimmer. Diesmal währte es noch länger, als mit der Herzogin, und wir glaubten, es würde kein Ende nehmen. Wir hörten von Zeit zu Zeit laute Stimmen; mehrmals sprachen die gegenwärtigen Schweden davon, einzuschreiten, und wegen Seiner Majestät unruhig und einen Verrath fürchtend, öffnete der junge Prinz in seiner Besorgniß die Thür ein wenig.

— Geh hinaus und störe uns nicht, rief er seinem Bruder zu.

Wir waren genöthigt, uns nach diesem Befehle zu Lichten, und wir sahen einander an, oder vielmehr, sie sahen einander an und ich fühlte, daß man mich ansah.

Man darf nicht darüber lachen, denn obgleich ich blind bin, fühle ich die Blicke der Anderen, und einige belästigen mich so, daß es mir schmerzlich wird, und andere erwärmen mich wie ein wohlthätiger Sonnenstrahl.

Als der König wieder zu uns zurückkehrte, war er ruhig, aber außerordentlich blaß, und seine Stimme zitterte ein wenig, ungeachtet seiner Anstrengungen, sich zu fassen. Herr von Creutz fragte ihn, ob er zufrieden sei.

— Ich bin erstaunt, antwortete er; ich habe Dinge gesehen und gehört, die ich nicht für möglich hielt, und die meine Vernunft verwirren.

— Und was ist es denn? fiel der Prinz, sein Bruder, ein.

— Ich kann es nicht entdecken, man wird es nie erfahren, so lange ich lebe, ich habe es geschworen. Wenn dies Alles wahr wird, so werden Frankreich und Schweden seltsame Umkehrungen erfahren. Der, welcher mir das angekündigt hat, ist setzt in der Lage, Alles zu wissen, es war der König, mein Vater.

— Sie haben ihn gesehen?

— Ja, mein Bruder, und wenn ich glauben darf, was der Mann mir vorhersagt, werde ich in der Zukunft keine Ursache haben. Dich zu loben.

— Ist es möglich!

— Du wirst meinen Sohn entthronen.

— Wie! nein, nein, tausendmal nein, Sire! O! sagen Sie Alles!

— Ich kann es nicht, ich habe vielleicht schon zu viel gesagt.

Ich weiß nicht, ob die Prophezeiung sich erfüllen wird, bis jetzt regiert der König von Schweden mit einiger Verlegenheit vielleicht, aber er wird von seinem Volke geliebt, und man denkt nicht daran, ihn zu ermorden; der Herzog von Südermannland zeigt keine Widersetzlichkeit, und der Sohn Gustav des Dritten ist noch ein liebenswürdiges Kind.

Jetzt war ich an der Reihe, diesen außerordentlichen Mann zu sehen, und ich zauderte.

Was konnte ich ihn fragen? Welche Zukunft hatte n einer Frau von achtzig Jahren anzukündigen; was die Vergangenheit betrifft, die weiß ich ja besser, als er.

— Gehen Sie doch, Madame, gehen Sie, sagte Seine schwedische Majestät zu mir, und wäre es auch nur um zu plaudern, er wird Sie in Erstaunen setzen.

Ich ließ mich zu dem Tische führen, und als ich da. saß, fragte ich:

— Mein Herr, können Sie mir von meinem Freunde reden?

— Ja, Madame, nach Ihrem Willen.

— So lassen Sie uns reden.

---

## Neuntes Kapitel.

— Kennen Sie mich, mein Herr?

— Vollkommen, Madame. Sie sind die Frau Marquise Du-Deffand, geborne von Vichy-Chamrond; dann liegt kein großes Verdienst, denn alle Welt kennt Sie.

— Sie wissen mein Alter, Sie wissen, daß ich nicht mehr lange zu leben habe. Wie viele Jahre, wenn ich fragen darf?

— Ich bestimme keine Zeit des Todes.

— Sie haben doch die einiger Personen bestimmt.

— Niemals.

— Noch eben — Seiner schwedischen Majestät.

— Ich habe kein Datum angegeben.

— Sie wissen es vielleicht nicht?

— Nein, ich weiß es.

— Habe ich denn noch lange zu leben? Es würde mir leid sein.

— Lange genug, um einen Regierungswechsel und viele andere Ereignisse zu sehen.

Darin hat er die Wahrheit gesagt. Ich habe Herrn Walpole von meinem Souper bei Gustav dem Dritten geschrieben, aber ich höbe ihm kein Wort von dem Geisterbeschwörer mitgeteilt, er würde mir Vorwürfe gemacht haben, er, der mir Vorwürfe macht, wie einem kleinen Mädchen. Er wird dieses Horoskop durch diese Memoiren erfahren, und er wird nicht sehr darüber staunen.

— Sie lesen in den Gedanken. Woran dachte ich diesem Augenblick?

— An Ihren besten Freund. Sie wünschen sein Schicksal zu erfahren.

— Wer ist dieser Freund?

— Herr Horaz Walpole.

— Es ist wahr. Was wird ihm begegnen?

— Nichts Außerordentliches. Er wird fortfahren, sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen, er wird die Titel seiner Familie erben, er wird verhältnismäßig glücklich sein und unter die Begünstigten des Jahrhunderts gerechnet werden, dessen Ende er nicht erleben wird.

— Wird er hierher zurückkehren?

— Ohne Zweifel.

— Liebt er mich wahrhaft?

Der Prophet zauderte.

— Er liebt Sie auf englische Weise, Madame, wie ein Mann, der nicht Ihr Landsmann ist und welcher den Spott der seinigen fürchtet. Die Engländer sind nur unter sich aufrichtig in der Freundschaft. Sie verachten die anderen Völker, und für diese stolzen Insulaner verdient Alles, was nicht englisch ist, nur einen verhältnismäßigen Grad der Zuneigung, denn Alles ist verhältnismäßig in diesem Lande oder berechnet.

Dies ist gewissenhaft wahr.

— Sie können in meiner Vergangenheit lesen?

— So viel es Ihnen gefällt.

— Erzählen Sie mir also die Geschichte meines

Er mischte seine Karten, ich mußte sie halten und unaufhörlich abnehmen, weiter kann ich nichts angeben. Er berührte auch seine Staude und seinen Pokal, ich hörte das Geräusch davon; die Herzogin und der König haben mir die Versicherung gegeben, daß nach den Bewegungen, die er machte, das Wasser die Farbe veränderte und die Blütenknospen sich abwechselnd öffneten. Unglücklicherweise habe ich nichts davon gesehen.

Ich bin genöthigt zu sagen, daß er in einer Viertelstunde auf überraschende Weise mein Leben enthüllte; er vergaß nichts von dem, was mich berührt hatte, weder das Gute, noch das Schlimme, er erinnerte mich sogar an vergessene Umstände, worüber der Teufel, wie es scheint, das Register führt. Ich war bestürzt davon.

Als dies beendet war, kam mir der Gedanke, von der gegenwärtigen Zeit, von den Philosophen, von der Politik, von Rousseau, womit man uns die Ohren betäubte, zu sprechen.

— Sie werden ihn verachtet und halb wahnsinnig sterben sehen, Madame, sagte er mir von diesem; aber die Nachwelt wird ihn rächen, und er wird sich eines großen Ruhmes erfreuen.

— Und Voltaire?

— Voltaire wird nach Paris zurückkehren und dort eine kurze Zeit vor seinem Nebenbuhler sterben. Ich habe es ihm selber geschrieben, er hat mir mit kahlen Ausflüchten geantwortet.

— Und die Monarchie?

— Ah! was das betrifft, Madame, das ist anders, und Sie werden mir nicht glauben.

Er weigerte sich, zu antworten, und ich trieb ihn, zu sprechen. Ich entlockte ihm in der That ungläubliche Dinge. Ich mußte ihm schwören, wie der König, daß ich sie nicht wiederholen wolle, und in der That würde ich nicht wagen, es zu thun, erstens Viard's wegen, den dies compromittiren würde, und dann, weil ich Furcht hege, daß man meine Leiche wieder aufgraben und auf den Schindanger werfen möchte. Dieser Zauberer sollte nicht ruhig schlafen nach solchen Prophezeiungen.

Uebrigens, um mit ihm abzuschließen, habe ich ihn bis gegen Ende des letzten Jahres ziemlich oft gesehen, aber eines Tages verschwand er plötzlich, und Niemand weiß, was seitdem aus ihm geworden ist; lange suchte man ihn vergebens, und die Nachbarn behaupten, daß der Teufel ihn geholt hat; so viel ist gewiß, daß sein Haus leer und geschlossen ist.

Ich glaube, er hat zu viel gesprochen, und die Bastille konnte mehr von ihm sagen.

Einige Zeit nach diesem Souper, wobei der Beschwörer eine so große Rolle spielte, reiste ich nach Chanteloup ab, denn es war in der Mode, zu Herrn und Frau von Choiseul zu gehen, die auf ihr Landgut verbannt waren, und der Weg glich einer Procession. Man kennt meine Freundschaft für sie, das Band der Verwandtschaft, welches uns vereinte, oder wenigstens die Verbindung, die zwischen unseren Familien herrschte, denn die Verwandtschaft war nur eingebildet. Seit langer Zeit hatte ich das Verlangen, einige Tage mit meiner lieben Großmama und meinem lieben Großpapa zuzubringen. Ich weiß nicht warum, Herr Walpole wollte mich daran verhindern, ich hatte die Partie mit dem Bischof von Arras verabredet, aber zum Theil wegen meiner Rücksicht für meinen englischen Freund, zum Theil wegen meines Alters und der Langeweile und der Traurigkeit, die es mit sich führt, und wegen der Unbequemlichkeit, sich im hohen Alter wie ein Pflasterstein den Leuten an den Kopf zu werfen, hatte ich darauf verzichtet.

Eines Tages trank Frau von Mirepoix bei mir Thee, als ich den Bischof von Arras ankommen

sah.

— Ah! Sie sind in Paris, hochwürdigster Herr? sagte ich zu ihm; und seit wann?

— Seit gestern Abend, Frau Marquise.

— Werden Sie lange hier bleiben?

— Je nachdem Sie befehlen.

— Wieso?

— Ich komme. Ihnen den Vorschlag zu machen, unser altes Vorhaben auszuführend

— Ich habe es aufgegeben.

— Warum denn?

Ich sagte ihm meine Gründe.

— Ah! mein Gott! welche Thorheit! versetzte er. Sie befinden sich sehr gut; also ist Ihr Gesundheitszustand kein Hinderniß; Sie werden Stärke genug haben um die Reise auszuhalten. Sie werden dreimal, viermal, fünftmal, wenn es sein muß, unterwegs übernachten. Wenn Sie Beschwerde empfinden, werden Sie Ihren Weg nicht fortsetzen und ich führe Sie in Ihre Wohnung zurück; wir werden zwei Wagen haben, der meine, welcher sehr groß ist, wird für Ihre beiden Kammerdiener und die meinigen und für Ihre Pakete sein; wir bleiben nur so lange, wie Sie es für angemessen halten. Diese Reise wird in jeder Hinsicht sehr wohlthätig für Sie sein.

Die Marschallin war auch dieser Meinung, man bestimmte mich und wir reisten, der Bischof und ich, in meiner Berliner Kutsche ab; wir hielten zweimal an und kamen am dritten Tage in Chanteloup an.

Ich wurde mit offenen Armen empfangen, man kann nicht liebenswürdiger sein, als meine lieben Verwandten. Ich fand dort Frau von Brionne, das Fräulein von Lorraine, die Damen von Luxembourg, von Lauzün, du Chatelet und von Ligne, die Herren von Castellane, von Boufflers, von Bezenval und einige Schweizer, überdies den Abbé Barthelemy, der als Schloßbeamter fungirte. Die: Herzogin von Grammont, Schwester des Herrn von Choiseul, war anwesend.

Ich habe einige Worte von dieser Reise und von dieser beispiellosen Verbannung eines Ministers sagen wollen, den alle Hofleute ungeachtet seiner Ungnade besuchten, und dann gefiel mir dieses Leben in Chanteloup unendlich. Chanteloup ist ein schönes Schloß, für die Prinzessin des Urfins erbaut, die bei ihrer Rückkehr aus Spanien davon geträumt hatte, es zu einem unabhängigen Fürstenthume zu machen, und die nichts gespart hatte, wie ich versichern kann. Da war eine zahlreiche Dienerschaft, eine Menge großer Herren, prächtige Gärten, eine Bewirthung wie bei einem Finanzminister und Alles, was das Leben angenehm macht.

Am Morgen beschäftigte man sich in seinem Zimmer, wie man wollte. Um ein Uhr fand das Frühstück statt, wobei man nicht genöthigt war zu erscheinen. Frau von Choiseul hielt nachher ihren Salon und man blieb nicht da, wenn man es vorzog, anderswo zu sein. Um fünf Uhr war Jagd oder Spazierfahrt, um acht Uhr das Souper und man ging zu Nette, wenn man wollte; man spielte, man plauderte, man las mit vollständiger und unbedingter Freiheit. Man machte einander keine Complimente, man stand Niemand's wegen auf, man sprach, mit wem man wollte; es waren achtzehn oder zwanzig Personen bei Tafel, man setzte sich nach Gefallen nieder, man erwartete einander nicht, und wenn man zu spät kam, wurde nicht darauf geachtet.

Man erhielt die Briefe, wenn man von der Tafel aufstand, man las sie in einem Winkel und theilte einander seine Nachrichten mit, dann spielte man mit wem man wollte oder man spielte auch nicht, was Jedem völlig freistand, wie das Uebrige.



Dann plauderte man, und zwar bis zu einer späten Stunde. Herr von Choiseul beschäftigte sich mit seiner Landwirthschaft, kaufte und verkaufte Holz und Vieh; er beschäftigte sich nicht mehr mit der Politik, als mit China. Er wäre nie so glücklich gewesen, wiederholte er vom Morgen bis zum Abend.

— Meiner Treu, Enkelin, meine Feinde haben mir einen Dienst geleistet.

Sie hatten es nicht ausdrücklich in jeder Rücksicht gethan, und er durfte ihnen nicht dafür dankbar sein. Man glaubte an eine schreckliche Trostlosigkeit von seiner Seite, und er bewies, daß er der wahre Weise sei.

Ich kehrte, nachdem ich fünf Wochen, in Chanteloup zugebracht, nach Paris zurück, und ich fand dort einen Brief von Herrn Walpole, worin er mir heftige Vorwürfe machte, immer in dem Glauben, daß man mich für verliebt in ihn halten würde, und daß ich zu zärtlich wäre.

Ich bitte ihn deshalb sehr um Verzeihung, aber das ist eine große Thorheit!

---

## Zehntes Kapitel.

Wenn sechzig Jahr' du trägst auf deinem Rücken,  
Mach' zu gefallen keinen Anspruch mehr,  
Sonst möchte dir das Gegentheil begegnen  
Und du erregen Abscheu statt der Liebe.  
Zu mildern deine tiefe Traurigkeit,  
Die als Begleiterin des Alters kommt,  
Gib dich behaglich jetzt der Trägheit hin  
Und rechne nur auf dich.

Ich antwortete dem Herrn Walpole mit diesem Couplet, und da er vor allen Dingen das liebt, was man ihm verweigert, begann er, da er sah, daß er mich nicht anders quälen könne, seine gewöhnliche Correspondenz wieder, ohne aufzuhören, mich zu schelten, um nicht die Gewohnheit zu verlieren.

Um diese Zeit starb Frau von Talmont, bei welcher ich ein wenig verweilen werde, und ich kann nicht umhin, in dieser Hinsicht einen Brief des Herrn Walpole anzuführen, ganz voll Geist und Humor. Er vereinte ihn mit dem Portrait der Prinzessin, welches ich entworfen hatte, und ich habe Beides aufbewahrt. Hier ist er:

»Sie war in Polen geboren und mit der Königin Maria Leczinska verwandt, mit welcher sie nach Frankreich kam, wo sie einen Prinzen vom Hause Bouillon heirathete, der sie als Wittve zurückließ. Um der guten Königin zu gefallen, spielte sie in der letzten Zeit ihres Lebens die Fromme, während sie in ihrer Jugend, um sich selber genug zu thun, die Galante gespielt hatte. Ihr letzter Liebhaber war der junge Prätendent gewesen, dessen Portrait sie auf einem Armbande trug, dessen entgegengesetzte Seite das Bild Jesu zeigte. Als Jemand fragte welche Beziehung zwischen diesen beiden Portraits herrsche, antwortete die Gräfin von Rochefort (spätere Herzogin von Nivernois):

»— Die Stelle im Evangelium: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

»Als ich mich im Jahre 1765 in Paris befand und den Brief an Rousseau unter dem Namen des Königs von Preußen geschrieben hatte, der so viel Aufsehen machte, bat die Prinzessin von Talmont die verwittwete Herzogin von Aiguillon, mit welcher ich sehr bekannt war, mich zu ihr führen zu dürfen.

»Wir fanden sie im Luxembourg in einem großen Saale, mit altem rothen Damast ausgeschlagen; mit einigen alten Portraits alter Könige von Frankreich, und nur von zwei Wachskerzen erleuchtet.

»Die Dunkelheit war so groß, daß ich, als ich mich der Prinzessin näherte, die in einem zurückgezogenen Winkel des Saales auf einem kleinen Sopha, von polnischen Heiligen umgeben, saß, an den Hund, die Katze, an ein Tabouret und einen Spucknapf anstieß, und als ich endlich bis zu ihr gelangte, wußte sie mir kein Wort zu sagen. Nach einem Besuche von zwanzig Minuten bat sie mich, ihr ein weißes Windspiel zu verschaffen, gleich denen, die sie verloren hatte, und die ich nie gesehen.

»Ich versprach Alles und nahm Abschied, ohne mehr an sie, an ihre Windspiele und an mein Versprechen zu denken.

»Drei Monate später, in dem Augenblick, als ich Paris verlassen wollte, brachte mir ein schweizerischer Domestik, der mir diente, ein schlechtes Bild von einem Hunde und einer Katze in mein Ankleidezimmer.

»— Sie sind doch nicht so einfältig, zu glauben, sagte ich zu ihm, daß ich ein solches Bild würde kaufen wollen?

»— Kaufen! es ist in der That nicht zu verkaufen, mein Herr; es kommt von der Frau Prinzessin von Talmont, und hier ist ein Billet dazu.

»Sie erinnerte mich an mein Versprechen, und damit ich mich in den Abzeichen ihrer armen verstorbenen Diana nicht irren und im Stande sein möchte, ihr einen ganz genau ähnlichen Hund wieder zu verschaffen, schickte sie mir das Portrait desselben und fügte hinzu, daß ich ihr das Bild zurückschicken müsse, welches sie um die Welt nicht hergeben würde.«

Diese in ihren alten Tagen so lächerliche Prinzessin von Talmont hatte in ihrer Jugend bewundernswürdige Abenteuer gehabt. Ihr Liebesverhältniß mit Karl Eduard hatte eine Entwicklung, die ich erzählen will, denn die Thatsache ist wenig bekannt, und ich habe sie aus guter Quelle; es war in der That ihre letzte Liebe, und sie widmete derselben ihr ganzes Leben. Wir liebten nicht so in Frankreich.

Frau von Talmont hatte, wie ich nicht verschweigen kann, viele Liebhaber gehabt; sie war in der Gesellschaft wenig beliebt wegen ihrer übertriebenen Eitelkeit, und ich habe in ihrer Jugend ein Portrait von ihr entworfen, worin ich sie gehörig mißhandelte. Ich will nur diesen Satz, den wahrsten und gewissesten aufbewahren.

»Sie gefällt, sie stößt ab: man liebt sie, man haßt sie; man sucht sie, man weicht ihr aus.«

Wir waren alle mehr oder weniger eifersüchtig auf sie wegen ihrer wunderbaren Erfolge bei den Männern, die sie anbeteten. Man konnte ihr indessen eine Großmuth und einen Adel der Gesinnung nicht absprechen, was sie in ihrem ganzen Leben bewies. Sie begann die Zurückgezogenheit zu suchen; sie war dreißig, und Einige sagen sogar sechs und dreißig Jahre alt, als sie in Paris den Prinzen Karl Eduard Stuart kennen lernte, der seine Expedition nach England vorbereitete. Sie fand ihn schön, sie wurde von ihm geliebt, doch hatte sie zahlreiche berühmte und unbekannte Nebenbuhlerinnen. Wie alle Helden liebte der Prinz die Frauen leidenschaftlich; es scheint, als ob der Ruhm vorzugsweise Diejenigen aufsuche, die unserem Geschlechte aufrichtige Huldigungen darbringen.

Die Prinzessin erhielt die Mittheilung seiner Plane, die unter der Hand von Frankreich, welches immer dem Hause Hannover feindlich war, unterstützt wurde. Die Königin machte ihrer Cousine einige leise Bemerkungen, als sie die neue Intrigue erfuhr, auf welche diese sich einließ.

— Alles hat ein Ende, sagte sie zu ihr, darum nehmen Sie sich in Acht! man entschuldigt Vieles bei einer Frau, über die man spottet, wenn ihre Jugend dahin ist. Dieser Prinz könnte Ihr Sohn sein, er kann Sie nicht lieben, entsagen Sie also seiner.

Sie that es nicht; im Gegentheil wurde sie nun noch leidenschaftlicher und erklärte ihrem Geliebten, wenn er Geld bedürfe, würde sie selbst ihr Hemd verkaufen und ihm den Ertrag dafür geben.

Karl Eduard nahm es nicht ausdrücklich an, doch schlug er es mit so viel Erkenntlichkeit aus, daß sie ihm im Verhältniß zu ihrem Vermögen sehr beträchtliche Summen schickte. Glücklicherweise konnte sie nicht Alles veräußern.

Als er nach England abreiste, bekam sie eine Krankheit, die sich in die Länge zog, und als sie

geheilt war, entfloh sie insgeheim aus ihrem Hause, auf welches sie sich in Folge der Anordnung der Aerzte hatte beschränken müssen, Sie verkleidete sich, nahm einen polnischen Bedienten und ein polnisches Kammermädchen mit, welche beide Leibeigene waren, und ging nach Calais, wo sie schneller Nachrichten von ihrem Idol haben konnte. Ihr Entschluß war gefaßt, zu ihm zu gehen, wenn er siege, und ihn zu erwarten, wenn es ihm nicht gelinge.

Das Leben dieses jungen Prinzen ist ein Roman, sowie Alles, was damit in Verbindung steht. Man erfuhr die Siege der Partei der Stuarts; die Prinzessin wurde von ihrem Glück berauscht, verlangte ihre Sachen und bereitete sich vor, über das Meer zu gehen; plötzlich verbreitet sich das Gerücht von der Niederlage bei Culloden, die schottische Armee wird zerstreut und man weiß nicht, was aus dem Prätendenten geworden ist.

Bei dieser Nachricht war Frau von Talmont nicht unentschlossen. Anstatt zu weinen und zu seufzen, wie es eine gewöhnliche Frau gethan hätte, handelte sie. Sie hielt, wie sie es nannte, einen Nothpfennig in der Reserve: sie suchte Matrosen auf, gab ihnen, was sie verlangten, miethete ein Fahrzeug, ging nur von ihren Polen begleitet an Bord und wollte an den englischen Küsten hin und her fahren, um zu versuchen, ihn aufzunehmen. Sie hatte ihn schon vor langer Zeit benachrichtigt, daß er sie im Fall des Mißlingens auf ihrem Posten finden würde und daß er auf sie rechnen könne.

Das Meer war sehr aufgereggt und der Untergang höchst wahrscheinlich, aber nichts schreckte sie zurück, sie besaß einen Löwenmuth.

— Wir müssen umkehren, sagten die Matrosen; bei solchem Wetter wird Niemand kommen; keine Barke kann sich auf dem Meer halten und wir müssen umkommen.

Sie drohte ihnen mit den Pistolen, die sie nicht aus den Händen ließ, und zwang sie, zu bleiben, bis sie selber die Hoffnung verloren hatte. Entweder war der Prinz gefangen genommen worden, oder er hatte eine andere Gelegenheit benutzt; das Klügste war also, nach Calais zurückzukehren, um Nachrichten zu erhalten. Man sprach nur von dem Prätendenten und von der fremden Dame, die ihm nachlaufe. Alle Nachrichten stimmten überein: er war eben auf einem spanischen Fahrzeuge im Begriff, in Frankreich anzukommen, wo man ihn vielleicht sehr übel empfangen würde. Es handelte sich zuerst darum, ihn zu verbergen, und dann, den König von seiner Rückkehr in Kenntniß zu setzen, der sich nicht öffentlich in die Angelegenheiten seiner Nachbarn mischen wollte, ungeachtet des Krieges, den er seit mehreren Jahren so glänzend führte.

Der Herzog von Richelieu war in Calais und commandirte ein Armeecorps, welches dorthin geschickt worden war, um den Prätendenten zu unterstützen, zu verhindern, daß die Küsten Englands von Truppen zu entblößt würden, und ihm folglich mehr Leichtigkeit, zu handeln, zu gewähren, indem man ihn von seinen Feinden befreite. Der Zweck wurde nicht eingestanden, obwohl man ihn errieth.

Der Herzog von Richelieu suchte die Prinzessin auf, die sich verbarg, und wendete alle Mittel an, sie nach Paris zurückzuschicken, aber sie weigerte sich bestimmt.

— Ich will ihn bei seiner Ankunft empfangen, da ich nichts Besseres habe thun können. Ich werde ihn in seinem Unglück nicht verlassen.

— Prinzessin, er hat ein Frauenzimmer bei sich.

— Das ist falsch; übrigens wird er sie verlassen desto schlimmer für sie!

— Er wird sie nicht verlassen; sie ist schön und jung und sie ist ihm überall gefolgt.

— Und ich, was bin ich denn? Was habe ich denn gethan? Ist er ein Undankbarer?

— Die Männer und besonders die Prinzen sind ein wenig diesem Fehler unterworfen, das werden Sie sich nicht verbergen, Madame.

— Mein Herr, Sie beurtheilen alle Welt nach sich.

— O nein! ich thue aller Welt diese Ehre nicht an. Er verlor dort seine Zeit; sie ging wieder in eine Fischerhütte am Ufer des Meeres, schlief weder bei Tage noch bei Nacht, beobachtete das Meer und ließ keine Nußschale vorüber, ohne sie zu untersuchen.

In einer Nacht bei einem entsetzlichen Sturme ging sie mit einer Laterne, die der Pole trug, am Ufer dahin. Der arme Mann war nicht verliebt und ertrug dies Alles, ohne sich zu beklagen; er setzte jeden Augenblick auf den Befehl seiner Herrin seinen Hals aufs Spiel.

Von Zeit zu Zeit erhob er seine Stocklaterne und schrie aus voller Kehle; nie sah man einen Polen in einer solchen Lage. Zwischen zwei Windstößen glaubten sie ein Geschrei zu hören.

— Da ist er! sagte sie; man muß ihn retten! Er muß es sein!,

Es schien wahrscheinlich, daß der Prinz auf einer Barke ankommen und das spanische Schiff ihn nicht geradezu in den Hafen führen würde! Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß er so als Abenteurer kommen würde, nichts konnte sie vom Gegentheil überzeugen, und da setzte sie alle Leute an der Küste in Bewegung und bot unermessliche Summen an, um ein Boot aufs Meer zu setzen.

Sie fand drei Männer kühn genug, um es zu wagen. Einer von ihnen war ein Lotse. Sie wollte ihnen folgen.

— Ich werde Euch zeigen, daß Ihr Feiglinge seid sagte sie zu den Anderen; Ihr sollt sehen, was der Muth einer Frau vermag.

Sie stieg unerschrocken zuerst ein, ohne irgend eine Gegenvorstellung anhören zu wollen. Ihr Herz gab ihr Muth, Nach tausend Gefahren trafen sie eine Schaluppe, worin sich nur zwei Männer befanden, der Prätendent und ein Matrose, und der Erstere wollte insgeheim ans Land gehen, um Herrn von Richelieu zu sprechen und von ihm bestimmt die Absichten des Königs zu erfahren, ehe er öffentlich seinen Fuß auf französischen Boden setzte. Er würde umgekommen sein, wenn sie ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre; seine Barke hatte einen Leck bekommen, und sein Begleiter hatte nicht die nöthige Erfahrung für ein Unternehmen dieser Art in Noth. und Gefahr.

Man kann sich die Ueberraschung des Prinzen vorstellen, als er Frau von Talmont unter den Kleidern einer Fischerin erkannte. Er konnte seinen Augen nicht trauen und fühlte sich in großer Verlegenheit, denn die schöne Miß war auf dem spanischen Schiffe geblieben; es war die Verlegenheit des Reichthums. Die Prinzessin trug kein Bedenken, sich ihm zu erkennen zu geben und ihn vor ihren Leuten zu umarmen; sie hatte ihn rechtmäßig gewonnen!

Man gab die Schaluppe auf und die Barke führte sie ans Land, von den Wogen hin und her geschüttelt, wie eine Pflaume am Ende eines Zweiges unter den Händen eines Gassenjungen. Das Schiff des Prinzen war zwei Seemeilen weit auf der See geblieben, und bei seinem Streiche hatte er die Rechnung ohne den Sturm gemacht; übrigens gehörte er nicht zu Denen, die sich durch ein Hinderniß aufhalten lassen, mochte es nun von den Menschen oder von Gott kommen.

---

## Elftes Kapitel.

Bei seiner Ankunft verlangte der Prinz, zum Herzog von Richelieu geführt zu werden; Frau von Talmont meinte es nicht so; sie wollte zuerst berücksichtigt sein und die ernstesten Angelegenheiten bis morgen aufgeschoben sehen! Sie hatte Alles vorausgesehen; ein Zimmer, welches man fast elegant nennen konnte, war in Bereitschaft und ein Souper servirt. Sie hielt ihn zuerst durch das Souper, dann durch ihre Lockungen zurück, so daß er erst am folgenden Morgen zum Herzog kam.

Dieser begriff sehr wohl diese Verzögerung. Die Folge davon war, daß er Karl Eduard nach seinen gewöhnlichen Scherzen die Versicherung gab, daß man ihn aufs Beste empfangen werde, Der Prinz verlangte nicht mehr für den Augenblick und legte seine Trauer an um sein Königreich. Er war ein Mann von Geist und sah deutlich, daß Alles verloren war. Die Prinzessin fing den Ball auf und antwortete leichtfertig:

— Nun gut! wir wollen abreisen, es ist nicht mehr nöthig, mich zu verbergen.

— Das kann nicht gerade so geschehen, Madame, versetzte Karl Eduard: ich werde zu dem spanischen Fahrzeuge zurückkehren, ich werde dann allein nach Paris gehen, wenn Sie es erlauben. Es würde nicht angemessen sein! Bedenken Sie, wenn man uns zusammen ankommen sähe!

— Was liegt mir daran?

— Mir aber liegt viel daran, Madame, ich habe Rücksichten zu nehmen, ich bin keine unbekannte Person und Sie auch nicht.

— Wie! nach Allem, was ich gelitten, nach Allem, was ich gethan habe?

— Nun, Madame, hören Sie den Grund, sagte Herr von Richelieu, man muß an die Königin denken, und was man davon sagen wird.

— Man mag davon sagen, was man will, mein Herr, ich kümmere mich nicht darum.

Was sie auch sagen mochte, sie mußte nachgeben und sich in ihre Wohnung zurückziehen; der Prinz ließ es sich von ihr versprechen und benahm sich geschickt dabei, sie sah die Engländerin nicht, wenn sie ihre Gegenwart auch argwöhnte. Diese schöne Leidenschaft dauerte noch einige Zeit, so lange Karl Eduard in Paris war. Er vergaß sie nie, er blieb bis zu ihrem Tode mit ihr in Correspondenz; sie liebte ihn mit dauernder Liebe, sie war sterblich in ihn verliebt, ohne daß sie ihn seit zwanzig Jahren gesehen hatte, und beging tausend Uebertriebenheiten. Wie oft habe ich sie weinen sehen, wenn sie von ihm sprach!

Im Augenblick ihres Todes wollte sie nicht enden, wie alle Welt, Sie rief ihren Beichtvater, ihre Krankenwärter und ihren Intendanten an ihr Bett und sagte zu ihren Aerzten:

— Meine Herren, Sie haben mich getödtet, aber es ist nach Ihren Grundsätzen und Regeln geschehen. Was Sie betrifft, mein Beichtvater, Sie haben Ihre Pflicht gethan, indem Sie mir eine heilsame Furcht verursacht, und Sie, mein Intendant, Sie befinden sich hier in Folge der Aufforderung meiner Leute, welche verlangen, daß ich meinen letzten Willen niederschreiben lasse; Sie spielen alle Ihre Rolle sehr gut, und gestehen Sie, daß ich die meine nicht übel gespielt habe.

Dann beichtete und communicirte sie, fügte noch ein Codicill zu ihrem Testament hinzu und

versicherte, daß sie bereit sei, wann der gute Gott sie abrufen werde. Sie hatte sich ein blaues Sterbekleid mit Silber und eine sehr schöne Spitzenhaube machen lassen. Der Erzbischof willigte nicht ein, daß sie damit begraben werde. Man verkaufte das Kleid und die Haube und gab den Ertrag den Armen, Man sprach sechs Monate lang von dieser Toilette unter dem Volk.

Ich habe so eben Herrn von Richelieu genannt; dieser Mann hat während seines ganzen Lebens Lärm gemacht, er macht noch Lärm in seinem Alter, und sein letztes Abenteuer ist nicht am wenigsten pikant, ohne seine Verheirathung zu rechnen, die dem Ganzen die Krone aufsetzte. Von diesem Abenteuer hat die ganze Welt gesprochen, doch sind nur Wenige genau damit bekannt, aber ich habe es von einem Richter gehört, der die Acten gesehen hat, und hier ist es:

Herr von Richelieu war zu seinem Gouvernement von Guienne gegangen; immer galant, zählte er sechs und siebenzig Jahre, und die jungen Frauen sahen ihn nicht viel mehr an, ungeachtet seines Ruhmes und seiner Würden. Er liebte nicht die Provinz und die Bewohner der Provinz, obgleich er sich in seiner Umgebung und von seinen Hofleuten als König behandeln ließ. Ludwig der Fünfte wußte es und lachte darüber.

— Sire, ich repräsentire Eure Majestät, versetzte der Herzog, als der König eine scherzhafte Bemerkung darüber machte.

Er entdeckte in einem Kloster von Rouergue eine Frau von Saint-Vincent, die Frau eines Parlamentspräsidenten von Aix., die sich von ihrem Manne getrennt hatte um sich besser zu unterhalten, und die sich für ein Opfer ausgab. Sie war älter als vierzig Jahre, aber sie war noch sehr jung im Vergleich zu dem alten Marschall. Er fand sie schön; sie war es gewesen und zeigte noch die Spuren davon. Er sagte es ihr, sie glaubte es, und sie bewiesen einander gegenseitig, daß sie Grund hatten, einander zu glauben.

Wie man denken kann, liebte die Präsidentin diesen alten Affen nicht; sie war entzückt, sich seiner zu bedienen, ihr Kloster ohne die Erlaubniß ihrer Familie zu verlassen und unter seiner Aegide nach Paris zu kommen. Er war bezaubert von ihr und zeigte sie überall, und man lachte darüber, Sie war übrigens von Stande, denn sie war eine geborne von Villeneuve, aber sie hatte weder Gold noch Sachen, denn sie hatte Alles mit ihren Liebhabern verzehrt und Herr von Vincent wollte nicht mehr zahlen.

Herr von Richelieu ist geizig, er gibt Niemanden etwas, aber er macht unermeßliche Ausgaben für sich selber. Die Präsidentin versuchte, ihm zu verstehen zu geben, daß sie Bedürfnisse habe, aber er stellte sich taub, sie beharrte und er zog sich durch einen Scherz aus der Sache.

— Gehen Sie mir, Madame, in unserem Alter! es ist gut für die jungen Leute, die Liebe zu bezahlen; wahrhaftig wir würden Beide bestohlen sein.

Sie hielt sich noch nicht für geschlagen, oder sie errichtete vielmehr eine neue Batterie, um ihn in seinen Verschanzungen zu überrumpeln. Hier beginnt die Dunkelheit, man weiß nicht genau, auf welcher Seite das Unrecht ist; mein Richter meint, daß sie alle Beide nicht ohne Schuld sind, ich bin der Meinung meines Richters, und sie waren wohl dazu fähig.

Eines schönen Morgens kam die Präsidentin aufgeregt und in Verzweiflung zu ihrem Geliebten und sagte ihm, sie sei verloren, wenn er ihr nicht zu Hilfe komme, man wolle ihr Alles nehmen, was sie besitze, und sie ins Gefängniß werfen.

Der Marschall lächelte mit seinem ironischen Lächeln, welches er schon im sechzehnten Jahre an sich hatte, und sagte ihr, er habe nichts, er sei selber in Verlegenheit, und die gewöhnlichen Redensarten.

— Sie haben Credit, wenden Sie ihn an.

— Wie denn?

— Ihre Unterschrift genügt.

— Meine Unterschrift! sie läuft davon, erhaschen Sie sie. Mein Intendant hat wohl einige Wechsel von miux, nehmen Sie sie.

Sie ging schnell, sie zu holen, der Intendant gab sie ihr lächelnd, wie sein Herr; sie nahm sie, es waren für zweihundert tausend Livres. Sie rief einen gewissen abgesetzten Procurator zu Hilfe, sie entschieden, das dies nicht ausreichend sei; sie studirten die Unterschrift und fabricirten andere für dieselbe, ja für eine noch höhere Summe, wie der Proceß sagt, und das Ganze wurde, in Umlauf gesetzt. Die Saint-Vincent erhielt das Geld, und Alles ging ganz gut bis zum Verfalltage. Als sie den ersten Wechsel präsentirte, lachten der Marschall und sein Intendant sehr, sie wußten, daß er falsch war, und regten sich nicht, um ihn zurückzuhalten. Der alte Marschall erfreute sich an dem Gesicht seiner Infantin, wenn sie entdecken würde, mit welchem Gelde man ihre Gunst bezahlt habe. Während dieser Zeit ließ sein Notar ihn um eine augenblickliche Audienz bitten, und er empfing ihn.

— Herr Marschall, Sie haben also Geld nöthig gehabt? Warum haben Sie es nicht von mir verlangt, anstatt Ihre Unterschrift am Orte coursiren zu lassen?

— Ich habe keine Unterschrift in meinen Angelegenheiten in Umlauf gesetzt, mein Herr,

— Wie kommt es denn, daß ich gestern Abend für fünfhunderttausend Livres Wechsel, von Ihnen unterzeichnet, in den Händen eines Juden gesehen habe?

— Fünfhunderttausend Livres! Das ist unmöglich,

— Ich bitte Sie um Verzeihung, gnädigster Herr, und mit dem Namen der Frau von Saint-Vincent unterschrieben.

— Ich habe ihr nicht einen einzigen unterschrieben.

— Da sind sie also falsch, denn ich habe sie gesehen, wie ich Ihnen zu wiederholen die Ehre habe.

— Und was thut mir das? Ich werde sie nicht bezahlen!

— Ich bitte Sie um Verzeihung, gnädigster Herr, Sie werden sie bezahlen müssen, wenn Sie nicht die Falschheit der Unterschrift beweisen, wozu ich Sie auffordere, wenn Sie die Mittel dazu haben. Dazu müssen Sie alle Rücksichten unter die Füße treten und eine Anklage wegen Fälschung gegen Frau von Saint-Vincent erheben.

— Das ist sehr ernsthaft.

— Es ist unvermeidlich, sonst müssen Sie zahlen und schweigen. Wenn ich die Ehre hatte, der Herr Marschall Herzog von Richelieu zu sein, würde ich die Lehre theuer finden, aber ich würde sie schweigend annehmen, um etwas Schlimmeres zu vermeiden.

— Gehen Sie mir, mein Herr, Sie sind ein Thor! ich sollte der alten Saint-Vincent fünfhunderttausend Franken zahlen, während die Schönsten und Vornehmsten nichts von mir verlangen! Ich würde lieber alle Gerichte des Königreichs in Bewegung setzen.

— Wie es Ihnen gefällt, gnädigster Herr, ich habe Ihnen meinen Rath ertheilen müssen.

Der Marschall wurde unruhig, wie man leicht denken kann, suchte Advocaten auf und die Berathungen waren einstimmig: er mußte die Fälschung beweisen oder bezahlen. Er war nicht unentschlossen, und Frau von Saint-Vincent wurde verhaftet, so wie auch der Procurator und zwei oder drei Andere. Man führte sie in die Bastille, und das Ansehen des Herrn von Richelieu



bewirkte, daß man mit der äußersten Strenge gegen sie verfuhr.

Der Herzog war nicht beliebt, er hatte viele Neider, da waren viele Frauen, die er verlassen und verrathen hatte, viele Leute, die durch seine Gewaltthätigkeit gemißhandelt worden, diese alle empörten sich gegen ihn und erhoben ein Zetergeschrei. Er kümmerte sich nicht mehr darum, als um den Regen, der die rothsammetne Decke seiner Carrosse benetzte.

Die Saint-Vincent schrie so laut, daß sie das Volk für sich zum Aufstande bewog. Es ist gewiß, daß man willkürlich gegen sie verfuhr, obgleich sie eine Betrügerin und Fälscherin war. Man ließ sie foltern, so daß sie fast wahnsinnig wurde, ohne ihr Geschlecht oder ihren Stand zu beachten, während der Marschall, noch strafbarer als sie, denn er hatte keine Entschuldigung, spazieren fuhr und sich seiner Würden erfreute.

Ich kann nicht sagen, daß er geachtet wurde; es ist im Gegentheile schwierig, sich einer tieferen Verachtung zu erfreuen, als man in allen Classen der Gesellschaft gegen ihn hegte. Als die Sache im Parlamente verhandelt wurde, bewarfen ihn die Advocaten so mit Koth, daß der Prinz von Conti sie unterbrach und hinzufügte, obgleich er nicht sein Freund sei, würde er doch kein Wort mehr anhören, und man wäre versammelt, nicht um Herrn von Richelieu beleidigen zu hören, sondern um zu erfahren, ob die Wechsel acht oder falsch wären.

Das Urtheil, gegen welches man sich laut aussprach, scheint mir im Gegentheile sehr gerecht. Es erklärte die Wechsel für falsch, und sie waren es in der That; aber Herr von Richelieu wußte sehr wohl, daß er hinsichtlich eines Theils derselben diesen Fehler selber begangen oder hatte begehen lassen. Zu welchem Zwecke? Das ist es, was man nicht weiß und auch nie erfahren wird. Wenn man Frau von Saint-Vincent verurtheilt hätte, hätte man ihn mit ihr verurtheilen müssen, und man konnte es nicht. Man begnügte sich damit, ihn zu beschimpfen.

Die Präsidentin und ihre Mitschuldigen erhielten keine Strafe, man ließ sie frei, indem man ihrem Verbrechen Beifall klatschte, und das Pikante von der Sache war, daß Richelieu zuerst die Kosten und dann die Entschädigungen und Zinsen zu zahlen hatte. Das Urtheil war klar für Den, der die Sache kannte, es konnte nicht anders sein. Seine Saint-Vincent wurde zu Grunde gerichtet und genöthigt, sich zu verbergen; sie ging in einen dunklen Winkel und man hörte nicht mehr von ihr reden. Die Gläubiger mußten verlieren, Richelieu zahlte nicht, und wie leicht einzusehen ist, die Saint-Vincent noch weniger.

Der Marschall verlor keinen Zoll von seinem Wuchs und seiner Unverschämtheit, Er ging überall hin mit aufgerichtetem Kopfe und scherzte mit Frechheit über diese schmachvolle Geschichte. Einer von den Gründen seines Vertheidigers war folgender:

— Alle Welt weiß, daß der Herzog von Richelieu keiner von Denen ist, die ihr Geld an die Frauen verschwenden,, er würde nimmermehr fünfhunderttausend Franken, selbst für die Schönste gegeben haben. Sein Charakter in dieser Hinsicht ist wohl bekannt.

Er fühlte diesen Satz noch weiter aus und hüllte sich in seinen Geiz; ich kann den Abscheu nicht beschreiben, den er einflößte, und man wiederholte es überall.

Dann bekam er einen Einfall, und dieser Einfall konnte nur von ihm kommen. Wir waren eines Abends bei Herrn Necker zum Souper, das ist wieder Einer, von dem ich nicht sprechen will, der Boden glüht, ich könnte nicht sagen, was ich denke, und ich will nicht sagen, was ich nicht denke.

Der Marschall war dort, sowie auch eine Frau von Roothé, Wittwe eines Herrn von Roothé, eines naturalisirten Irländers und Directors der Compagnie des französischen Indien.

Frau von Roothé war beinahe vierzig Jahre alt, sie war nicht schön, aber sehr geistreich, kurz sie war eine völlig verblühte Person, sehr geeignet, die Gesellschafterin eines Greises wie dieser zu sein. Er bemerkte es auf der Stelle, wendete sich zu Madame Necker und sagte lachend zu ihr:

— Sie kennen Frau von Roothé?

— Ohne Zweifel, Herr Marschall.

— Wissen Sie, daß sie eine reizende Frau ist?

— Ebenso gut wie tugendhaft, ich habe nie daran gezweifelt.

— Wie wäre es, wenn ich sie heirathete?

— Sie würden ein gutes Werk thun für sich und für sie.

— Sie ist nicht reich?

— Nein.

— Würde sie einen Greis von achtzig Jahren wollen?

— Ich bin dessen gewiß, wenn der Greis Herr von Richelieu heißt.

— Ei, ei! Viele könnte die Aufschrift des Sackes täuschen, es würde wenigstens ein großes Unrecht sein.

Er hat in dieser Hinsicht Ansprüche, die er rechtfertigt, wie er versichert.

Der Antrag wurde gemacht, und Frau von Roothé, die nichts besaß, schlug diese glänzende Partie nicht aus. Sie war eine geborene de la Vaulx, aus einer guten lothringischen Familie, war Stiftsfräulein eines Kapitels dieses Landes gewesen und heirathete Herrn von Roothé erst ziemlich spät. Die Hochzeit wurde gefeiert und machte viel Aufsehen. Am folgenden Tage besuchte Herr von Richelieu seinen Sohn, den Herzog von Fronsac, den das Podagra an sein Bett fesselte.

— Ei, mein Herr, sagte er zu ihm, Sie sind also wirklich krank, ich glaubte, es wäre nur ein Vorwand, um Frau von Richelieu nicht zu besuchen.

— Ich habe das Podagra in meinem Fuße, Herr Marschall, und kann nicht aufstehen.

— Sie haben wenig Erfindungsgabe, mein Herr. Es begegnet mir auch zuweilen, daß ich das Podagra in einem Fuße habe, dann stehe ich auf dem andern. Sehen Sie zum Beispiel.

Und er stand länger als eine Minute auf einem Fuße. Der Herzog von Fronsac machte eine abscheuliche Grimasse

— Meine Heirath ist Ihnen ärgerlich, nicht wahr? Sein Sie ruhig, wenn ich einen Sohn bekomme, will ich ihn zum Cardinal machen, sie haben unserer Familie kein Unglück gebracht. Was halten Sie davon?

Und sich wie zur Zeit seiner Jugend auf den Fersen herumdrehend, verließ er ihn.

Der Marschall hat neulich seine Frau zu mir geführt. Wir sind von gleichem Alter, aber er wird älter werden, als ich. Er hat keine Altersschwächen, außer daß er ein wenig schwer hört. Wir sprachen von den drei Regierungen, die wir erlebt.

— Ach, Madame, es ist wohl wahr, daß wir drei erlebt haben, ohne zu rechnen, daß sie einander nicht gleichen. Unter der ersten Regierung schwieg man, unter der zweiten sprach man ganz leise und unter dieser spricht man zu laut.

Da hatte er in wenigen Worten die wahre Lage dargestellt.

Ich schreibe jetzt nur noch in Zwischenräumen, und je nach dem, was mir begegnet. Hier ist ein Ereigniß, welches die Gegenwart sehr beschäftigt hat, und welches ich drohend für die

Zukunft finde. Am Weihnachtsfeste gingen zwei junge Soldaten in ein Wirthshaus, nahmen dort ein Zimmer und schlossen sich ein. Dort schrieben sie vierzehn Briefe, man weiß nicht an wen. Einer von ihnen trug sie auf die Post und kehrte dann zurück, während dieser Zeit setzte der Andere ein Testament und einen letzten Brief auf, der zurückbleiben sollte und der an die ganze Menschheit gerichtet war.

Er erklärte, daß er und sein Kamerad, überzeugt, daß es keinen Gott und kein künftiges Leben gebe, und dieses gegenwärtigen überdrüssig, sich entschlossen hätten, freiwillig aus demselben zu scheiden.

Dieses Leben wäre ihr Eigenthum, und sie könnten nach Gefallen darüber verfügen, da sie jenseits des Grabes Niemanden darüber Rechenschaft abzulegen hätten. Sie wünschten ihren Kameraden und allen Denen, die sich auf der Erde langweilten, den Muth, sie zu verlassen und ihnen nachzuahmen.

Dieser Tod macht mehr Eindruck, als alle Schriften von Voltaire, von Helvetius und von allen den Herren Atheisten. Es sind die ersten Märtyrer ihrer Systeme, und es ist nicht unmöglich, daß sie noch mehr Proselyten machen. O! wie reich ist die Zeit, die dieser folgen wird, an Ereignissen und an Unglück!<sup>1</sup>

Es ist nichts darauf zu antworten, wie mir scheint: die Thatsachen sind beredt und sprechen für sich selber.

---

## Zwölftes Kapitel.

Ich habe gestern eine Unterredung mit einem Manne gehabt, von dem man in diesem Augenblick viel spricht und der viel besser ist, als sein Ruf, wie er in einem Stücke sagt, welches er mir vorgelesen hat, und welches Stück, meiner Meinung nach, eine auf uns gerichtete Kanone ist, die wir selber abbrennen, denn man reißt sich darum, und es hat schon fast ebenso viele Abenteuer gehabt, wie sein Verfasser, was nicht wenig gesagt ist. Man wird sogleich sehen, daß ich von Caron de Beaumarchais sprechen will. Man mag von ihm sagen, was man will, ich schwärme für ihn. Er wirft mit vollen Händen Unverschämtheiten um uns her; ich kann ihn seines Muthes wegen nicht tadeln, denn ich finde, daß seine Unverschämtheiten wohl verdient sind; nur hat er zu viel Geist, daher ist alle Welt über ihn aufgebracht. Man verfolgt ihn, oder man vergöttert ihn, es gibt keinen Mittelzustand, Voltaire hat mir von ihm gesagt:

— Er hat ebenso viel Geist wie ich, aber er hat mehr Kühnheit, und daher seine Unverschämtheit. Wenn ich Alles sagte, was ich denke, so würden wir unserer Zwei zu diesem Spiele sein.

Ich glaube, daß er Recht hat. Indessen hat Beaumarchais mehr Feuer, als Voltaire je gehabt hat, selbst in seiner Jugend. Er liebt wirklich leidenschaftlich, er ist vielleicht mehr Mann, da er eine kräftige Gesundheit hat, während der Patriarch immer nur halb gelebt hat.

Ich komme zu Beaumarchais zurück.

Ich hatte große Lust, ihn kennen zu lernen, ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte, da in meiner Umgebung so viel gegen ihn geschrien wurde. Man beschuldigte ihn alles dessen, was ein Mensch mir thun kann, Es war ein Giftmischer, ein Räuber, ein Duellant, ein Frecher, ein Lügner, ein Verleumder, das ganze Wörterbuch von Benennungen dieser Art wurde auf ihn angewendet, und Jeder war bemüht, ihn am stärksten zu brandmarken. Ich war also genöthigt, auf geheimen Wegen zu ihm zu gelangen, damit meine Umgebung sich nicht darüber empören möchte.

Ich schickte Viard auf die Expedition aus: er ist zu den Damen gegangen, wo Beaumarchais wohl empfangen wird, und Plaudernd, ich weiß nicht wovon, hat er ihn dahin gebracht, den Wunsch auszusprechen, mich zu besuchen. Er hat sich bedenklich gezeigt, als wahrer Secretair einer alten Frau, was er auch ist. Endlich hat er nachgegeben und Tag und Stunde bestimmt, wo ich Niemand bei mir habe.

Er ist gekommen. Seine Stimme gefiel mir gleich Anfangs; ich wollte sein Gesicht berühren und fand, daß er schöne regelmäßige Züge hatte, und wenn sein Auge das Feuer seiner Worte hat, muß es von großem Ausdruck sein.

Ich habe ihn sogleich mit seinem »Barbier von Sevilla« angegriffen, den ich gesehen habe, mit seiner »Hochzeit des Figaro«, welche zu kennen ich lebhaft wünschte; mit seinen Processen und den Urtheilen, welchen man ihn unterworfen hat, endlich mit dem, was man Uebles von ihm sagt, und mit den Feinden, die er hat. Er ist so geistreich, so offen, so kühn gewesen, wie seine Memoiren gegen Goesmann. Ich konnte nichts mehr sagen

— Mein Herr, ich möchte Ihre »Hochzeit des Figaro« sehr gern kennen. Man versichert, daß man sie nicht aufführen lassen wird. Andere behaupten dagegen, daß Sie im Begriff sind, die

Hindernisse hinwegzuräumen. Alle stimmen darin überein, daß Sie sie besser lesen, als die Schauspieler sie würden spielen können.

— Indessen, Madame, haben wir sehr gute.

— Ich weiß es wohl, aber was hilft es, wenn Sie besser vortragen. Sie begreifen wohl, daß dies Alles nur auf eine Vorlesung abzielt; würden Sie sie wohl einer armen alten Frau, wie ich bin, bewilligen?

— Madame, ich weiß, wie viel Geist Sie haben, ich weiß, daß man Ihnen Alles sagen kann, und Ihr Wunsch ehrt mich unendlich. Ich werde Ihnen die »Hochzeit des Figaro« vorlesen, und ich werde sie lesen, wie Sie es wünschen.

— Ich verstehe nicht.

— Sie werden mich sogleich verstehen: ich weiß, von welcher Art Ihr Zirkel ist, ich kenne die Vorurtheile, die man gegen mich hegt, ich bin gewiß, daß Sie mich ohne Wissen dieser schönen Damen empfangen, welche Rousseau verzogen haben, der, unter uns gesagt, ein philosophischer Thor ist, aber ein erhabener Thor, wenn er seine Feder in der Hand hat, ein bürgerlicher Thor in seinen Handlungen. Sie haben ihm Alles verziehen, ich weiß den Grund nicht davon, denn er war nicht unterhaltend; mir würden sie nichts hingehen lassen, ich bin eine Vogelscheuche, warum? Ich habe es nie erfahren. Sie haben in ihren Gatten, in ihren Geliebten Männer, die noch viel verderbter sind, als ich, und sie beten sie an. Ist es, weil ich der Sohn eines Uhrmachers bin? War Rousseau etwas Besseres? Ist es, weil ich die Memoiren gegen Goesmann geschrieben habe? Hat nicht Rousseau seine »Bekanntnisse« geschrieben? Ist seine Julie so viel werth wie meine Rosine und meine Susanne? Sie ist übertrieben weinerlich, und meine Mädchen sind wenigstens heiter, wenn sie auch Liebhaber haben. In dem Allen hatte er Recht.

— Nun, mein Herr? entgegnete ich, als ich bemerkte, daß er inne hielt.

— Nun, Madame, diese Leute würden nicht kommen, um mich bei Ihnen zu sehen, und Ihnen nicht verzeihen, daß Sie mich empfangen; Sie würden verlegen sein, es mir zu sagen, aus Furcht, mich zu verletzen, und ich will es Ihnen lieber selber sagen, um Ihnen zu beweisen, daß dies mich durchaus nicht verletzt. Wir werden »die Hochzeit des Figaro« tête-à-tête lesen, wenn es Ihnen gefällig ist.

Ich war entzückt darüber und gestand ihm, daß er mich in der That von einer großen Verlegenheit befreie. Wir lachten mit einander darüber, und wenn meine Freunde mich gehört hätten, würden sie ihr altes Lied über meine unüberwindliche Vorliebe für die Papierkratzer angestimmt haben. Ich bin genöthigt, es zu gestehen, diese Leute gefallen mir im höchsten Grade.

Beaumarchais erzählte mir seine Lebensgeschichte; sie ist sehr interessant und eigenthümlich. Sein Talent für die Musik und sein Geist, vereint mit seinen physischen Vorzügen, trieben ihn aus der Werkstatt seines Vaters, wo er indessen eine große Geschicklichkeit gezeigt, da er eine neue Art von Hemmung erfunden hat, welche man beibehalten. Er wurde den Prinzessinnen von Frankreich vorgestellt, die von ihm bezaubert waren und Unterricht bei ihm haben wollten. Er unterrichtete sie im Harfenspiel und unterwies sie im Singen; doch profitirten sie nicht viel, besonders Madame Victoire nicht, welche die schlechteste Stimme und das schwächste musikalische Gehör im Königreiche hat. Diese Damen sprachen mit der Königin von ihm, und die Königin ließ ihn kommen, um ihr auf dem Clavier vorzuspielen. Er gefiel ihr und sie empfing ihn auf vertrauliche Weise. Die Intrigue mischte sich ein, man setzt Himmel und Erde in Bewegung, man bewirkte, daß er fortgeschickt wurde. Er hatte viel Kummer davon und sprach

nur mit dem größten Respect von der Königin. Es ist eine Eifersucht der Hofleute, die ihn entfernt hat; er sagte mir indessen nichts über ihre Person und begnügte sich damit, zu lächeln, als ich einige Namen aussprach.

Ich habe also diese »Hochzeit des Figaro« gehört, und ich könnte viel darüber sagen, es ist ein Feuerwerk des Geistes, es ist glänzend und blendend, es ist eine Verwicklung, die nur sich selber gleicht, und die man nicht definiren kann, die man kennen muß. Dem Grundsätze nach ist es verwerflich; wenn ich der König wäre, so sollte dieses Stück nie aufgeführt werden. Man wird sehen, daß die Edelleute darauf dringen werden, daß man es aufführt, sie werden über sich selber lachen. Ich kenne sie wohl.

— Herr von Beaumarchais, Sie sind ein Mann von seltenem Geiste, und ich bin von einer Sache sehr überzeugt, nämlich, wenn Sie der Herzog von Aumont oder der Herzog von Choiseul wären, würden Sie dieses Stück nicht geschrieben haben.

— Und ich bitte Sie, zu glauben, wenn ich die Ehre hätte, der Herzog von Aumont oder der Herzog von Richelieu zu sein, würde es nie aufgeführt werden.

— Ich glaube es wohl, versetzte ich, sonst würde Herr von Beaumarchais dieses gute Jahrhundert nicht so vollkommen gekannt haben mit seinen Mißbrauchen und Lächerlichkeiten.

— Madame, wir gehen einer Revolution entgegen, und wenn der Adel es wollte, wäre es noch Zeit, es zu verhindern.

— Sein Sie ruhig, mein Herr, er wird es nicht verhindern. Er wird geben, was man nicht von ihm verlangt, und verweigern, was er bewilligen sollte. Die jungen Edelleute haben sich an der Philosophie und den englischen Ideen überfüllt und wohlgermerkt überall das Schlechte herausgesucht.

— Ah! Madame, sie können nicht anders. Erlauben Sie mir eine Bemerkung: Sie setzen mich sehr in Erstaunen, ich hielt Sie für eine Philosophin.

— Mein Herr, ich habe die Philosophen zu sehr in der Nähe gesehen, um mich den Ansichten dieser Leute hinzugeben. Jeder Geist, der sie kennt, wie ich, muß so handeln. Welches Geschlecht! Frankreich muß sich von ihnen an der Nase herumführen lassen.

— Sie sind indessen doch die Freundin des Herrn von Voltaire?

— Voltaire ist kein Philosoph nach Art dieser Herren, ich versichere Ihnen, daß er über sie spottet, und man glaubt es nicht.

Beaumarchais blieb bis zu dem Augenblick bei mir, wo unsere Gäste zum Souper ankamen. Wir hörten eine Carrosse im Hofe.

— Madame, sagte er lachend zu mir, ist in dieser Wohnung nicht eine kleine Thür oder eine Hintertreppe?

— Wie, mein Herr, Sie wollen unentdeckt von mir gehen! Wenn Herr Walpole Sie hörte, würde er spotten und sagen, daß ich romanhaft sei. Viard wird Sie unter einer Bedingung führen, nämlich, daß Sie bald wiederkommen.

Er hat mir es versprochen, und ich glaube, daß er Wort halten wird, denn wir haben gegenseitig Gefallen an einander gefunden. Was man auch sagen möge, dieser Mann ist gut für die, welche er liebt. Er hat Galle gegen seine Feinde, was kein Verbrechen ist. Sein Leben ist ein Kampf und er bedient sich seiner Waffen, thut er Unrecht? Ich glaube es nicht.

Ich habe ihm einen Brief an Voltaire gegeben, welcher eifersüchtig ist und ihn nicht behandelt, wie er es sollte.

Die großen Männer haben ihre Kleinheiten.



## Dreizehntes Kapitel.

Ich habe von Voltaire gesprochen, er ist in Paris.

Man hatte ihn uns seit langer Zeit angemeldet, diesmal ist es keine Chimäre, er wohnt bei dem Marquis von Billette auf dem Quai des Theatins. Es ist die Neuigkeit bei Hofe und in der Stadt; wenn der Kaiser von China hier ankäme, würde er nicht diese Wirkung hervorbringen; man geht auf diesen Quai und gafft zu seinem Fenster hinauf, die Pariser sind Schwachköpfe.

Er kam am 10. Februar um halb fünf Uhr an; ich werde mir keine Muthmaßungen mehr erlauben, denn ich hatte geglaubt, daß er nie zurückkehren würde. Er hat Madame Denis und Frau von Billette bei sich. Ich schickte am Morgen Viard mit einem kleinen Auftrage zu ihm, worauf er mir antwortete:

— Ich komme todt an und will mich nur wieder beleben, um mich der Frau Marquise Du-Deffand zu Füßen zu werfen.

Er empfing an demselben Tage mehr als dreihundert Personen, und ich hütete mich wohl, mich unter diese Menge zu mischen, denn ich hätte ihn doch nicht nach Gefallen sehen können, und ich hatte keine Lust, im Vorzimmer zu bleiben. Ich werde mich nicht damit unterhalten, die Thaten und Handlungen Voltaire's während seines hiesigen Aufenthalts zu erzählen. Es wird genug besoldete Geschichtschreiber geben, um sie der Nachwelt zu überliefern: ich will nur berichten, was mich betrifft.

Lekain war gerade am Tage vor seiner Ankunft gestorben, er hatte also nicht die Genugthuung, sein Stück von ihm spielen zu sehen. Nach meiner Meinung und nach der Meinung vieler Anderer verlieren die Stücke Voltaire's ohne Lekain die Hälfte ihres Werthes.

Ich ging also zu Voltaire, nachdem ich das Gedränge sich hatte verlaufen lassen. Er ist sehr verändert, hat sehr gealtert, wie man mir wenigstens sagt, er hat nur noch sein Lächeln und dieses Auge, welches nie erlöschen wird, selbst nicht im Grabe. Er hat mich mit einer außerordentlichen Freundschaft empfangen und ich ihn ebenfalls; wir sind so alte Bekannte und Trümmer eines Jahrhunderts, welches nicht mehr ist.

— Ah! Madame, sagte er zu mir, Sie sind sehr glücklich, nichts mehr zu sehen, Sie würden schlechte Sachen sehen.

— Mein Herr, ich würde Ihren Triumph sehen, und wegen der Freundschaft, die ich für Sie hege, meinen Antheil daran nehmen.

— Mein Triumph wird bald das Grab sein, denn ich kann nicht weiter. Sie überhäufen mich, sie halten mich für unsterblich; ich sterbe schon seit vier und achtzig Jahren, und sie behandeln mich, als wenn ich immer leben müßte.

— Sie werden wenigstens bei uns bleiben?

— Nein, nein, ich bin zu alt, um in acht Tagen den geringen Rest meines Lebens dahinschwenden zu sehen. Ich werde wieder zu meinen Fasten gehen. Sie werden die Probe der »Irene« sehen, die hier vor sich geht? Die Schauspieler thun wir die Gefälligkeit, um halb ein Uhr zu mir zu kommen.

— Ach, mein Herr, das geht nicht an, das ist gerade die Stunde, wo ich zu schlafen anfangen. Ich habe keine Nacht und keinen Tag mehr, Alles ist gleich und der Schlummer kommt, wann er



will; entschuldigen Sie und erlauben Sie mir, daß ich Sie, wenn ich kann, in meinen hellen Stunden aufsuche.

Herr von Beauveau war bei mir, wir blieben nicht lange, der große Mann war schläfrig, ich hob die Belagerung auf und sagte ihm, daß ich am folgenden Tage wiederkommen würde, was ich auch that.

Der Besuch war drollig. Man führte mich ein! es war ein großer, sehr vergoldeter, sehr geschmückte, und sehr prächtiger Salon. Ich fand dort zuerst die wohlbeleibte Madame Denis, seine Nichte eine gute Frau, die nicht übel spricht und die doch nur sehr gewöhnlich und einfältig ist. Sie macht Ansprüche, die zum Todtlachen sind. Sie glaubt der Reflex von Voltaire zu sein und sie ließe sich gern auf demselben Altar anbeten. Sie ließ sich herab, mich mit Freundlichkeit zu empfangen, indem sie zu mir sagte:

— Mein Onkel liebt Sie sehr, Madame.

Ich antwortete mit einem Kompliment, woran sie gern ihren Antheil gehabt hätte, den ich ihr nicht gab.

Neben ihr saß der sogenannte Marquis von Billette. Es ist eine sehr bestrittene Marquiswürde und er selber eine wahre Komödienfigur. Seine Frau ist hübsch und jung, ein geborenes Fräulein von Baricourt und eine Schülerin von Voltaire, die man schön und gut nennt.

Voltaire hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen und ruhte sich aus, nachdem er sein Stück wie ein junger Mann ganz in einem Athem vorgelesen hatte.

— Madame, empfangen Sie die Entschuldigungen meines Onkels, fuhr Madame Denis nach ihrer schönen Redensart fort, seine Kräfte sind erschöpft, er sieht Niemand bei sich, aber er wird Sie empfangen.

— Madame, ich entferne mich, ich will Herrn von Voltaire nicht stören.

— Wir werden es nicht zugeben, recitirte Herr von Billette mit der Miene eines Schauspielers, der sich anstrengt, Herr von Voltaire würde es uns nie verzeihen.

Ich mußte mich niedersetzen und die Unterhaltung begann, doch verbreitete sie sich nur über Voltaire. Ich bemerkte, daß Madame Denis sich mit dem Idol verwechselte und die Hälfte von Allem für sich nahm. Wenn sie von ihm sprach, sagte sie immer wir und zwar mit einer so wohl überzeugten Naivität, daß man es ihr nicht übel nehmen konnte. Der Marquis von Billette wiederholte bei jedem Worte:

— Mein berühmter Freund!

Es war durchaus und in jeder Hinsicht der Marquis von Mascarille. Dieses kleine Fräulein von Varicourt schien mir diesem Manne geopfert zu sein, der nicht so viel werth war, wie sie. Ihre Lebensgeschichte ist romantisch, ihr Gemahl veranlaßte sie, sie in dieser Sitzung zu erzählen, und dies war Alles, was mich bei diesem Besuche interessirte. Ich will noch einige kleine Umstände zu dieser Geschichte hinzufügen, die ich von Voltaire selber erfahren habe, der sich wohlverstanden über den Marquis lustig machte. Und über wen machte er sich nicht lustig?

Herr von Varicourt, welcher Gardeofficier war, hatte zwölf Kinder und kein Vermögen, Es mußten daher einige ins Kloster gebracht werden, besonders diese, die keine Hoffnung hatte, sich zu verheirathen. Die Söhne schlugen sich immer besser durch, als die Töchter. Das Fräulein von Varicourt hatte sich hohe Dinge in den Kopf gesetzt und sie liebte das Kloster nicht; sie suchte ein Mittel, es zu vermeiden, und fand kein anderes, als an Voltaire zu schreiben und ihn zu beschwören, ihr zu Hilfe zu kommen.

Her Brief war gut stylisirt und voll Herz, er hatte Mitleid mit ihr, ging zu Madame Denis und sagte ihr, er wolle dem Teufel diese Seele entreißen, die man Gott zu weihen vorgebe. Er forderte das Fräulein von Varicourt auf, zu ihm zu kommen, fand sie bezaubernd und nahm sich vor, sie gut zu verheirathen.

Der Zufall führte den Marquis von Billette, die eitelste und einfältigste Person von diesem philosophischen Zirkel, nach Ferney. Er besitzt ein sehr großes Vermögen; er fand den Schützling Voltaire's sehr liebenswürdig und machte sich einen Ruhm daraus, ihr seinen Namen zu geben. So hoffte er auf die Nachwelt zu kommen, und er wird es; dies war das einzige Mittel, auf den Flügeln Voltaire's dahin zu gelangen. Ich bitte zu glauben, daß dieser Ausdruck von dem erwähnten Marquis herrührt, ich erlaube mir keinen von solcher Stärke.

Als diese Geschichte erzählt war, wollte ich mich entfernen, doch man hielt mich zurück; man ließ Voltaire sagen, daß ich da sei, er schickte mir Verse, ich las sie oder ließ sie mir vielmehr vorlesen, und Herr von Billette begann eine Dithyrambe; man kann sich die Verehrung dieses alten Skeletts, dessen Geist selbst die Todten belebt, nicht vorstellen.

Seine »Irene« beschäftigte ihn allein: es war ein sehr schlechtes Stück, worin man ihn so zu sagen nicht wiederfindet, worin aber von Zeit zu Zeit einige schöne Verse vorkommen. Endlich kam er, als ich von der Madame Denis und dem Herrn von Billette eine Unverdaulichkeit, zu empfinden begann. Er kam mit ausgebreiteten Armen, und dem Ausrufe auf dm Lippen:

— Ah! Madame, verzeihen Sie mir, ich dictirte einige Verse, denn man fordert eine Veränderung in der Irene; diese Schauspieler sind nie mit ihren Rollen zufrieden. Es ist eine einfältige Brut, es ist traurig, daß man seine Stücke nicht selber spielen kann, es würde viel besser gelingen.

— Sie nennen das sich ausruhen?

— Ohne Zweifel, ich ruhe mich aus, indem ich arbeite, ein alter Biedermann, wie ich bin, hat keine Zeit zu verlieren. Ich begreife Sie nicht, Madame, Sie verlassen mich, Sie geben sich der Welt hin und vergessen Ihre Freunde; während dieser Zeit nimmt alle Welt meine Zeit in Anspruch, bis auf die Priester.

— Die Priester!

— Ohne Zweifel, Marquis, ich bin erschöpft; erzählen Sie der Dame von dem Briefe des Abbé Gauthier.

— Madame, es gibt einen Abbé Gauthier, welcher Kaplan der Unheilbaren ist; er hat an Herrn von Voltaire einen Brief geschrieben, vermöge dessen —

— Marquis, fiel er ein, wenn wir bei vermöge dessen und von wegen dessen stehen, werden wir nicht zu Ende kommen, ich werde besser thun, es selber zu erzählen. Dieser Abbé Gauthier ist also der Kaplan der Unheilbaren, er war, wie Sie eingestehen werden, der Einzige in ganz Paris, an den ich mich wenden konnte. Sein Sie ruhig, diese Welschen werden ihre Glossen darüber machen.

— Sie haben nicht verfehlt. Die Epigramme verbreiten Ich durch ganz Paris.

— Dieser Abbé hat mir also einen sehr anständigen. Brief geschrieben, und um besser über seinen Styl urtheilen zu können, ist hier eine Abschrift. Nehmen Sie und lesen Sie. Diese Abschrift ist ein historisches Actenstück.

»— Man kann nicht mehr Freude empfinden, Sir zu sehen, als ich habe, mein Herr; ein Mann, wie Sie kann den Eifer nicht bezweifeln, den man anwendet, um ihn kennen zu lernen.

Bewilligen Sie mir die Erlaubniß, zu kommen und Sie zu begrüßen. Es sind dreißig Jahre, daß ich Priester bin, ich bin zwanzig Jahre bei den Jesuiten gewesen, ich werde geachtet und geehrt von Seiner Eminenz dem Erzbischof; ich verwalte mein Amt in verschiedenen Pfarren von Paris, und ich biete Ihnen meine Dienste an. Welche Ueberlegenheit Sie auch vor anderen Menschen haben mögen, so sind Sie doch sterblich wie sie: Sie sind vier und achtzig Jahre alt, Sie können schwer zu überstehende Augenblicke voraussehen, wobei ich Ihnen nützlich sein könnte, wie ich es dem Herrn Abbé Lattaignant bin, der noch älter ist, als Sie, und ich werde heute mit ihm zu Mittag speisen und trinken erlauben Sie mir, Sie zu besuchen.

— Nun, mein Herr, was haben Sie gethan?

— Er ist mehrmals gekommen, dieser wackere Abbé Gauthier, er ist für mich eine Fügung der Vorsehung in Beinkleidern und Priesterkragen, er schützt mich vor dem Scandal und vor der Lächerlichkeit. Und jetzt, da ich die Abbés sehe, wird es mir erlaubt sein, auch etwas Anderes zu sehen, davon bin ich überzeugt. Denken Sie es nicht auch, Frau Marquise?"

Seine Lieblingsidee war, nach Versailles zu gehen, den König, die Königin und die Prinzen zu sehen; ich wußte, daß es ihm nicht gelingen würde; ich wollte ihn nicht enttäuschen, ich antwortete ihm, daß ich es hoffe, wie er, er sah an meinen Lippen, daß ich mich erklären sollte.

— Mein Herr, sagte ich zu ihm, die Königin, Monsieur und der Graf von Artois haben große Lust, Sie zu sehen, die Prinzessinnen und Madame Elisabeth machen das Zeichen des Kreuzes, wenn man Ihren Namen ausspricht.

— Und der König?

— Der König folgt den Instructionen seines Beichtvaters, wie ein guter Bürger. Stehen Sie gut mit dem Beichtvater? das ist die Frage.

— Und der Abbé Gauthier, glauben Sie, daß er zu etwas Anderem dient? Denken Sie, daß ich ihn wegen des Vergnügens, seinen Chorrock anzusehen, in meiner Nähe behalte?

— Dann, mein Herr, wenn der Abbé Gauthier etwas vermag, so bedürfen Sie sonst Niemandes.

— Ei! Sie werden sehen! ich weiß vorher den Empfang, der meiner in Versailles wartet. Der König wird nicht mit mir sprechen, Monsieur wird nur zu viel mit mir sprechen, die Königin wird lächeln, der Graf von Artois wird scherzen, und Alles ist geschehen.

— Und wegen eines so unbedeutenden Zweckes geben Sie sich so viele Mühe! O! mein Herr, ich begreife Sie nicht.

Er hatte seine Kleinheiten im höchsten Grade, die Gunst der Großen war stets sein Streben, und er schmeichelte ihnen aus allen Kräften. Auch war Voltaire der Kontrast und das lebendige Heilmittel seiner Lehre, wie ich ihm und seiner philosophischen Livree wohl hundertmal gesagt habe. Er selber lachte darüber, die Anderen geriethen in Zorn.

— Voltaire ist zu reich, wiederholte mir d'Alembert, was würde er nicht auf einer Dachstube geschrieben haben!

Der Marschall von Richelieu kam und ich wollte die Sitzung aufheben, Voltaire bewog mich mit Gewalt, mich wieder zu setzen.

— Bleiben Sie, bleiben Sie, Madame, Sie und mein Held, mein Alcibiades, Sie sind, was ich am meisten auf der Welt liebe, meine Zeitgenossen. Wir sind unserer Drei von gleichem Alter, frisch und gut aufgelegt, man ist glücklich, sich so zu finden, wenn man sich seit so langer Zeit kennt.

— Der Herr Marschall und Sie, mein Herr, sind jung, versetzte ich, Sie machen Tragödien wie im zwanzigsten Jahre, der Herr Marschall verheirathet sich, wie im dreißigsten, aber ich, ich bin eine arme Blinde, die ihrem Ende nahe ist.

— Madame, Sie haben mehr Geist, als wir, und wenn Sie Ihr Gesicht mit dem unsrigen vergleichen könnten, würden Sie noch Launen der Koquetterie haben, und Sie können sie sich erlauben.

Glücklicherweise weiß ich, woran ich mich zu halten habe, und diese Schmeicheleien erreichen mich nicht, Ich antwortete dem alten Marschall nichts. Voltaire sprach von etwas Anderem. Was in dem Augenblick die Welt beschäftigte, war das Duell des Grafen von Artois und des Herzogs von Bourbon wegen eines Maskeradenabenteuers mit der Herzogin von Bourbon, die sich dergleichen nicht nehmen ließ und ihre angenehmen Ueberlieferungen aus der Regentschaft beibehielt.

Ich werde diese Geschichte nicht erzählen, man spricht noch davon und betäubt mir die Ohren damit. Alle Neuigkeitskrämer sind voll davon, und ich bin gewiß, daß hundert verschiedene Berichte darüber verbreitet werden. Hie Prinzen sind jung, und sie amüsiren sich; haben wir uns denn nicht alle amüsirt? So viel ist gewiß, daß alle ihre Pflicht gethan und in keiner Weise dem Blute Heinrich des Vierten Schande gemacht haben, und was wollen wir mehr?

Ich ließ Voltaire mit dem Sieger von Mahon zurück und ging, um bei der Marschallin von Luxembourg zu soupiren, wo man von diesen beiden Trümmern sprach und mich bewegen wollte, von ihnen zu reden; aber ich schwieg — ich bin keine Zeitung.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Man hat Voltaire zu sehr in Anspruch genommen; er unterlag endlich und wäre beinahe am Blutbrechen und an seiner Tragödie gestorben. Tronchin hat ihn behandelt und gerettet; aber er hat eine Ankündigung seines Todes gehabt. Er verfehlte nicht, sich in diesem Augenblick des Abbé Gauthier zu bedienen, und hier ist noch ein historischer Beweis dafür. Die Philosophen waren nahe daran, vor Wuth in die Pflastersteine zu beißen. Ihr Patriarch, ihr Gott gab ihren Grundsätzen eine solche Ohrfeige. Wenn er gestorben wäre, würde man seinem Begräbnisse Hindernisse in den Weg gestellt haben: das war es gerade, was er nicht wollte, denn das erste Wort, welches er mir nach seiner Genesung sagte, war:

— Frau Marquise, Sie wissen, was ich gethan habe. Ich wollte nicht, daß man meinen Körper auf den Schindanger werfen möchte.

Diesmal ist er gegen alle Erwartung davon gekommen. Ein junger Mann würde daran gestorben sein, und wenn er seine Kräfte nicht verbraucht hätte, würde er noch leben. Folgendes ist das berühmte Document, welches so viel Aufsehen gemacht hat:

*»Ich Unterzeichneter erkläre, da ich seit vier Tagen im Alter von vier und achtzig Jahren an Blutbrechen leide und mich nicht in die Kirche habe schleppen können und der Pfarrer von Saint-Sulpice zu seinen guten Werken das hat hinzufügen wollen, den Priester Abbé Gaurbier zu mir zu schicken, daß ich ihm gebeichtet habe, und wenn Gott über mich verfügt, sterbe ich in der heiligen katholischen Religion, worin ich geboren bin, indem ich von der göttlichen Barmherzigkeit hoffe, daß sie mir meine Fehler vergeben wird, und wenn ich die Kirche geschmäht habe, bitte ich Gott und sie um Vergebung.*

Unterzeichnet: Voltaire.

*»Den 2. März im Hause des Herrn Marquis von Villette, in Gegenwart des Herrn Abbé Mignot, meines Neffen, und des Herrn Marquis von Villevieille, meines Freundes.«*

Ich versichere, daß er sich nach seiner Herstellung seines Schreckens sehr schämte, und daß er gern dieses Blatt aus seinem Leben herausgerissen hätte, und wenn er theuer dafür hätte zahlen müssen. Er that natürlich nichts dabei, und stellte das Bild eines Mannes dar, der Furcht vor dem Teufel hat, nachdem er sein Lebenlang gepredigt, daß es keinen Teufel gebe.

Man spielte sein Stück und er hatte einen persönlichen Triumph; das Stück selber war abscheulich und man duldete es seinetwegen. Er besuchte mich, mit seinen Lorbeeren bekränzt, und war so liebenswürdig, wie in seiner Jugend. Wir unterhielten uns von unseren Erinnerungen, und davon hatten wir seit so vielen Jahren zu sprechen. Er war bezaubernd.

— Madame, wir werden uns künftig oft sehen sagte er zu mir, als er mich verließ. Ich habe ein Haus im Stadtviertel Richelieu gekauft, dort werde ich acht Monate des Jahres und vier in Ferney zubringen. Dieses Volk überhäuft mich mit Lobsprüchen, folgt mir in den Straßen und ruft mir nach.

— Mein Herr, Sie haben viel Gutes gethan, und. das ist noch besser, als viel Geist zu haben.

— Ah! Madame, Sie schmeicheln mir auch. Alte Freunde, wie wir, sind einander Wahrheit schuldig.

— Mein Herr, zahlt man denn Alles, was man schuldig ist?

Mit diesen schönen Plänen verließ er mich, und ich habe ihn nicht wiedergesehen.

Drei Tage später wurde er wieder krank, und man verschwieg es wegen der Beichte und der Priester, und weil man ihn nicht wieder von vorn anfangen lassen wollte. Man erfuhr seinen Tod erst später, und der Abbé Mignot brachte seine Leiche weg; er fürchtete Schwierigkeiten und würde sie auch gewiß gehabt haben. Er ließ ihn in seiner Abtei begraben, auch wurden der Abbé und seine Mönche darüber getadelt.

Was man nicht vorausgesehen hatte, war, daß der Lärm wegen dieses Todesfalles sogleich verstummte. Es war eine Explosion wie bei einem Feuerwerk, welche sogleich vorüber ist. Ich hatte einen Augenblick sehr großen Traurigkeit, wovon ich mich wie immer dadurch befreite, daß ich mich mit etwas Anderem beschäftigte.

Es ist mir noch ein Abenteuer begegnet, und da es in meinem Alter selten ist und wahrscheinlich das letzte sein wird, so will ich es erzählen. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß ich es aufgesucht habe, denn es betrifft Leute, die ich wenig kenne, und zu welchen ich nur ziemlich seltene gesellschaftliche Beziehungen hatte: doch es ist so, und es ist gegen die Thatsachen nichts einzuwenden.

Vor acht Tagen trat das Fräulein Sanadon, meine Gesellschafterin, mit vorsichtigen Schritten bei mir ein; ich war im Bette, ich schlief nicht, ich träumte von diesem langen Leben, welches nicht endet. Sie fragte mich mit ihrer Kopfstimme, ob ich aufgelegt sei, zuzuhören.

— Ohne Zweifel, mein Fräulein. Was gibts?

— Madame, es ist ein junges Mädchen da,

— Nun?

— Sie scheint sehr interessant und will mit Ihnen reden, aber mit Ihnen allein.

— Es ist vielleicht eine heimliche Bettlerin; geben Sie ihr etwas und lassen Sie mich in Ruhe.

— Nein, Madame, sie verlangt nichts, sie ist sehr gut gekleidet, aber sie ist traurig, und sie weint.

— Was kann ich dabei thun? fragte sie.

— Sie will es nur Ihnen anvertrauen, Madame.

— So möge sie denn eintreten. Es wird irgend ein einfältiges Mädchen sein, welches mit ihrem Kinde in Verlegenheit ist; sie muß es ins Findelhaus bringen, Saint-Vincent de Paul hat es für dergleichen Mädchen gegründet.

Das junge Mädchen trat ein und blieb an der Thür stehen, ich hörte einen beklemmten Athemzug und ein Schluchzen; dies verursachte mir einen unvorhergesehenen Kummer, denn ich bin nicht gern Zeuge vom Leiden Anderer. Ich rief ihr zu, näher zu treten, und sie kam langsam.

— Haben Sie keine Furcht, mein Fräulein, ich bin sehr alt und blind, aber ich bin nicht böse.

— Ich weiß es wohl, Madame, deshalb komme ich zu Ihnen.

— Ich kann Ihnen also nützlich sein?

— O! Madame, Sie können meiner Mutter das Leben retten.

Ihr armes Herz schwoll und sie brach in einen Thränenstrom aus, ich ließ sie erst ruhig werden und bat sie dann, sich auszusprechen.

— Madame — Madame! ich bin ein natürliches Kind —

— Ah! versetzte ich, quälen Sie sich nicht darum, es gibt noch viele andere.,

— Ah, Madame! ich achtete, ich verehrte meine Mutter, ich betete sie an, ich hatte keine Ahnung von ihrem Fehler —

Und sie weinte.

— Sie müssen sie immer anbeten, verehren und achten, mein liebes Kind, man weiß niemals, wie die Fehler geschehen, und überdies kann man die Fehler meiner Mutter nicht besprechen.

— Ich weiß es, Madame, aber es ist sehr hart, das ist gewiß.

— Mein Fräulein, sollten Sie fromm und unduldsam sein?

— Madame, ich habe nicht das Glück, fromm zu sein, ich folge meiner Religion so gut ich kann, aber die Anderen zu beschuldigen, davor wolle Gott mich bewahren! ich bin nicht vollkommen, ich kann sündigen und bedarf der Nachsicht; warum sollte ich also meine Nachsicht meinen Brüdern in Christo verweigern?

Sie sagte mir diese Worte wie ein artiges kleines Mädchen in einem Tone, der mich rührte.

— Beenden Sie doch Ihre Mittheilung, mein Kind, erzählen Sie mir Ihre Geschichte, und sagen Sie mir, wie ich Ihnen in irgend etwas dienen kann.

Folgendes erzählte sie mir:

— Madame, wir wohnen sehr nahe bei diesem Hause in der Rue du Bac; meine Mutter ist Weißnäherin und hat mich in ihrem Geschäfte unterrichtet, wir haben eine kleine Rente, und wir verdienen unseren Lebensunterhalt und bedürfen keines Menschen, um uns in dieser Hinsicht zu unterstützen. Ich bin gut erzogen, ich weiß mehr, als ein Mädchen meines Standes gewöhnlich lernt. Meine Mutter ist nicht immer Näherin gewesen, Madame, sie ist die Tochter eines Edelmanns, in Saint-Cyr, und sehr unglücklich, so viel kann ich Ihnen versichern.

— Ist es möglich, mein Fräulein! und was bat denn diese unglückliche Person dahin geführt?

— Das ist es, was ich heute weiß, aber vor zwei Tagen noch nicht wußte, Madame. Ich war der Meinung, daß meine Mutter die Wittwe eines Schneiders sei, wie sie mir gesagt hatte; ich glaubte, daß sie die Tochter eines Wollhändlers sei, und nie war mir der Verdacht einer andern Herkunft eingefallen. Um ihre Erziehung zu erklären, hatte sie mir von einer reichen Pathin gesprochen, die sie erzogen hätte, und die ihr Geschmack und. Gewohnheiten eingeflößt, die über ihre Geburt hinausgingen. Sie beklagte es mit mir, und doch konnte sie nicht umhin, mich in dem zu unterrichten, was sie wußte.

— Das ist sehr natürlich.

— Wir haben in der Verborgenheit gelebt, nicht glücklich, aber ruhig und bequem, ohne Erschütterungen und ohne Schmerzen. Wir sehen nur wenige Nachbarn bei uns, und auch die nur selten, und auf kurze Zeit, dann war der Herr Pfarrer von Saint-Sulpice sehr gut gegen uns. Vor acht Tagen ging meine Mutter aus — sie ging alle Monat einmal ohne mich aus und kehrte mit der kleinen Summe zurück, die den größten Theil unserer Einnahmen bildet. An diesem Tage kehrte sie später, als gewöhnlich zurück, so blaß, so kummervoll, daß ich eine schreckliche Furcht empfand und nicht umhin konnte zu weinen. Ich bemühte mich um sie, sie konnte kaum sprechen, sie warf sich mir um den Hals und brach in Thränen aus.

— Mein Kind! wiederholte sie, mein armes Kind! Ich mochte sie befragen, wie ich wollte, ich brachte nicht mehr von ihr heraus; sie rang die Hände, dann faltete sie sie, bat Gott und auch mich um Vergebung.

— Ach! begann sie, getäuscht, getäuscht! wer hätte es gedacht!

— Ach! mein Fräulein, man muß immer gewärtig sein, getäuscht zu werden. Es ist ein Dienst,

den wir einander wechselseitig leisten. Wer ist, der nicht täuscht, und wer ist, der nicht getäuscht wird in dieser Welt.

Diese Wahrheit erschien ihr entweder grausam oder zweifelhaft; sie sah mich einen Augenblick unentschlossen an, dann versetzte sie:

— Meine arme Mutter sah die Sache offenbar nicht wie Sie an, Madame; es währte sehr lange, bis sie ihr Bewußtsein wieder erhielt, und ich konnte keine Erklärung von ihr herausbringen. Endlich beruhigte sie sich ein wenig, das heißt, das Leiden des Körpers gewann die Oberhand über das des Geistes, es begann eine wirkliche Krankheit, aber ihre Vernunft und ihr Herz kehrten ihr zurück, um sich mit ihr zu verständigen.

Sie schämte sich sehr über das, was sie mir zu sagen hatte, sie fühlte, daß sie es thun müsse, und nachdem sie versucht hatte, sich mir zu Füßen zu werfen, und ihr Gesicht in ihrem Bette verbarg, kam sie damit zu Stande, mir ihre Geschichte zu erzählen.

Als meine Mutter aus Saint-Cyr kam, ging sie zu einer Verwandten aufs Land in der Nähe von Fontaine-bleau, sie war eine Waise und ohne Vermögen, sehr schön, sehr gut und sehr liebevoll. Diese Verwandte, welche sie aufgenommen hatte, ließ sich ihre Gastfreundschaft durch ihre Thränen bezahlen und machte eine wahre Märtyrin aus ihr, Sie sah Niemand, hatte keine Gesellschafterin oder Freundin und arbeitete vom Morgen bis zum Abend.

Eines Tages, oder vielmehr eines Abends, bat ein Herr, der sich bei einem Ungewitter auf der Jagd verirrt hatte, um die Gastfreundschaft des kleinen Hauses. Er wurde dort mit Vergnügen von der Herrin empfangen, die bezaubert war, sich darzustellen und ihre Kenntniß der Gebräuche der Welt zu zeigen. Er war nicht mehr jung, doch hatte er einen bezaubernden Geist, ein verführerisches Wesen und Benehmen; obgleich er sehr einfach gekleidet war, glich er einem vornehmen Herrn. Er zeigte sich aufmerksam gegen meine Mutter, machte der alten Dame noch mehr Complimente, und nannte, wohl verstanden, seinen Namen. Es war ein Edelmann, ein Verwandter und Freund des Oberjägermeisters, der von Zeit zu Zeit mit ihm ein Reh oder ein wildes Schwein jagte, wenn Seine Majestät nicht in seiner königlichen Residenz war, was oft geschah.

Er gefiel den beiden Klausnerinnen sehr, bat um die Erlaubniß, wiederkommen zu dürfen, benutzte dieselbe, machte meiner Mutter den Hof, ohne daß ihre Tyrannin es wußte, bemerkte bald ihr Unglück und benutzte diese Kenntniß, um sie zu Grunde zu richten, Er beklagte sie, versuchte sie zu trösten, sprach ihr von der Ehe vor, schwur ihr zu, daß er sie heirathen würde, und als meine Mutter ihm die Versicherung gab, daß ihre Verwandte nimmermehr einwilligen würde, sagte er:

— Nun gut, wenn sie ihr Opfer trotz Allem behalten will, so werden wir sie zwingen; ich werde Sie entführen, und hernach kann sie Ihnen ihre Zustimmung nicht verweigern.

Meine Mutter wollte es nicht, sie widerstand lange; endlich kam der Verführer gerade in einem Augenblick, wo sie eine entsetzliche Scene gehabt und fast den Kopf verloren hatte, er benutzte den Umstand und führte sie mit sich.

---



## Fünfzehntes Kapitel.

Es war Nacht, sie entflohen wie Räuber. Der künftige Gatte führte seine Eroberung nach Paris in die Mitte des Marais, er brachte sie in einem Hause unter, mit einer alten Frau, um sie zu bedienen, und besuchte sie alle Tage, indem er sorgfältige Vorsichtsmaßregeln anwendete. Er wußte mehr und mehr das Herz meiner armen Mutter zu gewinnen, bis er wahrhaft von ihr geliebt wurde, zuerst aus Erkenntlichkeit und dann aus einem Zuge des Herzens, denn ungeachtet seines Alters war er nicht wenig verführerisch.

Er fand jeden Tag neue Gründe, um die eheliche Verbindung weiter hinaus zu schieben. Es fehlte an den nöthigen Papieren, es waren Formalitäten zu erfüllen, man mußte um die Einwilligung der Verwandten anhalten, noch ein Geschäft beseitigen, er benahm sich so geschickt, daß er das junge Mädchen zu bereden mußte und daß ich auf die Welt kam, ehe der Priester diese Verbindung gesegnet hatte, die nie geschlossen werden sollte. Endlich entdeckte meine Mutter, daß er sie täusche; sie verlangte eine Erklärung, die ihr nicht verweigert wurde, die ihr aber einige Auskunft über den Charakter des Mannes gab, dem sie angehörte. Er gestand ihr ein, daß er sie verführt habe, daß er nicht frei sei, daß seine Frau, älter, als er, und altersschwach, noch auf der Welt sei, aber nicht lange leben könne, und daß er sie heirathen werde, sobald seine Kette gebrochen sei, indem sie zu leiden aufgehört.

Ach! sie glaubte ihm wieder und verzieh ihm. Sie liebte ihn! Seit meiner Geburt liebte sie ihn noch mehr, der Gedanke, ihn zu verlieren, war ihr schrecklich. So lebte sie zwei Jahre, indem sie immer hoffte und wartete, sah Niemand, als ihren Geliebten und ihre alte Dienerin, beschäftigte sich allein mit mir und ging nur aus, um die Kirche zu besuchen. Ungeachtet ihres Fehlers war ihr Trost und ihre Hoffnung auf Gott gerichtet. Eines Morgens sollte mein Vater kommen, er kam aber nicht — sie blieb acht Tage ohne Nachricht, da sie sich nirgends erkundigen konnte; sie wußte seine Wohnung nicht, sie wäre vor Unruhe fast gestorben. Endlich kam ein Brief, er war von Bordeaux datirt. Er wäre genöthigt gewesen, plötzlich abzureisen, er wisse nicht, wann er zurückkehren werde, doch wenn sie an einen Ort gehe, den er ihr bezeichnete, würde sie ausführliche Auskunft über ihn erhalten, Sie können sich vorstellen, daß sie sogleich dorthin lief!

Es war ein Geschäftsmann, an den man sie verwiesen hatte. Er nahm eine mitleidige Miene an, worüber meine Mutter sehr erschrak. Er erzählte ihr endlich, daß Herr von Bellefontaine, ein nicht reicher, aber sehr talentvoller Edelmann, sich dem Verdachte der böswilligen Nachrede über Frau von Pompadour ausgesetzt habe, da er gewagt, übel von ihr zu reden, und wenn ihn nicht ein Freund noch zur rechten Zeit benachrichtigt hätte, würde er schon unter den Schlössern und Riegeln der Bastille sein, Anfangs genöthigt, sich zu verbergen und dann sein Vaterland zu verlassen, habe er nur so viel Zeit gehabt, diesen Geschäftsmann mit der Sorge für unsere Subsistenz zu beauftragen: jeden Monat würde er uns so viel zukommen lassen, um unsere Bedürfnisse zu bestreichen, während wir die Rückkehr und die Freiheit meines Vaters erwarteten. Sie glaubte es noch, indem sie in Verzweiflung gerieth, aber ihr Vertrauen war nicht erschüttert, sie weinte sehr, sagte, sie wolle zu ihm gehen und man müsse ihr sagen, wo er sei, worauf der Bevollmächtigte antwortete, daß er nicht verfehlen werde, es zu thun.

Man hielt sie lange mit widersprechenden Nachrichten hin, sie hatte die Geduld, zu warten, indem sie Gott jeden Augenblick bat, ihr den Vater ihrer Tochter wiederzugeben und ihr das

Glück zu gewähren, mir einen Namen und Rang zu geben.

Die Monate vergingen; am Ende des Jahres verminderte sich die Pension, der Edelmann war zu Grunde gerichtet. Man mußte die Diener entlassen, und dann, als ich heranwuchs, mußte ich arbeiten. Die Geduld meiner Mutter nahm kein Ende und ihre Resignation gewährte ihr Kräfte. Ungeachtet des Todes der Frau von Pompadour kehrte Herr von Bellefontaine nicht zurück; er hatte tausend Gründe, er versprach immer; sie hoffte und sagte mir nichts, die arme Mutter, sie verbarg mir alle ihre Leiden.

Endlich ging sie vor einigen Tagen wie gewöhnlich, um unsere kleine Pension zu holen. Der Geschäftsmann nahm eine wichtige Miene an und sagte, es wäre Zeit, ihr die Wahrheit zu sagen und sie nicht länger in der Irre herumzuführen. Jetzt wäre ich erzogen, ich bedürfte keines Menschen mehr, ich hätte einen Stand und könnte mit meinen eigenen Flügeln steigen, besonders da ich hübsch wäre, fügte er hinzu.

Mein Vater wäre nicht Herr von Bellefontaine, er wäre eben im Begriff, sich zum dritten Mal zu verheirathen, und unterdrücke alle Pensionen dieser Art. Meine Mutter könne sich als sehr begünstigt ansehen, nie habe er für irgend Jemand gethan, was er für sie gethan, er unterhalte seine Opfer nicht so lange, dazu würde sein Vermögen nicht ausgereicht haben. Jetzt habe er seine Pflicht erfüllt und sie dürfe auf nichts mehr rechnen.

Meine arme Mutter glaubte zu träumen; sie fiel von ihrer ganzen Höhe herunter. Ein solches Vertrauen, eine solche Aufopferung, und so belohnt! Indessen wollte sie Alles wissen, und nach vielem Bitten, erfuhr sie den Namen ihres Verführers. Es war der Marschall Herzog von Richelieu.

— Himmlische Barmherzigkeit! rief ich.

— Ach! ja, Madame und seitdem ist meine arme Mutter dem Sterben nahe. Sie hat geschrieben, oder vielmehr, sie hat mich an den Marschall schreiben lassen, aber keine Antwort erhalten. Der Gedanke, mich ohne Vermögen und Unterstützung zurückzulassen, bringt sie zur Verzweiflung. Sie hat ein Mittel gesucht, bis zu ihm zu gelangen, und da sind Sie ihr eingefallen, Madame, Sie, die Sie ihn kennen, Sie, die Sie so mildthätig sind, wie man in dem Stadtviertel weiß, Sie werden gewiß mit dem Herrn Marschall reden, Sie werden ihn bitten, meiner Mutter die Unterstützung nicht zu entziehen, wovon sie lebte und —

— Nein, mein Kind, nicht an ihn werde ich mich wenden, sondern an seine Gemahlin, an die gute und großmüthige Marschallin, und ich stehe Ihnen für den Erfolg.

— Wie, Madame!

— Lassen Sie mich nur machen, kehren Sie zu Ihrer Mutter zurück und beunruhigen Sie sich um nichts. Morgen werde ich Ihnen wahrscheinlich gute Nachrichten zu geben haben. Kehren Sie um diese Stunde wieder zu mir zurück; ich bin glücklich, Ihnen dienen zu können, es ist ein gutes Werk, welches Gott mir anrechnen wird, da ich so nahe daran bin, zu ihm zu kommen.

— Ach, Madame! er wird Sie noch lange unter uns lassen, damit meine Erkenntlichkeit —

— Reden Sie mir nicht von Erkenntlichkeit; in meinem Alter weiß man, was sie werth ist; an die Ihrige glaubt man noch. Gehen Sie, mein Fräulein, und fürchten Sie nichts mehr. Noch an demselben Abend ließ ich die neue Marschallin von Richelieu bitten, mich besonders empfangen zu wollen. Es ist Frau von Roothe, die Wittwe eines irländischen Officiers, eine sanfte und gute Person, ziemlich unbedeutend, durchaus fähig, durch ihre Sorgfalt die letzten Tage eines Greises zu erheitern. Sie hat mir eine Stunde angegeben, ich habe ihr Alles erzählt und am folgenden

Tage hatte das arme Mädchen nicht nur eine anständige Mitgift, sondern auch die Erlaubniß, sich Fräulein von Bellefontaine zu nennen und sich einen Gatten zu wählen. Man gibt mir die Versicherung, daß der Marschall einen unter der französischen Garde gefunden hat, Sie ist heute gekommen, um mich zu besuchen; sie ist voll Entzücken; ich habe sie aber nicht empfangen, ich bin zu krank, und es ist gewiß das letzte Mal, daß ich schreibe. Mein langes Leben geht zu Ende, ich erlösche, ich fühle es: ich habe diesen Morgen meinen letzten Brief an Herrn Walpole dictirt. Ich hege kein Bedauern, ich bin müde und werde mich vielleicht ausruhen. Uebrigens geht Frankreich dahin und ich will nicht bei seinem letzten Todeskampfe zugegen sein.

»Viard's Brief an Herrn Horaz Walpole.

Paris, den 20. October 1780.

»Sie wünschen von mir Nachricht über die Krankheit und den Tod Ihrer würdigen Freundin, mein Herr. Wenn Sie noch den letzten Brief haben, den sie Ihnen geschrieben hat, so lesen Sie ihn noch einmal, Sie werden darin sehen, daß sie Ihnen ein ewiges Lebewohl sagt, und dieser Brief, glaube ich, ist vom 22. August datirt. Sie hatte damals noch kein Fieber, aber man sieht, daß sie fühlte, wie ihr Ende herannahte, weil sie Ihnen sagt, daß Sie keine anderen Nachrichten mehr von ihr erhalten würden, als durch mich. Ich kann Ihnen den Schmerz nicht beschreiben, den ich empfand, als ich diesen Brief unter ihrem Dictate schrieb; ich war nicht im Stande, ihn ihr wieder vorzulesen, nachdem ich ihn geschrieben hatte; meine Worte waren von Schluchzen unterbrochen. Sie sagte zu mir: »Sie lieben mich also?«

»Diese Scene war trauriger für mich, als eine wahre Tragödie, weil man bei dieser weiß, daß es eine Erdichtung ist, und bei der anderen sah ich nur zu deutlich, daß sie die Wahrheit sagte, und diese Wahrheit durchdrang mir die Seele. Ihr Tod liegt im Laufe der Natur, sie hat keine Krankheit oder wenigstens keine Leiden gehabt. Als ich sie klagen hörte, fragte ich sie, ob sie irgend ein bestimmtes Leiden empfinde, und sie antwortete mir immer: »Nein.«

»Die acht letzten Tage ihres Lebens brachte sie in völliger Lethargie zu. Sie hatte keine Empfindung mehr, und ihr Tod war so sanft wie möglich, obgleich die Krankheit lang gewesen war. Sie wünschte durchaus keine Ehre nach ihrem Tode, mein Herr. Sie hat in ihrem Testamente das einfachste Begräbniß angeordnet. Ihre Befehle sind ausgeführt worden. Sie hat auch verlangt, in der Kirche Saint-Sulpice, wo sie eingepfarrt war, begraben zu werden, und dort ruht sie. Man würde in dem Kirchspiele nicht zugegeben haben, daß ihr nach ihrem Tode irgend eine Auszeichnung zu Theil werde. Diese Herren sind nicht vollkommen zufrieden gewesen; indessen hat ihr Beichtvater sie jeden Tag besucht und hatte ihre Beichte begonnen, aber er konnte sie nicht beenden, weil sie das Bewußtsein verlor, und so konnte sie auch die Sacramente nicht empfangen. Der Herr Pfarrer hat sich vortrefflich benommen, er glaubte nicht, daß ihr Ende so nahe sei.

»Ich werde Tonton — den Hund der Madame Du-Deffand — bis zur Abreise des Herrn Thomas Walpole bei mir behalten. Ich wende die größte Sorgfalt für ihn an, er ist sehr sanft und beißt Niemand; er war nur böse in der Nähe seiner Herrin. Ich erinnere mich sehr wohl, mein Herr, daß sie Sie gebeten, sich nach ihrem Tode seiner anzunehmen.

»Die Frau Marschallin von Luxembourg hat ihre Freundin nicht verlassen.«

Madame Du-Deffand starb am 24. September. Sie hinterließ alle ihre Papiere dem Herrn Horaz Walpole, und ihre Korrespondenz ist bereits veröffentlicht worden.

ENDE

## Fußnoten

- 1 Die Anhänger der neuen Lehren und Wohlthaten, die die sie uns aufgedrungen haben, mögen sich die Mühe geben, diese Stelle in den Memoiren der Madame Du-Deffand mit den vermischten Nachrichten der Tagesblätter zu vergleichen. In jener unglücklichen Zeit war der Selbstmord etwas so Seltenes, daß die ganze Gesellschaft durch den Tod dieser beiden armen Soldaten aufgeregt wurde. Heutiges Tages, da wir von dem schrecklichen Joche, welches auf uns lastete, befreit sind, heutiges Tages, da wir im Fortschritt begriffen sind und die unermeßlichen Wohlthaten dieses so sehr gerühmten Fortschritts genießen, vergeht kein Tag, ohne daß die Zeitungen vier oder fünf Selbstmorde berichten, woran Niemand denkt.